Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Bildnis. Nach der Radierung von Georg Jahn-Loschwitz.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 10, Juni 1901.

AP30
V4
v.15:2
pt. 2

Die vier Glocken des Herrn von Perna.

Roman von

A. von Klinckowstroem.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Da! Nun hast du eine ganz rote Nase. Das ist eine schöne Geschichte. Schau dich 'mal in dem Spiegel, kleiner Affe," sagte Herr von Garto.

Inge lächelte.

„Das ist auch recht der Mühe wert, daß mein Herzblatt sich die Augen aus dem Kopf weint! Wir schicken den jungen Menschen einfach fort, wenn er sich wieder blicken läßt."

„Das wird er wohl nicht thun. Ich war nicht allzu liebenswürdig."

„Verlaß dich darauf, der kommt wieder. Ich schnitt ihm mehrmals das Wort ab, als er gern etwas besonders Schönes gesagt hätte. Du schienst mir einmal ein bißchen in die Enge getrieben, und ich kam dir rasch durch meinen Eintritt zu Hilfe. Ha ha! Wie er innerlich ungeduldig war! Der wird seine Gelegenheit schon wieder abzupassen suchen."

„Ich wollte, er käme nicht mehr."

„Weißt du was, mein Tierchen? Ich nehme dich jetzt mit mir hinaus, und wir speisen irgendwo in einem netten Restaurant zusammen. Zwar besitze ich nur noch sechs Mark als ein und alles, aber ich opfere sie auf dem Altar der Vaterliebe. Es wird sich bis morgen schon eine neue Einnahmequelle finden; ganz umsonst spiele ich nicht mein brillantes Ecarté. Ich kann dich nicht hier allein Trübsal blasen lassen. Komm, meine Alte!"

Papa Garto urteilte sehr richtig. Fried stürmte in der That aufgeregt die Treppen hinab. Es ging ihm über den Spaß, daß man ihn da oben niemals hatte zu Worte kommen lassen, so oft er auch im Begriff gewesen war, seine ganze Liebenswürdigkeit ins Treffen zu bringen. Er war doch nur des jungen Mädchens wegen hinausgegangen, wollte besonderen Eindruck machen. Ihm lag im allgemeinen nicht mehr viel an jungen Damen; er fand es bequemer mit Frauen zu verkehren; bei denen brauchte man nicht jedes Wort auf die Goldwage zu legen; und wenn er heute diesen Besuch unternommen hatte, war er einer Regung der Eitelkeit und des flüchtigen Wohlgefallens gefolgt, vielleicht auch der Neugier. Die Bohêmewirtschaft, in der das reizende Ding wie die Lilie auf dem Felde emporwuchs, interessierte ihn seit gestern. Nun bildete er sich allen Ernstes ein, ein wenig verliebt zu sein. Nicht so wie in Anna Martini, die er verehrt hatte, und der er nun grollte, aber doch genug, um ein Wiedersehen herbei zu wünschen, und dem Mädelchen — freilich in bestimmten Grenzen — ein bißchen den Hof machen zu können.

Inges Natürlichkeit und ihre vornehme Haltung hatten ihm gefallen. Er ſah ſie immer noch vor ſich ſtehen, umfloſſen von Sonnenglanz, den zierlichen Schwarzkopf hochmütig in den Nacken geworfen.

Die Arbeit wollte ihm danach nicht mehr flott von der Hand gehen, und er hatte doch für den Nachmittag ein Modell beſtellt. Auch Egberts Anweſenheit paßte ihm nicht recht.

Der Kleine lag auf dem Divan und träumte anſcheinend vor ſich hin, hatte aber doch Frieds Fortgang im Beſuchsanzug und ſeine baldige einigermaßen unbefriedigte Rückkehr mit achtſamen Augen verfolgt.

Wie der Maler nun vor der Staffelei ſtand und zerſtreut bald hier bald dort an ſeinem Bilde herumpinſelte, fühlte er förmlich im Rücken die ſchadenfrohen Blicke des anderen. Das erbitterte ihn. Er fing an zu bereuen, daß er in einer freundſchaftlichen Aufwallung Egbert bei ſich aufgenommen hatte. Es war ja zuweilen nett, ſeinem ſchrulligen Geplauder zuzuhören, doch ſchließlich konnte man nie mehr allein ſein. Endlich warf Fried die Pinſel in den Terpentinbehälter, drehte ſich kurz um und ſagte unwirſch: „Starre mich doch nicht ſo an! Das iſt ja nicht zum aushalten!“

„Du biſt ein Weltwunder, mein Lieber; haſt Augen im Rücken.“

„Man fühlt das doch; und kurz und gut: ich mag es nicht, wenn man mich bei der Arbeit ſo mit Blicken durchbohrt.“

„Beſſer geſagt: wenn man deiner ſchlechten Laune auf den Grund ſieht. Soll ich dir ſagen, wo du geweſen biſt? Du warſt da oben im Vorderhaus hinter der kleinen Garto her und biſt nicht ganz auf deine Rechnung gekommen.“

„Seit wann ſpionierſt du hinter mir her?“

„Iſt mir ja gar nicht eingefallen zu ſpionieren; aber du biſt für mich durchſichtig wie Glas. Strafe mich doch Lügen, wenn du kannſt.“

Fried lachte plötzlich laut auf. Es amüſierte ihn doch zu ſehr, wie fein der andere beobachtete.

„Du geriſſenes Subjekt! Zur Strafe für deine nichtswürdigen Bemerkungen ſollſt du heute mit mir in einem anſtändigen Lokal eſſen und nicht in einer deiner Spelunken.“

Die beiden jungen Männer zogen Arm in Arm miteinander aus, und ein glücklicher Zufall führte ſie in das nämliche Caféreſtaurant, in welchem Herr von Garto mit ſeiner Tochter ſpeiſte. Fried und Egbert erſpähten gleichzeitig das junge Mädchen, welches im dunkelblauen pelzbeſetzten Tuchkleide und eleganten ſchwarzen Hütchen ſehr ariſtokratiſch ausſah. Beide ſtreiften ſich gegenſeitig mit mißtrauiſchem Blick und ſetzten ſich dann in ſtillſchweigendem Übereinkommen nach flüchtigem Gruß an einen entlegeneren Tiſch, doch ſo, daß ſie Vater und Tochter im Auge behielten. Zwiſchen ihnen und jenen ſaß eine Gruppe von Studenten, die offenbar ſchon geſpeiſt hatten, rauchten und Bier tranken.

Es war hier ein fortwährendes Kommen und Gehen. Mit einmal trat ein Mädelchen ein, das man für ein vierzehnjähriges Backfiſchchen halten konnte. Es trug ein fußfreies graues Röckchen, loſe über der Matroſenbluſe einen fadenſcheinigen Havelock, auf dem ſtrohblonden kurzgeſchorenen Kopf eine geſtrickte baumwollene Tellermütze. Das farbloſe unſchöne Bubengeſicht ſchaute gleichmütig aber ungewöhnlich intelligent darunter hervor. Das Mädelchen war ganz allein, trat jedoch mit einer Sicherheit und Ruhe auf, die bewies, daß es hier Stammgaſt war, ging direkt auf den Tiſch zu, den die Studenten inne hatten, und begrüßte dieſe mit kameradſchaftlichem: „'Morgen, meine Herrn!“

Sie blieb dann einen Augenblick vor dem Tiſch ſtehen, ſtemmte die Arme in die Seiten und begann ein ganz freundſchaftliches Geträtſch wie ein Kommilitone. Da ſich niemand erhob, um ihr beim Ablegen des Mantels behilflich zu ſein, zog ſie dieſen ſelbſt aus, hing ihn an den Kleiderſtänder, ihr Mützchen darüber, entledigte ſich auch der baumwollenen Handſchuhe und ſetzte ſich zu den jungen Männern, eine Aktentaſche neben ſich auf einen leeren Stuhl legend und gelaſſen Bier und Rindfleiſch verlangend.

Es lag ihr offenbar völlig fern, auffallend oder gar emanzipiert erſcheinen zu wollen; ſie benahm ſich wie ein ganz gleichmütiger fertiger Menſch, der genau weiß, was er will, und die Situationen nimmt wie ſie ſich bieten. In ihrem Gebaren lag keine Spur von Frechheit, ſie ſchien indeſſen auch nicht das leiſeſte Gefühl dafür zu haben, daß ſie ein junges weibliches

Wesen sei, räkelte sich auf ihrem Stuhl, stützte den Ellenbogen auf die Lehne desselben, den Kopf in die Hand und plauderte in fast herablassendem Ton mit den Tischgenossen, als seien sie jüngere Knaben.

Die jungen Männer fingen an, sie ein wenig zu ‚frozeln'.

„Spielen Sie einen Skat, Herr Bénoit?" fragte der eine.

„Danke, nein, ich habe nicht Lust. Ich will nur essen und dann arbeiten."

„Das heißt, Sie können es vermutlich nicht spielen."

„Aber selbstverständlich! Was jeder dumme Junge kann, werde ich doch auch können."

„Wissen Sie, Herr Bénoit, wir glauben, daß Sie nur renommieren. Neulich mit dem Schach war das ebenso."

Das Mädchen streckte gelassen die Hand aus.

„Ich sehe, Sie haben das Schachbrett da. Bis mein Essen kommt, vergehen wohl noch zehn Minuten. Wenn Ihnen eine Partie gefällig ist?"

Großer Jubel erhob sich. Der so herausgeforderte Student setzte die Figuren auf und sich selbst ihr gegenüber mit der Miene eines Mannes, der es mit einem Kinde zu thun hat. Die anderen schauten zu, und aus ihren einzelnen Ausrufen konnten die Zuhörer an den benachbarten Tischen ebenso wie aus dem rot werdenden Gesicht des Spielers entnehmen, daß ihn die Spielerin arg ins Gedränge brachte. Dann kam die Kellnerin mit Bier und Speisen. ‚Herr Bénoit' schob das Schachbrett zurück und sagte ruhig: „So, nun habe ich Ihnen wohl bewiesen, daß ich kein Neuling im Schachspiel bin, und jetzt hungert mich. Viel Zeit habe ich ohnehin nicht."

„Was ist da drin?" fragte einer der Studenten, die Hand auf die Aktentasche des Mädchens legend.

„Das ist Tabu!" entgegnete sie obenhin, mit vollem Munde.

„Was ist denn das? — Tabu? — Unsinn! Ich kenne wohl aus der Bibel den Berg Tabor, und obgleich ich mir keinen Zusammenhang zwischen besagtem Berg und ihrem Aktenbündel denken kann, bin ich doch geneigt zu glauben, daß Sie sich nur versprochen haben."

„Tabu bedeutet in der Sprache der Südseeinsulaner soviel wie unverletzliches Heiligtum, und das sind meine Manuskripte für Sie, meine Herrn. Ich bitte, nicht daran zu rühren."

Allgemeiner Heiterkeitsausbruch. Dann standen die Studenten auf und zahlten. Das Mädchen winkte die Kellnerin herbei und sagte bestimmt und deutlich: „Bringen Sie mir meine Kölnische Zeitung und mein Tintenfaß; auch ein zweites Bier!" zog darauf die Tasche an sich und breitete Theaterzettel und beschriebene Blätter auf dem Tisch aus.

„Hören Sie!" rief sie mit plötzlichem Einfall noch einem der jungen Männer zu, der zuletzt ein wenig zögerte. „Ich möchte gern etwas Geschäftliches mit Ihnen besprechen, habe aber im Augenblick zu thun. Wollen Sie mich morgen in der alten Pinakothek um Zwei treffen?"

„Soll ich nicht lieber zu Ihnen kommen?"

„Nein. Bei mir ist's zu wüscht. Ich bestelle mir stets die Leute, die ich sprechen muß, in die Pinakothek."

Er blieb vor ihrem Tisch stehen, und sein junges frisches Gesicht mit dem hellroten Schmiß über der Wange beugte sich freundschaftlich zu ihr.

„Sie sollten doch etwas mehr auf sich achten, Herr Bénoit. Ich natürlich weiß, wie Sie es meinen, aber andere könnten es mißverstehen. Sie kommen bald in die heiratsfähigen Jahre, und es ist nicht richtig, daß Sie so allein umherziehen. Auch auf Ihre Toilette sollten Sie mehr Sorgfalt verwenden. Was ist das nur für ein niederträchtiger Anzug!"

Sie sah ihn groß und kühl an.

„Auf mein Äußeres lege ich nicht den geringsten Wert, und heiraten steht nicht auf meinem Programm."

Damit nickte sie ihm zu, und er war entlassen.

Alle diese Vorgänge wurden von Fried und Egbert auf der einen sowie von den Gartos auf der anderen Seite mit Interesse beobachtet. Sie sahen, wie das Mädchen sich in seine Arbeit vertiefte, Notizen aus den Theaterzetteln machte und ganz unbekümmert einen längeren Artikel begann. Es war offenbar daran gewöhnt, mitten im Tagesgeräusch ganz abgeschlossen für sich zu denken und zu schreiben.

Der Kontrast zwischen ihr und Inge

war in die Augen ſpringend. Beide gehörten unſtreitig dem geſellſchaftlichen Zigeunertum an, das aus der Hand in den Mund lebt und ſich treiben läßt. Aber die eine ſaß vornehm, elegant und unnahbar in ihrem jungen Liebreiz da und wartete thatenlos auf ihr Schickſal. Die andere wollte als Weib nichts damit zu thun haben, ſtand nur als Individuum feſt mit beiden Füßen mitten im Leben, das ſich ihre knochigen Kinderhändchen nach eigener Wahl geſtalteten.

Fried und Egbert hätten nicht junge ſchönheitbewundernde Männer ſein müſſen, wenn der Vergleich nicht unbedingt zu Inges Gunſten ausgefallen wäre. Als die Gartos ſich erhoben, um das Lokal zu verlaſſen, ſprangen beide, von gemeinſamem Impuls getrieben, auf, und gingen hinüber, um zum Abſchied noch einige Worte zu erhaſchen.

Inge wandte ſich ausſchließlich an Egbert und ſprach lebhaft mit ihm.

„Wer mag nur das pudelnärriſche Backfiſchchen ſein?“ fragte ſie leiſe, mit den Augen die Richtung angebend.

„Das iſt kein Backfiſchchen mehr,“ gab er ebenſo leiſe zurück. „Das Mädel da iſt ſiebzehn Jahre alt, aus guter Familie. Eltern tot. Sie hat ſich bei einfachen Leuten in Penſion gegeben, ſteht ganz auf eigenen Füßen, ſchreibt Theaterbriefe und Plaudereien für auswärtige Zeitungen. Man kann ſie zu allen Tageszeiten hier im Café finden, oft noch ſpät in der Nacht nach Schluß der Theater; aber ſie iſt in ſittlicher Beziehung tadellos. Der Sinn für einen andern als rein kameradſchaftlichen Verkehr geht ihr eben zum Glück vollſtändig ab.“

„Was für eine Exiſtenz! So jung und nachts allein im Café! Ich bin doch ein Jahr älter und darf Papa abends nie begleiten. Das arme kleine Ding!“

„Sie brauchen ſie nicht ſo extra zu bedauern. Herr Bénoit, — das iſt ihr Spitzname, ob ſie noch einen andern hat, weiß ich nicht, — findet das nicht ſo ſchlimm, ſogar recht intereſſant, ſammelt überall Stoff zur journaliſtiſchen Arbeit, und weiß ihn höchſt intelligent zu verwerten. Das Mädel iſt der Typ der modernen ſelbſtändigen Zukunftsfrau.“

„Ich ſchäme mich!“

„Für die da?“

„Nein für mich, weil ich gar nichts kann.“

„Sie brauchen nichts zu können, ſollen nur Ihr Blumengeſichtchen da und dort zur Freude der Menſchheit herumtragen.“

„Keine ſehr einträgliche Thätigkeit!“ lachte ſie.

„Wie? So berechnend ſind Sie?“ neckte er.

„Ja, ſo bin ich! Wiſſen Sie, es fällt mir übrigens ein, daß ich Ihnen geſtern gar nicht für Ihr wundervolles Spiel gedankt habe. Das hat mir den ganzen Atelier-nachmittag verſchönt.“

„So? Und ich glaubte, es ſei etwas anderes geweſen.“

„Aber nein, gewiß nicht.“

Dies klang ziemlich befangen.

Fried fiel derweil dem Alten zu, aber er war hinterher nicht unzufrieden, denn wie Inge vor ihrem Vater her hinausging, ſtreifte ſie ihn mit einem ſcheuen Seitenblick und wurde dabei rot.

Egbert hatte den Blick gleichfalls aufgefangen und hätte viel darum gegeben, wenn ihm ein ſolcher, ſtatt der an ihn gewendeten Liebenswürdigkeit, zu teil geworden ware.

Von da an fand Fried öfters den Weg zum dritten Stock des Vorderhauſes hinauf.

Er traf die junge Dame niemals allein, und ſie trug ihm gegenüber eine Zurückhaltung zur Schau, die im Grunde gar nicht zu ihrem ſonſtigen impulſiven Weſen paßte. Er wurde nicht klug aus ihr. Sie beſchäftigte ſeine Gedanken und reizte ſein Selbſtgefühl. Oft fragte er ſich, ob er wirklich in ſie verliebt ſei und konnte doch darüber nicht recht mit ſich ins klare kommen. Es war faſt wie ein verbiſſener Eigenſinn, der ihn zu ihr trieb, um ſo mehr als auch Egbert bei den Gartos zu verkehren begann und das Mädchen ſtets zu unbefangener Heiterkeit anregte.

Fried ſtand ſich in dieſer Zeit ſehr ſchlecht mit dem Kleinen. Die Ateliergenoſſenſchaft wurde ihm auf die Dauer unerträglich, und nur Großmut hinderte ihn daran, jenem die Gaſtfreundſchaft aufzukündigen. Er hätte aus der Haut fahren mögen, wenn Egbert mit abſichtlicher Beiläufigkeit erzählte, was Inge geſagt und gethan. Und allmählich kam ihm der Gedanke, ſie lieber vom Fleck weg zu heiraten, um ihre hochmütige Ablehnung endlich meiſtern zu können, als dieſen nörgelnden Zuſtand halber Verliebtheit und verletzter Eitelkeit noch länger fortbeſtehen

zu lassen. Oh, er wollte schon mit ihr fertig werden, wenn sie erst sein Eigentum war. Daneben dachte er sich aus, was Anna Martini zu seiner Abtrünnigkeit sagen und welches Aufsehen es in Künstlerkreisen machen würde, wenn er sich verlobte. Er hatte es gern, wenn man von ihm redete, und durfte sich den Luxus einer armen Frau gestatten. Er verdiente ja heidenmäßig viel Geld und war von Hause aus wohlhabend. Immerhin wurde er nicht recht mit sich einig. Die Gewohnheiten des Junggesellenlebens waren zu angenehm, um ohne weiteres über Bord geworfen zu werden, und die schöne Witwe beschäftigte ihn trotz allem innerlich noch lebhaft genug.

5. Kapitel.

Die Münchner Künstlerschaft rüstete sich zur Habenschadenfeier.

Was das sagen will, versteht nur, wer in München gelebt hat und sich erinnert, daß es hier einst einen Maler Habenschaden gab, der seinen Namen durch eine testamentarische Bestimmung nachdrücklicher noch als durch seine Kunst ein Denkmal setzte. Er hinterließ nämlich dem Unterstützungsfond für bedürftige Künstler ein recht beträchtliches Vermögen und knüpfte nur die Bedingung daran, daß alljährlich im Mai zum Andenken an ihn eine Seelenmesse in der kleinen Kapelle von Pullach gelesen werde, die hoch am Ufer der rauschenden Isar mitten im Buchenwald steht.

Das gab nun dem leichtlebigen Volk willkommene Gelegenheit, gleich eine Festlichkeit mit fröhlichem Pokulieren, ganz im Sinn des Testators, in Scene zu setzen.

Regelmäßig zog schon in der Frühe der Künstlersängerverein aus, um bei der Messe stimmlich thätig mitzuwirken, und ließ sich das Wetter günstig an, was freilich in Bayerns gesegneten Gefilden selten mit voller Zuverlässigkeit der Fall ist, so beförderten Eisenbahn, Wagen und Räder am Nachmittag Tausende hinaus, um im frühlingsfrischen Wald ein lustiges Gelage zu halten.

Heuer glaubte man mit Bestimmtheit auf standhaftes Wetter rechnen zu können und hatte daher ein Kostümfest in großem Stil geplant, das die Zuschauer in das sechzehnte Jahrhundert zurückversetzte, und den Kampf der Bauern mit den ritterlichen Zwingherrn zur Darstellung brachte.

Burg Schwaneck, der gleich neben Pullach gelegene Sommersitz eines reichen Privatmannes, war den Musensöhnen bereitwillig zur Verfügung gestellt worden, und Ritter und Reisige zu Pferde, in echtesten Rüstungen aus dem Nationalmuseum, Bauernbündler mit seltsamen Waffen, allerlei fahrendes Volk in zigeunerhaften Planwagen, strömten in endlosem Zuge zum Schauplatz der That.

Dazwischen bahnten sich moderne Gefährte aller Art mit unbeteiligten Zuschauern mühsam ihren Weg, und der Fußpfad, der zwischen blühenden Obstbäumen von der Station zur Burg führte, wimmelte von bunten Sommerkleidern und korbbelasteten Menschen, die ihren Mundvorrat mit sich schleppten, da man mit Recht annahm, daß

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Ernst Platz

das kleine Gasthaus an der Isar für die ungezählten Massen kaum Bier und Maiwein hinreichend schaffen werde.

Im weiten Burghof waren primitive Tische und Bänke aufgeschlagen, und sehr gewichtige derbe Kellnerinnen vom altmünchner Schlage, die zehn Maß auf einmal befördern konnten und die Brotschnitten lose in den aufgesteckten nicht allzusaubern Schürzen herumtrugen, walteten zunächst noch mit einiger Ordnung und ausgiebiger Grobheit ihres Amtes. Körbe wurden ausgepackt, Flaschen entkorkt, und wildblickende Ritter und ganz gefährlich aussehende Subjekte in der Tracht vergangener Jahrhunderte stießen unter gemütlichem ‚Prost' miteinander an.

Da erscholl Trompetengeschmetter. Ein Fähnlein Gewappneter sprengte in den Hof, und führte gefangene Bauernbündler gefesselt in ihrer Mitte, trotzige zerrauste Gesellen, denen man es ansah, daß sie sich erst nach grimmiger Gegenwehr ergeben hatten.

Von den Zinnen des stumpfen Eckturms her aber erhoben die eingekerkerten Nymphen des Waldes und Stroms klagende Gesänge, und winkten mit zarten wehenden Schleiern hinab.

Im inneren Hof entstand nun ein wüstes Gelage. Die riesigen Humpen kreisten, über dem Würfelspiel brachen Zank und Raufereien unter den Zechern aus. Dazwischen trieb ein Narr im Schellenkleide, wie er zu der Haushaltung der Großen jener Zeit gehörte, seine Späße. Der fromme Bruder, welcher eben jetzt erschien, und dessen feistes Gesicht schlecht zu dem härenen Gewande paßte, wurde jubelnd umringt, wie eine lustige Person auf einen umgestürzten Karren gehoben und begann voll Eifer seine Kapuzinade gegen die Schlemmerei.

Brutales Hohngelächter und rohe Scherze klangen dagegen.

Mit einmal jagte rasselnd ein Panzerreiter in wilder Eile daher und verkündete atemlos, daß die Bauern sich zum Rachezuge zusammenrotteten und im Anmarsch seien.

Wildes Getümmel!

Alle Mannen wurden aufgeboten, den Aufrührern entgegen zu ziehen. Der Kapuziner zeterte. Irgend jemand stieß ihn von seinem Karren. Rosse bäumten sich, Waffen klirrten, durch das Gewühl wandten sich flinke Troßbuben, und die ganze imposante Streitmacht entfaltete sich zum stattlichen Zuge. Voran der Burgherr auf gewaltigem Gaul.

Durch den grünen Wald zogen sie davon, und in die entstandene Stille hinein klang abermals der klagende Gesang der Nymphen.

Aus der Ferne tönten Hornsignale herüber; wilde Rufe. Näher und näher wälzte es sich heran, das ohrenbetäubende Getöse erbitterten Kampfes. Dann, — was war das! In völliger Auflösung sprengte die vorhin so geschlossene stolze Schar herein, alles toll durcheinander, wie gehetzt. Von den Bauernbündlern geschlagen, stürzte sich der ganze Haufe in die Burg, deren Thore verrammelt wurden, und hinter ihnen her stürmten die Siegreichen, erhitzt von Kampf und Blutdurst, unter dem regellosen Gesang eines geistlichen Liedes, mit Äxten, Dreschflegeln und Morgensternen bewaffnet, in endlosen Rotten; und ihnen folgte all das herrenlose Gesindel, das bei dem Sturm auf die Burg seine Rechnung zu finden hoffte.

Es ließ sich voraussehen, daß das Thor dem gewaltigen Anprall dieser Massen nicht standhalten werde. Die Insassen von Schwaneck schienen verloren. Da im letzten Moment kam ihnen Hilfe in Gestalt eines schlichten Mannes, der, ein Kreuz in hocherhobener Hand, sich mitten unter die Siegberauschten warf und Einhalt gebot.

Die Arme, welche die Sturmböcke bereithielten, sanken herab. Widerwillig lauschten die wilden Gesellen den Worten von Frieden und Menschlichkeit, die da an ihr Ohr schlugen, bezwungen von einer Beredsamkeit, die einem angehörte, der ihres Standes war, und darum Gewalt über sie hatte. In diesem Augenblick wehte die weiße Flagge von den Zinnen der Burg, und nach einigem Paktieren von hüben und drüben zogen die Zwingherrn mit Weibern und Kindern, Rossen und Reisigen unbehelligt zwar, doch gesenkten Hauptes durch die schmale Gasse ab, welche die finstere Bauernschar frei gab.

Das mußte man der Künstlerschaft lassen, so etwas verstand sie mit historischer Treue und dramatischer Kraft zu inscenieren. Jeder Zuschauer hatte den Eindruck, etwas Wirkliches erlebt zu haben; und war nun auch das lebhaft bewegte eigentliche Festspiel zu Ende, so währten doch die Darbietungen für die Schaulust des Publikums noch fort.

Auf einer kleinen improvisierten Zeltbühne führte man ein abenteuerliches Spek-

takel auf, nach Art des geschundenen Raubritters, umdrängt von der lachenden Menge. Unweit davon ließ ganz konfisziert aussehendes Lumpengesindel, mit den Physiognomieen bekannter Maler, seinen Bären an der Kette tanzen, der von einem jungen Akademieschüler sehr naturgetreu dargestellt wurde. Zuweilen nahm er sich die Freiheit, hübsche Bürgertöchter, die sich gar zu zutraulich herangewagt, täppisch mit den Tatzen zu umschlingen. Malerische kesselflickende Zigeuner sagten unglaubliche Dinge aus der Hand wahr, und um den Maienbaum tanzten Ritter und Bauern jetzt einträchtig mit sehr modernen Dämchen.

Die Künstlergenossenschaft hatte den Säckel aufgethan und spendete ihren Mitgliedern gratis den köstlichen Maiwein, und in der allgemeinen Lustbarkeit gab niemand acht, daß der Himmel, welcher während des ganzen Vormittags ein harmloses, wennschon etwas dunstiges Weißblau zur Schau getragen hatte, allmählich zu unfreundlichem Grau überging, das sich schnell in verdächtiges Schwarzblau vertiefte, von dem sich das junge Buchenlaub gelblich abhob.

Lauter schmetterte die Musik, als wolle sie jede besorgliche Regung in Grund und Boden blasen. Eifriger drehten sich die Paare im Walzer. An den gastlichen Tischen drängten sich befreundete Gruppen, glühend von Tanz und Wein, um Würstel, Backhändl und Krapfen mit zu genießen, die aus Körben und Papieren zum Vorschein kamen.

Die Bewohner des Atelierhauses in der Thereſienstraße hätten es sich nicht um die Welt nehmen lassen, heute mit von der Partie zu sein. Roma Paulsen hatte Frau von Martini überredet, gleichfalls hinaus zu fahren, und diese den Gartos und Roma Plätze in dem von ihr bestellten Landauer angeboten, obgleich letztere nicht zum Schmuck desselben beitrug, da sie als Kesselflickerweib geradezu frappierend echt wirkte. Doch darüber war nun Anna Martini erhaben. Sie hätte eine ganze Schar von Vagabunden um sich haben können und doch ihre vornehme Haltung bewahrt. Nur daß die Malerin während der Fahrt eine so unglaubliche Masse von merkwürdigen Bekannten bewinkte und anredete, ging der schönen Frau über den Spaß.

„Wer ist denn nur das wieder?“ fragte sie ungeduldig, als ein Geschöpf, von dem sich schwer sagen ließ, ob es Mann oder Weib sei, mit ungekämmtem schwarzen Krauskopf, hellroten Stiefeln und gleichfarbigem sweater, ganz krumm vornüberliegend an ihnen vorüberradelte, und von der Paulsen mit lautem „Heil!“ begrüßt wurde.

„I das ist doch der Symbolist.“

„Also ein Mann! Und ich fürchtete schon, es sei ein Mädchen.“

„Aber natürlich ist es ein Frauenzimmer! In Künstlerkreisen kennt wirklich jeder den Symbolisten als sehr talentvolle Malschülerin.“

„Denen gehöre ich nun eben nicht an.“

„Das merkt man!“ gab Roma gutmütig entschuldigend zu, und machte bereits wieder windmühlenartige Armbewegungen nach einer Gesellschaft sehr salopp aussehender Jünglinge hin, die in einem Metzgerwagen hinter dem Landauer herrasselten.

Anna Martini lehnte sich resigniert zurück und betrachtete mit besonderem Vergnügen Inge, welche es gleich ihr verschmäht hatte sich zu kostümieren und im weißen Tuchkleidchen und weißen Hütchen sehr lieblich und aristokratisch aussah.

Das Festspiel war schon im Gange als sie auf dem Schauplatz erschienen, doch Fried, der noch nicht in Aktion zu treten brauchte, erwartete die Damen, half ihnen beim Aussteigen, und führte sie zu der von ihm reservierten Ecke eines langen Tisches. Der Bauernkittel kleidete ihn gut, und sein blonder Kopf sah ungewöhnlich hübsch unter der nachlässig zurückgeschobenen Lederkappe aus.

Er geriet etwas in Verlegenheit, wußte offenbar nicht, welcher der beiden Damen er seine Ritterdienste widmen sollte, — Roma war für ihn von vornherein ausgeschlossen, auch übrigens sofort im dichten Menschenknäul verschwunden, — bot dann aber doch Anna den Arm, um sie über den grünen Plan zu geleiten.

„Ich danke!“ sagte sie kühl. „Ich kann sehr gut allein gehen.“

Fried verbeugte sich gekränkt und gesellte sich Inge zu, die um einen Schritt zurückblieb. Er fand beide gleich reizend, und weil sie elegant und modern gekleidet waren, fühlte er sich in seiner Bauerntracht neben ihnen nicht recht am Platz und suchte dies durch eine gewisse wichtige Geschäftigkeit zu verbergen.

Digitized by Google

„Bitte hierher! Ich habe diesen Tisch für Sie mit roher Gewalt, wie sie ja in meiner Rolle liegt, freigehalten."

„Sehr liebenswürdig! Aber Sie hätten sich nicht bemühen sollen. Ich sehe da Bekannte, und setze mich zunächst wohl zu denen. Herr von Garto und Fräulein Inge können natürlich thun, was sie mögen."

„Wir sind für Ihre Vorsorge sehr dankbar!" beeilte sich Papa Garto zu sagen, und Inge fügte freundlich hinzu: „Wie nett von Ihnen, Herr Hallinger!"

Fried war wütend. Zum so und so vieltenmal lehnte Frau von Martini seine Aufmerksamkeiten ab, und um das Maß voll zu machen, sah sie sich jetzt auch noch lächelnd um und fragte: „Wo ist denn mein Haustier?"

In demselben Moment fuhr sie auch schon erschrocken zusammen. Dieser vagabundenhaft aussehende Tabulettkrämer, der sich an sie drängte und seine zweifelhaften Waren kreischend feilbot, war nicht nach ihrem Geschmack. Dann erkannte sie Egbert, und fing an zu lachen.

„Wie Sie sich aber auch zugerichtet haben!"

„Nicht wahr? Ich bin heute schön! Sie werden Gefahr laufen, sich in mich zu verlieben."

Der Kleine nahm ohne Umstände neben der eleganten Frau Platz und redete in seiner drolligen Weise auf sie ein, äugte jedoch dabei scharf zu Inge hinüber, die noch unschlüssig dastand.

„Wollen Sie sich nicht auch zu uns setzen?" fragte er sie unvermittelt aus seiner Unterhaltung heraus.

„Die Herrschaften werden mir die Ehre geben!" rief Fried sehr bestimmt und führte das junge Mädchen zu dem Tisch, an welchem Frau Stern bereits saß, und freigiebig ihre Gaben in Gestalt von gebratenen Hühnchen und zierlichen Brötchen den häuslichen Unterthanen anbot.

Das paßte dem alten Garto nicht recht. Die Hausbesitzerin, der er die Miete überdies noch schuldete, war in seinen Augen eine ganz untergeordnete Person, und er zog ein schiefes Maul, fühlte sich nur etwas getröstet durch die Wahrnehmung, daß Inge aus ihrer strahlenden Heiterkeit heraus freundlicher als sonst mit Hallinger verkehrte, und lachend ein Hühnchen mit ihm teilte, das sie zierlich mit seinem Taschenmesser zerlegte, und ihm in der Hand anbot, da Teller und Gabeln nicht vorhanden waren.

Plötzlich stand Egbert, mit einem Satz die Bänke überspringend, zwischen ihnen, und bat: „Geben Sie mir auch ein Häppchen ab. Die Domina wird nichts dagegen haben."

Ebenso schnell schob Fried dem Mädchen das letzte zarte Stückchen zwischen die Lippen und eilte mit dem Rest davon, um seine Rolle bei der Bauernrevolte zu spielen, indem er dem Kleinen über die Schulter zurück zurief: „Halte dich an die Domina, wenn du 'was haben willst!"

Nach Beendigung des Festspiels kehrte er sehr schnell wieder, in Begleitung Scheldes, der als Burgherr in eisernem Panzer noch gewaltiger als sonst aussah, und fand Egbert noch immer neben Inge, während Anna Martini von einer Gesellschaft umringt war, die er als zu den höchsten Hofkreisen gehörig erkannte, und mit der er nichts zu thun haben mochte.

„Kommen Sie, Fräulein von Garto!" sagte er, laut genug, um am anderen Tisch verstanden zu werden. „Jetzt habe ich Zeit, und will Ihnen die Herrlichkeiten zeigen, die auf dem Platz sind. Das sieht sich am besten unter künstlerischer Führung an." Zugleich raunte er Schelde zu: „Halte den kleinen Schwätzer fest!"

Inge sprang auf. Nichts hätte ihr mehr Vergnügen bereiten können.

„Bleiben Sie nicht zu lange aus!" rief Anna Martini hinüber. „Es zieht ein Gewitter auf, und wir müssen bald an den Heimweg denken, wenn wir nicht naß werden wollen."

„Gewitter? Keine Idee!" rief er kurz zurück. „Übrigens möchte ich niemand vom Heimweg abhalten, dem es hier nicht gefällt."

Inge war ganz bestürzt über seinen unfreundlichen Ton, und während sie mit ihm über den wiesenartigen eingefriedigten Raum ging, bemerkte sie treuherzig: „Sie dürfen es Frau von Martini nicht übel nehmen, daß sie sich ihrem Kreise anschließt. Das ist doch so begreiflich."

„Ich frage gar nichts danach!" entgegnete er schroff. „Sie mag sitzen, wo sie will. Mir ist es die Hauptsache, daß ich Sie umherführen darf, als sei das ganze Fest nur für Sie veranstaltet."

Digitized by Google

Aus unserer Bildermappe:

Zigeunerknabe aus den Abruzzen.
(Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.)

Sein Ton war ihr gegenüber unter der Einwirkung der erfahrenen Kränkungen unwillkürlich wärmer als sonst. Er bot Inge den Arm und freute sich über das Aufsehen, das seine reizende Begleiterin überall machte, während er ihr dies und jenes zeigte und ihr die verschiedenen Persönlichkeiten nannte.

Sie war bis dahin im allgemeinen Wirrwar ziemlich unbemerkt geblieben. Jetzt in Gesellschaft des bekannten Malers fiel

sie erst auf. Fast jeder, der ihnen begegnete, wandte sich um, ihr nachzuschauen, und Fried heimste manche unverblümte Bemerkung über seinen guten Geschmack ein. Das hob seine Stimmung. Hier unter den Kollegen spielte er auch eine Rolle. Er war stolz darauf und jetzt ehrlich überzeugt, das süßeste Mädel unter der Sonne am Arm zu haben. Eine Art Rausch stieg ihm allmählich zu Kopf.

Inge war auch wirklich allerliebst in ihrer Heiterkeit, lachte bis zu Thränen über das improvisierte Theater, neckte den Bären, lief davon, als er sie umarmen wollte, ihren Gefährten frischweg mit sich ziehend, und machte ein staunend gläubiges Gesicht, wie ihr aus der Hand geweissagt wurde, sie werde sich demnächst verheiraten.

Unmerklich gerieten sie aus der Einfriedigung heraus, und weil auch hier allerlei Menschen umherwimmelten, wurde es Inge nicht gleich klar, daß sie nun schon im freien Walde gingen. Erst als sie sich plötzlich allein unter den grünen Buchenhallen befanden, bemächtigte sich ihrer eine gewisse Beklommenheit. Auch Fried hatte ursprünglich nicht beabsichtigt, die Einsamkeit aufzusuchen; das war so unter der lebhaften Plauderei gekommen; doch nun er hier mit ihr unter vier Augen, losgelöst von der lärmenden Gesellschaft wandelte, fand er diese Situation äußerst reizvoll.

„Ich denke wir kehren um!“ sagte Inge hastig. „Frau von Martini hat recht. Es ist wirklich ein Gewitter im Anzug.“

„Sie fürchten sich nur, mit mir allein zu sein.“

„Ach!“ — sie warf den Kopf zurück, — „ich fürchte mich niemals.“

„Nur vor dem Gewitter scheint es.“

„Ich mag nicht naß werden.“

„Bis dahin hat es noch gute Wege. Sehen Sie, da scheint ja noch die Sonne. So bleiben Sie doch! Wir haben so selten Gelegenheit uns zu unterhalten, ohne daß irgend ein dritter seinen Senf mit dazu gibt; und wer weiß, wie lange wir überhaupt noch zusammen sein werden.“

Sie sah ihn fragend an.

„Ich gedenke bald nach Eröffnung der großen Ausstellung meine Zelte abzubrechen und eine längere Reise anzutreten, die mich vielleicht für einige Jahre fern hält.“

Er feuerte diesen Schreckschuß aufs geratewohl ab, wollte sehen, welchen Eindruck die Mitteilung auf sie machen würde. In Wahrheit hatte er die Idee einer Weltreise zuweilen erwogen, war jedoch noch keineswegs zum Entschluß gekommen.

Sie sah zu Boden und wurde nur ein wenig rot.

„Das scheint Sie nicht sonderlich zu bekümmern.“

„Wollen Sie, daß ich in die Kniee sinke und Sie beschöre, zu bleiben?“

„Mindestens das.“

Beide lachten.

„Würden Sie mich denn gar nicht, — auch nicht ein bißchen vermissen?“

Das war eine heikle Frage. Sie sahen sich in die Augen und fühlten, daß die Antwort in jedem Fall verhängnisvoll sein mußte. Fried hatte die Worte so aus seiner halben Verliebtheit und großen Eitelkeit heraus leicht hingeworfen, und in demselben Moment phantasierte er sich in die Überzeugung hinein, daß ihm niemand in der Welt lieber sei, als dieses schöne junge Geschöpf, und daß dasselbe es in der Hand habe, ihn zum glücklichsten oder unglücklichsten Menschen zu machen. Eine starke Erregung bemächtigte sich seiner; er hätte alles darum gegeben, wenn sie die Frage bejaht haben würde. Aber Inge schwieg.

„Bitte antworten Sie mir!“ bat er heftig.

Ja, sie würde ihn vermissen, fand ihn sehr hübsch und liebenswürdig, und hatte sich an seine häufigen Besuche gewöhnt. Doch das eine Wort, das er erwartete, wollte ihr nicht über die Lippen.

Ein Blitz, der hier in der grünen Dämmerung nur ganz blaß und fahl aufleuchtete und unmittelbar danach von unangenehm knatterndem Donner gefolgt wurde, machte der scharf zugespitzten Situation ein Ende.

Inge klammerte sich unwillkürlich erschrocken an ihren Begleiter.

„Ich fürchte mich!“ stammelte sie, vergessend, daß sie noch kurz zuvor mit ihrer Furchtlosigkeit renommiert hatte. „Lassen Sie uns laufen, was wir können. — Sind wir sehr weit von den andern?“

„Es ist kein Grund zur Angst vorhanden.“

„Doch, doch! Hier unter den Bäumen ist es gefährlich.“

„Ich bin ja bei Ihnen. Beruhigen Sie sich.“

Digitized by Google

„Sie können mir auch nicht helfen, wenn wir vom Blitz erschlagen werden. Das Gewitter ist ganz nah."

„Man kann nur einmal sterben."

„Ich mag aber noch nicht sterben."

Inge versuchte ihn rascher vorwärts zu ziehen und drängte sich dabei schutzsuchend dicht an ihn. Um keinen Preis hätte sie sich jetzt auch nur um eines Schrittes Breite von ihm entfernt. Die Reibung ihrer weichen biegsamen Gestalt an der seinen raubte ihm den letzten Rest von Vernunft.

„Inge!" bat er. „Liebe süße Inge! Hören Sie mich nur noch einen Augenblick an. Ich habe Sie unmenschlich lieb und wünsche mir nichts Besseres, als so wie jetzt Seite an Seite mit Ihnen durchs ganze Leben zu gehen. Wollen Sie meine kleine Frau werden. Wollen Sie? Ja?"

Da war's heraus! Fried erschrak selbst. Aus der leichten Liebeständelei, die er vorhin allein ins Auge gefaßt hatte, wurde voller Ernst. Auch Inge hielt in ihrer Flucht inne und sah fassungslos zu ihm auf. Die Furcht schrumpfte vor dem großen Moment, der über ihre ganze Zukunft entscheiden mußte, zu etwas Nebensächlichem zusammen.

„Ich weiß nicht —," stotterte sie.

„Sie müssen doch wissen, ob Sie mich ein bißchen lieb haben."

„Ich weiß es wirklich nicht."

„Versuchen Sie es doch wenigstens, ob Sie mich nicht gern haben können."

Und als sie, über und über rot, den Kopf hängen ließ, nahm er sie schlankweg in die Arme und preßte seine heißen Lippen auf die ihren, wieder und wieder, ohne daß sie widerstrebt hätte.

„Antworte doch, du süßes reizendes Ding! Willst du es versuchen?"

„Ja!" stieß sie atemlos und zitternd hervor.

Der Sturm, der aufheulend durch das bisher regungslose Gezweig fuhr, machte jedem weiteren Liebesgeflüster ein vorzeitiges Ende. In den Blättern rauschten die ersten fallenden Tropfen, und das neue Brautpaar, denn als solches betrachteten sie sich nun, lief Hand in Hand querwaldein dem Burghof zu und kam doch von dem niederstürzenden Regen fast durchweicht auf der Stätte der Verwirrung an, in welche sich der Festplatz inzwischen verwandelt hatte.

Die Halle von Schwaneck und dessen wirtschaftliche Räumlichkeiten boten für Hunderte Unterkunft. Auch das Wirtshaus an der Isar vermochte ebensoviele bei einigem guten Willen zu fassen; doch was war das im Verhältnis zu den Tausenden, die aus der Stadt herausgeströmt waren! In endlosem Zuge wateten die Menschen unter farbig abtropfenden Sonnenschirmen, mit hoch aufgerafften Kleidern auf dem Fußpfade zur Bahnstation durch das Wasser, welches sich auf dem vorher hart ausgedörrten Erdboden staute. Andere warfen noch eilig Teller und Bestecke in die Körbe und strebten damit, bereits völlig durchnäßt, den verschiedenen Fuhrwerken zu, die außerhalb des Hofes auf freiem Felde hielten. Nur das Lumpengesindel hockte vergnüglich unter dem geölten Leinen ihrer Planwagen und zechte unbekümmert weiter. Sehr Wenige waren in der ersten Bestürzung auf den Gedanken gekommen, sich in die Holzbude zu flüchten, in der vorhin ein Glückshafen sein Domizil aufgeschlagen hatte, und doch war es hier verhältnismäßig geräumig und trocken.

Zu diesen Wenigen gehörte Anna Martini mit einem Teil ihrer Gefolgschaft. Sie fand es lächerlich für eine Dame zu laufen, und rechnete, daß sie doch bis auf die Haut naß werden müsse, bis sie ihren Landauer erreichte. Schelde, der sich buchstäblich an die erhaltene Weisung hielt und Egbert nicht aus Händen ließ, gesellte sich mit diesem dazu.

Der letztere stellte unruhige Betrachtungen darüber an, was aus Fried und Inge geworden sein könne; aber da kamen sie auch schon dahergelaufen. Man winkte heftig mit Tüchern, um ihnen die Richtung anzugeben, die sie zu nehmen hatten, und dann standen sie atemlos in dem trockenen Inselchen und sahen sehr erhitzt und erregt aus. Irgend jemand gab einen Mantel her, um Inge darin einzuwickeln, und Egbert bemerkte, daß Fried es sich nicht nehmen ließ, ihr denselben sorgsam um die Schultern zu legen, und daß er schließlich, als er sich unbeachtet glaubte, ihre Hand liebkosend mit den Lippen berührte, etwas dabei murmelnd, was jener, so sehr er sich auch anstrengte, nicht verstehen konnte.

Vor der Hand war an die Heimfahrt nicht zu denken. Man mußte warten bis das so plötzlich ausgebrochene Unwetter, das sich über ihren Häuptern entlud, vorübergezogen sein werde, und fand es am Ende

Digitized by Google

hier gar nicht ſo ungemütlich, war wenigſtens geſchützt, fand Tiſch und Bänke, und hatte ſogar eine Kanne Maiwein nebſt einigen Gläſern verſtändigerweiſe mit hierher gerettet.

Plötzlich kam noch eine vereinzelte Geſtalt über den jetzt leeren Plan gelaufen, und ſtrebte, gegen den Orkan an, geradeswegs der Holzbude zu, Roma Paulſen, naß wie eine gebadete Katze. Ihr kurzes graues Haar klebte in zerzauſten Strähnen rund um den Kopf, aber ihr Humor war noch ganz auf der Höhe. Sie triumphierte, daß ſie in Lumpen ſei, und dem heimtückiſchen Wetter, das immer nur darauf aus ſei, gute Anzüge zu verderben, — denn wie wollte man ſonſt die vielen Münchner Regenſonntagnachmittage erklären? — heute 'mal ein Schnippchen geſchlagen habe.

Egbert, der während einer Weile wortlos auf ſeinem Platz kauerte, ging bei ihrem Anblick ſofort zu ausgelaſſener Luſtigkeit über.

„Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man dies kernfeſte deutſche Weib ſieht, das den Elementen Trotz bietet, als lebender Proteſt gegen die ſchmachvolle Degeneration unſerer Kulturmenſchen!" ſpottete er.

„Finden Sie uns ſo degeneriert?" fragte eine leiſe wohlerzogene Stimme aus Annas Gefolgſchaft.

„Alles degeneriert! Die Welt iſt auf dem abſterbenden Aſt."

„Aber erlauben Sie, — ich dächte gerade, unſer Jahrhundert hätte immenſe Fortſchritte zu verzeichnen."

„Oh gewiß, aber auf abſteigender Bahn. Zweifellos arbeitet unſere ganze Kultur auf die Verwäſſerung aller Potenzen hin und verfolgt offenbar den Zweck, das Ende der Dinge ſo raſch als möglich herbeizuführen."

„Sie ſprechen wieder einmal gegen Ihre Überzeugung," ſagte Anna etwas ärgerlich, und Roma fügte weniger höflich hinzu: „Caliban, reden Sie kein Blech! Die Menſchheit verfeinert ſich nur in dem Maß, in dem das geiſtige Leben ſich überwiegend entwickelt."

„Schönſte der Malerinnen, ich kann Ihnen die Ermahnung, welche Sie eben an mich richteten, nur zurückgeben."

„Etwas frech! Aber ich trage es mit Faſſung."

„Und die großen Errungenſchaften der Wiſſenſchaft und Kunſt? Unſere hochgeſteigerte Moral? Der Eifer, mit dem alles jetzt an die Löſung ſocialer Fragen herantritt? Ich bitte, zählt das in Ihren Augen nicht mit?" ließ ſich die wohlerzogene Stimme wieder vernehmen.

„Laſſen Sie ihn doch!" warf Roma geringſchätzig ein. „Solche Behauptungen, wie er ſie da vorbringt, kann eben nur jemand aufſtellen, der ſelbſt nichts leiſtet, und daher die Leiſtungen der andern herabſetzen möchte."

„Große Errungenſchaften der Wiſſenſchaft und Kunſt? Hochgeſteigerte Moral?" höhnte Egbert in gereiztem Ton. „Ich pfeife drauf! Iſt ja Mumpitz! Alles in der Welt iſt überhaupt Mumpitz. Was Sie da herausheben, ſind Nervenzuckungen einer Geſellſchaft, die nur vom pathologiſchen Geſichtspunkt aus beurteilt werden dürfte. Der letzte Endzweck der Wiſſenſchaft geht doch darauf aus, dem Menſchen ſoviel Annehmlichkeiten wie möglich zu ſchaffen, und alle Widrigkeiten aus dem Wege zu räumen, mithin ihn zu verweichlichen und kampfunfähig zu machen; alſo ein durchaus verwerflicher Zweck, wenn man bedenkt, daß jede Individualität ſich nur durch Kampf entwickelt hat. Und was die Kunſt betrifft, — ſind wir denn nur um einen Schritt weiter gekommen ſeit den Zeiten in denen Raphael und Michel Angelo, Tizian und Rembrandt ihre unſterblichen Werke ſchufen, Scarlatti und Durante in Tönen, Dante und Taſſo in Worten dichteten? Heutzutage ſchafft ſich das Publikum ſeine Berühmtheiten, weil es in ſeiner Armut dieſes Aufputzes bedarf, und die berühmten Leute, die wie Eintagsfliegen allerorten auftauchen, wiſſen genau, daß ihre Produktionen ſie nicht überleben, aber ſie gehen bereitwillig auf die alberne Komödie ein. Sehen Sie doch nur unſere Dichter an, wie ſie nach geſuchter Originalität haſchen und ſich mit Formverſtümmelung und ſinnloſen Worten brüſten. — Ekelhaft all das, wenn es nicht zugleich ſo komiſch wäre!"

„Nun werden Sie vielleicht auch beweiſen wollen, daß unſere Moral von der vergangener Jahrhunderte in den Schatten geſtellt wird!" lächelte der Wohlerzogene.

„Na und ob! Früher hatte man wenigſtens den brutalen Mut der Ehrlichkeit, während heute jede unmoraliſche Handlung mit einem kleidſamen Mäntelchen umgeben wird. Nächſtenliebe und Religion ſind beliebte Schlagworte geworden, mit denen man

wie mit Spinnenärmchen den gewaltigen Weltbankerott aufhalten möchte."

„Sehr richtig! Nur daß die vermeintlichen Spinnenärmchen mächtige Stützen sind!" bemerkte Schelde.

„Unmöglich, mein Lieber! Selbstbetrug kann niemand stützen. Die große Lüge wird doch schließlich triumphierend aus ihrer so überaus anständigen Umkleidung hervortreten. Hast du es dir denn noch nie klar gemacht, daß Liebe, in welcher Form auch immer, Selbstsucht in krassester Gestalt ist? Dieses ewige Gebenwollen, Beglückenwollen, Sichopfernwollen! — Nichts als Mittel, andere an sich zu ketten, in sich ein Gefühl der Befriedigung zu erregen. Und die Religion —"

„Ja da sitzt der Haken. Diesen Faktor hast du eben auch bei der Definition der Liebe außer acht gelassen."

„Die Religion, die den Begriff der Sünde erfand, welche Buße und Gebet notwendig macht, war in ihrem kindlichsten Stadium nichts weiter als Furchtsamkeitsgefühl einem zornigen Wesen gegenüber, das sich in den Grausamkeiten der Natur zu offenbaren schien. Und die Priester haben dieses Gefühl benutzt, um der Menschheit die Schlinge über den Kopf zu werfen und sie zu zwingen, ein Riesengebäude aufzuführen, in welchem sie selbst ihr Machtgelüst entfalten konnten. Das Gebäude nannten sie dann ‚Kirche'."

Egberts weiche musikalische Stimme wurde hell und schreiend. Die Adern an der Stirn schwollen ihm vor innerer Erregung an.

„Also? Was bleibt uns nach Ihrer Ansicht zu thun übrig?"

„Der große Sprung ins Leere mit dem Strick um den Hals! — Wenn man nämlich die Courage dazu hat."

„Schämen Sie sich, Perna!" rief Anna Martini entrüstet. „Wie können Sie so etwas aussprechen, während dies Gewitter noch über uns steht!"

Angesichts solch elementarer Naturereignisse ließ ihre Philosophie sie nämlich regelmäßig im Stich, und der instinktive kindliche Glaube, der alles als unmittelbar aus Gottes Hand kommend ansieht, gewann die Oberhand.

Er lachte laut auf, und lief mit ausgebreiteten Armen barhäuptig in den strömenden Regen hinaus, das Gesicht dem Himmel zuwendend.

„Habe ich gefrevelt, so möge doch ein strafender Blitz mich treffen!" rief er.

Drinnen im Holzhäuschen verstummte jedes Gespräch. Alle sahen voll abergläubischem Grauen nach ihm hin, der wie ein Tollhäusler mit verzerrten Lippen und zusammengepreßten Zähnen dastand. Sie erwarteten, daß irgend etwas Schreckliches geschehen müsse, aber nach einer Minute atembeklemmenden Schweigens kehrte er zurück, schüttelte sich und sagte ruhig: „Das verlohnte sich auch recht der Mühe, naß zu werden!"

Nun brach der allgemeine Sturm der Empörung gegen ihn los. Er ließ ihn teilnahmlos über sich ergehen, trank nur rasch hintereinander zwei Gläser Wein und würde auch den ganzen Rest noch hinuntergestürzt haben, wenn ihm Roma nicht energisch die Kanne entrissen hätte.

„Sie grollen mir nur, weil ich Ihnen

Aus unserer Studienmappe:

Amoretten. Standbild im Nymphenburger Park.
Federzeichnung von Peter Halm.

das Vergnügen an Ihrer herrlichen Welt verdorben habe!" bemerkte Egbert, und es flimmerte wieder etwas wie liebenswürdiger Humor in seinen Augen auf. Er versank jedoch danach in trübsinniges Schweigen. Die Spannung der überreizten Nerven ließ nach; sie erschlafften vollständig.

Allmählich zog das Unwetter vorüber. Es rollte nur noch in der Ferne, und auch der Regen plätscherte leiser und leiser. Durch den nassen Dunst, der aus Wald und Strom emporstieg, brach sich die untergehende Sonne Bahn, mit rotgelben Streiflichtern, die im Schattenspiel des rasch ziehenden Gewölks über die dampfende Erde hinzufliehen schienen. Und nach und nach wagten sich zerzauste fragwürdige Gestalten aus ihren verschiedenen Unterschlupfen hervor. Man lachte übereinander, nahm die Situation von der komischen Seite, trank aus, was noch Trinkbares vorhanden war. Einige, die den ganzen Nachmittag hindurch darin schon etwas des Guten zu viel gethan hatten, wurden in den ‚Leichenwagen' geschichtet, dessen Lenker die Ermahnung erhielt, auf dem Wege zur Stadt ja keinen seiner Pflegebefohlenen zu verlieren, und Roma Paulsen vertraute mit mütterlicher Sorgsamkeit unter Scheldes Beistand Egbert gleichfalls diesem Gefährt an, denn der Kleine befand sich in einem ganz unzurechnungsfähigen Zustand halber Trunkenheit und gänzlicher Übermüdung.

Frau von Martini beorderte nun ihre Equipage, die inzwischen geschlossen und vor Nässe geschützt worden war, und trat mit ihrer Begleitung den Heimweg an.

Fried half Inge in den Wagen, und legte in diese einfache Handlung eine gewisse zärtliche Vertraulichkeit. „Auf morgen!" flüsterte er bedeutungsvoll und konnte nicht umhin, dabei flüchtig nach Anna hinzusehen. Was die wohl zu der großen Neuigkeit sagen würde!

Das war eine herrliche Fahrt in den dämmernden Maiabend hinein, durch Wald und an wogenden Saatfeldern hin! Von den Bäumen tropfte es. Feuchtschwül und fruchtbar quoll der Lebensodem der mütterlichen Erde empor. Im Gehölz schlugen die Finken. Der ungestüme Südwind jagte hinter leichtfertigen Wölkchen her. Der Schlag der Finken, das Sausen des Windes, das wunderbare Rauschen und Brausen in der Natur, alles schien nur auf einen einzigen Ton gestimmt, auf das Hohelied der Lebens- und Schaffensfreude.

Aber die Natur sang ihr Lied für Inge vergebens. Sie saß ganz still in sich versunken da. War es denn wirklich wahr? Hatte sie das bindende Wort gesprochen, das über ihre ganze Zukunft entschied? Es kam ihr jetzt so unglaublich vor. Sie stand fast atemlos vor der Erwägung, daß sie von nun an ihr Leben mit Fried zusammen verbringen solle. Er gefiel ihr, ja darüber konnte kein Zweifel herrschen, indessen legte es sich ihr mit Zentnerlast auf die Seele, daß sie sich innerlich so entsetzlich fremd geblieben seien. Keines wußte eigentlich recht, was es von dem anderen zu erwarten hatte. Eine Ahnung von der Verantwortung, die sie übernommen, stieg in ihr auf. Halb und halb kam ihr der Wunsch, das Geschehene rückgängig zu machen, ihre Freiheit noch ein Weilchen, nur noch ein kleines Weilchen zu behalten. Aber es half ja doch nichts. Sie mußte sich nun einmal verheiraten, und da schien es noch immer besser, jemand zu nehmen, der ihr gefiel, als einen, der ihr direkt zuwider war.

So zwischen bangen Zweifeln und glücklichen Visionen von sorgenlosen glänzenden Verhältnissen fuhr sie zur Stadt ein.

Wie die Gartos die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufgingen und endlich miteinander allein waren, fragte der Vater hastig: „Ist etwas vorgefallen? Hat Hallinger sich erklärt? Ich sah, daß ihr anders als sonst zusammen verkehrtet, und du bist gegen deine Gewohnheit wie auf den Mund geschlagen."

„Er wird morgen bei dir um mich anhalten."

„Endlich!" — Der Alte that einen tiefen Atemzug. — „Ich fing schon an zu fürchten, daß sich die Sache im Sande verlaufen würde. Bist du zufrieden, Schatz? Du hast ihn doch gern? Nicht wahr?"

„Papachen!" sagte Inge und klammerte sich hilflos an ihn. „Mir ist so angst!"

6. Kapitel.

Einige Tage danach gab Papa Garto, der sich gerade durch irgend eine geheimnisvolle Unternehmung gut bei Kasse und in strahlender Laune befand, im elegantesten Restaurant ein solennes Verlobungsfest, zu

dem die näheren Freunde des Bräutigams selbstverständlich geladen wurden, und der Sekt floß in Strömen.

Fried schwamm in Seligkeit und großer echter Verliebtheit und nahm jeden der Freunde einzeln beiseite, um ihnen anzuvertrauen, daß er über die Maßen glücklich sei; und jedem sagte er das Nämliche: „Weißt du, was mir so besonders lieb ist? Daß meine kleine Braut noch so jung ist und ich aus ihr machen kann, was ich will. So ein fertiger fester Charakter wie, — na also wie die Martini zum Beispiel, das wäre nichts für mich."

In voller Bräutigamsglorie genoß er das vortreffliche Verlobungsdiner und freute sich, daß Inge ihm gegenüber ein wenig mehr aus sich herausging, ja sogar allerlei kleine vertrauliche Bemerkungen für ihn allein hatte. Sie war übrigens die einzige Dame der Tafelrunde. Die Gartos besaßen in München keinen Familienanhang und fast nur Herrenbekanntschaften.

Im Verlauf des Gesprächs kam die Rede auf den Zeitpunkt der Hochzeit. Fried, gewohnt der Bestimmende zu sein, nannte schnell einen naheliegenden Termin.

Inge hob den Kopf wie ein Vollblüter, der zum erstenmal seinen Herrn und Meister und den hemmenden Zügel wittert.

„Nein!" sagte sie rasch. „Davon kann keine Rede sein. Wir heiraten nicht vor Ende August."

„Nun Liebchen, wir wollen das noch dahingestellt sein lassen," entgegnete er obenhin, innerlich entschlossen seinen Willen durchzusetzen.

„Denke nur nicht mich zu überrumpeln!" lachte sie. „Ich heirate eben nicht vor dem 20. August. Das ist mein Geburtstag, da werde ich 19 Jahre alt. Bis dahin bleibe ich noch Inge Garto."

Fried nahm ihre Hand und sah sie fest an. Sie war entzückend wie ihr jetzt das Blut ins Gesicht stieg, er hätte sie am liebsten tüchtig abgeküßt; doch Zärtlichkeiten vor andern gingen ihm wider die Natur.

„Mein Schatz macht schon jetzt seine Herrscherrechte geltend?" scherzte er.

„Nein, herrschsüchtig bin ich nicht, nur ein bißchen eigensinnig und sehr selbständig; damit mußt du schon rechnen."

„Das bin ich auch."

„Dann sind die Richtigen zusammengekommen."

Das klang alles in der Verlobungsstimmung wie leichtes Getändel, doch im Grunde war es beiden voller Ernst mit dem, was sie sagten.

„Da stehen ja recht stürmische Scenen für die Zukunft in Aussicht!" rief Egbert von der anderen Seite des Tisches herüber. „Prosit Fried! Ich trinke auf einen frischen fröhlichen Ehekrieg!"

Er war sehr ausgelassen heute und trank mehr als ihm gut war. Als man sich gegen Abend trennte, nahmen Schelde und Rainer ihn unter den Arm und führten ihn mit sich nach Scheldes Wohnung.

Eine vorzeitige sommerliche Schwüle lag über der Stadt, die im Frühlingszeichen blühender Bäume und springender Wasser stand. Wie sie die Briennerstraße entlang gingen, versank die Sonne jenseits der Propyläen als strahlenloser Feuerball im dunstigen Gewölk und durchglühte den Staub, der die Straße bis hoch hinauf erfüllte, daß die Villen und Paläste in rotgoldigen Schleiern fast verschwanden. Am Königsplatz rauschten die Wasserstrahlen einer Gartenspritze über die Rasenflächen. Und dann krochen graue Schatten allerorten hervor, und in die sanfte stauberfüllte Dämmerung hinein blinzelten hie und da schon verschwommene elektrische Kugellampen.

Die jungen Männer hatten alle drei erhitzte Gesichter. Egbert sang vor sich hin und schien zu Ausschreitungen geneigt. Am Karolinenplatz machte er sich plötzlich von den Freunden los und sagte herausfordernd: „Was wollt Ihr eigentlich von mir? Ihr führt mich ja wie ein wildes Tier."

„Komm du nur mit!" entgegnete der lange Holländer trocken. „Ich brauche dich. Du sollst mir die schlechte Stimmung vertreiben."

„Überhaupt würde ich an deiner Stelle jetzt mein Hauptquartier bei Schelde aufschlagen," überredete Rainer freundlich. „Solch ein fortwährendes Beisammensein mit jemand, der im Augenblick begreiflicherweise nur Sinn für seine Liebesangelegenheiten hat, kann nicht erquicklich für dich sein."

Der feinfühlige junge Dichter hatte schon längst bemerkt, daß da zwischen Fried und Egbert nicht alles in Ordnung war, und

Digitized by Google

wenn er in seinem Herzen auch für den ersteren Partei nahm, wollte er dies den Kleinen doch nicht merken lassen, war nur bestrebt, die beiden auseinander zu halten.

„Selbstverständlich!“ brummte Schelde. „Gehst du nicht mit hinauf, Rainer? Ich habe da einen herzerquickenden Schnaps.“

„Ein andermal. Ich habe heute noch eine Verabredung.“

Sein Lächeln ließ erraten, daß es sich um eine Frau handle. Er befand sich dauernd in irgendwelchen platonischen Liebesbanden, die ihn zu dichterischen Ergüssen anregten, betrachtete sie gewissermaßen als lyrisches Arbeitsmaterial und flatterte leichtherzig, ohne es je zum Drama kommen zu lassen, von einer zur anderen.

Schelde war es ganz recht, daß er ging. Mitteilsam auf seine Weise wurde er nur im Zwiegespräch unter vier Augen, und er hätte sich gern über allerlei ausgesprochen. Wie er nun mit Egbert den großen halbdunkeln Raum betrat, der ihm als Arbeits- und Schlafstätte diente und dessen strenge Kahlheit mit dem Ernst seines Schaffens in Einklang stand, drückte er den Kleinen in den Divan und ging dann noch eine Weile stumm hin und her, um Likör und Gläser zusammenzusuchen. So leicht konnte er nicht über seine Schweigsamkeit hinaus.

„Ich mache mir um Fried Sorge!“ begann er plötzlich, wie vom Zaun gebrochen.

„Ach um den?“

„Ich habe so den Eindruck, als wären da zwei Leute zusammengekommen, die sich innerlich ganz fremd sind; überhaupt als sei seine Verliebtheit nur Laune. Wie lange ist es denn her, daß er die Martini anschwärmte? So im Handumdrehen geht man doch nicht von einer zur anderen über.“

„Ja natürlich, bei ihm ist alles Laune.“

„Das solltest du doch nicht sagen. Erstlich ist er ein hervorragender Künstler, der in seiner feinen graziösen Kunst entschieden bei der Stange bleibt und weiß, was er will. Und gerade dir gegenüber hat er eine freundschaftliche Langmut ohne Gleichen. Glaube nur, daß du ihm schon manches Mal auf die Nerven gefallen bist mit deiner müßigen Bummelei.“

„Ich pfeife drauf! Überwacht hat er mich! Im Grunde sieht er ja mit Mißachtung auf mich herab, aber er fühlt, daß ich ein gescheiterer Unterhalter bin als er, und darum war ich ihm ein Dorn im Auge. Schreibe seine Verlobung nur ruhig mit auf Rechnung seiner Eifersucht und Eitelkeit. Er wollte mir zeigen, daß ein hübscher stattlicher Kerl wie er doch überall den Vogel abschießt. Himmel! Wenn ich nur die Hälfte seiner brutalen männlichen Schönheit besessen hätte, ich würde ihn wahrhaftig aus dem Sattel gehoben haben!“

„Rede mir davon nicht. Ich weiß längst, daß du ihm sein Aussehen beneidest. Das ist ein häßlicher Zug.“

„Du bist ein guter Kerl. Wenn ich mit dir zusammen bin, kommen mir gar nicht solche Gedanken; von dir nehme ich auch alles ruhig hin. Aber ich versichere dich, Fried reizt mich in jedem Augenblick.“

„Du bist nun einmal ungerecht gegen ihn, und ich wiederhole: diese Verlobung ist gar nicht nach meinem Sinn. Das Mädchen hat zu sehr seinen eigenen Kopf. Fried gleichfalls. Er täuscht sich, wenn er glaubt alles aus ihr machen zu können, was er will. Was soll das nur heißen, daß sie die Hochzeit bis Ende August hinausschiebt? Hat man sich rechtschaffen lieb, so mag man doch so bald als möglich das eigene Nest bauen. Reizend ist sie ja, das gebe ich zu, strahlt förmlich vor Jugend; ich hätte sie gern als symbolische Frühlingsgestalt in meinem neuen Bilde gehabt; aber daran war wohl von vornherein nicht zu denken.“

Auffällige Stille veranlaßte ihn, sich nach Egbert umzuwenden. Der Kleine hatte sich der Länge nach auf den Divan geworfen und das Gesicht in die Kissen gedrückt.

Schelde ging wie eine gute Kinderfrau zu ihm hin, schob ihm behutsam die Riesenhand unter den Kopf und wandte Egberts Gesicht so, daß der letzte Tagesschimmer, der durch das breite Fenster drang, darauf fiel. Es war naß von Thränen.

„Du hast sie lieb gehabt?“ fragte der Lange einfach.

Egbert richtete sich blitzschnell auf und lachte.

„Was du dir einbildest! Sieh mich doch an! Merkst du nicht, daß ich einen Rausch habe? Gib mir lieber Sodawasser statt des verdammten Likörs.“

Schelde nahm keine Notiz davon, setzte sich ruhig neben Egbert auf den Divan, und strich ihm beruhigend mit der Hand über den Kopf.

Digitized by Google

La Boudeuse. Nach dem Gemälde von H. Fenner-Behmer.
(Internationale Kunstausstellung, Dresden 1901.)

Digitized by Google

„Das geht nicht, mein Junge. Du mußt es dir aus dem Sinn schlagen und endlich einmal etwas Vernünftiges vornehmen, was dich auf andere Gedanken bringt."

„Was denn zum Beispiel?" höhnte Egbert.

„Na — also da wäre die Philosophie. Ich habe keinen blauen Dunst davon, meine aber doch, daß dies das gegebene Feld für dich wäre. Ein scharfer Denker bist du ja; es dürfte dir keine Schwierigkeiten bereiten, noch jetzt umzusatteln und deinen Doktor zu machen."

„Und dann?"

„Dann habilitierst du dich eben an einer Universität und hältst Vorlesungen."

„Und dann?"

„Frag nicht so dumm! Bist du einmal in dieser Bahn, so hilft dir das klare Denken über all das hinweg, was dich jetzt bekümmert."

„Gib dich doch nur nicht der Illusion hin, daß die Philosophie Klarheit bringt. So viel Philosophieen, so viel Systeme und Weltauffassungen! Schließlich brummt einem der Schädel davon. Übrigens fällt mir da etwas Komisches ein: du erinnerst dich der Nacht, in der ich alle vier Hausglocken meines bisherigen Domizils in Bewegung setzte?"

Schelde verzog das steinerne Gesicht zum Lächeln.

„Ja."

„Sieh, ich dachte nun soeben, daß ich dies gewissermaßen als symbolische Handlung betrachten könnte. Was meinst du dazu?"

„Wieso?

„Ich habe seither in allen vier Stockwerken, die sich in jener Nacht aufthaten, freundschaftlich verkehrt, und jede der verschiedenen Bewohnerinnen scheint mir jetzt die Vertreterin eines Prinzips, für welches ich, so zu sagen, als Versuchstier gelte. Da war zunächst unten Frau Stern, die sich ernstlich bemüht hat, mir durch die Wohlthaten der Religion über die Mängel des Lebens hinweg und wieder zur Theologie zurück zu helfen. Das ist für mich ein überwundener Standpunkt. Eine harte strenge Frau, die im Wohlleben steckt, und andere, die nicht Vereinssklaven sind, darben läßt, kann mich überhaupt nicht beeinflussen. Meine Neugier, die mich zuerst zu ihr trieb, ist befriedigt, und ich habe aufgehört, von Zeit zu Zeit an ihrer Thür zu schellen. Lieber aus einem Fehler in den andern fallen und irren und betrogen werden, als so tadellos — hartherzig sein!"

„Stimmt."

„Im ersten Stock bei Frau von Martini klingle ich noch immer häufig an. Ich bin ja dort ein wohlgelittenes Haustier, und die schöne Frau bläst ganz in dein Horn, versucht sich an mir mit der reinen Vernunft und legt mir dringend das Studium der Philosophen ans Herz. Ich muß darüber lachen, wenn Frauen Philosophie treiben. Dieser paßt es zufällig in den Kram, füllt ihr die leeren Stunden aus, aber wenn sie die Probe aufs Exempel machen soll, ist es kläglich um sie bestellt. Übrigens achte ich sie als wirklich guten Charakter. Möglich daß es ihr gelingt mich zu bekehren, obgleich vorläufig noch keine Aussicht dazu ist."

Egbert hielt inne.

„Fahre doch fort. Ich bin ordentlich gespannt, was du in den beiden letzten Stockwerken gefunden hast."

„Das bleibt der Zukunft vorbehalten. Vorläufig noch nichts; doch habe ich ja auch noch nicht mit dem Leben abgeschlossen und rechne noch darauf, meine Beziehungen dort zu finden. Umsonst geschieht nichts; alles, was uns begegnet, steht in einem inneren Zusammenhang zu uns; jede Seele hat Fühlung mit der andern und spricht zu der andern, wenn wir uns dessen auch nicht bewußt sind."

„Damit sprichst du aus, was ein moderner Mystiker unlängst in einem herrlichen Buch gesagt hat."

„Wirklich? Woher hast du deine Weisheit?"

„Liebes Kind, meinst du vielleicht, ich läse nichts?"

„Gib mir das Buch."

„Es ist ‚der Schatz der Armen'. Morgen such' ich's dir vor."

„Dem Titel nach ist es für mich bestimmt. Ich bin doch ein Armer."

„Das sind wir alle schließlich. Aber um wieder auf deine ganz spaßhafte Ausführung zurück zu kommen: was die Paulsen dir zu bieten hat, bleibt freilich dahingestellt, doch bei den Gartos dürftest du die Glocke nicht mehr lange ziehen. Frieds Heirat bringt im Hause natürlich eine Änderung hervor."

„Einerlei! Ich bleibe dabei, daß ich nicht umsonst an jener Thür geläutet habe. Sie wird sich mir doch noch vielleicht einmal aufthun.“

Der Kleine saß gerade aufgerichtet da und starrte verträumt vor sich hin.

„Herrgott noch 'mal! Sie hat sich dir ja willig genug aufgethan, und du hast nichts dahinter gefunden als jetzt ein wenig Herzweh.“

„Das meine ich nicht.“

Scheldes Annahme, daß in dem Atelierhause an der Theresienstraße Änderungen vor sich gehen würden, bewahrheitete sich jedoch nur teilweise.

Im zweiten Stock des Vordergebäudes, auf demselben Flur mit den Paulsens, wurde die linksseitige größere Wohnung durch Versetzung des Inhabers unerwartet frei, und Fried trat sofort in dessen Mietkontrakt ein. Das war ihm bequem; er brauchte dann als verheirateter Mann nur über den Hof zum Atelier zu gehen. Papa Garto allein wollte im Herbst ausziehen, um in einem kleinen Junggesellenquartier ein fröhliches Leben der Ungebundenheit zu beginnen, und Egbert ging mit sich zu Rate, ob er die leer werdenden Gartoschen Zimmer nicht nehmen solle. Er hatte nun einmal eine Vorliebe für dieses Haus und konnte Scheldes Gastfreundschaft auf die Dauer nicht in Anspruch nehmen. Das Zusammenleben mit Fried hatte seit dessen Verlobung stillschweigend ein Ende genommen.

Dem letzteren war der Kopf voll von Liebes- und Einrichtungsgedanken, so daß er es kaum beachtete, daß der Kleine seine Siebensachen in der Stille gepackt und sich davon gemacht hatte.

Alles sollte Inges Wünschen entsprechend hergerichtet werden. Fried hatte sich's wohl gemerkt, daß die Wände des Musikzimmers nur weißen Stuck und einen grünlich einfarbigen Ton aufweisen durften, während die anderen Räume mollig und intim sein sollten. Weiche dunkle Teppiche mußten da hinein und originelle Polstermöbel. Es war ihm nichts zu teuer, nun er sich einmal mit einer Art Wonnegefühl in die Rolle des Ehemanns hinein gedacht hatte. In das Boudoir hing er einige Meisterwerke von eigener Hand, die ihm zu sehr ans Herz gewachsen waren, als daß er sich hätte von ihnen trennen mögen.

Das alles sollten Überraschungen für Inge sein, aber er konnte sich's doch nicht versagen, ihr davon zu erzählen, und sie schon vorher einen Blick auf die Herrlichkeiten werfen zu lassen, die er da zusammengekauft und künstlerisch geordnet hatte.

Sie war ganz strahlende Erwartung und lief wie ein frohes Kind die Treppe hinab, um das zukünftige Heim zu besichtigen, das ihr bis jetzt verschlossen gewesen war.

Zuerst fiel sie ihm lustig um den Hals und schwenkte ihn ein paarmal im Kreise; als ihr dann ein Zimmer nach dem andern gezeigt wurde, nahm ihr Gesicht allmählich einen ernsten Ausdruck an, und schließlich erschien eine kleine Falte zwischen den Brauen.

„Was ist dir, Schatz?“ fragte er leichthin. „Gefällt dir etwas nicht? Sag's doch; ich kann es ja sofort ändern.“

„Weißt du, Fried,“ sagte sie ehrlich, „das ist zu schön für mich. Es ist sehr gut von dir, daß du alle meine Wünsche berücksichtigt hast, aber es waren doch kindische Wünsche, und ich hätte es lieber einfacher gehabt. Wenn ich dies alles ansehe, drückt es mich, daß ich nichts habe und nichts in das Haus mitbringe als meine Person.“

„Das wiegt auch den ganzen Plunder auf.“

„Nein, begreife doch, daß es mich bedrücken muß. Alles von einem Menschen annehmen müssen und nichts dagegen geben zu können, das ist schrecklich! Hätte ich nur ein kleines, ein ganz kleines Eigentum!“

„Dies gehört dir mit dem Moment, in dem du hier als Herrin einziehst.“

„Aber ich verdanke es deiner Großmut. Mein ganzes Leben hindurch muß ich immer nur danken.“

„Liebchen, was das für Ideen sind! Wenn man sich lieb hat, rechnet man doch nicht so.“

Er verstand es gar nicht, daß seine Verschwendung ihr peinlich sein könne, und zog sie vergnügt weiter, vor seine Bilder hin.

„Da, Schatz! Das ist das Beste, was ich dir geben kann. Ich habe mich bis jetzt nicht von ihnen trennen mögen, aber nun gehören sie dir.“

Inge begriff, daß er ihr etwas besonders Liebes habe anthun wollen, besaß jedoch gar kein Verständnis für sein feines künstlerisches Empfinden und meisterliches Können.

Digitized by Google

Wo hätte sie es auch her haben sollen, da ihre Erziehung sich in einem Institut vollzogen hatte und später in der väterlichen Häuslichkeit kaum für das Notwendigste des Alltaglebens Geld vorhanden gewesen war. Sie hatte nie eine moderne Ausstellung gesehen, und die Kunst war ihr ein Buch mit sieben Siegeln.

„Das ist niedlich!" sagte sie befangen, und streichelte seine Hand, als wolle sie ihn um Verzeihung bitten, daß sie keine glühenderen Worte der Bewunderung fand. „Ich danke dir auch vielmals."

„Niedlich?" wiederholte er verdutzt. „Das ist doch kein Ausdruck. So etwas sagt man vielleicht von einer kleinen Schülerarbeit."

„Du weißt doch, daß ich nichts von Malerei verstehe. Sei nicht böse."

Er war gleich besänftigt, nahm sich jedoch vor, ihr allmählich das fehlende Verständnis beizubringen, das für eine Malerfrau unerläßlich war, und bat sie von nun an öfters in sein Atelier hinüber zu kommen und seine Arbeiten im Entstehen anzusehen, wobei er ihr mit einer ihm sonst fremden Geduld auseinandersetzte, was er sich gedacht hatte, und welches Licht- und Farbenproblem er zu lösen beabsichtigte.

Inge kam auch sehr bereitwillig und stets in Begleitung ihres Vaters, da es sich für eine junge Dame von Stand nicht geschickt haben würde, mit ihrem Verlobten allein zu sein. An ein eingehendes Zwiegespräch war unter diesen Umständen nicht zu denken. Der alte Garto erwies sich als ein recht störendes Element, neckte Tochter und Schwiegersohn, machte Witze über des letzteren Bilder, und Inge war im Herzen ganz froh darüber, weil es sie der Peinlichkeit enthob, ein Interesse zu zeigen, welches sie nicht empfand. Im Grunde langweilten sie die Ausführungen ihres Bräutigams. Seine Arbeiten waren so gar nicht das, was sich ihr phantastischer Mädchenkopf unter Kunst vorstellte. Sie wunderte sich darüber, daß man mit diesen kleinen Bildchen, deren intimer Reiz ihr entging, so unmenschlich viel Geld verdienen könne.

Fried sah selbst mit der Zeit ein, daß diese Atelierbesuche seiner Braut verlorene Liebesmüh seien, und bestand nicht mehr darauf, war aber entschlossen, der jungen Frau später beizubringen, was ihm notwendig zu einem gedeihlichen Zusammenleben schien.

Auf Inges Wunsch ritt er jetzt während des Sommers zuweilen mit den Gartos aus, die immer gute Pferde irgend welcher verreisenden Bekannten zu ihrer Verfügung hatten. Das junge Mädchen war als vorzügliche Reiterin in Sportkreisen berühmt, und der Alte hatte früher bei der Kavallerie gestanden und verstand sich auf die Behandlung schwieriger Gäule.

Fried mietete sich die erste beste Schindmähre, saß allerdings gerade im Sattel und sah gut aus, machte das Tier jedoch durch seine ungleichmäßige Handhabung der Zügel nervös.

Inge sprach dann sehr sachverständig, ritt dicht neben ihm und zeigte ihm, wie er die Zügel zu führen habe.

„Schade!" sagte sie einmal naiv und musterte ihn kritisch. „Deiner Erscheinung nach hättest du so gut zum Kavallerieoffizier gepaßt; nur für die Behandlung der Pferde hast du gar kein Talent."

„Brauche ich ja auch nicht, Liebchen. Mir ist's schon lieber, daß mein Talent auf eine andere Seite gefallen ist."

„Ja, aber wenn wir später verheiratet sind und miteinander ausreiten, möchte ich doch nicht, daß die Leute über dich lachen."

„Dazu werden sie keine Gelegenheit haben, denn ich glaube kaum, daß ich später Zeit finden werde mit dir zu reiten."

Sie war starr.

„Ich kann doch nicht allein reiten."

„Dann mußt du es eben lassen."

„Fried! — Das — das ist doch nicht dein Ernst?"

„Ja Schatz. Malerfrau und Amazone, das paßt nicht zusammen. Jetzt ruht meine Arbeit ohnehin ein wenig, weil mir allerlei durch den Kopf geht; das muß ich indessen als Ehemann nachholen."

„Denke nur nicht, daß ich auf das Reiten verzichten werde. Willst du nicht mit, so begleitet mich Papa."

„Vorausgesetzt, daß du ein Pferd hast."

„Daran fehlt es mir nie."

„Höre Inge! Ich habe jetzt natürlich noch nicht über dich zu bestimmen, und du magst von andern Leuten Gefälligkeiten annehmen, aber in Zukunft muß das aufhören. Ich kann nicht zugeben, daß meine Frau so und so viel Menschen gegenüber, mit denen ich nichts zu schaffen habe, unter einer Verpflichtung der Dankbarkeit steht."

Digitized by Google

„Nun darüber wollen wir jetzt noch nicht streiten!“ rief sie und setzte mutwillig ihr Pferd in Galopp, im Stillen entschlossen, nun und nimmermehr auf ihr Lieblingsvergnügen zu verzichten.

Er mußte folgen, ob er wollte oder nicht, weil sein Gaul es für angezeigt hielt, das nämliche Tempo anzuschlagen, dachte jedoch, daß er es schon verstehen werde, seinem Willen Geltung zu schaffen. Er pflegte mit seinem Eigentum umzuspringen, wie es ihm paßte, und von dem Augenblick an, in dem er ihr den Ehering auf den Finger streifte gehörte sie eben ihm.

Papa Garto mischte sich in die kleine Differenz nicht ein, pfiff nur vor sich hin.

Einige Tage später, als Fried wieder einmal ganz unter dem Zauber seiner Braut stand und so recht verliebt war, fragte er, was sie sich zur Hochzeit wünsche.

Sie stand gerade vor ihm, legte die Hände auf den Rücken und sah ihn schalkhaft von unten herauf an.

„Wenn ich es auch sagte, du schenkst es mir ja doch nicht.“

„Solltest du so ausschweifende Wünsche haben? Was wird's denn sein! Perlen um den Hals? Das wäre noch nicht alle Welt.“

„Nein, so weit versteige ich mich nicht.“

„Na, also dann sag's doch.“

„Bekomme ich es dann?“

„Ja.“

„Versprich es.“

„Es ist versprochen. Mein ‚Ja‘ genügt.“

„Ein Reitpferd möchte ich.“

Er lachte. — „Du Schlingel! Da hast du mich doch überlistet!“

„Bekomme ich es?“

„Da ich es versprochen habe, natürlich.“

Sie küßte ihn stürmisch.

„Zunächst in effigie. Kaufen thun wir es erst nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise. Das Vieh steht sich sonst während deiner Abwesenheit die Beine in den Leib und muß unnütz gefüttert werden.“

„Papa wird es bewegen, darum sorge dich nicht. Es ist so hübsch, schon auf der Reise zu wissen, daß man ein ganz eigenes Pferd besitzt.“

Aber hierin blieb Fried unerbittlich. Das hätte ihm noch gefehlt, für den Schwiegervater ein Pferd zu halten! War sie erst ein paar Wochen verheiratet, so lenkten ihre Wünsche vielleicht ganz von selbst in andere Richtung, und das leidige Vieh geriet in Vergessenheit. Er fand sich nachgiebig genug, daß er darein gewilligt hatte, die Hochzeit bis Ende August hinauszuschieben, obgleich ihm im Grunde nichts anderes übrig blieb, da Inge darauf bestand.

7. Kapitel.

Trübes Novemberwetter! Das war so ein echter Münchner Wintertag, mit Schlamm auf den Straßen, Nebelfetzen zwischen den tropfenden Bäumen und grauem Himmel, der direkt über den Häusern zu lasten schien. Träge klapperten die überfüllten Trambahnwagen auf den Schienen hin. Der Rauch schlug von den Essen nieder und machte den Aufenthalt in freier Luft noch unangenehmer, als er es ohnehin war. In allen Bureaus brannte Gas, überall roch es muffig nach nassen Kleidern, und eine große Arbeitsunlust machte sich geltend.

Von all dem merkte Inge nichts. Sie war eine so von Grund aus frohe, lebensfreudige Natur und ging immer ganz in irgend einer Beschäftigung auf, wenn es auch oft nur eine Kinderei war.

An diesem Vormittag nun saß sie, schon im Reitkleide, in ihrem Wohnzimmer, und vergnügte sich mit einer japanischen Spielerei, die sie tags zuvor aufgetrieben hatte. Das war solch ein Spaß, kaufen zu können was sie freute, nicht mehr immer und ewig jeden Groschen in der Hand zehnmal umwenden zu müssen, ehe sie ihn ausgab. Überhaupt schienen ihr die drei Monate ihrer Ehe ein Feenmärchen, in dem jede Seite Überraschungen brachte. Oft strömte ihr Herz von Dankbarkeit gegen Fried über, obgleich sie sich selbst auf der Hochzeitsreise zuweilen gezankt hatten. Aber trotzdem war es wundervoll gewesen! Zum erstenmal that sich das Leben sorgenlos und genußvoll vor ihr auf. Man hatte sie bewundert und ihr den Hof gemacht, in ganz anderer, ehrerbietigerer Weise als früher, weil der Nimbus glänzender Verhältnisse sie jetzt umgab und ein stattlicher, sehr energischer Mann an ihrer Seite stand. ‚Die schöne Frau Hallinger‘ war sie immer genannt worden. Wie ihr das jetzt einfiel, während sie das kleine schlitzäugige Ungeheuer zum Hüpfen brachte, kam ihr das Lachen an. Und jeden Abend war Fried mit ihr in ein Theater oder Konzert gegangen und hinterher in ein

Restaurant; doch das rechnete sie ihm nicht extra an; dafür ging sie artig und geduldig mit ihm ganze Vormittage über durch endlose Gemäldegalerieen und blieb heiter und liebenswürdig, obgleich es ihr langweilig war. Der Comersee hatte dann den Schluß der Reise gemacht.

Inge ließ die Hände sinken, so daß das Männlein fort und fort hüpfte, bis sein Uhrwerk ablief und es vornüberpurzelte. Das lachende Gestade des blauen Sees mit seinen rosenumrankten weißen Villen, der bergumsäumte Himmel des Südens standen ihr lebhaft vor Augen. Die Natur! Das war etwas! Das konnte sie aus voller Seele bis zur Anbetung bewundern. Die wirkte anders auf sie als Frieds ewige Kunstfimpelei. Da ging ihr das Herz auf, noch jetzt in der Erinnerung. Doch hier zu Hause war's schließlich auch schön, und an den Luxus der neuen Umgebung hatte sie sich schnell mit innigem Behagen gewöhnt, wie an einen Rahmen, in den sie ihren Instinkten nach recht eigentlich hineingehörte.

Die junge Frau sah nach der Uhr. Um halb Zwölf waren Papa und Pferd in der Reitbahn. Der Papa blieb doch immer noch der beste Kamerad, und auch in seinen Augen hatte sie entschieden an Achtung gewonnen, seitdem sie eine wohlhabende Frau war und ihm bei jeder Gelegenheit mit kleinen Summen aushelfen konnte. Das Pferd hatte ihr Fried richtig schenken müssen, so widerwillig er sich auch dabei anstellte und ihr den wertvollsten Schmuck als Ersatz anbot. Sie hatte nichts gegen Schmuck an sich, aber die Fuchsstute, auf die sie schon längst ein begehrliches Auge geworfen hatte, war ihr lieber.

Fried steckte seit neun Uhr im Atelier und kam wohl nicht vor Drei zum Mittagessen herüber. Da hatte sie die beste Zeit zu reiten und hinterher im langen Mantel mit dem Papa einen vergnüglichen Bummel zu unternehmen. Es war freilich noch früh, trotzdem wollte sie sich eben fertig machen, als ihres Mannes Schritte im Korridor hörbar wurden. Gleich danach trat er bei ihr ein.

Aus unserer Studienmappe:

Bleistiftstudie von Heinrich Lossow.

Sein Gesicht trug einen verstimmten Ausdruck; er warf sich auch gleich in den ersten besten Sessel und begann über den dunkeln Tag zu klagen.

„Keine Möglichkeit, bei diesem grauen Wetter etwas zu arbeiten! Alles was ich heute gemalt habe, muß wieder weggewischt werden. Es ist zum Verzweifeln!“

Sie nahm ihre Spielerei wieder vor und zog gedankenlos das Uhrwerk auf.

„Du Armer! Morgen wird's besser sein.“

„Ach, gar nicht daran zu denken. Wenn sich das Nebelwetter hier 'mal einnistet, ist es dauerhaft. Können wir nicht um ein Uhr essen? Möglich, daß es später etwas heller wird und ich von Zwei an besseres Licht habe.“

Das war der Einfall eines Junggesellen, der in die Restauration spaziert und speist, wann es ihm paßt.

„Ja Fried, ich weiß nicht, ob das geht.“

„Natürlich, bei jungen Hausfrauen geht nie etwas. Springe wenigstens in die Küche und frage nach, ob es möglich ist.“

Es paßte ihr nicht, so kommandiert zu werden. Sie erhob sich sehr gelassen und drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke.

„Fragen Sie die Köchin, ob sie das Mittagessen für ein Uhr richten kann! Der Herr wünscht früher zu speisen!“ befahl sie dem eintretenden Hausmädchen.

Inge kehrte in diesem Augenblick ganz die große Dame heraus, welche die kleinen häuslichen Verrichtungen den Dienstboten überläßt, und das imponierte Fried. Er war doch sehr stolz auf die vornehme Haltung seiner jugendlichen Frau. Trotzdem konnte er seiner Verstimmung nicht Herr werden, denn die künstlerische Arbeit ging ihm über alles.

„Wenn man sich bei diesem blödsinnigen Wetter so förmlich in ein Ding versieht, weiß man schließlich nicht mehr, was Blau und was Grün ist!“ fuhr er fort. „Du hast zwar gar kein Urteil, aber scharfe Augen; und ein Laie, der frisch und unbefangen hinzukommt, sieht in solchen Momenten oft richtiger als der Maler, der sich nervös auf einen Punkt verbohrt. Komm' doch einmal mit mir hinüber.“

„Ach, — — ja,“ sagte sie zögernd, und dachte, daß es Zeit sei, in die Reitbahn zu gehen.

„Das paßt dir wohl nicht?“

„Gewiß. Warum nicht?“

Ihre Hände beschäftigten sich noch immer zerstreut mit dem japanischen Spielwerk.

Fried griff ungeduldig nach dem kleinen Ding und warf es zu Boden, wo es zerbrochen liegen blieb.

„Gib dir wenigstens aus Höflichkeit den Anschein, als nähmest du etwas Interesse an meinen Angelegenheiten.“

Sie hob die auseinandergefallenen Gliederchen auf, that es ganz sanft und machte sich wirklich Vorwürfe, nicht größere Bereitwilligkeit gezeigt zu haben; aber die Unfreundlichkeit ihres Mannes gab ihr einen Stich ins Herz. Sie hatte ihn noch nicht so gesehen.

Ihn reute die Heftigkeit sofort.

„Laß es gut sein, Kindchen. Ich kaufe dir nachher ein anderes.“

„Das brauchst du nicht. Es würde mich nicht mehr freuen.“

„Das heißt, du möchtest ein bißchen mit mir schmollen?“

„Gewiß nicht. Das liegt gar nicht in meiner Natur. Komm', sollen wir jetzt ins Atelier gehen?“

„Wenn du solch ein Duldergesicht aufsetzest, danke ich dafür.“

„Aber Fried, ich mache doch kein Duldergesicht.“

„Doch! Ich sehe es dir ja an, daß du nicht den mindesten Anteil an dem nimmst, was mich beschäftigt.“

Inge überwand sich, teils aus Pflichtgefühl, teils weil sie ihm wirklich zugethan war, ging zu ihm hin und küßte ihn aufs Haar.

„Es thut mir so leid, daß du schlechter Stimmung bist.“

Das war nun auch nicht nach seinem Geschmack. Er wollte niemand leid thun. Sie hätte nichts Unangebrachteres sagen können.

„Laß nur. Ich brauche kein Mitleid. Interesse von deiner Seite wäre mir lieber. Aber du hast natürlich bloß deine Reitgeschichten im Kopf. Daß ich mich auch von dir breitschlagen ließ, dir ein Pferd zu kaufen! Zum Henker noch 'mal! ich mag nicht, daß meine Frau täglich in die Reitbahn läuft, während ich mich nicht um sie kümmern kann, bis über die Ohren in der Arbeit stecken muß.“

Digitized by Google

„Papa ist immer da.“

„Wer weiß.“

Inge richtete sich mit einem Ruck sehr gerade auf.

„Ich lüge nie.“

„Ach, ihr Frauen nehmt es nie so recht genau mit eueren Worten; und kurz und gut: die Reiterei ist mir in der Seele zuwider, und ich gedenke einen Strich dadurch zu machen.“

„Wenn ich darein willige, sonst nicht! Und ich sage gleich von vornherein, daß ich dir hierin nicht nachgebe.“

„Das wollen wir doch sehen! Ich denke, daß ich Herr im Hause bin.“

Der Ausdruck trotziger Empörung in ihrem weichen Kindergesicht ließ seine schlechte Laune in plötzliche Heiterkeit umschlagen. Sie amüsierte ihn doch immer noch, die eigenwillige, temperamentvolle, kleine Frau.

„Eine verheiratete Frau hat kein Eigentum,“ neckte er mit scheinbarem Ernst. Es machte ihm Spaß, sie ein wenig zu reizen. Schließlich behielt er ihr gegenüber doch die Oberhand, wenn es einmal darauf ankam. „Falls es mir beliebt, den Gaul wieder zu verkaufen, so mußt du dich drein finden.“

Ihr Gesicht überzog sich mit tiefer Glut. Wieder empfand sie ihre Vermögenslosigkeit und Abhängigkeit und fand es brutal von ihm, sie ihr ins Gesicht zu schleudern, obwohl er seinerseits so wenig Gewicht darauf legte, daß ihm gar nicht der Gedanke kam, sie könne sich dadurch verletzt fühlen. Er hatte ihr ja ganz sorglos alles, was er besaß, mit der großartigen Verschwendung einer genialen Natur in den Schoß geschüttet.

„Du magst alles, was hier um uns her steht, wieder nehmen und verkaufen, es gehört dir, und du schaffteſt es für deinen Haushalt an; aber das Pferd hast du mir persönlich geschenkt, darauf lasse ich mir das Eigentumsrecht nicht nehmen,“ sagte sie mit blitzenden Augen. „Falls ich es auf einen Prozeß mit dir ankommen ließe, würdest du den Kürzeren ziehen.“

Fried brach in herzliches Lachen aus, zog sie auf den Schoß und küßte sie.

„Du kleiner Kampfhahn! Das wäre auch einzig, ein junges Ehepaar, das miteinander um einen Gaul prozessiert! Erstens leben wir in Gütergemeinschaft, und ich als dein gesetzlicher Vormund darf somit auch über dein Eigentum verfügen; aber zweitens fällt es mir im Ernst nicht ein, dir dein Lieblingsspielzeug zu nehmen. Na? Bist du nun beruhigt?“

Inge biß noch immer die Zähne zusammen.

„Es handelt sich um das Prinzip. Ich bin kein Kind, und hat man mich dir mit gebundenen Händen überliefert wie eine Sklavin, die keine eigenen Rechte hat, ohne mich vorher darauf aufmerksam zu machen, so wird mir die Ehe zu einer unerträglichen Fessel werden.“

Er wurde ernst.

„Höre Schatz! So etwas solltest du nicht so unüberlegt sagen. Ich habe vorhin gescherzt, will dir natürlich nichts nehmen, was dich freut. In der Ehe darf es kein Mein und Dein geben; doch wenn wir von Prinzipien reden, glaube ich vermöge meines Altersübergewichts und größerer Lebenserfahrung der Bestimmende sein zu dürfen. Und nun wollen wir das unerquickliche Thema lieber abbrechen. Geh' nur in die Reitbahn und sei vergnügt. Ich werde nach dieser kleinen Unterbrechung auch ohne dich mit meiner Malerei zurecht kommen. Eine halbstündige Pause, während deren man die Arbeit nicht unter Augen hatte, genügt, um einen wieder klar sehen zu lassen.

Sie fiel ihm um den Hals.

„Nein, lieber Junge, ich bleibe jetzt zu Hause. Du sollst mich nicht für eigensinnig halten. Gleich schicke ich einen Boten zu Papa. Und bitte, nimm mich nur mit ins Atelier. Ich will versuchen, mich wie ein vernünftiger Mensch zu benehmen.“

Da in diesem Augenblick der Bescheid aus der Küche kam, daß man um halb Zwei speisen könne, ging Fried befriedigt fort, bestand aber darauf, daß seine Frau ihr Vergnügen haben solle, und Inge schlich mit sehr schlechtem Gewissen aus dem Hause, kehrte auch viel früher heim als notwendig gewesen wäre.

„Papa kommt heute abend,“ sagte sie bei Tisch kleinlaut, denn ihr Mann stand sich nicht allzugut mit seinem Schwiegervater, dessen thatenlose Abenteurerexistenz ihm zuwider war. „Da er sich direkt angesagte und wir ja nichts vorhaben, konnte ich nicht ablehnen.“

„So? Das ist gut!“ rief Fried heiter.

Digitized by Google

„Ich begegnete vorhin Frau von Martini auf der Treppe und fragte ſie, ob ſie nicht ſtatt eine feierliche Gegenviſite zu machen, lieber abends ganz zwanglos zu uns kommen wolle, und es ſchien ihr zu paſſen. Mir iſt es lieb, wenn du angenehmen Damenverkehr im Hauſe haſt.“

„Wie nett.“

„Eigentlich könnten wir gleich noch ein paar Menſchen dazu bitten, vielleicht einige der Hausgenoſſen. Meinetwegen die Paulſen und Perna, der da oben in euerer ehemaligen Bude hockt und mir auf dem beſten Wege ſcheint, vor die Hunde zu gehen.“

„Schicke nur gleich hinauf.“

„Ich will auch, wenn es dunkel wird und ich doch nichts mehr thun kann, zu Schelde hinüberſpringen. In der Dämmerung hockt er ja immer zu Hauſe und ſpinnt ſich in ſeine Träume ein. Will er auch kommen, ſo hätten wir Herren genug für die Martini. Sie hat es gern, ein bißchen angebetet zu werden.“

„Bete du nur tüchtig mit!“ lachte Inge, die nichts von Eiferſucht auf andere Frauen wußte.

„Ich habe ſchon meinen eigenen Hausgötzen,“ ſcherzte er und bog ſich zu ihr, um ſie zu küſſen.

„Du, bei Tiſch küßt man nicht!“ ſagte ſie abwehrend und zog ſich graziös zurück.

„Ach was! Wenn's mir paßt, thu' ich es eben.“

Fried zwang ſie mit kräftiger Hand zu ſich herüber.

Sie rieb ſich hinterher demonſtrativ mit der Serviette die Wange und wurde des aufwartenden Mädchens wegen rot.

„Mach' dich auch beſonders hübſch für den Abend. Das dunkelblaue Sammetkleid ſteht dir vor allem gut und ſieht fraulich aus. Du könnteſt auch den Türkisſchmuck dazu tragen.“

„Eitler Protz!“ neckte ſie. Doch er hätte nicht nötig gehabt, ſie aufzufordern, ſich hübſch zu kleiden. Es machte ihr ohnehin Spaß. Sie richtete auch alles für den Abend mit der Wichtigkeit der jungen Hausfrau her, die ihre erſte Geſellſchaft gibt, wollte Anna Martini um jeden Preis imponieren, denn im Grunde fühlte ſie ſich jener gegenüber immer noch ein wenig befangen, wußte nichts Rechtes mit ihr zu ſprechen. Daß Fried der blonden Witwe früher den Hof gemacht habe, hatte ſie doch erfahren.

Die Hallingerſche Wohnung ſah in der That reizend in dem Lichtmeer aus, das jedoch durch zahlloſe bunte Seidenſchirme zart abgetönt wurde. Überall, wo ſie ſich nur irgend anbringen ließen, brannten Lampen und Kerzen, ſtrahlten im Salon vom Kronleuchter herab, vom Kamin, von allen Tiſchen; nur das Boudoir war in roſige Dämmerung gehüllt.

Fried hatte darüber gelacht und es unnütz gefunden für die paar Menſchen, aber es kleidete die Wohnung gut, und kleidete auch ſeine Frau. Licht und Farbe gehörten nun einmal zu ihr. Er ſah ihr mit heimlichem Vergnügen zu, wie ſie in der frauenhaften Tracht mit den mädchenhaft raſchen Bewegungen hierhin und dorthin glitt, anordnend und befehlend. Da lag Raſſe drin! Keine Spur von ängſtlicher Unſicherheit! Das war gerade, was er ſich immer gewünſcht hatte, wenn er früher an ſeine Verheiratung wie an etwas über kurz oder lang Unvermeidliches dachte; und genau das hatte er auch immer an Anna Martini bewundert.

Als dann die Gäſte ſchnell nacheinander eintrafen, empfing Inge mit einer Haltung, als habe ſie dies jeden Tag daheim geübt, obwohl es die erſte Geſellſchaft war, die ſie im Leben gab. Doch hatte ſie in anderen großen Häuſern, in denen ſie hie und da ſporadiſch auftauchte, ſcharf aufgemerkt und beſaß natürlichen Inſtinkt für Geſchmack und Eleganz, war ſich auch bewußt, alles ſo gut angeordnet zu haben, daß Souper und Bedienung nichts zu wünſchen übrig laſſen würden.

Der Hausherr konnte nicht umhin, die beiden ſchönen Frauen zu vergleichen, wie ſie zufällig beiſammen ſtanden und plauderten. Den Vorteil der Jugend hatte die ſeinige unſtreitig voraus und die liebreizende, lebendige Art zu ſprechen. Aber Anna Martini —. Donnerwetter! Wie ihre ſtatuenhafte, üppige Geſtalt prachtvoll in der raffiniert einfachen Toilette zur Geltung kam! Und wie herablaſſend freundlich ſie lächelte und alles bewunderte! Was hatte ſie herablaſſend zu ſein? Es ärgerte ihn, machte ihm indeſſen doch Eindruck, wie alles, was aus der großen Welt kam. Und die Martini verkehrte faſt ausſchließlich in

Digitized by Google

Im Park. Nach dem Gemälde von Heinrich Lossow.

Hofkreisen, machte nur mit den Hausgenossen eine Ausnahme. Roma Paulsen, im grauen Mixlüsterkleide, kam für ihn als Atelierkamerad nicht in Betracht.

Die Thür zum Speisezimmer öffnete sich. Auch hier strahlende Helle.

„Willst du Frau von Martini den Arm geben?“ sagte Inge leichthin zu ihrem Mann. „Papa, du führst Fräulein Paulsen. Herr von Perna, ich bitte!“

Fried machte große Augen. Er hatte sich dies Zusammensein ganz zwanglos und gemütlich gedacht, und nun setzte Inge solch einen Klimbim in Scene! Doch that er, was von ihm verlangt wurde, trotzdem sich ‚die Kiste‘ nach seiner Ansicht dadurch recht fad machte. Noch weniger nach seinem Sinn war das Menu, das durchaus dem schweren Silber und dem kostbaren Meißner Porzellan entsprach, welches die Tafel zierte. Auch Blumen, kleine duftige Sträußchen, standen sehr anmutig dazwischen. Das war hübsch, aber zu festlich und entsprach nicht der Gelegenheit. Die Stimmung des kleinen Kreises, der sich in den Zuschnitt einer großen Gesellschaft versetzt sah, behielt auch anfänglich etwas durchaus Steifes. Der Hausherr ärgerte sich über die vielen Gänge. Ein warmes Gericht und einige pikante kalte Sachen nebst einem Fäßchen Bier, so wäre es ihm angenehm gewesen. Daß es Inge Spaß machte, ihre schönen Sachen zu zeigen, und sich selbst in der Gloria der jungen Hausfrau, fiel ihm nicht ein, und er warf ihr einen ärgerlichen Blick zu, den sie erstaunt aufnahm, ohne ihn zu verstehen.

Sein Unbehagen nahm ihm förmlich die Fähigkeit, sich zusammenhängend zu unterhalten. Daß Anna Martini zunächst auch nicht viel sprach, sondern sich kühl beobachtend umschaute, irritierte ihn noch mehr.

‚Herrgott noch 'mal!‘ dachte er. ‚Wenn sie bloß den Mund aufmachen wollte! Auf Schelde ist ja nie viel zu rechnen, aber Egbert ist auch wie aufs Maul geschlagen.‘

Die Einzigen, die lustig zusammen sprachen, waren Papa Garto, Roma und Inge. Ihr jugendlich frohes Lachen, das Girren der wilden Taube, klang über den Tisch hin und forderte so recht auf, miteinzustimmen, bis der Bann sich löste und ihre übersprudelnde Laune die anderen mit fort riß. Schelde lachte in dröhnendem Baß, und Egbert erwachte aus seinem blöden Vorsichhinstarren, nahm den Ball der Unterhaltung mit Grazie auf, und da flog er nun hin und her, ohne ins Stocken zu geraten.

Anna wurde in dem Maße stiller, als die junge Hausfrau aus sich heraus und in den Vordergrund trat. Für Kindereien und harmlosen Witz besaß jene keinen Sinn, duldete sie freundlich, beteiligte sich jedoch nicht daran.

Fried mißhandelte seinen Bart. Wie sie nun jetzt zum erstenmal hier an seinem Tische saß, kam ihm fortwährend der Gedanke, mit welchen Gefühlen ihr gegenüber er sich noch vor wenig Monaten getragen hatte, und daß seine Heirat eigentlich recht aus dépit zustande gekommen sei. Liebe kleine Inge! Er war ihr jetzt gut und hatte jedenfalls ein besseres Los gezogen, als es der Fall gewesen wäre, wenn diese kalte statuenhafte Person seine Werbung angenommen hätte. Trotzdem konnte er keinen unbefangenen Ton finden.

Die da drüben plauderten von der kommenden Faschingszeit.

„Ich freue mich unmenschlich darauf!“ versicherte Inge. „Alles will ich mitmachen, kostümierte Künstlerfeste und Redouten. Fried wird seine liebe Not mit mir haben. Das soll ein rechter Ulk für mich werden.“

„Auf die Redouten geht Fried vermutlich lieber allein!“ neckte Egbert.

„Bewahre! Wird ihm nicht gestattet. Das wäre noch schöner, wenn die Männer alles Lustige für sich vorweg nehmen wollten!“

„Das ist schon einmal so, gnädige Frau. Solche Art Feste besuchen Ehemänner immer allein. Aber die Frauen gehen dann doch heimlich, maskiert, im Domino mit einem anderen zuverlässigen Mann hin, und führen den Herrn Gemahl ein wenig aufs Glatteis. Wenn Ihnen vielleicht mit einem Ritter von der traurigen Gestalt gedient ist, so stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

Die Grübchen in den Wangen der jungen Frau vertieften sich. Das schien ihr sehr amusant.

„Gut. Thun wir das. Papa hat mir nie so etwas gestattet, aber jetzt will ich meine Freiheit genießen und so recht mitten im tollen Strom schwimmen. Als Mädchen darf man ja nichts.“

Digitized by Google

„Und die unglücklichen Männer wiſſen nie, ob ſie Durchgängerinnen heiraten oder Griſelden. Ich würde vorſchlagen, die jungen Damen immer zunächſt einen Kurſus der Freiheit durchmachen zu laſſen. Je nachdem ſie ſich dabei benehmen, kann man ſich dann entſcheiden. Das wäre wenigſtens Spiel mit offenen Karten.“

„Ich habe noch nie geſehen, daß irgendwo mit offenen Karten geſpielt wird, außer um Anfänger in die erſten Geheimniſſe eines Spiels einzuweihen; und für Anfänger wollen Sie doch wohl alle nicht gelten.“

Inge triumphierte, die anderen lachten.

„Übrigens bin ich gar keine Durchgängerin, aber ich will leben. Wozu iſt man denn jung?“

Sie dehnte ſich ein wenig, und ihre Augen flimmerten heiß und lebensdurſtig.

Jetzt zum erſtenmal wurde Anna etwas lebhafter.

„Frau Hallinger hat recht. Den Mädchen werden in der That zu wenig Freiheiten geſtattet, ſo daß man nie weiß, welchen Gebrauch ſie davon machen, wenn ſie plötzlich in den Genuß derſelben kommen. Was nun die kleinen Ausſchweifungen des Karnevals betrifft, welche ſich in dieſer leichtlebigen Stadt Männer und Frauen gönnen, ſo ſind die wohl kaum ernſt zu nehmen. Selbſt ich finde herzliches Vergnügen daran, in den paar tollen Tagen zu hören und zu ſehen, wenn ich auch zu alt bin, perſönlich daran teilzunehmen.“

„Oh! oh!“ proteſtierten die Herren gegen das ‚zu alt‘ und wußten genau, daß ſie ſich nur ſcheue, mit der Krapüle in Berührung zu kommen.

„Gewiß. Rechne ich den Jahren nach auch noch zu den jüngeren Frauen, ſo habe ich doch mein Leben hinter mir und räume den jungen, die erſt da hinein wachſen, willig das Feld. Es iſt ſehr begeiſtlich, daß Frau Hallinger ihre Jugend von Grund aus genießen will, und wie ich unſeren Freund hier kenne, wird es ihm Freude machen, ſeine reizende Gattin in die Welt zu führen. Als ich hierher heiratete, ließ ich mich auch vom Geſellſchaftsſtrudel treiben. Damals gab es noch keinen Karneval in München. Sie ſehen, wie lange das her iſt.“

In ihren Worten lag ein gewiſſes Bemühen, ihr Alter im Gegenſatz zu der Jugend der Hausfrau hervorzuheben. Sie war wirklich eine kluge Frau und fühlte, daß Fried innerlich Vergleiche vornahm.

„Dies tolle Maskentreiben hat ſich erſt innerhalb der letzten ſechs Jahre ſo herausgewachſen,“ bemerkte Roma. „Übrigens mache ich da trotz meines Alters immer mit und bin auf der Straße in den unglaublichſten Aufzügen zu finden. Es gibt eben einen Punkt, wo man niemals alt wird.“

Anna lächelte und begann Betrachtungen darüber anzuſtellen, ob das Verlangen nach Volksbeluſtigung im Verhältnis zur wachſenden Wohlhabenheit der Bevölkerung ſtehe. Man beſtritt dies, führte Italien an, wo das Karnevalstreiben doch in voller Blüte ſtehe, aber ſie behauptete, nur der große Fremdenverkehr dort ſei der Grund davon, und allmählich lenkte das Geſpräch dann ganz in die Nationalökonomie ein.

Nun war ſie in ihrem Element. Sie hatte viel darüber geleſen, wußte ihrer Meinung Geltung zu verſchaffen und intereſſant und geiſtvoll zu reden. Die Maler und Papa Garto verſtanden wenig von dieſen Dingen, vermochten ſich jedoch dem Eindruck nicht zu entziehen, den die blonde Frau mit ihrer Vielſeitigkeit und jetzt erwachenden Unterhaltungsgabe auf jeden machte. Dabei rötete ſich ihr weißes Geſicht, und nach und nach beherrſchte ſie das Geſpräch faſt allein.

Es war gar nicht ihre Abſicht, Inge in den Hintergrund zu drängen und zu zeigen, daß ihr geiſtiges Niveau ein anderes ſei, doch es machte ſich von ſelbſt ſo. Die kleine Frau verſtummte vollſtändig; ſie hatte ja über dieſes Thema noch nie nachgedacht, es war ihr niemals nahe getreten. Sie verſuchte zuerſt hie und da ein Wort dazwiſchen zu werfen, das gänzliche Unkenntnis bekundete und von niemand beachtet wurde, weil die Gegenüber ſich erhitzten und von den aufgeworfenen Fragen in Anſpruch genommen waren. Dann ſah ſie erſtaunt und hilflos aus, begriff es gar nicht, daß man ſie ſo einfach überging und beiſeite ſchob. Es ließ ſich nicht leugnen, daß Anna Martini im Augenblick das allgemeine Intereſſe für ſich allein in Anſpruch nahm. Sie ſprach, weil der Gegenſtand ſie intereſſierte, ohne jeden Hintergedanken,

Digitized by Google

und Egbert hielt ihr mit ſprühender Lebendigkeit den Widerpart. Er verkehrte ja während der letzten Monate oft bei ihr, wenn auch nur ſprunghaft, zuweilen Wochen hindurch wieder gar nicht, wie ihm die Laune ſtand. Traf er aber mit ihr zuſammen, ſo gewährte es ihm jedesmal unendliches Vergnügen, ihren ſcharfen Verſtand wie eine belebende Douche auf ſich wirken zu laſſen, und ſo recht nach Herzensluſt zu disputieren.

Auch Fried verlor ſeine befangene Steifheit. Er war nicht geiſtreich, doch praktiſch, und gab ein paar Schlager her, die von Anna ſehr beifällig aufgenommen wurden. Jedenfalls meinte er, ſich ſchon lange nicht ſo gut unterhalten zu haben. Einmal ſah er nach Inge hin, die kein Wort mehr ſagte und mit Brotkrümchen ſpielte. Es verdroß ihn, daß ſie gar nichts zu reden wußte. Er machte gern ein wenig Staat mit ihr, konnte ſich's jedoch nicht verhehlen, daß ſie ſich im Augenblick von der unbedeutendſten Seite zeigte.

Egbert fing dieſen mißvergnügten Blick auf. Ganz unvermittelt brach er das Thema ab, faſt mitten im Satz.

„Was iſt denn?" fragte Anna. „So reden Sie doch weiter. Sie ſtanden im Begriff, eine Ihrer paradoxen Behauptungen aufzuſtellen."

„Nein. Ich mag nun nicht mehr. Die Sache iſt für mich erledigt."

Angeſichts dieſer Ungezogenheit beeilte ſich Fried, die Tafel aufzuheben, gab Anna mit weit größerer Bereitwilligkeit als vorhin den Arm und überließ es den anderen, ihm zu folgen oder nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Wüsst' ich ein Wort ...

Pirole flöten, ſüß und wunderbar,
Verſchollne Gärten grünen ſtill und weit.
Dich aber trennen längſt ſchon Tag und Jahr
Von meiner Heimat blühender Einſamkeit.

Sie liegt ſo ſchön und alte Märchen gehn
Durch Kraut und Blumen mit verſchwiegnem Schritt,
Und ihre ſüßen Wunderdüfte wehn
In der geheimſten Windesregung mit ...

Lichtflecken ſchaukeln zitternd im Geäſt,
Goldflocken funkeln über ſchattigen Grund,
Der wilde Hopfen rankt ſo treu und feſt,
Und große Falter gaukeln leicht und bunt.

Und immer wieder nur der eine Klang:
Pirole flöten, wild und ſüß und ſcheu,
So ſehnend laut, ſo ungeduldig bang,
So liebend mächtig und ſo tief getreu ...

Wüßt' ich ein Wort, ſo ſtark und ſüß und ſchwer,
Daß es dich rufen könnte, weit, ſo weit,
Nach den verſchollnen Wundergärten her
In meiner Heimat goldene Einſamkeit ...

Karl Vanſelow.

Ein neuer Kurs im höheren Schulwesen.

Von

Dr. E. von Sallwürk.

(Abdruck verboten.)

Neue Zeiten schaffen neue Bildung, und die neue Bildung verlangt neue Schulen. So ist seit dem großen Kriege das Bedürfnis nach neuen Schularten und Schulorganisationen mächtig gestiegen, mit ihm aber auch die Unzufriedenheit mit den bestehenden. Im Dezember 1890 hatte eine vom preußischen Unterrichtsminister berufene Konferenz die brennend gewordene Frage des höheren Unterrichts beraten. Ich habe über dieselbe in den ersten Nummern des „Daheim" von 1891 berichtet; aber mein Bericht schließt mit den Worten: „Beschwichtigt wird der seit langer Zeit geführte Schulkampf auch jetzt noch nicht sein. Denn die Berliner Erörterungen haben zwar die äußere Gestalt unseres höheren Schulwesens in dankenswerter Weise verbessert, seine inneren Verhältnisse aber unberührt gelassen; unsere Zeit aber verlangt, daß der Geist unserer höheren Schulen erneuert werde." Was ich vorausgesehen, ist leider eingetroffen. Die Unzufriedenheit mit unseren höheren Schulen ist noch gestiegen; denn die Vereinfachung in der Gliederung unseres Bildungswesens, welche die Berliner Konferenz in Aussicht gestellt hatte, hat sich nicht verwirklicht. Eine Schulart, die älteste, das Gymnasium, hat in Preußen sich wesentliche Einschränkungen an einer sehr empfindlichen Stelle gefallen lassen müssen, und so gingen von dieser Seite, die man bisher als eine in ungerechter Weise bevorzugte angesehen hatte, schwere Klagen aus. Der Schwerpunkt im höheren Bildungswesen war etwas verschoben, aber kein ruhiges Gleichgewicht erreicht worden. Es stellte sich heraus, daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege man zu keiner Klärung gelangen werde. Nun regten sich die Schulmänner selbst. Die Realschulmänner versammelten sich 1900 in Berlin und verlangten, daß den Abiturienten aller höheren Lehranstalten der Zugang zum Hochschulstudium geöffnet werde. Der deutsche Gymnasialverein erklärte bald darauf, daß von seinem Standpunkte aus kein Einspruch zu erheben sei, wenn die Aufgabe, für akademische Studien die allgemeine Vorbildung zu geben, auch der Oberrealschule und dem Realgymnasium übertragen werde. In einer zweiten These forderten die Realschulmänner, daß alle höheren Schulen nach dem sogenannten Frankfurter Lehrplan eingerichtet würden, welcher den fremdsprachlichen Unterricht mit dem Französischen beginnt und mit dem Lateinischen erst in der Untertertia, mit dem Griechischen oder dem Englischen erst in der Untersekunda einsetzt. Der Gymnasialverein sprach sich aber mit allem Nachdruck gegen diese These aus. Die beiderseitigen Erklärungen besagten also im Grunde nichts anderes als: Laßt mich unbehelligt, so will ich euch auch in Frieden lassen. Damit ist der Sache nicht gedient; denn es handelt sich nicht darum, ob Gymnasiallehrer und Realschullehrer sich gegenseitig vertragen oder nicht vertragen wollen, sondern darum, daß die deutsche Nation ein höheres Schulwesen erhalte, welches den gegenwärtigen Bedürfnissen seiner Kultur genüge. So wird es begreiflich, daß der Kaiser, der an der Konferenz von 1890 einen ganz persönlichen Anteil genommen hat, wieder sein Wort in die Wagschale warf.

Die vom preußischen Unterrichtsminister gegengezeichnete kaiserliche Kundgebung vom 26. November 1900 stellt folgende Forderungen auf: 1. Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule sind „in der Erziehung zu allgemeiner Geistesbildung" als gleichwertig anzusehen und dem entsprechend die Berechtigungen der realistischen Lehranstalten zu erweitern. Eine „Ergänzung" bleibt jedoch für den Fall vorbehalten, wo es für bestimmte Studien oder Berufszweige noch besonderer Vorkenntnisse

bedarf, welche in dem Lehrplan der Anstalt, die ein Kandidat besucht hat, nicht enthalten sind. 2. Gymnasium und Realgymnasium sollen den Lateinunterricht wieder verstärken; statt des Griechischen kann aber bis zum sechsten Jahreskurs einschließlich englischer Ersatzunterricht eintreten, und an Stelle des Französischen kann in den oberen Klassen des Gymnasiums, dem örtlichen Bedürfnisse entsprechend, allgemein verbindlicher Unterricht im Englischen gesetzt werden, neben dem das Französische als Wahlfach weitergeht. 3. Der griechische, der neusprachliche, der geschichtliche und der naturwissenschaftliche Unterricht haben gewissen Forderungen der modernen Bildung und Pädagogik Folge zu geben; den geographischen Unterricht sollen, wo möglich, Fachlehrer erteilen; der Zeichenunterricht ist, besonders mit Rücksicht auf diejenigen Schüler, die sich später dem realistischen Studium oder einem technischen Berufe widmen wollen, zu erweitern; die körperlichen Übungen sind ausgiebiger zu betreiben und die Pausen zwischen den Unterrichtsstunden reichlicher zu bemessen. 4. Die 1892 eingeführte „Abschlußprüfung", welche nach dem sechsten Jahreskursus abzuhalten war, wird wieder aufgehoben. 5. Die Versuche mit den Altonaer und Frankfurter Lehrplänen sind auf breiterer Grundlage fortzusetzen.

Der Schulmann, der in diesem Programm Zugeständnisse nach den verschiedensten Seiten hin erblickt, wird die Schwierigkeiten, die der Ausführung derselben sich entgegenstellen werden, sofort erkennen. Die Fragen, die in demselben berührt sind, betreffen die Organisation, die Didaktik und die Hygiene der höheren Schulen. Wir erörtern sie unter diesen Gesichtspunkten.

1. Die Organisation des höheren Unterrichts.

Wir leiden in Deutschland an der Vielgestaltigkeit unseres höheren Schulwesens. Neben dem alten Gymnasium, das seinen Mittelpunkt im lateinischen und griechischen Unterricht hatte, haben sich zwei andere ebenfalls neunklassige Schulen entwickelt, das Realgymnasium, das aus dem Lehrplan des Gymnasiums den wertvollsten Teil, den griechischen Unterricht herausbricht, ohne einen gleichwertigen Ersatz dafür zu bieten, und die Oberrealschule, die, indem sie auf die alten Sprachen verzichtet, den Anforderungen der modernen Bildung auf dem breitesten Raum genügen kann, aber immer wieder die Frage anregt, ob es nicht zweckmäßiger sei, junge Leute, die sich praktischen Berufen widmen wollen, in den Jahren, in welchen Befähigung und Neigung für solche am deutlichsten und kräftigsten sich aussprechen, von der Schulbank weg in die Praxis zu führen. Das Gymnasium ist in seinem Lehrplan veraltet und wird den Bedürfnissen der neuen Zeit so lange widerstehen, als andere Anstalten neben ihm vorhanden sind, die diesen Bedürfnissen doch besser dienen können. Das Realgymnasium leidet an der Menge seiner Lehrfächer; aber es kann, solange es in seiner Stellung zwischen Gymnasium und Realschule sein Lehrgut von der humanistischen und von der realistischen Seite her nehmen muß, auf seinen allzu bunten Lehrplan nicht verzichten. Der Oberrealschule bleibt, wie es die schwache Frequenz ihrer Oberklassen zeigt, der Rest von Schülern, die in den beiden anderen Schulen keine Unterkunft gefunden haben; sie bereitet auf keinen Beruf und auf kein Studium besonders vor und leidet ganz erheblich unter dem Mangel eigener Berechtigungen. Für höhere Studien und Berufsarten vorzubereiten, war ehedem das uneingeschränkte Vorrecht des Gymnasiums. Nach und nach aber haben die Schulverwaltungen aus dem reichen Kranze dieser Berechtigungen ein und das andere Blatt herausgepflückt und den Schwesteranstalten zugelegt, ohne damit volle Zufriedenheit zu geben. Mit dem kaiserlichen Erlasse werden sie auf den Standpunkt des Richters in der Parabel von den drei Ringen verwiesen, der den drei Besitzern rät, jeder möge seinen Ring für den echten halten: „Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen!" So bedingungslos aber ist freilich das Recht nicht, welches jetzt den drei höheren Schularten zugestanden wird: sie sollen zwar alle drei ihre Zöglinge zu höheren Studien vorbereiten dürfen; beim Eintritt in einen höheren Beruf aber sollen die besonderen Vorkenntnisse, die dieser verlangt, nachträglich nachgewiesen werden, wenn die betreffende Schulanstalt sie dem Zöglinge vor seinem Übergang zum Berufsstudium nicht schon mitgeteilt hat. Das ist eine sehr bedenkliche

Bestimmung, die den Wert des neu verliehenen Rechts ganz herabmindert und die berufliche Vorbildung selbst schädigt.

Wenn ein Abiturient der Oberrealschule in Zukunft zum Studium der Theologie sich entschließt, so werden ihm die Pforten der Hochschule nicht mehr verschlossen sein wie bisher. Wenn er aber dann nach der ordnungsmäßigen Studienzeit sich zur theologischen Berufsprüfung meldet, wird man zunächst von ihm den Nachweis derjenigen Kenntnisse in der lateinischen und griechischen Sprache verlangen, welche man als unerläßliche Vorbedingung für ein gedeihliches Studium der Theologie ansehen muß, und dann wird sich herausstellen, daß der realistisch vorgebildete Kandidat der Theologie, wenn er nicht etwa seinen Studien die doppelte Zahl der üblichen Universitätssemester gewidmet hat, entweder sein Berufsstudium vernachlässigt oder jene für dasselbe vorbereitenden Kenntnisse sich nicht erworben hat, vielleicht aber auch, daß sein ganzes Studium verfehlt war, weil er es begonnen hat, ohne mit dem notwendigen Rüstzeug versehen zu sein, und so wird das verlockende Geschenk der allgemeinen Studienfreiheit sich als ein Danaergeschenk erweisen. Überdies aber weiß man, daß Prüfungen zum nachträglichen Ausweis über den Erwerb von Kenntnissen, die sonst von Knaben im langsamen und geordneten Lehrgang einer allgemein vorbildenden Schulanstalt angeeignet werden, nie mit der Strenge und in der Ausdehnung abgehalten werden können, daß sie den Besitz ebenso sicherer und ausreichender Kenntnisse verbürgten wie eine ordentliche Reifeprüfung, die immer ein mehr oder weniger formaler Abschluß eines langen und planmäßigen Studienganges ist. Damit ist aber die Vorbildung für den Beruf selbst geschädigt. Der Vater, der seinen Sohn in eine unserer höheren Schulen schickt, kann sich wohl sagen: mir gilt die Oberrealschule so viel als das Gymnasium; aber die Schulverwaltungen, die verschiedene Schulgattungen einrichten, müssen genau wissen, wofür die eine gut ist und was die andere leisten kann. Wenn nun die Schulverwaltungen statt dessen, um dem Streit der Schulparteien und dem Drängen der sogenannten öffentlichen Meinung sich zu entziehen, den Charakter der einzelnen Schulgattungen, durch den sie als Vorbildungsanstalten für ganz genau bestimmte Berufsarten gekennzeichnet waren, preisgeben, so werden sie dem Vorwurf schwerlich entgehen, daß sie eine wichtige Aufgabe ihres Amtes, das sie beauftragt, für die Bildungsziele der Nation die entsprechenden Bildungswege und Bildungsmittel zu finden, aus dem Auge gelassen haben.

Die nach dem Frankfurter und dem Altonaer System eingerichteten sogenannten Reformschulen, die mit ihren nebeneinander verlaufenden humanistischen und realistischen Linien für alle Berufsarten die passende Vorbildung zu geben versprechen, werden allein Nutzen aus der in Aussicht gestellten Studienfreiheit ziehen. Diese Schulen sollen nach dem Erlasse vom November 1900 sich „im ganzen bewährt" haben. Was heißt das? In Frankfurt ist man mit dem Reformgymnasium jetzt erst zur obersten Klasse gelangt. Würden diese Anstalten aber auch eine ganze Reihe von Jahren hindurch den größten Teil ihrer Abiturienten mit guten Reifezeugnissen entlassen, so würde ein pädagogischer Beurteiler darum noch nicht sagen, daß ihre Einrichtung sich bewährt habe. Reifeprüfungen müssen nach der Art und Organisation der Schulen eingerichtet werden, an denen sie abgehalten werden; verlaufen sie günstig, so hat sich nur der Fleiß und der Eifer von Lehrern und Schülern bewährt, nicht aber die Gestaltung ihres Lehrplans und die Art ihrer Einrichtungen. Bewährt haben sich Lehranstalten erst, wenn die von ihnen vorgebildeten Zöglinge mit entwickelter Kraft und glücklichem Verständnis zum Berufsstudium übergehen. Darüber werden nach Jahren aufmerksame Universitätslehrer urteilen können; aber diese werden selbst in der Haltung ihres Unterrichts unsicher werden müssen, wenn künftighin alle Einheitlichkeit in der Vorbildung ihrer Zuhörer aufgehoben und jede Voraussetzung bestimmter Vorkenntnisse bei ihnen ein Irrtum sein wird.

Die Abschlußprüfung, der jeder Schüler einer preußischen höheren Lehranstalt nach dem sechsten Jahreskurs sich unterziehen mußte, hat in den anderen deutschen Staaten keine Nachahmung gefunden. Sie soll jetzt wieder beseitigt werden. Man hat mit Rücksicht auf sie dem Lehrplan der sechsten Klasse eine gewisse Abrundung geben wollen, ihn aber thatsächlich nur überlastet und ver-

wirrt; man wird die Beseitigung dieser Prüfung überall mit Dank begrüßen. Aber ein „Abschluß“ an irgend einer Stelle unserer höheren Schulen wird sich so lange als eine Notwendigkeit erweisen, als ein erheblicher Teil ihrer Zöglinge vor Erreichung der obersten Klassen dieselben verläßt. So erhebt sich wieder eine Frage, die eine Lösung dringend erheischt, und wäre es auch nur im Interesse der Bildung derjenigen jungen Leute, die an einer höheren Schule das Recht zum einjährigen Militärdienst sich erwerben wollen.

2. Die Neuerungen im Betrieb des Unterrichts und die Hygiene.

Der kaiserliche Erlaß verlangt, daß im griechischen Unterricht der ästhetische Gehalt der Schriften und der Zusammenhang der antiken Kultur mit der modernen mehr berücksichtigt, „unnütze Formalien“ ausgeschieden werden; er will ferner, daß der Unterricht in den neueren Fremdsprachen die Sprechfertigkeit pflege, daß im geschichtlichen einige Lücken in der Behandlung der alten Geschichte ausgefüllt und die des neunzehnten Jahrhunderts ausführlicher vorgenommen, daß die Geographie von Fachlehrern gelehrt und daß in den naturkundlichen Fächern Anschauung, Experiment und Exkursion ausgiebiger benutzt und das Technische nicht vernachlässigt werde. Jedermann wird mit diesen Forderungen einverstanden sein; es ist nur nicht recht zu begreifen, warum sie durch ein kaiserliches Wort bekräftigt werden mußten: die Pädagogik hat sie schon lange als Selbstverständlichkeiten behandelt. Ich möchte nur eine Bemerkung beifügen. Man verlangt vom Unterricht in den modernen Sprachen, daß er zur Sprechfertigkeit führe. Das sollte aber nicht Zweck, sondern Mittel dieses Unterrichts sein. Würde man dieser leicht zu beweisenden didaktischen Forderung endlich ihr Recht geben, so würde auch für den Unterricht in den alten Sprachen eine dem entsprechende Methode sich finden lassen, die das einseitige, geistig durchaus nicht förderliche Grammatiktreiben und alle „unnützen Formalien“ aus den unteren Klassen ein für alle Male beseitigte und eine bedeutende Einschränkung der dem Lateinunterricht gewährten Unterrichtszeit gestattete. Ehemals hat man Naturgeschichte aus Büchern gelehrt und den Kindern viel Qual damit bereitet. Jetzt stellen wir den Schülern die Naturdinge selbst vor Augen und erregen damit ein freudiges Interesse. Man ziehe daraus eine Lehre für den Sprachunterricht. Das Objekt, mit dem er es zu thun hat, ist das gesprochene Wort; denn nur in ihm lebt die Sprache. Aber man wirft mir ein, Lateinisch und Griechisch seien tote Sprachen. Wären sie das wirklich für uns, so hätten wir kein Recht, unsere Kinder mit ihnen zu beschäftigen. Aber sie sind heute noch nicht tot, ja, wären sie es, so müßte der Unterricht sie für seine Zwecke zu neuem Leben erwecken. Man gehe vom lebendigen Worte aus, und der Unterricht auch der „toten“ Sprachen wird ein lebendiges Interesse erregen.*)

Der kaiserliche Erlaß will ferner eine kräftigere Ausnutzung des Zeichenunterrichts; die Schüler sollen befähigt werden, Angeschautes in rascher Skizze festzuhalten, und die künftigen Techniker, Mathematiker und Naturwissenschaftler sollen fleißigen Gebrauch vom fakultativen Zeichenunterricht machen. Das ist sehr gut; aber es ist nicht genug. Solange das Zeichnen nur als eine schöne Kunst gilt, mit der sich zu beschäftigen dem gebildeten jungen Manne wohl ansteht, wird es nicht leisten, was die Schule von ihm verlangen muß. Es gibt kaum einen Unterricht, der der Zeichnung als eines wichtigen Hilfsmittels entbehren könnte. Darum muß das Zeichnen zu den frühesten Lehrgegenständen der Volksschule gehören. Es ist doch eine merkwürdige Verkehrtheit, daß man erst die neun- und zehnjährigen Schüler in den Zeichenunterricht einführt, aber in Geographie und Naturgeschichte schon auf den frühesten Stufen Fertigkeit im freien Zeichnen verlangt.

Mit den Leibesübungen, denen der Erlaß ebenfalls das Wort redet, verhält es sich ebenso. Sie sind in den preußischen Schulen seit 1892 mit einem höheren Stundenmaße bedacht; aber es ist denselben schwer geworden, für den erweiterten Unterricht Raum und Zeit zu finden. Heute handelt es sich darum, zu untersuchen, ob wir gut damit gethan haben, dieses „Fach“

*) Weiter kann ich auf diese Dinge hier nicht eingehen. Leser, denen mein Gedanke beachtenswert erscheint, verweise ich auf meine Schrift: Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen. Berlin, Gärtners Verlagsbuchhandlung, 1898.

Digitized by Google

wie alle anderen im Klassenunterricht zu betreiben. An Anfechtungen von sehr sachkundiger Seite hat es auch unserem Schulturnen nicht gefehlt. Es leistet indessen als solches sehr viel. Will man aber von diesen Übungen, wie es die Meinung des kaiserlichen Erlasses zu sein scheint, einen durchgreifenden Einfluß auf die allgemeine körperliche Tüchtigkeit und Rüstigkeit und auf die Bildung des Willens erwarten, so muß man sich erinnern, daß ein solcher Einfluß einmal in hervorragender Weise ausgeübt worden ist durch den alten Jahn. Man lerne von ihm; man entkleide das Turnen seiner steifen Schulform und füge hinzu, was Jahn nicht zur Verfügung stand: eine physiologische Durchbildung der turnerischen Lehre.

Vielleicht trägt die kaiserliche Kundgebung auch dazu bei, die Unterrichtszeiten in unseren höheren Schulen zu regeln. Die Ärzte sind nicht einig darüber geworden, ob man nach alter Sitte vier der täglichen Lehrstunden auf den Vormittag, den Rest auf den Nachmittag legen oder, wenn es möglich wäre, den Unterricht mit der Mittagspause überhaupt abschließen solle. Der Erlaß spricht von einer „angemessenen Lage und wesentlichen Verstärkung der bisher zu kurz bemessenen Pausen". Die Schulverwaltungen haben sich auch in diesen Dingen zu gewissen Zugeständnissen drängen lassen; sie müßten sich aber mit Hilfe berufener Sachverständigen, an denen in Deutschland heute gar kein Mangel herrscht, eine eigene Meinung bilden und danach handeln. Die Unterrichtspausen sind keine störende Unterbrechung, sondern, wenn sie richtig bemessen sind, eine wirksame Anfrischung des Unterrichts. Nun erfahren wir aber, daß infolge der kaiserlichen Anregung die Stundenzahl für alle höheren Schulen erhöht worden ist. Wie wird es nun möglich sein, die Pausen zu verlängern und die Leibesübungen zu verstärken?

Vom Englischen, das nach den kaiserlichen Bestimmungen teilweise an die Stelle des Französischen, teilweise selbst an die des Griechischen treten kann, rede ich hier nicht weiter. Die Pädagogik hat schon lange eine ausgiebigere Verwertung der in der englischen Sprache und Litteratur enthaltenen Bildungselemente gefordert; solange jedoch die Lehrpläne der humanistischen Lehranstalten nicht im Geiste der modernen Bildung und Pädagogik umgestaltet sind, setzt man mit solchen fakultativen Bestimmungen nur neue Flecken auf alte Schläuche.

* * *

Der Novembererlaß bewegt sich zum Teil in Richtungen, welche die Pädagogik schon seit langer Zeit gangbar gemacht hat, zum Teil erregt er schwere Bedenken. Es ist aber ungeschrieben in ihm noch eine Forderung enthalten, die auch über diese Bedenken hinwegführen kann, die nämlich, daß die Schulverwaltungen nicht glauben sollen, genug gethan zu haben, wenn sie die ihrer Aufsicht übergebenen Veranstaltungen in geschäftsmäßiger Ordnung erhalten, sondern daß sie sich als Hüter der nationalen Bildung betrachten sollen, der sie die Mittel einer tief gegründeten und weit ausschauenden Pädagogik dienstbar zu machen haben. Mögen die kaiserlichen Bestimmungen Behörden finden, die von diesem Geiste geleitet sind, zum Heile der Nation und zum Besten der Jugend, in deren Hände die Zukunft die Bildungsgüter der Nation legen wird.

Abend.

Von

Frida Schanz.

Der Abend kam, ein Riesenstrauß
Von roten Wolkenrosen,
Teilt lauter Glück und Liebe aus,
Auch an die Freudelosen,
Da er sogar an dich gedenkt — —!
Darfst dich nicht elend wähnen!
Er hat dir dieses Lied geschenkt,
Betaut von tausend Thränen!

Doctor Faust von Göthe.

Hexe [illegible]
[illegible]
Mephistopheles [illegible]
Hexe [illegible]
Mephistopheles [illegible]

[illegible]
Den [illegible]
[illegible]
Ich bin ein Cavalier [illegible]
Hexe [illegible]

Mephistopheles [illegible]
Faust [illegible]
Mephistopheles [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Hexenküche. Buntdruck um 1820 zu „Doktor Faust" von Goethe. Nach A. J. Carstens.
Verlag von Friedrich Campe in Nürnberg.

Digitized by Google

Goethe und die deutschen Bilder zu seinem Faust.

Von

Dr. Alexander Tille.

Mit zwei Einschaltbildern und sechzehn Textabbildungen aus der Bode-Tilleschen Faustgalerie.

(Abdruck verboten.)

Wenn in der Phantasie eines Dichters ein poetisches Werk längst zu Ende gebildet ist, wenn die Druckerschwärze es hinausgetragen hat in alle Lande, wenn Tausende und Abertausende künstlerischen Genuß daraus geschöpft haben, wenn die Nation bereits gelernt hat, es als ihr Gemeingut, als ein Stück aus dem eisernen Bestande ihres litterarischen Reichtums zu betrachten, dann tritt in der Regel auch die bildende Kunst an des Buches Wiege und legt ihm ein paar bunte oder schwarze Blätter hinein, die ihm zum Schmucke auf seinem ferneren Pfade durchs Leben dienen sollen. Der Dichter aber steht diesem Schmucke, wenn er ihn überhaupt noch erlebt, halb verwundert gegenüber. Das sollen die Gestalten sein, die er geschaffen? So sollen sich ihm Berg und Thal gestreckt haben, als er mit seinem Herzblut schilderte, wie sich die Bilder seiner Einbildungskraft zum ersten Kusse in die Arme sanken? In diesem Zimmer hätte sein Held denken, thun und leiden sollen, was er gedacht, gethan und gelitten hat? Und diese Gartenbank, war sie wirklich die echte Stätte für solche Mädchenträume? Ob die Bilder hinter des Dichters eigner Vorstellungswelt zurückbleiben, ob sie seinem bildenden Drange hie und da neue Pfade weisen — was thut das? Der Würfel ist gefallen; das fertige Werk steht da; kein Illustrator der Welt wird es mehr ändern. Längst liegt es als eine vergangene Thatsache aus dem eignen Dasein hinter dem Dichter. Nichts wird ihn vermögen, den Griffel noch einmal in die Hand zu nehmen.

Nicht so bei Goethes Faust. Die Entstehung unserer größten Nationaldichtung ist ein eignes großes Kapitel Litteraturgeschichte, und von 1769 bis 1832, in den zweimal zweiunddreißig Jahren, durch die wir den Fauststoff als etwas Werdendes bei Goethe verfolgen können und die die Jahrhundertlinie in zwei Hälften teilt, da sind Bilder einer der Lebensbrunnen gewesen, die den Strom des Schaffens immer aufs neue haben fließen lassen; erst fremde Bilder und dann Bilder zum ersten Teile seiner eignen Dichtung. Und er hat diesen Bildern ein Maß von Teilnahme gewidmet, wie es ein Dichter nur ganz selten dem Begleitwerk seiner eignen Schöpfungen entgegenbringt. Über mehr als ein Hundert Bilder zu seiner Dichtung hat er sich noch selbst ein Urteil bilden können. In ihnen ist es ihm vergönnt gewesen, die Wirkung seines Buches auf Deutschland, Frankreich und England zu verfolgen und seine eignen Faustdarstellungen an denen seiner Zeitgenossen im In- und Auslande zu messen.

Volksbuch und Puppenspiel von Faust — beides war dem jugendlichen Goethe nahe getreten. Beides hatte ihm eine bestimmte Faustgestalt vermittelt — den finstren Mann im langen Talar und Bart, eine altväterische, altfränkische Gestalt vorgerückten Alters mit dem akademischen Pelzkragen und dem akademischen Barett, wie er noch heute über unsere Puppenbretter geht und noch heute auf dem Titelbilde des christlich-gemeinten Faustbuches in der Mehrzahl aller Ausgaben aus dem achtzehnten Jahrhundert steht. Da trat er in Leipzig in die Gewölbe von Auerbachs Keller ein und sah den kecken Abenteurer Faust im spanischen Kostüm mit Pluderhosen und Schultermäntelchen, wie er auf dem Faß zur Kellerthür herausreitet und hernach in fröhlicher Runde mit seinen Gesellen bei Sang und Klang das eroberte Faß auszecht. Es gab eine Zeit, wo Goethe fast täglich in Auerbachs Keller verkehrte, und die Faustgestalt, die er nach Frankfurt, Straßburg und Wetzlar mitnahm und von da wieder nach Frankfurt zurückbrachte, das war wohl ein Gemisch aus beiden Auffassungen, bei dem aber der Gelehrte den Abenteurer weit überwog. Diese Gestalt ist es, die seinen Frankfurter Faust beherrscht, den wir auch den Urfaust oder nach dem Namen der freundlichen Abschreiberin den Göchhausenschen Faust nennen.

Ein akademiſcher Gelehrter im Alter von etwa fünfundfünfzig. Aber dieſer Fauſt ward in den Zwanzigern von Goethes Lebensalter nicht abgeſchloſſen wie Götz, Werther und Clavigo, ſondern reiſte als bruchſtückhafte Handſchrift mit dem jungen Goethe nach Weimar und reiſte dort in einem halben Menſchenalter nicht ſehr viel weiter. Schon zum Urfauſt hat die Bildkunſt mancherlei Bauſteine geliefert. Da gibt es drei Gemälde von Thomas Wyck, welche die Offizin eines Alchemiſten darſtellen, vollgeſtopft mit Inſtrumenten, Büchern und Geräten. An einem hohen Tiſche zur Rechten ſitzt ihr Inhaber. Vor ihm iſt ein großes Buch aufgeſchlagen; in der Hand hält er eine Phiole. Zwei dieſer Gemälde ſah Goethe als Student in der Dresdener Galerie, das dritte konnte er aus Winklers Gemäldeſammlung kennen, die während ſeiner Leipziger Studienzeit erſchien. Hochgewölbte, enge Räume, in denen der Forſchergeiſt ſo recht ſeine Beſchränktheit fühlen mußte, das iſt der Eindruck, den der erſte Blick aus dieſen Bildern davonträgt. Da iſt ferner eine Radierung Rembrandts, welche einen orientaliſchen Magier darſtellt, der eine gute Zaubererſcheinung — Agla Tetragrammaton Adonai — im Fenſter beobachtet. Sie war ſchon hundert Jahre früher auf Fauſts Namen getauft worden, und wir haben Goethes ausdrückliches Zeugnis dafür, daß er ſich ſeine Erdgeiſterſcheinung ebenſo durch das Fenſter eindringend dachte, wie ſie hier dargeſtellt iſt.

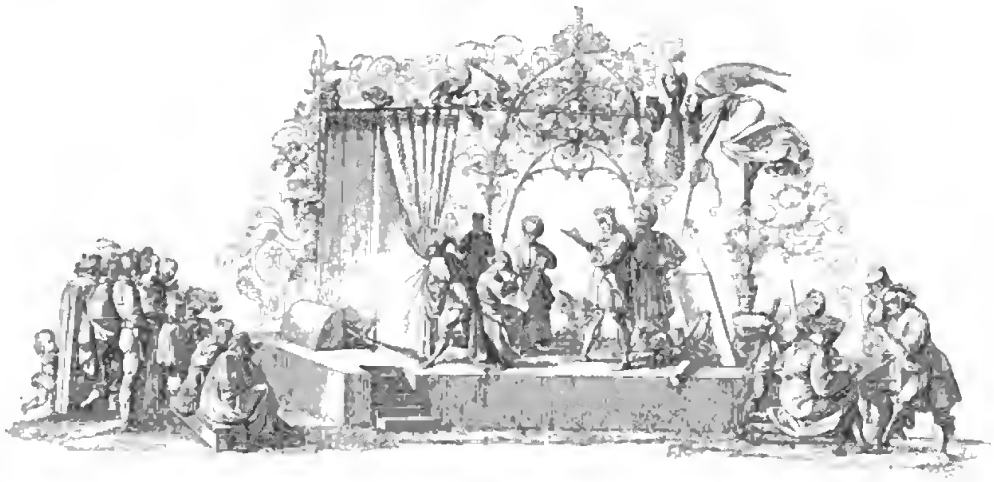
Im erſten Weimarer Jahrzehnt ruhte Goethes Arbeit am Fauſt faſt ganz. Sie teilte damit das Schickſal ſeiner anderen Arbeiten. Aber ihrer Fortſetzung lag noch ein ganz beſonderer Stein im Wege. Die Fauſtgeſtalt in Goethes eignem Geiſte hatte ſich gewandelt. Zwiſchen dem Fauſt, mit dem er das Stück begonnen, und dem, der jetzt ſeine Arme um Gretchen ſchlang, war eine Kluft entſtanden, eine Kluft an Jahren. Gerade als Goethe den Fauſtſtoff aufgenommen gehabt hatte, hatte die Sturm- und Drangzeit in ihrem Verlangen nach Durchbrechung aller Schranken den Himmelsſtürmer Fauſt auf ihren Schild gehoben.

Abb. 1. Hexenküche. Mit Weiß gehöhte Lithographie auf braunem Grunde von Ludwig Rauwerck. Aus: „Zwölf Kupfer zu Goethes Fauſt."

Digitized by Google

Sie war ganz von der Jugend getragen, und nur ein jugendlicher Geiſtesheld konnte ihr Ideal werden. Als ſie den verruchten Sünder von ehedem zum intellektuellen Heros machte, da mußte ſie ihn auch mit ſtürmender Jugendkraft ausſtatten. Nahezu gleichzeitig mit Goethe machte Maximilian Klinger aus dem hochrückigen, graubärtigen Fauſt der alten Sage einen Mann, den die Natur wie einen ihrer Günſtlinge behandelt hat, dem ſie einen ſchönen, feſten Körper und eine bedeutende, edle Geſichtsbildung verliehen, und dazu ſtrebende, ſtolze Kraft des Geiſtes, hohes, feuriges Gefühl des Herzens und eine glühende Einbildungskraft. Goethes Fauſt war ein Mann in reiferen Jahren. Zwiſchen fünfundfünfzig und ſechzig ſtand er vor Goethes Seele. Wie von dieſer Geſtalt zur Jugend zurückgelangen? In Weimar hatte Goethe dieſe Löſung nicht gefunden. Als er aber über Italiens Boden wanderte und in Rom Raſt hielt, da trat ihm draußen vor den Thoren der ewigen Stadt im Garten der Villa Borgheſe ein Bild von David Teniers vor die Seele, das die Zauberküche einer Hexe vorführt. Eben fährt ein nacktes Weib zum Fenſter hinaus. Der Gedanke des Lebenselixiers, an dem man ſich jung trinken kann, trat hinzu. Ein Kinderzählreim ſeiner Jugend blitzte ihm durch den Sinn und weckte die Erinnerung an ein auf Abraham a Santa Clara zurückgehendes magiſches Versgeſpräch zwiſchen Meiſter und Schüler, das er als Bube in einem Frankfurter Zauberbuche geleſen hatte. Dieſe Dinge floſſen ihm in eins zuſammen, und ſo ſchrieb er unter dem Flüſtern der Cypreſſen auf römiſchem Boden die deutſcheſte Scene ſeines Fauſt: die Hexenküche, die ſeinem Fauſt die verlorene Jugend zurückgibt und damit die Kluft überbrückt, die den Fauſt von 1785 von dem von 1775 unabänderlich zu trennen ſchien. Als ihm 1789 Heinrich Lips ein „Kupferchen" für ſeinen Fauſt ſtach, ſtand derſelbe noch ganz im Banne der älteren Auffaſſung. Er gab jene Rembrandtſche Radierung von der Gegenſeite wieder, gab dem bartloſen Magier des Urbildes den mächtigen Vollbart eines Greiſes. Auch Klingers Fauſt von 1791 erſchien trotz der jugendlichen Beſchreibung ſeines Helden im Texte mit einem kümmerlichen Alten als Titelvignette. Unmittelbar darauf aber folgte die bildende Kunſt mit ihrer Fauſtauffaſſung der Sturm- und Drangdichtung. In der zweiten Auflage von Klingers Fauſt von 1794 blickt ſchmerzbewegt ein jugendſchöner Fauſtkopf, der Kopf eines geiſtigen

Abb. 2. Erſcheinung des Erdgeiſtes.
Mit Weiß gehöhte Lithographie auf braunem Grunde von Ludwig Rauwerck. Aus: Zwölf Kupfer zu Goethes Fauſt.



Seiner Excellenz dem Herrn Geheimerath von Goethe

Wenn auch jede wahre Kunst nie ihre Wirkung auf unverdorbene Gemüther verliert, und die Werke einer grossen Vergangenheit uns nachdrücklich in die damahlige Denk- und Empfindungsweise hineinziehen, so sind doch die Wirkungen einer gleichzeitigen Kunst nach zugleich grösser und lebendiger, und ganze Völker, ja ganze Zeitalter sind oft von den Werken eines einzelnen grossen Menschen begeistert worden. Wie Ihro Excellenz auf Ihre Zeit und besonders auf Ihre Nation gewirkt haben, ist davon der sprechendste Beweis. Nachten Sie unter jenen tausend Stimmen der Liebe und Bewunderung die sich dankbar zu Ihnen drangen, die meinige nicht ganz überhören und diesem geringen Werke als einem schwachen Wiederscheine Ihrer lebendigen Schöpfungen eine kleine Stelle in Ihrem Andenken so lange gönnen, bis ein Würdigerer kommt, der mit grösserer Kunst und mit höherem, reichbegabteren Geiste, das wirklich vollführt, wonach ich so schmerzlich, aber mit geringem Erfolge gestrebt habe, der ich mit grosser Hochachtung und Dankbarkeit verharre

Rom im September 1815

Ihro Excellenz

unterthänigster

P. Cornelius

Abb. 3. Vorspiel auf dem Theater. (Mit Widmung.)
Bilder zu Goethes Faust, von Peter Cornelius gezeichnet und F. Ruscheweyh gestochen.
Verlag von G. Reimer in Berlin und F. Wenner in Frankfurt a. M. 1816.

Märtyrers, aus dem Titelbilde. Dunkel umrahmen Haar und Bart ein junges, schönes, aber bleiches Antlitz. Leicht neigt sich das Haupt nach der rechten Schulter nieder. Auf der Stirn liegt ein Schatten, in den Augen glänzt die Sehnsucht nach Löschung des Wissensdurstes, nach einer reineren Welt, in der dem Erkenntnisdrange sein Genügen wird. Die feine Hand preßt ein Buch gegen die seufzende Brust, ein geliebtes Buch, das nicht nur ein Schloß verschließt, sondern das obendrein noch eine Kette an seinen Standort fesselt. Dieser junge Faust ist das Grab des alten. Wie das Sturmläuten der Dränger hallt er in den Ohren der Jugend wieder. Graf Sodens Faust, der Roman „Faust, der große Mann", das Volkslied Faust nehmen den Faustjüngling an, ja selbst das Volksbuch kehrt wieder zu dem wüsten Jugendbold zurück, mit dem es dereinst erschienen war. Die Zeit, die sich das Faustproblem neu geprägt hatte, hatte sich auch einen neuen Fausttypus geschaffen. Diese Schöpfung war nicht die That eines individuellen Geistes, sondern sie wuchs einer ganzen Zeit heraus aus der Betonung seines Himmelsstürmertums. Es war nicht Goethes Art, sich gegen den Zug der Zeit zu stemmen; lieber ließ er sich von ihrer Welle hochheben und sich einen Schwung geben, der ihn weiter trug als alle Mitstrebenden. So nahm er auch ihren Jugendfaust unbedenklich an und prägte ihn zum Helden der schönsten Liebesepisode der deutschen Dichtung aus, zu dem losen Liebenden, der un-

bedenklich nachts, während die Mutter schlief, zu seinem Schätzchen schleichen konnte.

Jahre vergingen, der Faust wuchs kaum weiter, bis Schiller zu seiner Förderung und Vollendung drängte. Gerade die Hexenküche war es, was Asmus Jakob Carstens 1796 zu einer Zeichnung veranlaßte. Sie bedeutete für ihn geradeso eine Abschweifung vom klassischen Boden auf germanischen wie für Goethe die Abfassung der Scene bei Rom. Es ist die Küche eines alten Weibes, keine Zauberhöhle für Teufelsorgien. Mephisto ist ein recht stattlicher Herr. Die Meerkatze hält vorschriftsmäßig als Pult das Zauberbuch. Allerhand Geister schweben durch die Dämpfe, die aus dem Hexenkessel aufsteigen. Der greise Faust schaut in den Spiegel. Ein etwas späterer Buntdruck dieses Bildes von der Gegenseite, an den sich ein ebensolches Bild der beiden Paare in Marthas Garten anschließt, zeigt die Küche noch etwas hexenmäßiger ausgestattet und Faust bereits verjüngt. (Einschaltbild zwischen Seite 392 u. 393). War Goethes Fragment Faust 1790 noch mit einem geborgten Kupfer in die Welt gezogen, so war jetzt der Beweis erbracht, daß dieses abenteuerliche Gedicht sich thatsächlich illustrieren lasse. Goethe griff den Gedanken mit heller Freude auf. Er dachte jetzt ernstlich daran, den Faust zu vollenden. Mit Freund Meyer besprach er die Idee, den fertigen Faust gleich mit Bildern erscheinen zu lassen, damit er noch ein weiteres nordisches Publi-

Abb. 4. Faust und Gretchen auf der Straße.
Von Peter Cornelius gezeichnet und F. Ruschewedh gestochen.
Verlag von G. Reimer in Berlin und F. Wenner in Frankfurt a. M. 1816.

kum fände. Sparsamerweise berechnete er sich schon die Kosten. Er dachte an Umrißzeichnungen, die auf graubraunes Papier gedruckt, ausgetuscht und mit dem Pinsel aufgehöht werden sollten. Freund Meyer sollte ein paar Versuchsblätter liefern, kam aber damit nicht zustande, während Schiller schon den Verleger Cotta auf die Kosten vorbereitete, die die Kupfer verursachen würden. Als dann 1805 der Erste Teil endlich beinahe druckreif ward und Goethe Cotta gegenüber vom Faust und den übrigen holzschnittartigen Späßen sprach, die in den vierten Band der Werke kommen sollten, da dachte Cotta im Ernst daran, den Faust mit Holzschnitten auszustatten. Aber Goethe hatte jetzt das Bildwerk dazu aufgegeben, weil es ihm kaum denkbar schien, daß sich etwas leisten lasse, was zu dem Sinne und Tone des Gedichtes passe. Ja, er fand plötzlich, daß Kupfer und Poesie sich gewöhnlich wechselweise parodierten, und hielt es daher für weise, es dem Hexenmeister zu überlassen, sich allein durchzuhelfen. Auf Kommando ließen sich ebensowenig Bilder schaffen wie Musik. Auch das hat Goethe ja erfahren müssen.

Ein nationaldeutsches Werk wie der Erste Teil des Faust konnte unmöglich ohne Wirkung auf die künstlerische Phantasie des Heimatlandes bleiben. Christian Ludwig Stieglitz war der erste Künstler, der sich an ihn machte, als er 1808 herauskam. Ihn reizten weniger die einzelnen Personen, als die Gesamtheit der Scenen. Daher bot er Landschaften und Räumlichkeiten und stellte die Gestalten des Faust in eine bunte Umgebung hinein. Goethe, der durch einen Freund von den Zeichnungen gehört hatte, ließ um sie bitten und erhielt sie zur Ansicht. Er freute sich an ihnen und zeigte sie mehreren Freunden. Er empfand ganz richtig heraus, daß es diesem Zeichner darauf ankomme, die Stimmung ganzer Auftritte wiederzugeben. Er glaubte zu fühlen, daß aus dieser Art der Illustration eine neue Art Poesie entspringe, die die Poesie des Wortes zwar nicht nachahme, aber doch zu ihr in Beziehung stehe und so das Gedicht von einer neuen Seite darstelle.

Als Goethe 1810 den ersten Band des Wiener Nachdruckes seiner „sämtlichen Schriften“ in die Hand nahm, der seinen Ersten Teil des Faust enthielt, ward ihm da wohl das Bittere der Lage dadurch versüßt, daß dieser ihm das erste Faustbild bot, das die Vervielfältigung durch die Presse erlebt hatte? Es war Grüners Darstellung von Faust und Mephisto bei Gretchen im Gefängnis, ein bühnenhaft geschraubtes Bild mit steifen Theatergliedern, das aber des Teufels rauchumwebte Gestalt selbständig und eindrucksvoll wiedergab. Ein feiner Kupferstich in Umrißlinien, wohl nicht ohne Kenntnis von Goethes Plan ausgeführt, den Faust durch Umrißbilder der Einbildungskraft der Lesewelt näher zu rücken, ein Stich Rahls, bei dem aber Technik und Sicherheit der Strichführung höher standen als das künstlerische Können seines Urhebers. Wenn Goethe sich jemals seinen verjüngten Faust mit der akademischen Fältelkrause gedacht hatte, so befreite ihn wohl dieses Bild für immerdar von solcher Vorstellung. Daß sich aber der Menschheit ganzer Jammer so in Fausts Zügen widerspiegeln sollte, hatte er gewiß so wenig gewollt, wie daß das wahnsinnige Gretchen so vorsichtig im Kirchgangskleide auf dem Kerkerstroh knieen sollte.

Im Juli 1810 sandte Goethe ein Freund sechs Bilder des Kammersekretärs Ludwig Nauwerck in Ratzeburg. Es waren Sepiazeichnungen, und sie sprachen den Altmeister so an, daß er sie einstweilen behielt, sie mit nach Weimar nahm und dort Schillers Gattin und Schwägerin und Frau von Stein zeigte. Ganz gegen seine Gewohnheit fragte er sogar bei dem Zeichner an, ob sie verkäuflich seien. Die zweihundert Thaler, die dieser dafür verlangte, erstickten aber seinen Wunsch, sie zu besitzen. Er bat jedoch um die Erlaubnis, sie bis Neujahr 1811 behalten zu dürfen, und sprach den Wunsch aus, eine Auswahl auf die Kupferplatte übertragen zu sehen. Er schrieb an Cotta über die Blätter, die besonders in Anbetracht dessen, daß sie von einem Liebhaber herrührten, bewundernswürdig seien, und empfahl den Zeichner an eine kunstfreundliche Weimarer Fürstentochter, die Erbprinzessin Caroline von Mecklenburg-Schwerin. Es dauerte Jahre, bis die Veröffentlichung möglich wurde. Da der Zeichner selbst der Kupferstecherei fern stand, wählte er die Lithographie als Ausdrucksmittel und erhöhte die auf gelben Grund gedruckten Blätter weiß. Im Sommer 1823 erhielt

Digitized by Google

Abb. 5. Gretchen vor dem ſterbenden Valentin.
Bilder zu Goethes Fauſt, von Peter Cornelius gezeichnet und F. Ruſcheweyh geſtochen.
Verlag von G. Reimer in Berlin und F. Wenner in Frankfurt a. M. 1816.

Goethe die erſte gedruckte Platte. 1827 folgte die erſte Lieferung von vier Steindrucken und 1828 die zweite, von der Goethe fand, daß ſie an Kraft, an maleriſcher Wirkung, an Deutlichkeit der Ausführung und an Lebendigkeit und Geiſt des Ausdrucks gewonnen habe. Das Schlußbild wurde erſt 1830 auf den Stein übertragen.

Nauwercks Bilder ſind ein eigentlicher Fauſtcyklus. (Abb. 1 u. 2.) Nicht nur, daß das Vorſpiel auf dem Theater und der Prolog

im Himmel in die Darstellung eingezogen sind: auch im folgenden werden die Hauptpunkte der Handlung gut herausgehoben. Während die Gretchentragödie sachlich ganz richtig auf drei Bilder beschränkt bleibt, tritt Faust allenthalben in den Vordergrund. Im einsamen Studiergemache erscheint ihm der Erdgeist, auf dem Osterspaziergange umwandelt ihn die Menge zwischen den noch winterlich kahlen Bäumen, hinter dem Ofen schwillt der Pudel auf, in Auerbachs Keller läßt er die Zecher das Messer an die eigne Nase setzen, in der Hexenküche trinkt er den Verjüngungstrank, zwischen Felsenklippen steigt er zum Blocksberg empor, und droben auf dem Gipfel mischt er sich kühnlich in das Getriebe der Walpurgisnacht. Selbst beim Blumenorakel und im Kerker bleibt er die beherrschende Gestalt, so daß er sich nur auf dem Bilde verliert, auf dem Gretchen vor ihrem sterbenden Bruder steht.

Goethe selbst dachte sich seinen Erdgeist als Mann, und zwar als einen Zeuskopf, der im Fenster erscheine wie die magische Figur der Rembrandtschen Radierung. Nauwerck hat ihn als Weib aufgefaßt und ihn in unmittelbare Nähe Fausts gestellt. (Abb. 2.) Über Fausts Schreibtische erscheint ein riesiger majestätischer Frauenkopf mit einer Krone um die Stirn, berührt von nichts auf dieser kleinen Erde. Seine Stahlaugen funkeln, als wollten sie mit schneidendem Blicke die Welt durchbohren. „Faust am Studiertische, die kolossale Gestalt des Erdgeistes steigt herauf, schön, wundervoll," war Goethes Urteil darüber. An dem Osterspaziergang, bei dem Faust und Wagner sich fast allzuwenig von der Umgebung abheben, pries Goethe die Mannigfaltigkeit von Alter, Stand und Charakter, das Leben und den Geist des Ganzen. Über die Pudelscene schrieb Zelter an Goethe, daß er in ihr seine Vorstellung nicht erreicht finde. Die Scene sei zu hell, es fehle ein Crescendo, ein Werden. Die Gestalt Fausts denke er sich feststehend mit zurückgebogenem Oberleib. Dem Ganzen fehle der Zug des Erbebens. Aber er selbst mußte zugeben, daß das nun leicht gesagt sei, wo alles auf dem Blatte stehe. Er verkannte aber keinen

Abb. 6. Die Hexenküche. Umrisse zu Goethes Faust, gezeichnet von Moritz Retzsch. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart. 1816.

Augenblick, daß es jetzt erst für die Künstler gelte, eine Tradition für solche noch nie dargestellte Dinge aus dem Wunderkreise der heimischen Phantasie zu schaffen, sondern bekannte offen, daß die Blätter seine Vorstellung von der Idee überträfen, und hielt mit seiner Bewunderung keinen Augenblick zurück.

Abb. 7. Faust spricht Gretchen an.
Umrisse zu Goethes Faust, gezeichnet von Moritz Retzsch.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart. 1816.

Goethe hatte seinen Mephisto als Schalk und als bis zur Ruchlosigkeit vollendeten Weltmann aufgefaßt. Nauwerck aber machte aus ihm weder einen galanten Lebemann, noch einen satanischen Verneiner, sondern einen viehisch grinsenden Faun. Sein Gesichtsschnitt hat etwas gemein Jüdisches. Das Knirschen seiner Zähne gibt ihm einen bestialischen Ausdruck. In der Hexenküche, wo man sich unanständige Gebärden erlauben kann, neben einem Scheusal von einem alten Weibe, steht er auf der Höhe seiner Erscheinung. Das ist neben dem Blocksberg, wo man ein nacktes Hexchen im Reigen schwingen darf, der einzige Ort, von dem wir verstehen können, daß es diesem Teufel an ihm wohl sein kann. Faust fällt schroff gegen ihn ab. Er schaut wie ein alter Schuhmacher drein. Wir erstaunen, daß dieser Kläglichkeitsbold die Erscheinung des Erdgeistes überleben konnte, vor der er mit einem Munde saß, den das Entsetzen weit geöffnet hatte. Wir glauben diesem Philister nimmermehr, daß er einen Bund mit dem Teufel schließen würde, und bewundern Mephisto aufrichtig dafür, daß er nicht, wie der Teufel im alten Volksbuche, seinen Faust ein paarmal an die Wand wirft und dann, ein Schelmenliedchen pfeifend, seine Wege geht. Wie er glauben konnte, auf der Walpurgisnacht bei seinen an allerlei exotische Genüsse gewöhnten Freundinnen vom Besen mit diesem Genossen Ehre einzulegen, kann nur wunder nehmen. Daß ihm Gretchen nicht aus dem Kerker folgt, wo er ihr wie die Amme einem Jahrkinde gegenübertritt, verstehen wir dagegen vollauf. Auf der Fahrt nach dem Blocksberg, wo die beiden Genossen auf dem Mantel über dunkle Felsengruppen fliegen, während ihnen das Irrlicht über Gipfel und Abgründe vorleuchtet und ein paar Eulenaugen Lichtkegel durch das Dunkel strahlen, hätte sich dieser Faust des Jammers zu Tode fürchten müssen.

Im Sommer 1811 besuchte Goethe der Kölner Kunstherold Sulpiz Boisserée und brachte ihm sechs Zeichnungen mit von dem größten Zeichner der Zeit, seinem Freunde Peter Cornelius. Cornelius war damals achtundzwanzig Jahr alt und rüstete sich gerade zu einer Studienreise nach Italien. Dreivierteljahrhundert hatte die deutsche Kunst durch Winckelmanns Einfluß unter dem Banne des südeuropäischen Altertums gestanden. Cornelius' ganze Jugend stand mitten drin in hellenischen Kunstidealen. Jetzt wagte dieser nachmalige Nazarener einen Bruch mit seiner eignen künstlerischen Vergangenheit. Was das Vaterland Heiliges, Großes und Schönes darbot und was der begeisterte Kampf gegen die französische Tyrannei in den besseren Gemütern anregte, das setzte sich in seinem Künstlerkopfe in Bilder und Gestalten um. Goethes Faust fiel in diese Welt vaterländischen Schwellens und Wachsens als der zündende Funke, der zugleich den Pfad erhellte und ein scharfumrissenes Ziel zeigte. Goethe selbst hat den Umschwung, der in späteren Jahren Cornelius von seinen Faust- und Nibelungenbildern zur antiken Kunst zurückführte, mit seiner eignen klassischen Wandlung verglichen

Abb. 8. Gott Vater von Engeln und Teufeln umringt.
Umrisse zu Goethes Faust, gezeichnet von Moritz Retzsch.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart. 1816.

und in Hinsicht darauf gesagt, auch er hätte seine Iphigenie und seinen Tasso nicht im Stil des Faust und Götz schreiben können, so wenig wie umgekehrt. Jetzt hatte die neue deutsche religiös-patriotische Kunst, wie Heinrich Meyer diese Strömung nannte, Goethes volle Teilnahme, und wenn von Goethes Freunde unter den vaterländischen Stoffen, die die Maler der altdeutschen Richtung zur Darstellung reizten, als der anziehendste Goethes Faust genannt wird, so ist er jedenfalls neben der Nibelungensage der bedeutendste gewesen. Mit klopfendem Herzen hatte Boisserée die ersten sechs Bilder von Cornelius Goethe vorgelegt. Er wußte wohl, wieviel für seinen Freund, der, arm und unterstützungsbedürftig, um ein freies Künstlerdasein rang, von dem Eindruck abhing, den sein Unterfangen auf die weimarische Excellenz machte. Bei Goethes ausgesprochen klassischen Kunstneigungen war er aufs Schlimmste gefaßt. Aber im Interesse des Freundes, der sich nun einmal auf den Faust geworfen, mußte das Gefährliche gewagt werden. Noch war es kein ganzer Faustcyklus, sondern waren es nur sechs Bilder aus der Mitte des Gedichtes. Cornelius hatte sein ganzes Können an sie gesetzt, denn er wollte in ihnen nicht nur sein neues vaterländisches Glaubensbekenntnis ausdrücken, sondern erwartete von ihnen auch einen Ertrag, der ihn in den Stand setzen sollte, die lang geplante Studienreise nach Italien ins Werk zu setzen. Was an Aktstudien und sorgfältigster Einzelarbeit in diese Bilder versenkt ist, das ist kaum noch zu ermessen. Jeder Beinmuskel ist herausgearbeitet, als ob er der Hauptinhalt des Bildes werden sollte, und alte Meister sind in so umfassendem Maße dafür studiert, daß sich keiner nennen läßt, dessen Einfluß vorwöge. Goethe schaute die Bilder an, die ihn wie Erscheinungen aus einer fremden Welt anmuteten. Auerbachs Keller, Fausts erste Begegnung mit Gretchen und der Blocksberg entlockten ihm sogar Worte des Lobes. Die beiden Paare in Marthas Garten, Gretchen vor der Mater dolorosa und Gretchen im Dom ließen ihn stumm. Die Bilder erschienen ihm „wirklich wundersam." Dieser junge Maler hatte sich ganz und gar in die alte deutsche Art und Weise vertieft, die zu der Welt des Faust trefflich paßte, und hatte dabei geistreiche, gut ausgedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert. Diese Bilder, die von einem technisch über die Höhe seiner Zeit hinausschreitenden bekannten Maler kamen, mußten selbst für die Kunstwelt Weimars als ein kleines Ereignis gelten. In einer kleinen Ausstellung führte sie Goethe, bei dem die Freude an der technisch-reifen Verkörperung seiner Phantasiegestalten zunächst jeden Stilskrupel überwog, dem Weimarer Hofe vor. Das machte Boisserée kühner. Er wußte, daß Goethe wenige Tage zuvor dem Künstler sehr freundlich geschrieben und ihn als Schutz gegen Einseitigkeit auf Dürers Gebetbuch und die gleichzeitigen Italiener hingewiesen hatte. Noch wog der erste freundliche Eindruck vor. Wie wenn Goethe sich jetzt öffentlich in diesem Sinne über die Blätter äußern würde? Dann erschien Cornelius' italienische Reise mit einem Schlage gesichert. Boisserée bat Goethe um eine solche öffentliche Kundgebung seines Urteils, und Goethe zeigte sich für den Fall, daß sich ein Verleger finde, nicht abgeneigt. Derselbe fand sich, verlangte aber einen erklärenden Text zu den Bildern. Durch

Goethes Freundlichkeit noch kühner geworden, bat Boisserée den Dichter selbst um einen solchen. Dazu wollte dieser sich aber doch nicht hergeben und antwortete, wie dem guten Cornelius zu helfen sei, sehe er keineswegs deutlich vor Augen. Wie bei Nauwerck, fragte er auch bei Cornelius nach dem Preise der Bilder. Aber dieser dachte nicht daran, sie in der Sammlung eines Liebhabers zu vergraben. Er war auf dem Wege zum Ruhme, und um auf diesem vorwärts zu schreiten, brauchte er volle Öffentlichkeit. Er suchte weiter und fand in Frankfurt selbst einen Verleger, der auch das ersehnte Honorar in klingendem Golde zahlte. Boisserée malte Goethe die Rührung aus, die Cornelius bei der Anfrage nach dem Preise der Bilder empfunden, und bat abermals um eine Veröffentlichung seines Urteils über die Blätter. Aber Goethe blieb stumm. Nach und nach ging ihm das Bewußtsein der Kluft auf, die Cornelius' Auffassungsweise von der seinigen trennte, und der Punkte, in denen der Maler hinter den Ideen des Dichters zurückgeblieben war. Im Sommer 1815 lagen Goethe endlich alle zwölf Blätter vor. Da traf ihn Boisserée in Wiesbaden. Er trug sich mit der Absicht, ein Gedicht zur Einleitung zu ihnen zu schreiben, kam aber damit nicht zu stande. Es wäre auch kaum am Platze gewesen, da ihn Cornelius bereits 1811 um die Erlaubnis gebeten hatte, ihm die Blätter widmen zu dürfen. Der Verleger war auf diesen Plan bereitwilligst eingegangen. Boisserée setzte ihn auch davon in Kenntnis, aber Goethe hatte keine Antwort darauf. So erschienen die Bilder 1816 ohne ein Geleitwort von Goethe. (Abb. 3.) Der Dichter aber lehnte deshalb die Huldigung keineswegs ab, die diese zwölf Kunstwerke für ihn bedeuteten, sondern freute sich ihrer. Am 24. September zeigte er sie einer Gesellschaft, die sich in seinem Hause versammelt hatte. Schillers Witwe und Schwägerin und Frau von Kalb waren darunter. Jahre später besaß er die Bilder nicht mehr, ließ sich aber ein neues Exemplar aus Frank-

Abb. 9. Introduktion aus M. Retzsch: Twenty seven Outlines, Illustrative of the Tragedy of Faust, engraved by Henry Moses, London 1832.

Abb. 10. Faust: Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen ...
Zeichnung von Riepenhausen, von Emminger lithographiert.
G. Ebnersche Kunsthandlung in Stuttgart. 1827.

furt kommen. Am 12. Februar 1828 zeigte er sie der Prinzessin Augusta, der nachmaligen ersten deutschen Kaiserin. In einer großen Mappe wurden sie in einem Schranke aufbewahrt. Er ward unbillig gegen Cornelius und fühlte sich von ihm schließlich durch einen unendlichen Abstand getrennt.

Was Goethe im letzten Grunde von Cornelius zurückstieß, das war der Rationalismus, der aus dessen Bildern sprach. Mit redlichem Fleiße hatte sich Cornelius in altdeutsche Tracht und Art hineingearbeitet und hatte mit diesen Mitteln den Faust zu erfassen versucht. Leider war ihm dabei gerade das Düstere, Dämonische, Unheimliche, Wunderbare entschlüpft, das dem Gedichte eignet. In demselben Maße, in dem der alternde Goethe dem Rationalismus immer feindlicher gegenüber trat, mußte er sich von einem Wohlgefallen an Cornelius' Bildern immer weiter entfernen. Wie die dünnlinigen Striche auf den blendend weißen breitrandigen Doppelfolioblättern, so ist auch in ihrem Inhalt alles licht und klar geworden. Hier gibt es keine verborgene Falte mehr, auch nicht im Herzen der Personen. Faust selbst ist ans Tageslicht gezogen. Was an ihm düster ist, das ist zum bloßen Ernste geworden, und was ihn einen Augenblick schaudern heißt vor dem Unerkennbaren, das ist einer spießbürgerlichen Bedächtigkeit gewichen, die sich bedenkt, ob sie das Daus oder die Zehn ausspielen soll. Goethe hätte blind sein müssen, um nicht zu sehen, daß ein Genie aus diesen Bildern sprach. Aber es war ein Genie, das dem seinen so fremd war wie nur möglich. Altdeutscher Geist — ja, mit dem konnte sich auch der Hellene von Weimar befreunden, aber für geschichtliche Barttracht und Kleidung, für geschichtlichen Hausrat und altratsherrliche Gesichter — dafür hatte er nicht viel übrig. Aus solchen Dingen empfand er nicht den geschichtlichen Hintergrund heraus, sondern nur die mittelalterliche Enge. Wie er selbst die Grenzen von Raum und Zeit zu eng für seinen Faust erfunden, wie er sich in seiner Schilderung nicht an ein bestimmtes Vierteljahrhundert gehalten, sondern sich allerhand Anachronismen erlaubt hatte, indem er die Philosophie seiner eignen Tage neben die Magie des sechzehnten Jahrhunderts stellte und das Wochenblättchen zur Anzeige von Herrn Schwerdtleins Tod neben ein Stück mittelalterliches Abenteuertum, so dachte er sich auch die Bilder. Der Faust dieser Illustrationen stand nicht nur mehr wie sein Faust mit einem Fuße wie flüchtig auf der Schwelle zum Mittelalter, sondern mit beiden Füßen mitten drin in dessen Denkwelt. Freilich konnte Goethe noch nicht ahnen, zu welcher Größe Cornelius in diesen Bildern der heimischen Kunst die Pfade bahnte, und daß sie dereinstmals einen Markstein der deutschen Kunstentwicklung bezeichnen würden.

Abb. 11. Mir wird von alledem so dumm.
Von H. Ramberg gezeichnet und C. A. Schwerdgeburth gestochen. Aus: Minerva Taschenbuch für das Jahr 1828. Verlag von Gerhard Fleischer in Leipzig.

Cornelius zeigt uns seinen Faust zuerst nicht in einsamer Verzweiflung, nicht niedersinkend vor der Erscheinung des Erdgeistes, nicht gepeinigt von dem Pedanten Wagner, nicht berührt vom Ostermorgensang „Christ ist erstanden!" sondern auf dem Spaziergang vor dem Thore. Es ist in der Feststimmung des Ostertages. Aus dem alten, hochbetürmten Stadtthor, über die Zugbrücke, strömen die Bürger. Friedlich gleiten die Schiffe den Strom hinunter zum Meere, junge Mädel und junge Burschen, die alte Wahrsagerin, der ehrsame Bürger und das Dienstmädchen, sie alle finden sich hier zusammen. Unter ihnen wandelt Faust im stattlichen Gewande, Faust, dessen Herz vom Eise befreit ist wie Strom und Bäche, und Wagner, dem es ehrenvoll und Gewinn ist, mit dem Herrn Doktor zu spazieren.

Da greift die Hand des Übersinnlichen in Fausts Schicksal ein. Cornelius hat keinen Pinsel für sie. Wie der Pudel kommt und mit hinter den Ofen wandelt, wie Faust, in wonnevolle Träume eingegaukelt, schlummert und sich dem Bösen verschreibt, wie Mephisto den Fuchs zum Narren hat, das sind keine Gegenstände für ihn. Erst beim Zecherkreise in Auerbachs Keller findet er sich wieder mit Faust zusammen. Eben hat das tolle Volk die Messer an die Nasen gesetzt, die sie des Teufels Kunst für reife Trauben halten läßt, da ruft der Satan: „Irrtum, laß los der Augen Band" und reißt seinen Genossen mit sich fort in die Luft.

In Fausts Herz ist der Durst nach Liebe eingezogen. Das Bild im Zauberspiegel hat ihn entfacht. Da sieht er Gretchen und spricht sie an. Sie ist ein kaum erwachsenes Mädchen im halblangen Röckchen, der Mädchentracht der niederen Stände. In ihrem lieben, kleinen Gesicht zuckt's wie Weinen. Sie muß sich zusammennehmen, damit die Thränen ihr nicht perlen.

Ach, denkt sie, hat er in deinem Betragen
Was Freches, Unanständiges gesehn?

Sie hat gerade noch Geistesgegenwart, dem schlimmen Manne schnippisch zu antworten und ihm den Rücken zuzudrehen. (Abb. 4.) Aber

Abb. 12. Au! Au! Au! Au! Verdammtes Tier!
Von H. Ramberg gezeichnet und C. A. Schwerdgeburth gestochen. Aus: Minerva Taschenbuch für das Jahr 1828. Verlag von Gerhard Fleischer in Leipzig.

Abb. 13. Meine Ruh' ist hin.
Von H. Ramberg gezeichnet und C. A. Schwerdgeburth gestochen. Aus: Minerva Taschenbuch für das Jahr 1828. Verlag von Gerhard Fleischer in Leipzig.

dann ist es mit ihrer Fassung zu Ende. Im Hintergrunde ein wunderbarer gotischer Dom. Seine himmelanstrebenden Pfeiler haben etwas Gigantisches. Es ist, als gäben sie der platten Thatsache, daß ein Mann auf der Straße ein alleingehendes Mädchen anredet, einen riesenhaften Hintergrund. Es ist wie der Ernst der dämonischen Gewalt, die die Liebe hat am Menschenleben und die mit den Menschen wächst, die sie umstrickt.

Mephisto und Faust sind in Gretchens Kammer gewesen und haben dort das Kästchen mit dem Geschmeide hinterlassen. Gretchen hat es gefunden und der Mutter gezeigt, und diese hat es der Kirche übergeben, die allein unrecht Gut verdauen kann. Eine Lügengeschichte hat Mephisto den Eingang in Frau Marthas Haus verschafft und ein Stelldichein für Faust und Gretchen verabreden helfen. Abend ists und still. Hinter dem Hause dehnt sich der kleine Garten, von einer Mauer umgrenzt, über die nur einer Kirche Turm und Dach herüberragen. Mephisto führt Martha am Arm umher. Sie sucht ihm ihre Sehnsucht nach einem neuen Herzensbunde begreiflich zu machen, aber er entschlüpft gewandt allen ihren Schlingen. Faust wandelt an Gretchens Seite, und immer stärker und stärker zieht es ihn zu ihr hin. Bald hat er herausgefunden, daß ihm das holde Mädchen nicht bös ist. Wie sanft er auch drein schaut: voll Zuversicht legt er seinen linken Arm um des lieben Kindes Mieder und versucht mit der Rechten ihre Wange zu rühren. Noch wehrt sie ihn ab, leise, leise, um ihn nicht zu verletzen. Aber aus ihrer Abwehr spricht schon das Eingeständnis, daß sie nicht mehr zu widerstehen vermag. Wie sie so demütig das Köpfchen neigt, ist sie das bürgerliche Ideal des scheuen, unterwürfigen Mädchens der Goethe-Schiller-Zeit. Und hat Cornelius auch keinen Fausttypus geschaffen, so doch sicher das Gretchenbild für das zweite Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts. Noch ist sie das unberührte Mädchen, aber die Liebe umweht sie mit ihren Zauberfängen. Und wenn auch ein Ahnen und Bangen in ihrem Busen aufsteigt, so läßt sie sich doch nicht träumen, wie bald der Sturm der Leidenschaft sie forttragen wird über Bergeshöhen und Waldesgipfel, um sie bald, allzubald, in einsamem Abgrund enden zu lassen.

Zwischen diesem und dem nächsten Bilde liegt die ganze Welt der Liebe. Gretchen hat sich nächtlicherweile Fausts Küssen ergeben und in seinen Armen geschlummert. Mit dem Bewußtsein der Folgen ist in ihrem Herzen die Stimme der Schuld erwacht. Das Gespräch mit Lieschen am Brunnen hat sie wachgerufen. Ein verzweifeltes Weib, kniet sie vor der Mater dolorosa:

„Ach neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!"

Immer noch ist sie schön. Aber während ein Hauch ihrer Schönheit durch das ganze Bild geht, weiß die Welt um sie nichts von ihrem Schmerze. Als wäre nichts geschehen, entfalten sich die Blumen im Krug zu voller Pracht, sucht der fremdländische Vogel am Brunnen weiter seine Nahrung und geht der Mönch im Kreuzgang eintönigen Schrittes auf und ab.

Noch hat Gretchen nicht genug gelitten. Die beiden Männer, der Fremde und der Traute, bringen ihr ein Ständchen, und

dabei fällt ihr Bruder Valentin von Fausts Hand. Ein Auflauf entsteht. Die Mörder fliehen. Von allen Seiten rennen die Leute zusammen. Gretchen tritt vor den sterbenden Bruder. Der Nachtwächter leuchtet dem Gefallenen mit der Laterne ins Gesicht. Gretchen, ein reifes Weib, hat ihre Hände auf den Leib gepreßt. Ihren Lippen entrinnen sich die Worte: „Allmächtiger, welche Not!“ und ihr Bruder flucht ihr noch mit seinem letzten Lebenshauche. (Abb. 5.)

Wieder hat sich Gretchen an heiliger Stätte eingefunden, im Dome während des Gottesdienstes. Ernst ertönt der Chorgesang. Weihevoll verliest der Priester den Text, und die Chorknaben knieen nieder. Gretchen sitzt auf der Bank, und die Stimme ihres Gewissens flüstert ihr in Gestalt eines bösen Geistes Schreckliches zu. Neben ihr am Pfeiler kniet eine junge Mutter, beschäftigt mit zwei bausbäckigen Buben, die in der Kirche weiter spielen, viel zu glücklich, um auf den Gottesdienst zu achten — ein Gegenstück zu Gretchen, die auch Mutter werden wird, aber ohne einen angetrauten Gatten an ihrer Seite.

Inzwischen reisen ihr Geliebter und sein höllischer Genosse zum Hexensabbath zur Walpurgisnacht auf den Blocksberg. Das Irrlicht tanzt. Geister schwirren durch die Luft. Eulen schreien und Hexen sausen auf Besenstielen vorüber. Faust hüllt sich fester in seinen Mantel und stützt sich stärker auf seinen Knotenstock.

Wieder sind Tage und Wochen ins Land gegangen. Gretchen hat ihrem und Fausts Kinde das Leben gegeben und es dann gemordet, um die Schande zu verbergen. Aber der Arm der Gerechtigkeit hat sie gefaßt. Sie liegt im Gefängnis. Morgen soll sie hingerichtet werden. Faust kommt zur Stadt und erfährt die üble Kunde. Sofort steht sein Entschluß fest, sie zu befreien. Auf schwarzen Rossen brausen Mephisto und er durch die Nacht. Zur Mitternacht kommen sie am Galgen vorbei, um den Hexen und Geister schweben, und Mephisto warnt: „Vorbei! Vorbei!“

Das letzte Bild zeigt Gretchen im Gefängnis. Mit satanischem Beistand hat sich Faust den Eingang zu ihr erzwungen, um seine Geliebte den Fesseln zu entführen. Er findet sie im Wahnsinn. Kaum, daß sie ihn erkennt. Auf des Teufels Zauberworte fallen ihre Ketten, aber ihm zu folgen ist sie nicht zu bewegen. Mephisto treibt zur Eile, und Gretchen — betet. Höhnisch ruft Mephisto: „Sie ist gerichtet!“ Da teilt sich die Mauer, ein Engel erscheint und ruft die Worte: „Ist gerettet!“

Das sind die Bilder von Peter Cornelius.

Die übergroße Ausdehnung, welche die Gretchenepisode im Ersten Teile des Faust einnimmt und welche die Zeitgenossen verhinderte in ihr überhaupt nur eine Episode zu sehen, verführte schon 1811 einen Künstler zu einem eignen Gretchencyklus, so klein derselbe auch war. Auf drei Bildern, der Scene auf der Straße, der Scene im Garten und der Scene im Zwinger, führte Heinrich Näke Gretchens Schicksal dem Auge vor. Gretchen entzieht sich dem fremden Manne, der sie auf der Straße anspricht, sie zupft im Garten vor seinen Augen die Sternblume aus, und sie kniet verzweifelnd im Zwinger vor der Mater dolorosa. Goethe erhielt die Bilder 1812 und sah sie dann von Schwerdgeburth in Kupfer gestochen, noch ehe sie

Abb. 14. Er sprach: So ist man recht gesinnt. Von H. Ramberg gezeichnet und C. A. Schwerdgeburth gestochen. Aus: Minerva Taschenbuch für das Jahr 1828. Verlag von Gerhard Fleischer in Leipzig.

1815 in dem Taschenbuch Urania für Damen erschienen. Die Taschenbücher, die damals zwischen der hohen Litteratur und dem noch immer sehr sentimentalen namentlich weiblichen Publikum der gebildeten Stände vermittelten, waren die Vorläufer der modernen Unterhaltungsblätter. Schon war der Faust volkstümlich genug, um der Illustration in solch einem Büchlein einen Erfolg zu versprechen. Das erste der Blätter erschien auch als weiß erhöhte Lithographie. Es ist der Eingang der Gretchentragödie. Gretchen kommt aus der Kirche, ihr Gebetbuch in der Hand. Sie ist eine einfache, schlichte Bürgerstochter. Faust nähert sich ihr von rückwärts und bietet ihr den Arm. Hinter ihm steht Mephisto, den linken Arm untergeschlagen und die rechte Hand unter das Kinn gestemmt. Er scheint sich über die Schwierigkeit der kommenden Verwicklung Gedanken zu machen. Im Hintergrunde ein gotischer Dom, weiterhin ein paar altdeutsche Stadthäuser, auf dem Platze einige wenige Kirchgänger. Faust ist eine jugendkräftige, anmutige Gestalt in kurzlockigem Vollbart und vornehmer Kleidung, aber ohne das mindeste, was ihn von dem ersten besten Patriziersohne unterschiede.

Im Jahre 1810 sah Goethe in Dresden zum erstenmal die Faustbilder, die ihm — seltsamerweise — von allen deutschen Illustrationen zu seiner größten Dichtung am besten gefallen haben, die Faustumrisse von Moritz Retzsch, einem kaum zwanzigjährigen Künstler. Es ist kein Zufall, daß all die Zeichner, die Goethes Wortschöpfungen ernstlich dem Auge zu gestalten versuchen, der jüngeren Generation angehören. Der fast sechzigjährige Goethe, der den Ersten Teil Faust veröffentlicht hatte, war ja selbst ein Glied von dieser; denn an seinen Werken hatte sie ihr künstlerisches Empfinden gebildet. So band ihn an die kommende Generation ein festeres Band als an die gehende. Retzschs Faust hat etwas Imponierendes oder selbst einen majestätischen Zug, trotz seiner Selbstbescheidung. Er schaut aus wie ein alter General, der das Schlachtfeld mustert, wenn er am Ostersonntagsabend gedankenvoll über die Fluren schaut, während schon der Pudel seine Kreise um ihn zieht. Er ist ein düsterer und doch klarer Denker, wenn er in seinem Gemache bei der Arbeit sitzt. Er ist wie eine Vorstufe zu dem späteren Typus Faust, den die bildende Kunst des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hat. Er ist Faust der Denker, aber noch nicht Faust der Stürmer. Er ist zu überlegt, um die Phiole mit dem Gift herunterzunehmen, und es kann die Frage sein, ob er den Sang am Ostermorgen nicht bei seiner Arbeit überhört hätte. Durch den Trunk in der Hexenküche verliert er jedoch alles, was an ihm etwa faustgleich ist. Mephisto ist eine Fratze, weder Faun noch Satan noch Kavalier; ein Ungeheuer, in dessen Nähe es einem Gretchen kaum wohl sein kann. (Abb. 6.) Er steht dem mageren, rothaarigen, stolzierenden Gesellen mit den zusammenlaufenden Brauen und dem feuerroten Mantel, den wir uns nur mit schnarrender, etwas heiserer Stimme in seiner verächtlichen Weise sprechen denken können, nicht allzu fern.

Kein deutscher Illustrator hat in seinen Faustbildern von seinem Eignen so wenig zugefügt wie Retzsch, keiner hat sich ängstlicher auf das beschränkt, was in der Dichtung selbst zu finden war. Ja, keiner hat in seinen Bildern das Werk auch nur entfernt ähnlich als Bühnenwerk aufgefaßt wie dieser Dresdener Illustrator unserer klassischen Dichtungen. Wo derselbe Raum wiederkehrt, sei es Fausts Studiergemach oder Gretchens Mädchenstube, da erscheint er auch aus demselben Gesichtswinkel dargestellt, mit allen Einzelheiten der Möbel und ihrer Verzierungen. Retzsch legt auf diese Wiederkehr Gewicht. Selbst die Gefängniszelle bietet er dem Auge zweimal. Die Illustration ist gewissermaßen auf den Standpunkt des Theaterbesuchers eingestellt. Dadurch tritt das Cyklische in den Bildern dem Beschauer deutlich entgegen. Ein Einzelbild hat nicht halb den Reiz, den es als Glied dieser Kette besitzt. Das Auge gewöhnt sich an diese Räumlichkeiten und fühlt, wie sich in der Liebe Fausts zu Gretchen nicht nur der Philosoph und das Bürgermädchen berühren, sondern auch das Studierzimmer des Gelehrten und das Schlafgemach der Stadtjungfrau. Trotz all seinem geschichtlichen Beiwerk ist es Cornelius nicht gelungen, die Umwelt, in welcher sich die Faustgestalten bewegen, dem Beschauer zu derjenigen Deutlichkeit herauszuarbeiten, die Retzsch mit seinen einfachen Wiederholungen erreicht. Das düstere hohe Gemach mit dem Kachelofen und den

Digitized by Google

Gretchen vor der Mater dolorosa.
Originalstickerei um 1825 von Frau Stamm in Iserlohn.

Bücherspinden ist uns ebenso vertraut geworden wie das lichte Zimmer mit dem Spinnrad und dem Himmelbett, ehe wir die Bilder zu Ende geblättert haben, und der Anblick der Kerkerzelle fällt fast unvermittelt herein wie in eine fremde Welt.

Goethe sah die Blätter 1810 als Tintenzeichnungen und fand sie recht interessant und geistreich. Er beschäftigte sich sofort mit der Wirkung, die sie, gleich gut auf Platten gebracht, haben müßten, und schrieb darüber an Cotta. Er wollte ihnen ein empfehlendes Wort auf den Weg der Öffentlichkeit mitgeben, und Cotta, der den Verlag übernahm, bat ihn noch besonders darum. Goethe dachte an ein paar Worte auf einem einzigen Blatt, das als Dedikation, sei es nun gedruckt oder gestochen, unmittelbar hinter das Titelblatt einzuheften wäre, schrieb aber auch nicht ein paar kurze Zeilen. Die sechsundzwanzig Blätter, die 1816 erschienen, benutzte Goethe mehrfach als Geschenk. So erhielten sie Willemers gleich beim Erscheinen. Als 1820 in London ein feiner Nachstich der Blätter von Henry Moses erschien, der einzelnes veränderte, sandte er einer Engländerin, einer Miß Dawe, der er eine Artigkeit erweisen wollte, die deutschen Originalradierungen.

Abb. 15. Pique VI. Faust und Mephisto in der Hexenküche.
Nach: C. F. Ostander, Karten-Almanach für die gegenwärtige Zeit, Tübingen 1816.

Als Retzsch den Prolog im Himmel darstellte, da zeichnete er einen dunklen Wolkenrahmen um ein Meer von Licht. An die Grenze, wo Licht und Dunkel sich berührten, da stellte er die Engelscharen und unter sie den Satan. Mitten in das Licht hinein setzte er die Gestalt Gottes auf einen unsichtbaren Stuhl. Ein langbärtiger Greis in langem Mantel, sitzt der Allerhöchste da. Aber dadurch, daß der Stuhl fehlt und man das Sitzen aus der Beugung des Körpers erraten muß, macht er einen unglücklichen Eindruck. (Abb. 8.) Henry Moses hat die Gottesgestalt ganz beseitigt. (Abb. 9). Nicht nur, daß sich die englische Frömmigkeit an die durch Moses verbotene sichtbare Darstellung des alttestamentlichen Gottes stieß: auch künstlerisch war dieses Gottesbild anstößig. Rings umher verehren die Engelscharen auf dem englischen Bilde ein unsichtbares höchstes Wesen, und das Meer von Licht, welches ehrfurchtsvoll ahnen läßt, statt unvollkommen zu zeigen, macht einen weit tieferen Eindruck als die hölzerne Gestalt auf dem unsichtbaren Stuhle. Im Zauberspiegel der Hexenküche schläft bei Retzsch ein keusches deutsches Mädchen in vollem Gewande, das nur den Hals entblößt (Abb. 6), bei Henry Moses dagegen eine nackte, reife südliche Schönheit, über deren Schenkel nur lose eine Hülle geworfen ist. Der Oberkörper ist ganz entblößt, die Brüste starren, der linke Arm ist über das Haupt zurückgelegt, und dadurch tritt die schwellende Brust noch voller hervor. Die rechte Hand hängt zum Bette herab. Es ist ein heißes Weib in üppigen Fieberträumen, was daliegt. Goethe fielen die Unterschiede sofort ins Auge. Er hielt sie nicht für zufällig, sondern meinte, daß sie zu denken gäben. Als dann die von Trueb und Branche gestochene französische Ausgabe die Veränderungen nachahmte, wenn auch die zweite nicht unbedingt, hat ein deutscher Faustkritiker darüber spekuliert, daß die Franzosen abstrakter dächten als wir, und daraus das

Auslassen der Gottesgestalt erklärt, während es sich um eine künstlerische Verbesserung handelt, bei der wohl ein puritanisches Motiv mit ins Spiel kommt.

Auch in Deutschland wurden die Stiche nachgedruckt. Der Nachdruck erschien 1825 in Göttingen, vermehrt um einen Stich von Riepenhausen, dessen Nachahmung aber hinter Retzschs Originalzeichnungen weit zurückbleibt. Zu Fausts erster Begegnung mit Gretchen ist ein Engel und ein Teufel gestellt, ganz wie das Faustspiel seit Marlowe Faust zwischen einen guten und einen bösen Engel stellte. (Abb. 10.) Retzschs Faustumrisse sind die einzigen Faustbilder, deren Beliebtheit in Goethes Tagen den Nachdruck gelohnt hat, der Goethes Werken ja so ausgiebig zu teil geworden ist. Eine Auswahl von ihnen ist später an die Wände des unteren Kellers in Auerbachs Keller gemalt worden und hat in Deutschland und England das Schicksal erfahren, in selbständigen Bilderreihen kariiert zu werden, was ebenfalls Zeugnis für ihre weitere Verbreitung ablegt.

Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld, der Bruder des berühmten Bibelillustrators, malte das Hervortreten des Mephistopheles hinter dem Ofen von Fausts Gemache, und Goethe lernte das Bild in einem Stiche von Kovatsch kennen. Heinrich Ramberg machte sich an einen ganzen großen Faustkreis, der sechzehn eigentliche Faustbilder enthält und 1828 und 1829 in dem Taschenbuch Minerva erschien. (Abb. 11 bis 14.) Es sind echte Taschenbuchbildchen mit einem sentimentalen, familiären Zuge und einer seltsam anmutenden Annäherung an die kleine Wirklichkeit des modernen Lebens. Mephisto und der Student, die Hexenküche, der schmunzelnde Pfaffe, der des schmollenden Gretchens Geschmeide befriedigt einsteckt, Gretchen am Spinnrad und die Gefängnisscene sind die besten Bilder. Gretchen am Spinnrad ist eine typische Taschenbuchillustration, die man sich heute kaum noch ohne ein Lächeln betrachten kann. Im Puffärmelkleidchen, dessen Kürze ihr Füßchen und Wädchen zeigt, mit bloßen Armen und bloßem Nacken sitzt sie da, ein helles Häubchen auf dem Kopfe. Ihre Linke hat sie gefühlvoll auf die Brust gelegt, die Rechte ist ihr auf den Schoß gesunken, ohne den Faden entgleiten zu lassen. Das Bett im Hintergrunde, das Kätzchen im Korbe, die Blumen auf dem Tische, das Spinnrad, die Butzenscheiben, das alles stellt die Gestalt mitten in eine Welt der zierlichen Knixe, der Komplimente und Wertherfräcke hinein. Das süße selbstgefällige Gesichtchen, das die Haubenbänder umrahmen, über die sich ein künstliches Löckchen herunterringelt, scheint fast zu kindisch für die Küsse eines Faust. Ist dieses Augenniederschlagen wirklich nie vor dem Spiegel probiert worden? (Abb. 13.) Unter den Kupferstichen befindet sich auch einer, der die Belehrung des Schülers durch Mephisto darstellt. Mephisto sitzt im Stuhle, und der Schüler, ein rosiges Bürschchen von höchstens sechzehn Jahren, zierlich gekleidet in Mäntelchen und Spitzenkragen und die vollen Locken, die niemals zu einem Zopf zusammengedreht waren, zierlich gescheitelt, tritt ins Zimmer. (Abb. 11.) Wenn es zweifelhaft sein könnte, ob Goethe diese Taschenbuchbildchen kannte, so könnten wir es aus dem Zweiten Teile Faust erfahren. Als dort der Schüler als Baccalaureus wieder auftritt und mit Mephisto eine neue Begegnung hat, da hält ihm dieser seinen früheren fuchsenhaften Aufputz vor:

„Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf? —
Heut' schau' ich euch im Schwedenkopf."

Da die Bilder erst 1828 erschienen und die Scene nicht vor 1827 geschrieben sein kann und wohl aus dem Jahre 1828 stammt, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Goethe den Bildern zum Ersten Teile nachträglich diesen Zug entnahm und sich selbst damit die Gestalt des Füchsleins wieder zur vollen Deutlichkeit herausarbeitete.

Bis zum Taschenbuch herunter hatten die Faustbilder ihre Volkstümlichkeit bewährt. Aber damit war keineswegs die untere Grenze erreicht gewesen, bis zu der sie wirken konnten. Karstens Zeichnung war als Bilderbogen in Buntdruck ausgegeben worden. Aber auch zum bloßen Zierwerk, zum bloßen Deckwerk für den Hintergrund von Wichtigerem hatte man sie gemacht. 1816 hatte Osiander in Tübingen ein Kartenspiel herausgegeben, dessen 52 Blätter er mit den volkstümlichsten Stoffen schmückte, die nur denkbar waren. Darunter waren auch vier Blätter zum Faust, Auerbachs Keller, die Hexenküche, der Ritt am Rabenstein und der Kerkerauf-

Abb. 16. Mephistopheles: Du bist doch nicht der Mann, den Teufel festzuhalten.
Aus: Sechs Umrißzeichnungen zu Goethes Faust, gezeichnet von Gustav Nehrlich, radiert von Friedrich Scheppelen. Herausgegeben von F. Dünzer, Neuwied.

tritt. Auf das wüste Zecherbild, den Lufttritt am Galgen und die Kerkerumarmung sind die Kartenzeichen nur lose aufgesetzt. Die Hexenküche dagegen ist zu einer echten Pique VI ausgearbeitet. (Abb. 15.) Die Hexe rührt den Brei, die Katzen schrein: Au wei! Mephisto schlägt die Töpf' entzwei. Sein Gesicht ist ein Pique, und das Gesicht der Hexe ein andres. Hat Goethe diese Karten je in seiner Hand gehalten? Hat er mit ihnen gespielt? Gewonnen mit ihnen wird er wohl schwerlich haben. Denn die Bilder werden seine Einbildungskraft fortgetragen haben zu seiner Dichtung und seiner Faustwerkstatt, und er dürfte dann wohl Farbe, Partner, und Trumpf über dem Gedanken vergessen haben, daß der Faust immer noch seiner Vollendung harre.

Inzwischen war der Fauststoff in der Gestalt, zu der ihn Goethe umgebildet hatte, Gemeingut des Volkes geworden. Maler malten Auftritte aus seiner neuen Fassung, Zeichner zeichneten sie, Damen stickten sie. Die schönste bekanntgewordene Originalstickerei aus Goethes Faust, die noch in Goethes Tage fällt, ist das Gretchen vor der Mater dolorosa von Frau Stamm, gestickt um 1825 in Iserlohn, und jetzt in der Bode-Tilleschen Faustgallerie befindlich. (Beilage zu Seite 408 und 409.) Die hohen Säulenbogen im Hintergrunde erinnern an Cornelius, Gretchens Gestalt an Retzsch, aber es ist eine völlige Neuschöpfung, was hier mit der Nadel in Wolle und Seide gestickt ist. Der Himmel ist in Aquarellmalerei der feinen Gaze untergelegt, die Füllung ist Kreuzstich, Gretchens Gestalt ist Füllstich; Gesicht, Hals und Hände sind mit Seidenstickerei gearbeitet. Gretchen kniet vor dem niedrigen Altar, so daß sich ihre Ellbogen auf die Altarplatte stützen, und blickt schmerzbewegt zu der

Madonna mit dem Schwert im Herzen empor, von der sie noch immer Hilfe erwartet. Es ist nicht die gefühlsselige Auffassung des Taschenbuches, sondern die kräftige Erfassung des Gegenstandes durch eine ernsthafte Frau von künstlerischen Können, das leider nur in Stickereien auf die Nachwelt gekommen ist.

Die Helena war abgeschlossen, der Schluß des Zweiten Teiles fertig, der vierte Akt auch bewältigt und das Ganze des Zweiten Teiles eingesiegelt als Goethes Vermächtnis an die Nachwelt. Längst war der Faust aus dem Stadium herausgetreten, in dem er noch durch Bilder oder anderes beeinflußt werden konnte. Da erhielt Goethe dreiviertel Jahr vor seinem Tode noch eine letzte Sendung deutsche Faustbilder. Sie kamen von dem Porträtmaler Gustav Nehrlich, der sie mit dreiundzwanzig Jahren entworfen hatte. Dessen Vater hatte Goethe 1815 in Karlsruhe kennen gelernt. Obwohl technisch im höchsten Grade interessant, sind sie doch keine bedeutenden Kunstwerke. (Abb. 16.) Das Streben nach schönen Linien und nach Einzelheiten gerät mit der Aufgabe der Charakterisierung nur allzu häufig in Konflikt. Der Brief, den Goethe dem Vater im Namen der weimarschen Kunstfreunde schreiben ließ und in dem er von der Welt der Faustbilder gewissermaßen für immer Abschied nahm, ist ein herrlicher Beleg für seine Freundlichkeit und Herzensgüte. Vom Geist der Bilder hatte er nichts zu sagen, denn dieser war es ja gerade, was er vermißte. Dabei galt es doch aber auch, den jungen Maler zu ermutigen, und darum lobte er ihn, wie man einen Anfänger lobt: „Seine Bilder sind reich an Figuren und Nebenwerken, meist gut erfunden und motiviert. Sehr gelungen ist der Ausdruck; man könnte eine Anzahl derart wohl geratener, mit Geist und Leben ausgestatteter Köpfe anführen. Die Gebärden der Figuren sind der Handlung angemessen und die Glieder von guter Gestalt ... Die Anlage der Gewänder ist meistens gut, einige sind als höchst zierlich anzuerkennen. Auch darf nicht übergangen werden, daß für die Räumlichkeiten genug gesorgt, das Lokal geschickt gewählt und das Hausgeräte jener Zeit angehörig dargestellt sei." Es war, als ob Goethe in diesem Briefe an den Vater des letzten Faustzeichners, dessen Werke er noch sah, durch liebe, freundliche Worte einen Teil des Dankes abtragen wollte, den er den Bildern zu seinem Faust dafür schuldete, daß sie ihn auf dem dornigen Pfade zur Vollendung seines größten Lebenswerkes immer wieder angeregt und ermutigt hatten weiter zu schreiten. Hätte die Bildkunst nicht die Teilnahme für den Faust in Goethe mit wachrufen helfen, als sie fast erstorben war, und hätte sie sie dann nicht immer aufs neue wieder angefacht — es ist die Frage, ob wir überhaupt heute den ganzen Faust hätten, und nicht vielmehr nur einen Torso, an dessen Ergänzung zur Vollgestalt sich Gelehrte und Dichter noch ganz anders hätten lahm arbeiten müssen, als es ohnedies schon beim Versuche zum Raten all der Rätsel geschehen ist, welche der Faust in der Gestalt bietet, in der er uns heute vorliegt, und zu der die bildende Kunst ohne Zweifel eine Reihe der anschaulichsten Züge beigetragen hat.

Morgengang.

Bleich der Mond aus dünner Nebelhülle
Wie ein überwachtes Auge blickt ...
Wunderbare ahnungsvolle Stille!
Taubetropft das Gras am Wege nickt.

Auf des Morgens rotem Seidenpfühle
Noch der junge Tag im Schlummer liegt,
Langsam, wie das Rad der Zeit, der Mühle
Ferner Flügel um die Achse fliegt.

Und mir ist's, als hört' ich leise rauschen,
Wie der Lebensquell im Acker floß,
Wie in Tiefen heimlich Worte tauschen
Tod und Liebe, schmiedend ihr Geschoß ...

Hans Benzmann.

Die Liese.

Skizze von

Maria von Bredow.

(Abdruck verboten.)

„Wer von der Schönheit zu scheiden verdammt ist, Fliehe mit abgewendetem Blick."

Goethe.

Er hatte sie oft gesehen, am Strande und im Walde, und nie war es ihm gelungen, ihr Antlitz zu erspähen; denn sie trug einen großen Helgoländer, der es völlig beschattete. Er sah sie stets in Bewegung, gehend, eilend, und niemals hatte er einen solchen Gang gesehen. Er war leicht, federnd, beflügelt, er hatte etwas Schwellendes, Jauchzendes — — wenn er in der Nacht im Halbschlaf lag, und ihn das Gefühl der Verzweiflung, der Trostlosigkeit, der Verlassenheit überkam, dann ging sie durch seinen Traum auf ihren schnellen, schmalen Füßen. Und wenn er im Seesand lag, so spähte er nach ihr aus; oft ertappte er sich dabei, daß er in Gedanken ihr den Helgoländer löste und ihr Antlitz nachprüfte Zug um Zug, ob es so rein und klar war wie ihr jugendlicher Gang. Dann fühlte er es in den Fingerspitzen, als glitten sie über ihr braunes, welliges Haar — — braun und wellig mußte es sein. Er wußte, wie sie hieß; ein kleines Mädchen, das oft bei ihr war, nannte sie Liese — Liese, seine Zunge lernte den Namen liebkosen. Alles Junge, Herbe, Frische, Aufknospende lag für ihn darin. Er ersehnte den Augenblick, da er sie näher sehen, da er sie sprechen konnte. Und eines Tages, als er im Walde saß an einem grünen Tisch und dumpf vor sich hinbrütete, kam sie gegangen. Er hörte ihren Schritt; der riß ihn aus seinem schmerzlichen Grübeln. An der Art, wie sie den Fuß hemmte, sah er, daß sie enttäuscht war, den Platz besetzt zu finden, und er stand auf und ging auf sie zu mit seinem mühsam tastenden Schritt. Er bot ihr an, die Bank zu räumen, falls sie nicht erlaube, daß er ein wenig bei ihr bleibe. Sie lächelte zustimmend, und er sah, daß sie schöne Zähne hatte. Als sie saßen, nahm sie den Helgoländer ab; denn es war schattig und kühl. Mit einer ihm unbekannten Erregung folgte er ihren Bewegungen, und es durchzuckte ihn freudig, als er sah, daß sie dem Bilde glich, das er sich von ihr gemacht hatte. Mit Entzücken betrachtete er die weiche Rundung ihres Gesichts, ihren feinen, klugen Mund, ihr ruhig schwimmendes, heiteres Auge. Da sich kein Gespräch anspann, griff er nach dem Buche, das sie mitgebracht hatte, er war überrascht, daß es „La Débâcle" war.

„Warum lesen Sie das?" fragte er.

Sie sah ihn lächelnd an: „Weil ich es kennen lernen möchte und zu Hause keine Zeit dazu habe."

„Es macht Sie unruhig, befleckt Ihre Phantasie; es ist keine Seelektüre —"

„Keine Seelektüre?" wiederholte sie sinnend. „Meinen Sie, es beeinträchtigt den Genuß des Schönen?"

Er nickte, obgleich er das eigentlich nicht gemeint hatte; denn er hatte keinen Natursinn.

„O," sagte sie mit liebenswürdiger Heiterkeit, „wenn ich das merke, lege ich es fort."

Dann wandte sie den Kopf; denn sie hörte ein Knacken in den Zweigen, und sie sah mit ihren scharfen Augen in den Bäumen überm Weg zwei Eichhörnchen, welche quietschend hintereinander herliefen. Sie zeigte mit dem schmalen Finger ihm die Tiere und beugte sich vor, um besser sehen zu können. Die Eichhörnchen verfolgten sich, bis sie endlich an einem Stamme blieben, jedes auf einer Seite, und sich beäugelten.

„Wie hübsch das ist!" sagte sie mit gedämpfter Stimme, aber lachenden Augen.

„Sie lieben sich!" bedeutete er sie leise mit einem weichen, fast schmerzlichen Ton.

„Lieben sich?“ fragte sie und spähte dann wieder scharf hin; dann nickte sie vergnügt: „Ja, ja! Ich glaub's auch, sie lieben sich.“ Und sie beobachtete das Spiel der beiden, bis sie davon huschten. Dann wandte sie sich ihm wieder zu mit einer fast plauderfrohen Lebhaftigkeit und sprach über das hübsche, kleine Seebad.

Er hörte ihr zu — mehr mit den Augen, als mit den Ohren — und nickte: „Ja, es ist ganz freundlich hier, — — etwas primitiv,“ fügte er langsam hinzu und sah dabei auf seine Hände. — „Aber es ist Ruhe hier — Ruhe!“ Und er dehnte seine Glieder und hob sein Gesicht, das ein Sonnenstrahl gerade scharf beleuchtete.

Sie überflog seine Züge mit einem raschen Blick. —

„Sind Sie krank?“ fragte sie und ärgerte sich zugleich über ihre Frage; denn sie fühlte, daß sie taktlos gewesen war.

Ein Schatten flog über sein Gesicht, und er sagte schroff: „Ja.“

Sie sah unruhig umher; sie hatte das ehrliche Bestreben, es wieder gut zu machen.

„Ja, sehen Sie,“ stammelte sie mit einer kindlichen Wärme, bald sich überstürzend, bald nach Worten suchend, „die See ist aber wirklich eine Wunderthäterin. Meine kleine Schwester, die Dore, ist auch sehr krank, wirklich sehr krank; ich bin ihretwegen hier. Sie werden auch ganz gesund werden, wieder ganz gesund und zurückkehren können zu — — zu —“

„Zu meinem Beruf?“ ergänzte er bitter. „Ich habe keinen Beruf mehr, ich habe ihn aufgeben müssen; ich war Arzt.“

Sie wurde rot und dann blaß. Sie fühlte, daß sie es wieder falsch gemacht hatte. Sie schlug die Augen nieder; dabei fielen ihre Blicke auf seine Hände und blieben eine Weile daran haften: er hatte so schmale, feine, welke Hände und trug so lange, weiße Manschetten mit so schweren, kostbaren Knöpfen.

Sie wußte nicht, was sich in ihr regte, während sie so auf seine Hände sah, aber es war etwas Beängstigendes, etwas Schmerzliches. Und zugleich war das Schweigen so bedrückend. Sie fuhr sich mit der Hand über die braunen Locken, die ihr in die Stirn fielen, stand auf und sagte hastig: „Ich — ich muß zum Strand mit Dore.“ Und sie grüßte ihn und ging.

Und er sah ihr nach, wie sie ging — — wie sie ging!

So hatten sich Fäden zwischen ihnen gesponnen, und wenn sie sich sahen, grüßten sie sich mit den Augen. Zuweilen sprachen sie auch einige Worte im Vorübergehen. So erfuhr er, daß sie gerne ruderte, und er mietete ein Boot. Als er ihr am Tage darauf begegnete, fragte er sie, ob sie ihm helfen wolle, er habe ein Boot und könne nicht rudern.

Sie wurde rot, und ihre Augen lachten.

Nun fuhren sie oft zusammen an sonnigen, stillen Nachmittagen, zuweilen hinaus auf die See, meist aber den kleinen Fluß hinauf, der dort in das Meer mündete. Er freute sich an der spielenden Kraft, mit der sie die Ruder handhabte, freute sich an der leisen Regung des Windes, der die Wellen kräuselte und in ihren Haaren spielte, freute sich über die Sonne, die ihre Gestalt mit Licht und Glanz umwob, ja er freute sich sogar an den grünen, lachenden Wiesen, auf denen die Kühe weideten — — nur weil sie alles schön fand. Das flache, moorige Land mit den vielen Windmühlen erinnerte ihn an holländische Landschaft, und er fing an, ihr von Scheweningen zu erzählen, auch von Paris, vom Leben überhaupt in großen Städten, in viel besuchten Bädern.

Sie zog dann oft lauschend die Ruder ein; es fiel ihr nicht auf, es kam ihr wenigstens nicht zum Bewußtsein, daß es ein nervöses Luxusleben war, das er vor ihr enthüllte. Aber etwas in seiner Art zu erzählen bewegte sie, griff ihr ans Herz. Er sprach leise, monoton, aber seine Worte hatten Gesichter, und es waren Gesichter mit so traurigen Augen und einem schmerzlich ironischen Lächeln um den Mund.

Zuweilen ließen sie sich auch langsam ans Ufer treiben und ließen das Boot im Schilfe liegen — und dann begann ein fröhliches Lachen, ein übermütiges Spiel. Liese zog Kalmusstengel hervor, die am Ufer wuchsen und blies mit ihrer kleinen Schwester um die Wette auf dem grünen Rohr. Sie pfiff mit einem heiligen Eifer, und es klang wie das Zirpen von Heimchen durch die sonnige Luft.

Dann ließ oft die kleine Dore entmutigt ihr Rohr sinken und sagte: „So kann ich's nicht machen, so wie die Liese; aber Mama sagt ja auch immer: Was die Liese anfaßt, das gelingt.“

Und Lieſe lächelte und wurde rot.

Auf einer ſolchen Bootfahrt erzählte ſie ihm auch von ihrer Familie. Es war alles einfach genug, die Verhältniſſe klein und eng; ihre Mutter war eine Witwe, und ſie wohnten in einem pommerſchen Landſtädtchen. Sie hatte einen Bruder, der ſtudierte und Geld brauchte. Dazu war die kleine Dore krank — — und er ſah die Sorgen aufwachſen um ihre junge, hohe Geſtalt.

„Aber jetzt kann ich Mutter auch helfen," hatte ſie leuchtenden Auges hinzugefügt, und er hatte freundlich genickt: „O ja — Sie können helfen."

„Nein, aber wirklich!" ſagte ſie lebhaft. „Ich habe voriges Jahr das Examen gemacht."

„Das Examen?" fragte er, und ſie erſchrak; denn ſein Geſicht zeigte einen ſo ſeltſamen Ausdruck; es war, als hätte ihn dies Wort verletzt.

„Ja," ſtammelte ſie ſchüchtern, „das Lehrerinnenexamen — ich bin ſeit Oſtern Volksſchullehrerin; und," fügte ſie ſchneller hinzu, „ich habe doch ſchon ſoviel verdient, daß wir Dore herbringen konnten an die See."

Über ſeinem Geſicht aber blieb der Schatten liegen, und er ſah ſie ſo merkwürdig an.

Seit der Zeit war er oft wunderlich genug, und ſie verſtand ihn nicht.

Er konnte ihr lange ſchweigend im Boot gegenüberſitzen und ſie anſehen. Ihm lag immer das Wort „Volksſchullehrerin" in den Ohren, und wenn er das dachte, dann verblaßte ihm das Sonnenlicht, das ihre Geſtalt umgab, dann wurden ihm die lebendigen Züge des jungen Geſichtes ſtarr, und es ſchrie etwas in ihm auf, weil man ihrer Blüte den Duft, der ſchwellenden Frucht ihres Weſens den Flaum nahm. Und all das Kleine und Enge erſchien ihm wie widriges Geſtrüpp, das ihre ſchnellen Füße hinderte, und — er hatte die Mittel, dieſes Geſtrüpp wegzuräumen, — er hatte die Mittel. —

Und dann ſah er ſie ſeltſam an mit einem ſo ſuchenden, forſchenden Ausdruck, daß ſie oft früher das Boot zurücklenkte, als nötig war, weil ſie den Blick nicht ertragen konnte.

„Ich reiſe morgen," ſagte er eines Tages, als ſie von ihrer Bootfahrt zurückkamen.

Sie erſchrak und wurde blaß.

Die Bläſſe durchzuckte ihn. „Sie könnten mir wohl eine Freude machen," ſagte er ſchnell und leiſe. „Sie könnten heute abend mit mir am Strande eſſen. Wir ſitzen dann zuſammen an der See — — zum Abſchied —" Sie konnte nicht gleich antworten; es ſchnürte ihr die Kehle zu.

„Die Dore kann wohl heute abend einmal allein einſchlafen," fügte er hinzu, als ſie zögerte.

„Ja, die Dore kann allein einſchlafen," preßte ſie hervor; „ich komme; ich danke Ihnen."

Und ſie reichte ihm die Hand und ging.

Er freute ſich auf den Abend, wie er ſich noch nie gefreut hatte. Er bereitete alles vor, beſtellte ein ſchönes Souper, und als die Sonne ſich der See näherte, ſaß er und wartete auf ſie. Er ſah ſie über die Brücke kommen, die ſich über den kleinen Fluß ſpannte. Sie ging dem Winde entgegen, der preßte ihr die Kleider an die jungen herben Glieder.

Er begrüßte ſie, er war in Feſtſtimmung, die ſich ihr mitteilte; ſie vergaß, daß er am andern Morgen reiſen wollte.

Sie ſaßen an der See, die im Sonnenuntergang erglänzte, und er freute ſich, wie es ihr ſchmeckte, wie ſie plauderte und lachte, wie der Wein ſie geſchwätzig machte.

Es war eine ſo ſüße Nacht, er hätte ſie gerne genoſſen ohne Wunſch und ohne Gedanken.

Die Sonne war ſchon lange untergegangen, und der Mond kam herauf über dem Flüßchen, als ſie ſchnell und warm ſagte: „Müſſen Sie denn reiſen? Sehen Sie einmal, es iſt ſo ſchön! Sie — Sie haben ja — —" und ſie ſtockte.

„Nichts zu verſäumen," ergänzte er. „O doch, da irren Sie ſich. Ich habe etwas zu verſäumen. Ich will Pſychiatrie arbeiten, ich will ſehen, ob ich noch etwas leiſte." Und er zündete ſich eine Cigarette an. — — „Oder," fügte er nach einer Weile mit ironiſchem Lächeln hinzu — „meinen Sie, ich wäre der Menſchheit nichts ſchuldig?"

„O doch, doch," ſagte ſie verlegen und geängſtigt.

Da ſah er ſie warm an. „Sehen Sie, Sie haben es gut; Sie leiſten etwas durch Ihr bloßes Daſein. Wo Sie hintreten, muß

sich neues, frohes Leben regen. Wo Sie hinkommen, muß Mut und Freudigkeit wieder die Schwingen heben."

Und er sah sie lange an. Dann beugte er sich vor und sagte schnell, fast heftig: „Aber Sie werden erdrückt von all den Sorgen! Was man Ihnen aufbürdet, ist viel zu schwer für Ihre jungen Schultern."

„O nein, nein," sagte sie, „das ist nicht so schlimm, das ist wirklich nicht so schlimm. Man kann doch sein Leben nicht vertändeln."

„Vertändeln!" wiederholte er — „Sie sollten es vertändeln, auf einer blumigen Wiese vertändeln!"

„Aber nein!" wehrte sie mit einem kindlichen Eifer ab. „Ich bin doch gesund, und die Sorgen thun mir nicht so viel. Man muß die Sonne in sich tragen. — So sagte mein Vater immer," setzte sie schüchtern hinzu.

„Die Sonne!" murmelte er und sah vor sich hin.

„Ich könnte ihr die Sonne erhalten!" dachte er.

Als er schwieg, begann sie von neuem: „Und sehen Sie, es wird auch besser werden, wenn Hans das Studium beendet hat, und Dore gesund ist. Der Aufenthalt an der See scheint ihr ja zu bekommen. Und dann braucht der Arzt nicht mehr bezahlt zu werden, und meiner Mutter ist doch eine große Sorge weggenommen."

Er hörte zerstreut zu.

„Die Krankheit Ihrer kleinen Schwester macht Ihrer Mutter Sorge?" fragte er gedankenlos.

„O ja," antwortete sie eifrig, „das können Sie sich doch denken, daß es einer Mutter sehr schwer ist, furchtbar schwer, ihr Kind krank zu wissen —"

Er horchte plötzlich auf, sah sie scharf an und fragte mit eigentümlicher Betonung: „Denken Sie sich das wirklich für eine Mutter so unerträglich schwer?"

„Ja," sagte sie einfach, „das denke ich mir unerträglich schwer. Sehen Sie einmal, es ist doch ein Stück von ihr selbst, und sie möchte ihm doch alles Glück geben, ihm die Zukunft herrlich machen. — Und nun so das Elend sehen und nicht helfen können."

„Und nicht helfen können!" murmelte er, legte die Cigarette weg, nahm sein Tischmesser und fing an, einen Kork zu zerschneiden, in so dünne, feine Scheibchen, als müsse er ein Meisterstück ablegen.

Sie wurde unruhig; etwas Graues, Dumpfes schien sich über sie zu legen.

Sie sah ihn ängstlich an; es war wohl die Beleuchtung, aber ihr schien es, als wäre sein Gesicht aschfahl. Sie rückte auf dem Stuhl hin und her und sah nach der Uhr. Es war schon elf, und sie mußte nach Hause, aber sie wagte nicht, das Schweigen zu brechen. Da sah er auf und sagte ganz ruhig: „Ja, Ja! Es ist spät, Sie wollen fort; ich will Sie zurückbegleiten." Er stand auf und strich sich über die Stirn. Die Haare an seinen Schläfen begannen zu ergrauen. Zu ergrauen! Und er war doch noch jung. Sie gingen zusammen über die Brücke.

Als sie in den Wald traten, schlug ihnen eine laue Luft entgegen. Draußen am Strande war es kühl und frisch; hier im Walde war es windstill. Die Nacht legte ihren feuchten, warmen Arm um beider Nacken. Es war dunkel, und das Moos war weich, und in ihm löste sich die Spannung. Er fühlte ihre Nähe; er fühlte, wie sie mit ihm ging, wie sie mit ihm Schritt hielt.

Sie hielt mit ihm Schritt — — sie hielt mit ihm Schritt! Leise regte sich wieder ein Hoffen in seiner Seele.

Da traten sie in eine Lichtung. Sie waren an der Försterei angekommen, wo sie wohnte. Das Mondlicht lag grell auf dem Platz, und wie im grausamen Hohn zeichnete es ihre Schatten auf die Erde. Er sah ihre schlanke, aufstrebende Gestalt und seine gebückten Schultern.

Und er wandte sich zu ihr, um Abschied zu nehmen. Seine Augen hatten einen klagenden, schmerzlichen Ausdruck, und im warmen Impuls streckte sie ihm beide Hände entgegen.

Ihre Augen leuchteten tief, und ihr Gesicht war bleich. Er aber sah sie an — — und berührte ihre Hände nicht. Langsam trat er zurück in den Schatten. Da ließ sie die Arme schlaff am Leibe niedersinken; ihre Augen füllten sich mit Thränen — — und er sah, wie sie heimwärts ging durchs Mondlicht.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Vom Stammtisch beim alten Dressel.

Skizzen aus der Berliner Bohème.

Von

einem Mitschuldigen.

(Abdruck verboten.)

Kurz vor Ausbruch des französischen Krieges wurde auf der Nordseite der Linden, an der Ecke der kleinen, stillen Kirchgasse eine Weinwirtschaft aufgemacht. Der Wirt hieß Rudolf Dressel.*) Er hatte sich vor wenigen Monaten mit der schönen und anmutigen Tochter des bekannten Hoteliers Senior aus der Markgrafenstraße verheiratet. Bis dahin war er als Ober- und Billardkellner bei Klette in der Nähe des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters thätig gewesen und hatte sich bei den dortigen Stammgästen eine große Beliebtheit erworben. Er besaß auch für sein Fach eine hervorragende Tüchtigkeit. Er war rührig, geschickt, vergnügt, in seinem Volldlutberlinertum sehr amüsant, dabei taktvoll und zuvorkommend; er machte es jedem Gaste, dessen Eigentümlichkeiten er sofort weg hatte, so bequem wie möglich. Kurzum, „Rudolf von Klette" war ein Juwel. Er hatte bescheidene Ersparnisse gemacht, vielleicht hatte ihm auch seine hübsche blonde Frau eine Kleinigkeit mit in die Ehe gebracht — viel wird es gewiß nicht gewesen sein — aber er hatte gute Freunde, viel Gottvertrauen und einigen Kredit; und so machte er sich denn selbständig.

Das Lokal Unter den Linden war in seiner Einrichtung von einer Anspruchslosigkeit, von der man sich heutzutage kaum noch eine Vorstellung machen kann. Im ersten kleinen Zimmer war außer dem Schenktisch nur noch Raum für einen kleinen runden Marmortisch, um den einige Strohstühle standen. An dieses Eingangszimmer schloß sich ein schmaler Raum, der auf die Kirchgasse hinausging. Er war ziemlich dunkel und ungemütlich. Da war an der einzigen größeren Wand den Fenstern gegenüber ein langer Tisch aufgestellt, an dem wohl acht bis zehn Gäste Platz hatten. Durch diesen gangartigen Raum gelangte man in das dritte und letzte Zimmer, das etwas größer und etwa quadratisch war. Da standen drei Tische. Hinter einem war sogar ein Sofa. Das ganze Mobiliar war von rührender Einfachheit. Als einziger Zimmerschmuck hingen an den Wänden die Bilder des Königs Wilhelm, Bismarcks und Moltkes in fragwürdigem Farbendruck und eine recht gute Kopie eines interessanten Bildes von Ludwig Devrient. Später kam noch eine Photographie von Lebrun als Beethoven in Hugo Müllers „Adelaide" hinzu. Auch dieser Raum ging auf die enge Sackgasse hinaus, war finster selbst an hellen Tagen und, wenn ich's mir recht überlege, wohl auch recht wenig behaglich. Ich hab's damals nicht gemerkt, denn ich habe unvergeßliche Stunden dort verbracht. Es war das Stammzimmer, dessen berechtigte Gäste exklusiver waren als die Mitglieder eines vornehmen Londoner Klubs. Wehe dem Fremden, der sich arglos da hinein verirrte! Länger als eine halbe Stunde vermochte auch der Standhafteste der erdrückenden Gewalt stummer Verachtung nicht zu trotzen.

Unten im Keller, wo Dressel seine guten, vermutlich auf Kredit bezogenen Weine lagerte, waren noch ein paar kleine Räume zur Bewirtung von Leuten, die gern ungestört sein wollten, notdürftig hergerichtet: die „Katakomben", wie sie genannt wurden. Mit diesen Kellernestern und deren lichtscheuen Insassen hatten die Gäste des Restaurants im Erdgeschoß keine Fühlung.

Kaum hatten sich in der neueröffneten Wirtschaft die ersten Gäste eingefunden, als dem jungen Wirte, der das Geschäft allein leitete, der Einberufungsbefehl zuging. Dressel war Soldat mit Leib und Seele. Im 66er Feldzuge hatte er sich schon eine höchste militärische Auszeichnung geholt: die goldene Tapferkeitsmedaille. Er war der typische Gardeunteroffizier, der typische Berliner. „Ein Kerl wie Dressel," sagte mir später einmal einer seiner Vorgesetzten, „bringt Schwung in eine ganze Kompanie. Er ist einfach unbezahlbar. Nie marode, immer vergnügt. Und wenn alles wegrequiriert ist, und kein Pfund Fleisch mehr im ganzen Dorfe, — dann kommt Dressel und hat eine fette Gans unterm Arm." Er war

*) Zwischen der Niederschrift und der Veröffentlichung dieses Aufsatzes liegt ein tragischer Zwischenfall: Dressel, der lebensfrohe „Herbergsvater," wie er sich mit Vorliebe nannte, ist durch jähen Tod seinem Freundeskreise entrissen worden.

also auch natürlich begeistert für den Krieg gegen die Franzosen, für die er überhaupt, wegen der zahlreichen Fremdwörter in ihrer Sprache, nicht viel übrig hatte.

Aber seine Begeisterung wurde doch einigermaßen durch die trübe Erwägung gedämpft, daß er ein junges Weib und ein ungesichertes Geschäft verlassen mußte, daß er nach menschlicher Berechnung alles, was er hatte, vertieren würde.

Da thaten sich einige gute und verständnisvolle Freunde, die dem lustigen und tüchtigen Dressel zugethan waren, zusammen und gaben ihm und sich das Versprechen, bis zum Friedensschlusse, bis zu seiner glücklichen Heimkehr, das verwaiste Lokal zu ihrer ausschließlichen Stammkneipe zu machen und es unter allen Umständen über Wasser zu halten. Es waren wirklich gute Freunde und im wahren Sinne des Wirts auch gute Gäste. Unter Umständen hätten deren wohl schon zwei, drei genügt, die schwankende Bude zu stützen. Und es waren über ein halbes Dutzend, die den eigentlichen Kern der eingeschworenen Stammgäste bildeten, an den sich bald wohl noch ein Dutzend von zwar nur gelegentlichen, aber doch ziemlich oft wiederkehrenden Überläufern von anderen Lokalen ansetzten, die zum Teil auch bald den Regulären zugezählt werden durften. Es waren meistens Künstler und Gelehrte, einige kunstfreudige Kaufleute — lauter nette, gemütliche Menschen, die meisten mit durstigen Kehlen. Sie hatten allesamt in ihrem Etat für den Posten „Dressel" eine beträchtliche Summe angesetzt. Die Einen durften es sich erlauben, die Anderen erlaubten es sich so.

So fand denn Rudolf Dressel, als er im Sommer 1871 aus dem Feldzuge heimkehrte, seine Wirtschaft — ich will nicht sagen: in blühendstem Zustande, aber doch aufrecht und keineswegs im Verfall. Und seine originelle Tüchtigkeit förderte bald den entschiedenen Aufschwung. Sein Name wurde schnell in immer weiteren Kreisen genannt. Man wußte, daß es bei ihm lustig zuging und daß man gut bei ihm aufgehoben war. Die Gesellschaft wurde bunter und mannigfaltiger, ohne darum Einbuße an ihrer Stimmung zu erleiden.

Als künstlerische Autochthonen des Stammtisches müssen in erster Linie wohl genannt werden: Theodor Lebrun, der Direktor des Wallnertheaters, Hugo Müller, sein Regisseur, Hauptdarsteller in der „höheren Richtung" und bevorzugtester Autor, Emerich Robert und Wilhelm von Horgr, die sich auf jede Weise beim Schauspielhause unbeliebt zu machen trachteten, um die Lösung ihres noch auf lange Jahre laufenden Kontraktes durchzusetzen und zum Wiener Stadttheater zu flüchten, das Laube zu begründen im Begriffe stand und für das der Rattenfänger Strakosch Talente werbend die deutschen Lande durchzog. Dazu kamen noch der damalige Privatdocent der Chemie, später Professor und Geheimer Regierungsrat Dr. Scheibler mit dem würdigen Patriarchenhaupte und mehrere junge fidele Juristen, von denen die wenigen noch Überlebenden zu hohen Ehren und Würden aufgestiegen sind. Der grundgescheite J. B. von Schweitzer, einer der ersten der socialdemokratischen Abgeordneten, der sich nach kurzer, mehr geräusch- als gerade ruhmvoller Führerschaft der rheinischen Socialdemokraten vom politischen Kampfplatze zurückgezogen hatte, um harmlos lustige Schwänke zu schreiben, gehörte schon früh zu den regelmäßigen Gästen. Er war ein sehr begabter, sehr unterrichteter und sehr liebenswürdiger Mann. Seine ausgelassenen Stücke wurden damals viel gespielt. Ihnen, wie ihrem Autor wäre ein längeres Leben zu wünschen gewesen.

Ziemlich oft kam Besuch von den Heerlagern bei Siechen, Schubert (gegenüber dem Schauspielhause), Trarbach und Hausmann. Niemann und Betz, Wilhelm Scholz, Ernst Dohm, Julius Stettenheim, der geistvolle Justizrat Felix Primker, Adolf Mützelburg, ein prächtiger Mensch und beängstigend fruchtbarer Romanschriftsteller, Karl Heigel, der spätere Specialdramatiker des Königs Ludwig von Bayern, Gustav Rasch, der komische Kauz mit dem höchsten Cylinder und pathetische Verfechter aller verlassenen Bruderstämme, der Komponist Hieronymus Truhn, der nie Geld hatte und alle seine Gläubiger beschimpfte, ein Kneipgenie von eigentümlichem Reize — sie alle und manche andere tauchten gelegentlich im Stammzimmer auf und fühlten sich wohl in der Gemeinschaft mit den Seßhaften.

Dazu gesellten sich noch edle Fremdlinge, Autoren, die die erste Aufführung ihres neuen Stückes, Schauspieler, die ein Gastspiel aus der Provinz nach Berlin geführt hatte, wie Ernst Wichert aus Königsberg, Gustav von Moser, ein häufiger und gern gesehener Gast aus Holzkirch bei Lauban, Emil Thomas und Hübner vom Thaliatheater in Hamburg.

Zu sehr vorgerückter Stunde kam bisweilen auch mit schwerem, nicht mehr ganz sicherem Schritt George Belly, der Verfasser von „Monsieur Herkules", der „bohême" vom reinsten Schlage, auf seiner nächtlichen Ronde zu Dressel. Belly wohnte immer in der Mittelstraße. Wenn er auszog, brauchte man ihn bloß zu fragen: „Welche Nummer?" Bei Jansen in der Mittelstraße fing er sein Pensum denn auch gewöhnlich an. So gegen Abend, wenn er eben aufgestanden war. Dann schlug er gewöhnlich die nördliche Richtung ein, suchte seine Freunde vom Cirkus, für die er auch dichterisch thätig war, — fast alle Clown-Scenen der damaligen Zeit rührten von ihm her — in den Kneipen der Luisen- und Marienstraße auf, wandte sich alsdann südwärts, sprach bei Schubert in der Charlottenstraße vor, stattete bei Hausmann und Trarbach kürzere Besuche ab, stieg in Kiehnels Keller, „die schmale Weste" genannt, hinab, allwo freundliche junge Mädchen seine Kouplets sangen, besuchte im „Café de Versailles" seine Freundin „Fanny mit der Mutterliebe", also genannt, weil sie sich alle Viertelstunden aus der Gesellschaft der zechenden Gäste wegstahl, um sich zu überzeugen, daß ihrem im Nebenzimmer sauber gebetteten kleinen Mädchen auch nichts fehle. Alsdann trank er bei Zelenka eine halbe Flasche Tokayer und beendete sein Tagewerk im Kapkeller, wo er in der Frühe gegen fünf ein Beefsteak, das für ihn auf der Spiritusflamme gebraten wurde, mit großem Appetit verzehrte.

In jedem einzelnen Lokal trank er ja nicht viel, aber der Konsum an hellem und dunkeln Bier, Mosel, Grog, Knickebein, Ungar- und Kapwein summierte sich im Laufe des Abends doch recht ansehnlich. Wenn er in der Mitte seiner alkoholreichen Wanderung gelegentlich bei Dressel einkehrte, so merkte man ihm doch gewöhnlich an, daß er schon etwas geleistet hatte. Sein Auge glänzte milde in feuchtem Wohlwollen, seine etwas beschwerte Zunge lallte eitel Menschenliebe. Auch in völlig nüchternem Zustande soll er nach der Versicherung derer, die ihn so gesehen haben wollen, von berückender Liebenswürdigkeit gewesen sein. Die Exekutoren, die mit dem Pfändungsbefehl in der Tasche gegen ihn vorzugehen hatten, warteten in der dunkelsten Ecke des Hausflures, bis sie seine Thür zuschlagen hörten, um das Schriftstück, nachdem auf wiederholtes Klingeln und Klopfen nicht geöffnet worden war, anschlagen zu können, und stürzten in wilder Flucht von dannen, wenn sie in irgend einer Bierstube unvermutet Bellys hohe Gestalt auftauchen sahen. Sie wußten, daß er sie unweigerlich anpumpen würde.

Belly ließ sich auf seinen späten Wanderungen gern begleiten. Er hatte manchmal auch guten Grund dazu. Die Freunde, die er mitbrachte, aber die ihn mitbrachten, standen wohl nicht ganz auf der geistigen Höhe der übrigen Gesellschaft und ließen es meistens bei dem einmaligen Besuche bewenden. Dafür besaßen sie aber andere Eigenschaften, die den Stammgästen abgingen. Unter Bellys Ägide betraten der mit ungewöhnlicher Körperkraft ausgestattete Belling, der sich als „Anjust" im Cirkus Renz weithallenden Ruf erworben hat, der Löwenbändiger Batty, der „Fischmensch" und andere Helden vom „Brettl" und geharkten Sande das Dresselsche Lokal.

Für die „Artisten" war aber dieser Kreis fröhlicher Zecher doch nicht das Rechte. Sie hielten es da nicht lange aus und kamen gewöhnlich nicht wieder. Mit den Leuten am Stammtisch konnten sie sich ja nichts erzählen! Da diskutierte der stupend gelehrte Professor Herbert Pernice mit dem scharfsinnigen Justizrat Primker; da gab Scheibler, ein Naturforscher von umfassendstem Wissen und der wunderbaren Gabe, schwerst zugängliche Fragen durch klare, lichtvolle, leichtfaßliche Darlegung dem Verständnis zu erschließen, Auskunft über dies und das; da warf der feinlächelnde Ernst Dohm, die Hand auf seinen steten Begleiter, das zwischen die Knie eingeklemmte Stöckchen gestützt, eine Bemerkung von attischem Gepräge ein, die sie absolut nicht verstanden; die aber wohl komisch sein mußte, denn die anderen lachten darüber. Da glänzte vor allen Hugo Müller, ein großartiger Blender, der auf Uneingeweihte so wirkte, als stände er da wie Lassalle, „gerüstet mit der ganzen Wissenschaft seines Jahrhunderts!" Der göttliche Hugo hätte frohgelassen mit Moltke über Strategie, mit Ranke über die Hohenstaufen, mit Mommsen über römische Inschriften, mit Gneist über Staatsrechte, mit Helmholtz über Akustik und mit Bunsen über Spektralanalyse debattiert, und vor einem harmlosen Laienpublikum hätte er sicher den Sieg davon getragen. Seine beiden Brüder, die öfter aus Posen zum Besuch herüber kamen, durchschauten ihn natürlich wie wir alle, aber sie freuten sich mit uns über den liebenswürdigen Schwadronör und talentvollen Strick. Die Gebrüder Müller wurden später an das Berliner Landgericht versetzt, Wasa als erster Staatsanwalt und Boguslaw als Landgerichtsdirektor. In dieser letzteren Eigenschaft erregte er durch seine energische und hervorragend tüchtige Leitung der Processe gegen Professor Graef und den Witwenmörder Karl Dickhaff in weiten Kreisen berechtigtes Aufsehen. Keiner der drei begabten Brüder hat das sechzigste Lebensjahr erreicht.

* * *

Jahrelang war Huga Müller die eigentliche Seele des Dresselschen Stammtisches. Er hatte, ehrlich gesagt, recht viel Lächerlichkeiten, aber sie waren gar nicht störend, vielmehr freundlich geselliger Art und anheimelnd. Seine Eitelkeit war furchtbar komisch. Sein Doktordiplom, das er sich erst in vorgerückteren Jahren geholt hatte, hing unter Glas und Rahmen an der sichtbarsten Stelle seines eleganten Salons. Eine photographische Verkleinerung führte er in der Brieftasche stets mit sich, um sie bei gutem Anlaß zu präsentieren. Irgendwo hatte er sich an einem kleinen Hase einen kleinsten Orden ergaspielt. Das Bändchen prangte stets in seinem Knopfloch, auch im Hochsommer, im Knopfloch seiner weißen Waschröcke.

Er kam — gleichzeitig mit Lebrun — aus Riga, wo er sich als Künstler und Mensch viel gute Freunde erworben hatte. Alle Nase lang empfing er den Besuch eines kurländischen oder livländischen Barons, den er selbstverständlich mit zu Dressel brachte.

Einer Scene mit einem dieser Barone erinnere ich mich mit besonderem Vergnügen. Der Fremdling fühlte sich sehr wohl in der Dresselschen Gesellschaft. Alle waren in guter Stimmung, und die Nachmittagssitzung wurde bis an die äußerste Grenze vorgeschoben. Huga hatte eine Flasche Sekt nach der andern bestellt; der „Schnellsegler", wie er die Droschke erster Klasse nannte, wartete bereits vor der Thür, er mußte am Abend spielen, es war die höchste Zeit zum Aufbruch. Er klopfte an das Glas. In demselben Augenblick griff der Baron aus den Ostseeprovinzen nach der Brieftasche und holte sein Portefeuille hervor.

„Was wollen Sie denn?" fragte Hugo Müller naiv.

„Aber natürlich zahlen! Sie werden mir doch gestatten ..." entgegnete der Herr mit dem schönsten Gaumen-r.

„Was fällt Ihnen ein? Ich soll Sie hier ohne weiteres für mich zahlen lassen?! Das gibt's hier nicht!"

„Aber ich muß wirklich bitten ..."

„Davon kann keine Rede sein! Wir raten die Sache aus. Das ist des Landes hier der Brauch!.. Fatzke!" rief er seinem Leibkellner zu, der eigentlich Ferdinand hieß, aber nie anders als „Fatzke" gerufen wurde. „Wie viel Flaschen haben wir zu zahlen?"

„Sechs, Herr Doktor!"

„Bon!" Er wandte sich wieder zu seinem

Freunde: „Also ... um die Sache abzukürzen, denn ich habe keine Zeit mehr, wir raten die ganze Geschichte in zwei Partien aus und nehmen je drei Flaschen. Einverstanden?"

„Einverstanden!" antwortete der Baron, der absolut keine Ahnung hatte, was ihm bevorstand.

„Also," rief Hugo. „Drei Flaschen, grad' oder ungrad'? Auf Bürgereid!" Dabei schlug er mit der flachen Rechten dröhnend auf den Biceps des linken Oberarmes und sah sein Opfer mit grausamem Lächeln an.

Der Baron schaute ganz verdutzt drein.

„Ich verstehe nicht ..."

„Ist auch nicht nötig. Grad' oder ungrad'? Antworten Sie nur. Auf Bürgereid!" Derselbe Schlag mit der flachen Hand auf den linken Oberarm.

„Ungrad'!" stammelte der Fremdling, sichtlich verschüchtert.

„Sie haben verloren!" entschied Müller mit olympischer Ruhe. „Nun also die andern drei Flaschen! .. Grad' oder ungrad'? Auf Bürgereid!" Auch diesmal begleitete dieselbe feierliche Gebärde ausdrucksvoll die Beteuerung.

„Grad'!" antwortete der Mann von der Ostsee diesmal ziemlich getrost.

„Sie haben wieder verloren!" versetzte Müller mit würdigster Gelassenheit. „Leben Sie wohl!"

„Einen Augenblick!" rief ihm der Baron nach. „Bitte, erklären Sie mir das hübsche Spiel."

Hugo hatte bereits den Hut aufgesetzt.

„Sehr einfach," gab er zur Antwort. „Ich denke mir eine Zahl, zum Beispiel: 6 und frage Sie auf Bürgereid. Sie antworten: ungrad'. Sie haben also verloren. Das nächste Mal denke ich mir 3. Sie antworten: grad' — Sie haben also wieder verloren. Auf Bürgereid! Sehr einfach!"

„Sehr einfach ... und hübsch!" sagte der Baron. „Nun müssen wir aber noch eine Flasche trinken und diesmal lasse ich roten!"

Müller sagte sich: Sechs Flaschen habe ich dem Freunde aus dem Norden angedreht. Da ist es nicht mehr als recht und billig, daß ich auch eine zahle.

„Also Fatzke, blitzschnell noch eine letzte! Dalli, dalli!"

Mit komischem Ungeschick stellte nun der Baron die verhängnisvolle Frage und imitierte schwerfällig die verrückte Bürgereidesgeste:

„Grad' oder ungrad'? ... Auf Bürgereid!"

„Ungrad!" versetzte Müller aufs Geratewohl.

Es entstand eine kleine Pause.

Der Baron lehnte sich in seinen Stuhl etwas zurück, schüttelte den Kopf und sagte in aufrichtiger Verwunderung: „Merkwürdig! .. Sie haben gewonnen!"

Die gute Seele war ehrlich gewesen.

Bis zu diesem Augenblick hatten wir, die Zeugen dieses Wettkampfes, eine ungefähr würdige Haltung bewahrt, aber nun platzten wir los. Der Baron lachte mit, ohne zu wissen, weshalb. Die Flasche wurde schnell geleert, und Hugo Müller fuhr in seinem Schnellsegler nach dem Wallnertheater.

Diese kleine Geschichte fällt in Hugo Müllers Glanzzeit. Er hatte sich in Berlin schnell als Bonvivant und besonders als Theaterschriftsteller eine gute Stellung gemacht. Mit seinen Lustspielen und Volksstücken: „Onkel Moses" (für Ledrun als Moses Mendelssohn geschrieben), „Adelaide" (mit Ledrun in einer unvergleichlich schönen Moske des Beethoven), der graziösen Plauderei „Im Wartesalon erster Klasse", „Heidemann und Sohn", „Von Stufe zu Stufe" (mit Wilcken unter starker Benutzung eines nicht genannten französischen Stückes), „Spitzenkönigin" (in Gemeinschaft mit Adolf L'Arronge, der wohl das Meiste davon gemacht hat, den aber damals noch kein Mensch würdigte) hatte er große Erfolge erzielt und auch viel Geld verdient. Aber in seinem göttlichen Leichtsinn gab er immer noch ein bißchen mehr aus, als er hatte. Er war ein Virtuose in unsinnigen Ausgaben. So hielt er sich z. B. einen Kammerstenographen, der stundenweise sehr hoch bezahlt wurde. Der Preis war eben nach der Stunde Diktat bemessen, die Übertragung aus dem Stenogramm mit inbegriffen — so daß also eine Stunde Diktat für den Stenographen vier, fünf Stunden angestrengter Arbeit bedeuten konnte. Das Unglück war nur, daß Müller den Stenographen in seine Wohnung bestellte, während er ruhig bei Dressel kneipte. Am Ende des Monats liquidierte der Stenograph eine ganz ansehnliche Summe und kündigte, weil er sich schämte, ein so hohes Wartegeld ohne weitere Leistung einzustecken.

Aber einige Scherze kamen ihm noch kostspieliger zu stehen. Während einer Ferienreise hatte er irgendwo — vielleicht in Emmenthal selbst — Käse gegessen, der ihm besonders geschmeckt hatte. Er ließ also den Wirt rufen, denn er verhandelte immer nur mit den obersten Autoritäten, und fragte ihn, woher der Käse stamme? Auf den Bescheid des Wirtes, daß es eigenes Fabrikat sei, richtete er die weitere Frage an ihn, ob er davon eine größere Portion beziehen könne.

„So viel der Herr wollen," lautete die Antwort.

„Dann schicken Sie mir — hier ist meine Visitenkarte — so etwa ein Schock nach Berlin."

„Wieviel?" fragte der Wirt.

„Ein Schock. Sechzig Stück."

„Wird es dem Herrn nicht zu viel werden? Sechzig Stück!"

„Das lassen Sie meine Sorge sein, guter Mann!" erwiderte Müller mit seiner lächelnden Überlegenheit. „Ich habe viel Freunde, ich werde schon Abnehmer finden."

„Wie der Herr befehlen."

Hugo Müller hatte an Käse von bescheidenem Berliner Formate gedacht. Eines Morgens kam ein Frachtbrief an, und am Nachmittage rasselte ein mächtiger Lastwagen vor die Thür, über und über mit käsernen Mühlsteinen von gewaltigem Umfang beladen. Es war eine schreckliche Summe von Kilos, und die Sendung kostete ein Vermögen. In aller Eile mußte ein Speicherraum für die Bergung gemietet werden. Und die Verlegenheit des Unterbringens war groß. Einige gutmütige Freunde, wie Dressel, Siechen, Hiller, erbarmten sich des unglücklichen Käsemannes. So ein

knappes halbes Dutzend wurde er las. Aber die Verteilung der übrigen vierundfünfzig Käse bereitete ihm schwere Sorgen. Alle Freunde bis in die weiteste Peripherie des Müllerschen Kreises waren von ihm mit der Emmenthaler Liebesgabe bedacht. Milde Stiftungen, das Asyl für Obdachlose, das Magdalenenstift wurden mit reichen Spenden bedacht. Es blieb immer noch welcher übrig. Viele Zeitgenossen haben den Müllerschen Käsekauf nie überwunden: sie haben nie wieder Emmenthaler essen können.

Von noch weitertragenden Folgen wurde die Katastrophe der Dampfnudeln für Hugo Müllers Realbesitz.

Seine Freunde hatten bemerkt, daß sich seiner von einem bestimmten Zeitpunkte an in Bezug auf seine Beurteilung der Dresselschen Mehlspeisen eine auffällig kritische Stimmung bemächtigt hatte. Pfannkuchen, Omelettes, Beignets — es war ihm nichts mehr recht zu machen. Seine Censuren waren geradezu lieblos. Es dauerte auch nicht allzu lange, da wurde uns das Rätsel seiner Verstimmung gelöst. Er erzählte uns, daß er eine neue böhmische Köchin gemietet habe. Er geriet in wahre Ekstase, als er von ihren Leistungen in der Feinbäckerei schwelgte.

„Dampfnudeln macht sie!" rief er entzückt aus. „Wie soll ich's nur mit Worten schildern?! Sie macht Dampfnudeln wie ... wie Rubinstein Klavier spielt! Es ist etwas Ungeahntes! Und wissen Sie was? Nächstens müssen Sie Dampfnudeln bei mir essen. Ich habe die Herren schon längst zu mir bitten wollen."

Ein Termin wurde nicht bestimmt. „Nächstens müssen Sie Dampfnudeln bei mir essen," wurde allmählich zu einem geflügelten Worte, denn Hugo Müller lud jeden seiner Bekannten, der ihm in den Weg lief, zu Dampfnudeln ein.

Als er eines Abends in einem Anfall von gewissenhafter Schwäche das Facit seiner Einladungen zog, wurde ihm sofort klar, daß gar nicht daran zu denken war, die unabsehbare Schar der Dampfnudelgäste in seiner sehr hübschen, aber in den räumlichen Verhältnissen bescheidenen Wohnung unterzubringen. Er hatte die Hälfte einer Etage in der Wallnertheaterstraße inne. Ein Zufall — soll man ihn glücklich oder tückisch nennen? — fügte es nun, daß die anstoßende Wohnung der anderen Hälfte gerade leer stand. Hugo war der Mann der schnellen Entschlüsse. Er mietete die andere Hälfte auch, ließ eine Thür brechen, möblierte die Vorderzimmer und hatte nun auf einmal eine ganz große Wohnung. Alles wegen der Dampfnudelgesellschaft. Sie verlief übrigens lustig, und die Dampfnudeln waren wirklich sehr gut. Sie waren ihm nur — abgesehen von den einmaligen Anschaffungen der Möbel, Gardinen, Teppiche ꝛc.; Geschirr, Bestecke und Tischwäsche hatte Dressel geliehen — durch die dauernde Belastung seines Etats um etwa 2000 Mark jährlich ein bißchen teuer zu stehen gekommen.

Dagegen machte er manchmal auch vorteilhafte Geschäfte. Eines solchen Geschäftes, das allerdings in eine etwas spätere Zeit fällt und über dessen moralische Unterlage sich streiten läßt, erinnere ich mich sehr genau.

Müller hatte seine sichere und einträgliche Stellung in Berlin aufgegeben und war als Direktor des Residenztheaters nach Dresden übergesiedelt. Sein Weg führte ihn aber oft nach Berlin und dann natürlich zu Dressel. An einem sehr heißen Sommernachmittage saßen wir im „Vorgarten". So nannten wir das kleine, schmale Podium, das neben der Ladenthür Unter den Linden aufgeschlagen war. Es war wohl kaum über einen Meter breit und vielleicht drei, vier Meter lang. Da standen zwischen je zwei Stühlen zwei kleine runde Marmortische. Es konnten also vier Personen da sitzen. Der Charakter des Vorgartens wurde symbolistisch durch zwei Resedatöpfe angedeutet. Wir tranken, um uns zu erfrischen, leichten Mosel mit Selterswasser. Da hielt vor der Thür ein recht elegant wirkendes Tilbury. Der Herr, der selbst gefahren hatte, warf dem vermückerten Groom die Zügel hin und kletterte herab. Ich kannte den Herrn sehr wenig, aber er war ein alter Bekannter von Hugo Müller.

Müller, der bekanntlich auf jedem Gebiete Specialkenner war, musterte das Gefährt mit sachkundigem Blick und sprach, nach flüchtiger Begrüßung, über Wagen, Pferd und Bespannung sich in günstigem Sinne aus. Das war aber nicht im Sinne des Wagenbesitzers.

„Ach was!" bedauerte er. „Mit dem eigenen Geschirr hat man in Berlin bloß seinen Ärger. Ich wollte, ich wäre die ganze Geschichte wieder los."

„Im Ernst?" fragte Müller. „Was wollen Sie dafür haben?"

„Für 2500 Mark können Sie den ganzen Rummel haben, Wagen, Pferd und den Groom mit Livree dazu! Fort mit Schaden!"

Müller stand auf, überschritt hochschulterig den Bürgersteig, umschritt weihevoll den leichten Wagen, warf einen prüfenden Blick auf den Groom, stellte sich vor das Pferd, klopfte es vertraulich auf die Bläße, musterte die Fessel und kehrte dann gravitätisch auf seinen Platz zurück.

„Fatzke, geben Sie mir einmal einen Thaler!"

„Hier, Herr Doktor!"

„Das Geschäft ist gemacht!" sagte er, sich an seinen Bekannten wendend und ihm den Thaler reichend. „Hier das Angeld!"

Der Handel war perfekt, und anderen Tages wurde das Tilbury mit menschlichem und tierischem Zubehör mit der Anhalter Bahn nach Dresden befördert. Zu bemerken wäre allenfalls noch, daß der glückliche Verkäufer viel mehr als den von Ferdinand entliehenen Thaler überhaupt nicht bekommen hat. Denn sehr bald darauf brach die Dresdener Herrlichkeit zusammen. Hugo Müller mußte Konkurs anmelden, und die 2500 Markforderung kam in die große Masse der Passiva, denen ein beschämend geringes Aktivum gegenüber stand. Unredlich war er dabei nicht verfahren, — einer unanständigen Handlung war er unfähig — aber sein Leichtsinn kannte allerdings keine Grenzen.

Leichtsinnig war er in allem und jedem, leichtsinnig auch in seinen belustigenden Aufschneidereien und Renommistereien. Er wußte alles und stellte die gewagtesten Behauptungen mit einer

Fülle von ſtatiſtiſchem Material auf, daß einem Hören und Sehen verging. Er war überall in der Welt geweſen, Augenzeuge aller denkwürdigen Ereigniſſe. Er hatte mit allen Berühmtheiten des Jahrhunderts intim verkehrt. Wie oft wurde er abgefaßt, wie oft, namentlich von dem gediegenen und exakten Scheidler feſtgenagelt, wie oft durch den Nachweis der unmöglichſten Anachronismen in die Enge getrieben! Es nutzte alles nichts. Er ſchwindelte ſich immer wieder heraus und verließ den Kampfplatz mit erhobenem Haupte, „ſiegesbewußt, Stalz in der Bruſt.“

Das wurde dem braven Scheibler mit der Zeit denn doch zu arg, und er erſann einen teufliſchen Plan. Er legte ein Buch an, in dem Hugo Müllers Angaben, ohne deſſen Wiſſen, amtlich pratakalliert und von einem der anweſenden Zeugen beglaubigt wurden. Da wurde denn ganz genau verzeichnet, auf wieviel Univerſitäten er geweſen ſein wollte, wieviel Semeſter er in den einzelnen Städten verbracht hatte, wo und wie lange er engagiert war, wie lange er ſich in Italien, England, Frankreich, Spanien, Öſterreich-Ungarn, Polen, der Schweiz, Norwegen, Rußland ꝛc. aufgehalten hatte. Das ſummierte ſich mit der Zeit ganz erſtaunlich. Eines Abends wurde Hugo Müller ſein Sündenregiſter vorgelegt. Es ſtellte ſich heraus, daß er — unter der Vorausſetzung der Richtigkeit ſeiner Angaben, — ſein hundertſtes Lebensjahr gerade vollendet und das Abiturientenexamen gleichzeitig mit Robespierre gemacht haben mußte. Zur Feier dieſes hundertjährigen Geburtstages wurde eine beſondere Feſtlichkeit veranſtaltet.

Huga war überhaupt der Mann des Feierns, der Jahrestag ſeiner Promotion wurde regelmäßig mit Sekt begaſſen. Als er $3\frac{1}{2}$ Monat Direktor in Dresden war, veranſtaltete er eine große Feier der hundertſten Vorſtellung unter ſeiner Leitung. Der Stammtiſch bei Dreſſel entſandte eine ſtarke Deputation nach Dresden. Mitte Oktober hatte Müller ſeine Direktion angetreten, das Feſt der hundertſten Aufführung fiel auf den 22. Januar, Leſſings Geburtstag. Dieſes feine Zuſammentreffen wurde natürlich für den offiziellen Toaſt der Berliner Freunde verwertet, als deren Wortführer Rudalf Dreſſel ſelbſt auserſehen wurde. Während der Fahrt wurde der Wortlaut des Trinkſpruchs, den Dreſſel zu memorieren gelobte, im Coupé in gemeinſamer Beratung feſtgeſtellt. Der Spruch begann etwa ſo: „Als ein liebenswürdiges Spiel des Zufalls möchte ich es bezeichnen, daß wir uns gerade heute zur Feier eines Dichters hier vereinigen, — heute am Geburtstage Gotthold Ephraim Leſſings.“ Und an dieſen ſchönen Anfang knüpfte ſich in ſauberſter Durchführung eine ſehr geſchmackvolle Parallele zwiſchen Hugo Müller und Leſſing. Aus Dreſſels Munde klang es unwiderſtehlich überzeugend.

Die Feſtoarſtellung war zu Ende. Die Gäſte tafelten im großen Speiſeſaale des Hotel de Saxe. Dreſſel klopfte an das Glas. Ich kann ihm den Vorwurf nicht erſparen, daß er mangelhaft memoriert hatte, denn er ſprach mit der ſonaren Stimme eines preußiſchen Gardeunteroffiziers alſo: „Meine Damen und Herren! Es iſt eigentlich eine merkwürdige Chaſe, daß wir heute unſern alten Hugo feiern. Denn heute iſt ja Gottlieb Leſſingen ſein Geburtstag . . .“

Über Gattlieb Leſſingen kam der Feſtredner nicht hinaus. Die Wirkung war zündend. Er fühlte, daß ſie nicht überboten werden konnte und ſchlaß: „Alſo hach! Und nochmals hach! Und zum drittenmale hach!“

Begeiſtertes Einſtimmen, Gläſerklingen, Tuſch! Dreſſel nahm ſeine damalige Lieblingspoſe ein, warf ſich theatraliſch in die Bruſt und rief triumphierend: „Wie ſteh' ich da?!“

Es war einer der letzten wirklich glücklichen Abende, die Hugo Müller beſchieden waren. Nun ſank ſeine Sonne und erlaſch. Wenn er jemals Geld gehabt hätte, würde man ſagen dürfen, daß er es als Dresdener Direktar verloren hat. Auch körperlich war es nun ſchnell mit ihm bergab gegangen, — er hatte ja eigentlich immer in unverantwartlicher Weiſe auf ſeine Geſundheit losgewütet, und mit den Jahren meldeten ſich neben den ſichtbaren auch die unſichtbaren Gläubiger, die Teſtamentsvollſtrecker von Grog und Sekt — als Bühnenleiter hatte er Schiffbruch erlitten, als Bühnenantar war er abgethan, er hatte den Boden unter den Füßen verlaren und wankte ſeinem traurigen Ende zu.

Als ich ihm das letzte Mal begegnete — es war unter fröhlichen, geputzten Menſchenkindern, unter den Klängen eines Straußſchen Walzers im Sonnenſchein auf der Kurpramenade in Wiesbaden — that er mir in der Seele leid. Er ſchlich gebeugt und mit zitterigen Bewegungen daher, varzeitig ſchneeweiß geworden und geſchminkt wie eine alte Kunſtreiterin. Er erzählte mir, daß er wahrſcheinlich das Anerbieten, Direktor des Burgtheaters zu werden, annehmen werde, Baron Hoffmann laſſe ihm keine Ruhe und Ludwig Speidel beſtürme ihn; aber es war nicht mehr das friſche Selbſtvertrauen, das ehedem in ſeinen Auſchneidereien ſo wohlthuend wirkte; es war ein unſicheres Verlegenheitsſtammeln, das auch den freundſchaftlichen Hörer peinlich berührte. Nur das bunte Bändchen im Knopfloch zeugte von vergangener Pracht.

Sehr bald darauf las ich, daß er geſtorben war. Die „Genoſſenſchaft deutſcher Bühnenangehöriger“, um deren Begründung er ſich reelle Verdienſte erworben hatte, deren erſter Präſident er geweſen war, ehrte ſein Andenken in würdigſter Weiſe, und die Freunde, die ihn überlebt haben — ihre einſt ſo impanierende Zahl iſt mit den Jahren zu einem winzigen Häuflein zuſammengeſchmolzen — gedenken ſeiner als eines ungewöhnlich amüſanten Geſellſchafters, als eines guten und anſtändigen Mannes. Ich glaube, er hat vielen Gutes und nie einem Menſchen etwas Böſes angethan.

* * *

Zwiſchen Huga Müller und ſeinem Direktor Theodar Lebrun hatte ſich ein ſehr intimes Verhältnis herausgebildet. Sie waren zuſammen zur Höhe aufgeſtiegen; ſie hatten ſich zuſammen in ihren Erfolgen geſonnt, und auch ihr Niedergang war ungefähr gleichzeitig.

Lebruns ſchöner Kopf hatte wirklich etwas Großartiges, Goetheſches. Er war ja durchaus nicht unbedeutend, aber er ſah doch ſehr viel de-

deutender aus, als er war. Hinter der hohen, von nachdenklichen Falten durchfurchten Stirn vermutete man gewaltige Gedanken. Er besaß die größte Schauspielerschönheit, wie sie auch Döring zu eigen war: das ausdrucksvolle, glänzende Auge und den energischen, scharf und edel geformten Mund. Als Künstler ist er, glaube ich, von vielen Leuten überschätzt worden, ganz besonders von sich selbst. Eine Ironie des Schicksals fügte es, daß Lebrun, der sich für einen ersten Charakterspieler der ernsthaften Richtung hielt und gegen das, was er als „niedere Kunstgattung" bezeichnete, die äußerste Geringschätzung hegte, dazu ausersehen war, in dem von ihm geleiteten Theater fast ausschließlich die viel geschmähte Posse zu kultivieren. Er ärgerte sich gelb und grün über die Erfolge der ausgelassenen Stücke, die ihn bereicherten. Er wollte durchaus seine Bühne „litterarisch" heben — das heißt, mit schlecht gespielten ernsten Schauspielen langweilig machen und veröden. Für die Posse, die man bei ihm sehen wollte, besaß er ein Ensemble der auserlesensten Künstler: Helmerding, Reusche, Wilken, Engels, Meißner, Kadelburg, Blenke, Formes, Ernestine Wegner, Paula Carlsen u. s. w. Er hatte keine Ahnung, was er in diesen vortrefflichen Schauspielern besaß. Von Helmerding und Reusche sprach er nie anders als von seinen „Hanswursten". Hugo Müller ließ er allenfalls gelten. Aber wirkliches Vertrauen hatte er doch nur zu einem einzigen Schauspieler seiner Bühne: zu sich selbst. Er hat diesen Irrtum sehr teuer bezahlt.

Wenn er aber auch als Direktor viel gesündigt hat, am Stammtisch war seine patriarchalische Erscheinung unbezahlbar. Er hatte eine so gute Zunge! Wenn er sich eine Flasche Haut Brion, natürlich Schloßabzug aus einem der besten Jahrgänge, gönnte — es war ein wirkliches Vergnügen, ihm zuzusehen, mit welcher Andacht er das Glas füllte, mit welchem göttlichen Behagen er das edle Getränk schlürfte. Er war ein weihevoller Zecher. Er hatte Stil im Trinken. Oft saß er lange Zeit in tiefes Schweigen und stummes Genießen versunken hinter seiner Flasche, mit sinnigem schwermütigen Ausdruck, den Blick bald auf das Glas mit dem schönfarbigen roten Weine, bald auf die bläulichen Rauchfäden gerichtet, die geradlinig und sich allmählich kringelnd von seiner schweren Cigarre aufstiegen; stumm saß er da, als ob ihn die laute und lustige Gesellschaft um ihn her nichts anging. Er seufzte, trank, rauchte, schwieg. Da wurde von ungefähr irgend eine Behauptung aufgestellt, der er nicht beipflichten mochte ... Und auf einmal blitzte es in seinen merkwürdig ausdrucksfähigen Augen hell auf. Mit einer Stimme, die alles überdröhnte, warf er in die Unterhaltung eine Bemerkung, die nach seiner Auffassung „der Weisheit letzter Schluß" war. Seine Kritik war erbarmungslos, sein Ausdruck von Lutherscher Derbheit. Keine Widerrede mehr! Wurde sie dennoch gewagt, so wurde er hahnebüchen grob, und um den Ärger herunterzuspülen, bestellte er noch eine Flasche, die dritte oder vierte. Der Zustand, in den er alsdann geriet, war für das Stück, in dem er beschäftigt war, nicht gerade günstig. Nach gethaner Arbeit trank er wieder bedächtiger, rauchte, seufzte, schwieg. Was muß der arme Lebrun gelitten haben, als seine Verhältnisse es ihm nicht mehr gestatteten, sich an den edelsten Schloßabzügen von Bordeaux und den auserlesensten Gewächsen der Vuelta Abajo zu delektieren!

* * *

Der interessantesten Stammgäste einer war unbedingt Professor Herbert Pernice. Politisch war er gewiß nicht „einwandsfrei", wie man heute zu sagen pflegt. Mir war es immer ein trauriges Gefühl, wie dieser ausgezeichnete Mann seine ganz ungewöhnlichen angeborenen und erworbenen Gaben, seinen alles durchdringenden Scharfsinn, seine leuchtende Klugheit, seine riesigen Kenntnisse, seine glänzende Dialektik in den Dienst der Sachen stellte, für die er eintrat. Ich möchte gern glauben, daß er sich gerade durch seine logische Schärfe dazu hatte verleiten lassen, sich zum advocatus diaboli herauszubilden, und daß das, was ursprünglich bei ihm so eine Art von geistigem Sport gewesen, schließlich seine wirkliche Überzeugung geworden war. Er fühlte sich eben als Cato, dem die Sache des Besiegten wohlgefiel.

Er hatte die Staffeln der akademischen Laufbahn spielend und überraschend schnell erklommen. Er zählte kaum fünfundzwanzig Jahre, als er in Göttingen zum Professor der Rechte ernannt wurde. Mit dreißig Jahren war er Mitglied der hannoverschen Kammer. Er war in persönliche Beziehungen zum König Georg getreten, hatte nach der Annexion seine Professur niedergelegt, um als staatsrechtlicher Beirat dem entthronten Herrscher dienen zu können. In diesem selbsterwählten Amte bewährte er eine so hervorragende Tüchtigkeit, daß ihm der Kurfürst von Hessen die Verfechtung seiner partikularistischen Ansprüche übertrug. Pernice wurde auf diese Art gewissermaßen der Minister der auswärtigen Angelegenheiten aller Deposseedierten. Die klangvollen und mit einer Fülle von schwerwiegenden Argumenten geharnischten Proteste gegen die Annexion aus dem Ende der sechziger Jahre sind zum großen Teil sein Werk.

Das garstige, das politische Lied wurde am Stammtisch überhaupt wenig angestimmt, und wenn Pernice da war, der keinen Gesinnungsgenossen unter uns fand, erst recht nicht. Für uns war der Fürsprech der Partikularisten nur der prächtige Mensch, der unerschöpflich anregende geistsprühende Gesellschafter, der uns alle mit den Gaben seines Geistes, seiner Bildung, seines köstlichen Humors verschwenderisch überschüttete.

Körperlich war Pernice ein wahres Monstrum. Über sechs Fuß hoch, dreitschulterig, dickbäuchig, von geradezu unerhörter Körperfülle. Er wog weit über dreihundert Pfund. Die Leute blieben auf der Straße stehen, wenn der Koloß an ihnen vorüberstampfte. Auf einem Stuhle hatte er keinen Platz. Es wurde ihm durch ein auf zwei aneinander gerückte Stühle gelegtes Brett ein besonderer Sitz bereitet. Auf dem gewaltigen Korpus saß ein ganz jugendlicher, fast schamhaft bescheiden wirkender Kopf von liebenswürdigstem und intelligentestem Ausdruck. Um die riesige Maschine in Gang zu erhalten, bedurfte es massenhaften

Materials und sehr hoher Betriebskosten. Nach gewöhnlichen Begriffen durfte man ihn geradezu als einen Vielsäufer und Vielfraß bezeichnen. Zum Abendessen bestellte er sich gewöhnlich zwei Filets Chateaubriand auf einmal, und was er dazu trank, um dieses Quantum Rindfleisch im Betrage von acht Mark herunterzuspülen und die Kehle im Laufe der langen Abendsitzung zu befeuchten, das soll hier nicht einmal angedeutet werden; es war unwahrscheinlich viel! Dann überkam diesen fidelsten aller Kneipbrüder die köstlichste Laune. Mit wunderbarem Vortrage deklamierte er die tiefst empfundenen durftigen Lieder unserer Litteratur. Sein Gedächtnis war stupend. Er kannte die ganze klassische Litteratur der Deutschen, der Römer und Griechen nahezu auswendig. Scheffels herrliche Kneiplieder aus dem „Gaudeamus", insbesondere die Rodensteiner, sind niemals echter, empfundener, wirksamer vorgetragen worden. Und war Mitternacht vorüber, und der Kreis enger und intimer geworden, dann erhob sich der geistige Recke zu voller Höhe. Mit leuchtendem Auge, mit breiter Geste, mit klangvoller Stimme improvisierte er abwechselnd lateinisch und deutsch das krauseste, lustigste und tiefsinnigste Zeug, in allen Rhythmen und Metren der alten Klassiker. Er beherrschte die Form mit vollendeter Meisterschaft. Ich habe dergleichen nie wieder gehört. Als blutjunger Student hatte er übrigens schon Horazische Oden, Ovids „Liebeskunst" und Gedichte einiger der spätlateinischen Lyriker in freier Nachdichtung, in Heineschem Stile, bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig herausgegeben. Diese pseudonym erschienenen interessanten und zum Teil sehr wohlgelungenen Versuche hätten eine regere Beachtung verdient, als sie gefunden haben.

Was der gute Pernice vertragen konnte, war ebenso kolossal, wie der ganze Kerl. Ich habe den tapferen Stürzebecher eigentlich nie bezecht gesehen, in überschäumender Weinlaune aber immer, — ob er nun erst den geringsten Teil seines Abenddeputats erledigt hatte oder wehmutsvoll beim anbrechenden Morgen vom letzten Glase Abschied nahm.

Doch nicht immer! Eine Episode in unserem freundschaftlichen Verkehr — wir kannten uns schon von Halle her und waren nach unserer Wiederbegegnung in sehr regen Verkehr miteinander getreten — ist mir unvergeßlich geblieben.

Es war wieder einmal ein schöner Abend am Stammtisch gewesen. Hugo Müller hatte mehrere seiner Geschichten erzählt, in deren Mittelpunkt er stand. Lebrun hatte seinem gepreßten Herzen in erschütternden Kraftworten Luft gemacht, viel getrunken und geraucht, und Pernice mit dröhnender Stimme sein Programm verkündigt;

„Man spricht vom vielen Trinken stets,
Doch nie vom vielen Durste."

Er hatte unseren Kellner Ferdinand in Sapphischen Strophen angesungen, die Gesellschaft hatte sich allmählich verlaufen, Dressel war schlafen gegangen, die Lichter, bis auf das eine zu unseren Häupten, waren gelöscht, und Ferdinand schnarchte auf einem Stuhl im finsteren Nebenzimmer. Wir waren allein. Es war schon sehr spät; so spät, daß ich auch aufbrechen wollte.

„Thu's mir zuliebe und bleibe noch ein bißchen," sagte Pernice mit einer Stimme, deren ungewohnt trauriger Klang gegen die Lustigkeit, die uns eben noch angelacht hatte, merkwürdig abstach. „Ich möchte nicht gern allein bleiben, und schlafen kann ich doch nicht."

Ich war ganz betroffen. Der Mann, den ich da vor mir sah, schien völlig verwandelt zu sein. Auf seinen Zügen, die ich bisher nur in überquellender Fröhlichkeit geschaut hatte, lag eine unsagbare Schwermut.

„Bist du leidend?"

„Immer!"

Und nun erzählte er mir mit halblauter Stimme seine ergreifende Leidensgeschichte. Schmerzfrei fühlte er sich eigentlich nie. Entsetzliche Beklemmungsbeschwerden plagten ihn in jedem wachen Augenblick, mitten in der angestrengtesten Arbeit, die ihm ein Bedürfnis war, mitten in der übermütigsten Gesellschaft, die erst seine Laune zu voller Lustigkeit angefeuert hatte. Und diese Beschwerden steigerten sich mitunter zu schrecklicher Atemnot, die von unerträglichem Angstgefühle begleitet war. Der schmerzmildernde Schlaf war ihm so gut wie vollkommen versagt. Seit Jahren, seit langen Jahren hatte er sich nicht in horizontaler Lage ausstrecken können. Sobald er sich niederlegen wollte, schoß ihm das Blut in den Kopf, die Schläfen hämmerten, das Herz flatterte, und tödliche Angst scheuchte ihn auf. Nur sitzend auf dem Sessel fand er eine schlafähnliche Ausspannung mit dämmerndem Bewußtsein. Den rechten, echten, erquickenden Schlaf kannte er überhaupt nicht mehr. Es hatte etwas wirklich Erschütterndes, diesen ungeschlachten Hünen weich und sentimental werden zu sehen.

Wir saßen wohl noch eine Stunde allein zusammen. Während der letzten halben Stunde sprachen wir nicht mehr viel. Das Zwielicht des anbrechenden schönen Sommermorgens fiel durchs Fenster, als er sich schwer erhob. Wir weckten den verschlafenen Kellner, der uns die Thür aufschloß. Der Kutscher vor der Thür, der seinen schweren Fahrgast kannte, und ich halfen ihm in die Droschke. Ich sah ihm lange nach. Ich hatte nie geahnt, wie unglücklich der Ärmste war.

Am anderen Tage war er wieder aufgeräumt, sprühend, anregend frisch wie immer. Mit gemütlichem Blinzeln sagte er mir, als er sein Glas an das meinige stieß: „Von gestern wird nie wieder gesprochen."

Er starb fünfundvierzig Jahre alt, im Jahre 1875. Sein Tod hatte eine grausige Tragik. Beim Kartenspiel mußte er über einen groben Fehler seines Gegners, durch den er sein schlechtes Spiel gewann, laut auflachen. Plötzlich verstummte er, er röchelte, die Karten entfielen seinen Händen, und er glitt entseelt vom Stuhle. Ein Herzschlag hatte seinem Leben und Leiden ein Ende gemacht ...

Von der Tafelrunde beim alten Dressel wäre wohl noch mancherlei zu erzählen. Für heute will ich's aber genug sein lassen.

Eingang zur Hohkönigsburg. (Nach einer Photographie.)

Vogesen-Wanderung.

Von

Fritz Lienhard.

Mit einem Einschaltbild und dreizehn Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Wenn ich mit dieser leichten Plauderei, um die mich die Leitung dieser Blätter gebeten hat, unserem herrlichen Wasgenwald einige neue Freunde gewinne in deutschen Landen, so soll es mir eine schöne Frühlingsfreude sein. Denn wahrlich, auch wenn man ein gut Stück Europa, von den schottischen oder norwegischen Bergen bis zu Rübezahls Kuppen und bis zu den umwaldeten Schweizerseen genossen hat: das burgenreiche, sagenverschönte, tiefstille Sommergemälde unseres einfachen Wasgaus besteht immer wieder in aller Bescheidenheit die Probe.

Was für ein einsamer Wald, der Bergwald dort an der Grenzscheide zweier Nationen! Wenn das Frührot über den brüderlichen Schwarzwald kommt, so dampft das Rheinthal und über dem Garten Elsaß wogen die Nebel. Aber die langen Linien des Wasgaus, auf dessen Höhen wir wandern, geben leuchtend Antwort, feucht und morgenfrisch. Und immer, wenn ich an jene Höhengänge zurückdenke, hör' ich's wie Waldhörner aus den Tiefen des Morgenwaldes grüßen, die Geräusche der vergualmten Ebene, die Pfiffe der Eisenbahnen, das Fahren und Pochen — alles wird melodisch und klingt und fließt ineinander zu einem Morgenlied der Ebene, die ihren Schutzgeist grüßt, den leis herabrauschenden Grenzwald. Und nicht minder lebendig wirken Berg und Ebene miteinander zu einem Gesamtbild, wenn in der Sommernacht, als ein milderes Morgenrot, der Mond über dem badischen Gebirge heraufkommt, die Rheinebene überschaut und bald, höher und höher steigend, die Dünenhügel um das weiße Meer dieser Nebeltiefe, die Wasgauberge, in seinen köstlichen Glanz taucht. Eine solche Silbernacht muß man auf dem Odilienberg verlebt haben: man wird sie nie mehr vergessen!

Hohbarr bei Zabern.

Vogesen! Eigentlich muß der besonnene Leser schon bei diesem Namen Halt machen. Denn dieser Name ist eine gelinde Verketzerung, wie wir ja das sprachlich auch an anderen Worten genug erlebt haben. Der Wald dort ist der uralte Wasichenwald oder Wasgauwald, worin Siegfrieds letzte Jagd so wehvoll verhallte. Aus diesem urdeutschen Wasgenwald formten die Römer ihr vosegus mons, die Franzosen ihre vosges: und aus diesen vosges hat man zurückübersetzt das falsche und verschrobene „Vogesen", während es doch mindestens Vosegen, Wosegen, Wosgen, Wasgen oder dergleichen heißen müßte.

Es gibt noch heute eine sehr

Tempel auf dem Donon.

zerfallene Trümmerburg, die den Namen Waſichenſtein führt, ganz im Norden, nach Weißenburg zu, dort ſoll, nach der bekannten Sage, Walter von Aquitanien um Hildegunde gekämpft haben. Und wild und waldig genug iſt dort ſchon, im nördlichen und noch recht niederen Wasgau, das freilich einfache Bergland. Der von der Pfalz her kommende Wanderer wird dort ſchon merken, wie köſtlich einſam ſich's in dieſen wenig beſuchten Wäldern wandern läßt, wie viele Burgen und wie viele Sagen ſich überall hier zu Lande, wo drei Kulturen, Gallien und Rom und Germanien aufeinandergeſtoßen ſind (von einer vorariſchen zu ſchweigen), häufen und in ihren Trümmern und Reſten wundervoll die Phantaſie anregen. Da iſt in der Umgegend z. B. Fleckenſtein, wo bereits die Sage von der „weißen Frau" einſetzt, die wir noch oft im Elſaß finden: lächelnd und hoffend kommen dieſe weißen Geſtalten in milden Nächten vom Berg herunter, waſchen im Bach oder ſuchen ſpäte Wanderer durch Winken herbeizurufen, damit ihnen der Gegenſtand ihrer irdiſchen Sorge entfernt oder vernichtet würde, vielleicht ein Schatz, ein Mordwerkzeug, ein Gerippe und was ſich ſonſt die Phantaſie ausmalen mag. Sie dürfen nur in beſtimmten Nächten den Ort ihrer Bannung verlaſſen. Aber man hat noch nie von einer Erlöſung ſolcher Geiſtergeſtalten gehört oder geleſen. Weinend gehen ſie wieder den Berg hinauf, in ihre öde Behauſung. Reſte des Glaubens an unſere Germanengöttin Bertha, die Glänzende, miſchen ſich hier mit modernen Spukgeſchichten, von denen es auch im Elſaß, das manche Hexe verbrannte, gradezu wimmelt.

Dieſer erſte und nördliche Teil des Wasgenwalds iſt noch keine eigentliche Touriſten-Ecke. Außer den Schlachtfeldern von Weißenburg und Wörth, die dort am Rande der Vogeſen ſo manchen Sommerfahrer anziehen, und außer dem niedlichen, jetzt ſehr toten Badeort Niederbronn mit der etwas ausgebeſſerten uralten (ſchon römiſches Kaſtell!) Waſenburg und etwa einigen hübſchen Seitenthälern mit den Schlöſſern Falkenſtein, Alt- und Neu-Win-

stein: außer diesen anmutig-einfachen, landschaftlichen Schönheiten oder geschichtlich bedeutsamen Punkten bietet jene nördliche Hälfte der Vogesen dem Sommergast nichts Besonderes, nichts Auffälliges, nichts, was dies Gelände von ähnlichen Mittelgebirgen des südlichen oder mittleren Deutschlands unterscheidet.

Das eigentlich besonders-geartete Wasgau-Gebirge beginnt erst im Zaberner Winkel. Von Zabern bis zum Großen Belchen — das ist der Strich, den man in einer Sommerwanderung von mehreren Tagen, mit kluger Auswahl, vortrefflich bewältigen kann. Die Zaberner Schlösser; dann vielleicht die unermeßlichen Wälder des Donon, wo das Gebirge am breitesten und am stillsten ist; dann Odilienberg und Heidenstadt, vielleicht mit Heranziehung des nahen Luftkurortes Hohwald; dann, von Schlettstadt aus, die ja jetzt so bekannt gewordene, baulich und als Aussichtspunkt prachtvolle, geschichtlich aber unbedeutende Hohkönigsburg; dann, nach schöner Fußwanderung, Rappoltsweiler mit seinen drei Schlössern; von da aus eine Kammwanderung über Brézouard nach dem Weißen See und ins Münsterthal (Schlucht); vielleicht noch zum besonderen Abschluß auf den höchsten Berg der Vogesen, auf den Großen Belchen — das würde zu einem Gesamteindruck von unserem Bergland hinlänglich genügen. Einzelne schöne Punkte (z. B. der beliebte Erholungsort Drei-Ähren) werden sich natürlich, je nach persönlichem Geschmack, auch außer dieser Reihe als besonders anziehend herausfinden lassen: kein Berater kann in diesen Einzelheiten das letzte Wort sprechen.

Zabern, das alte Tres-Tabernä der Römer, am Ausfluß der sanft plätschernden Zorn, deren Thal zugleich dem Rhein-Marne-Kanal und der Eisenbahn nach Avricourt — Paris als Durchgang dient, ist von der etwas fernen, aber stattlichen Felsmasse der Burg Hohbarr auf mäßig ansteigendem Gipfel schön überleuchtet. Ich liebe jene Ecke ungemein. Was drängt sich da alles an landschaftlichen Reizen und an historischen Erinnerungen zusammen! In breitem Zickzack dreht sich dort die „Zaberner Steige", die Paßstraße nach Pfalzburg, Lothringen und Frankreich, durch Obstgärten und Landhäuser, aus dem nicht allzu reinlichen Städtchen hinaus, zwischen napoleonischen Pappeln empor, die ja einst alle unsere Straßen zierten und — schädigten. Ins waldige Thal stürzt sich mit Dröhnen und langem Pfiff die Eisenbahn, vom raschen und lauten Leben da draußen Kunde in den Sommerwald rufend. Still und grau wachsen in die heiße Luft des Sommertages, aus wirrem Buschwerk und ernstem Hochwald, wie seltsame Blumen aus der Urzeit jene

Burg Rideck.

Verlag von W. Heinrich (J. Bensheimers Buchh.), Straßburg i. E.

Trümmerburgen Hohbarr, Groß- und Klein-Geroldseck; und gegenüber die vierte, die längst zerstörte, aber immer noch mit einem Turm der Zeit trotzende Raubritterburg Greiffenstein. Stehst du aber auf dem vorderen Hauptfelsen von Hohbarr: was für ein blühender Garten da unten! Was für leuchtende, grünende, reifende Saatenhügel, wie viel rot und weiße Dörfer und Netze von abgezirkelten Feldern und weiße Straßen und fadendünne Weidenbäche! Ich schwärme hier freilich als Elsässer, der mit ganzer Seele an seinem Ländchen hängt, ohne unser Gesamt-Deutschland darüber zu vergessen; aber man lese doch einmal nach, wie der greise Goethe in Wärme gerät, wenn er von den landschaftlichen Reizen des Elsasses, von seiner jugendlichen Reise gerade in dieser mittel- und unterelsässischen Ecke spricht! Drüben liegt der einsame Kegel des Bastberges, der im Gegensatz zum roten Sandstein der Vogesen aus Kalksteingebilden besteht, ganz vereinzelt und seltsam das niedrige Hügelgelände überragend. Er ist der Blocksberg des Unter-Elsasses, der Hexenberg, auf dem Walpurgis gefeiert wird; von jener ganz klein und weiß herausschimmernden Michaelskapelle, gegenüber, auf einem Felsvorsprung der Waldberge bei Ernolsheim, wo noch heute ein tiefer Kreis in den Stein eingehauen ist, fliegen die Unholdinnen hinüber auf den verrufenen Kegel, an ihrer Spitze Frau Itta, ehedem Gemahlin des Grafen von Lützelburg (im tieferen Zornthal). Von dort aus, herkommend von Straßburg, übernachtend im Städtchen Buchsweiler am Bastberg (mit seinen Freunden Engelbach und Weyland), unternahm Goethe den Reiseritt ins vordere Lothringen und über Niederbronn wieder zurück nach Sesenheim.

Zabern war lange Zeit eine berühmte Bischofsstadt, als die Straßburger Bischöfe mit der Stadt am grünen Rhein zerfallen waren. Und die Feste Hohbarr gehörte lange diesen panzerfrohen und streitbaren Dienern des Herrn. An dieser Paßstadt zog aber schon in ältesten Zeiten manch anderes Heer vorüber: dort sammelte schon Julian seine Streitmacht, als er wider die

Blick auf den Odilienberg vom Niedermünstertal aus

Alemannen zog, zur vernichtenden Schlacht am blutvollen Rhein; dort strömten die Steige herab die räuberisch wilden Söldner Frankreichs, die der geplagte Bauer, statt Armagnaken, „arme Gecken“ nannte (1444); dort sind die Felder mit dem Blute von vielen tausend aufständischen Bauern gedüngt, die in der Schlacht oder besser Metzelei bei Lupstein (1525) meilenweit wie Feldhasen gejagt und erschlagen wurden; dort zogen die Revolutionsheere und manches Heer Napoleons vorüber — kurz, dort ist die geschichtliche Wetterecke dieses reichen Landes. Und manchen wilden Regen stäubt auch in der räumlichen Natur der Westwind von dort her übers Elsaß; und wie oft sagt man auf den sommerlichen Dörfern des Unterlandes: „Von Zabern her kommt wieder ein Gewitter!“

Partie von der Heidenmauer auf dem Odilienberg.
Verlag von W. Heinrich (J. Bensheimers Buchh.), Straßburg i. E.

Man kann nun gleich, von der Bischofsfeste Hohbarr aus, auf der schattigen Waldhöhe bleiben und auf guten Wegen, an den Trümmerschlössern von Geroldseck vorüber — wo um Mitternacht die Heldengeister Siegfried, Arioviſt, Hermann und Wittekind um die Mauern wandeln —; vorüber am Brotschfelsen — wo geisterſichtige Menschen das ungefährliche Gespenst eines dorthin gebannten ungerechten Richters erschauen können; vorüber an der Ruine Ochsenstein — bekannt durch Fehden mit der weiter nördlich liegenden, berühmteren Burg Lichtenberg, welch letztere von den Franzosen, wie Lützelstein, als Fort benutzt und 1870 von den Württembergern genommen wurde; vorüber an dem kleinen Hochlandsdorf Auf der Hub: — nach Dagsburg, von dessen Burg freilich nur der Felsen geblieben ist, den jetzt eine neue Kapelle überragt. Schon hier in Dagsburg ist für allerdings einfache Ansprüche gut sein. Große Tannenwälder weitum, gelegentlich ganz tief und leis durchbraust von einem stark schießenden Wasser; oben aber Waldstille überall, so recht geschaffen für den müden Kulturmenschen, der mit dem Hut in der Hand ziellos und gedankenlos durch einen grünen, heidelbeerreichen Juliwald wandern will. Von dort aus schaut man ein Stück Lothringer Hochebene; aber von den Geräuschen des elsässischen Tieflands hört man nichts mehr. Man ist hier ganz im Hochwald.

Und nun mag man, durch lauter Wälder und immer auf den Höhen hin, etwa nach dem Donon wandern, dem höchsten Gipfel der mittleren Vogesen (über 1000 Meter). Es ist das eine kleine Anstrengung allerdings, insofern diese Wälder etwas eintönig sind. Der Donon selbst bietet, außer seinem Blick über waldige Kuppen und auf ein Stück französische Ebene, nichts Besonderes. Er soll ein heiliger Berg der Kelten gewesen sein; einige spärliche Trümmer sind erhalten. Aber der matte Wanders-

Burghof der Hohkönigsburg.

füge — kamen nur sehr kleine, aber überaus lästige Stechmücken, so daß wir den größeren Teil der im übrigen wunderbar stillen Nacht wandelnd verbrachten. Und der Vollmond kam zwar anfangs in wahrhaft hoheitvoller Pracht aus den endlosen, schwarzen Wäldern des Breuschthals hervor, aber gegen Morgen verdeckten ihn bösartige, von Frankreich herüberziehende Wolken — und wir zwei Romantiker waren um den erwarteten Sonnenaufgang geprellt. Außerdem hatten wir erbärmlich gefroren.

Wer auf diese Waldwanderung verzichten will, mag die umwucherte Burg Rideck aufsuchen, bekannt durch Chamissos „Riesenspielzeug" (aber weiter nicht gigantisch!), und mag den breiten Schneeberg und den Luftkurort Wangenburg in seinen Wanderplan ziehen. Wir anderen brechen von Schirmeck im Breuschthal auf durch das Thal der Rothaine, über das Forsthaus Rothlach — wir lassen das französisch sprechende Dorf im Steinmann — in sechs Stunden übrigens hat ein straffer Fußgänger von Dagsburg aus diesen Keltenberg erreicht — wird sich lieber die Mundvorräte des nahen Försterhauses oder des Hotels besehen. Denn auf dem Felskegel zu übernachten, wie ich es einst mit einem ebenso romantisch veranlagten Freunde gethan, um Zwiesprache zu halten mit näheren Sternen und dem größeren Vollmond, mit umgehenden Druidengeistern und den ersten Morgenstrahlen, wird nicht viel Waldgäste reizen. Statt der Geister aber — wie ich zur Warnung ein-

Ruine St. Ulrichsburg bei Rappoldsweiler.
Verlag von W. Heinrich (J. Benebeimers Buchh.), Straßburg i. E.

Weißer See.

thal (berühmt durch ſeinen Pfarrer Oberlin) rechts liegen — bis wir von Weſten her Odilienberg erreichen. Eine ſtramme Wanderung freilich, die nicht jedermanns Sache iſt! Beſſer empfiehlt ſich vielleicht eine Eiſenbahnfahrt von Schirmeck nach Oberehnheim und von da aus, den ſchönen Kloſterberg im Auge, ein Aufſtieg nach dem altberühmten Berg.

Steil reckt ſich der umdunſtete Felſenvorſprung aus der heißen Ebene empor: ſchön blitzen im Mittagsſonnenlicht die Fenſter und Wände des Frauenkloſters der heiligen Odilia, der Schutzpatronin des Elſaſſes. Dies war immer mein Lieblingsberg. Und wer für die eigenartige Romantik einer tief in die Zeiten und Völker, ja Raſſen, hineinweiſenden Vergangenheit die nötige Gemütslage hat, dem wird das Herz zu ſchwingen anfangen, wenn er da oben an der ſeltſamen, uralten „Heidenmauer“ durch den ſo dünnen Föhrenwald, durch Heidelbeergeſtrüpp, über bemooſte Felſen ſtreift, nur begleitet von Meiſe oder Buchfink, hingegeben buntartigen Phantaſien über die etwaigen Menſchen und deren Schickſale in dieſer ganz überwachſenen Bergſtadt. Man braucht nahezu fünf Stunden, um dieſe Mauer entlang zu wandern. Die ganze

Die Schlucht von Südweſt aus geſehen.

Hochfläche des Berges, vom entzückenden Aussichtspunkte Mennelstein bis zum weit abseits im Walde verlorenen Hagelschloß, war und ist noch zum größten Teil mit starken Mauerblöcken umgeben. Vermutlich die Gallier haben diese wuchtigen Blöcke, die mit Holzkeilen verbunden sind, aufeinandergetürmt, wahrscheinlich zum Schutze gegen die andringenden Germanen. Und das Kloster selbst, auf dem Hauptfelsen erbaut, war einst römisches Kastell; später die Burg des fränkischen Herzogs Eticho; noch später ein berühmtes Kloster, dessen erste Äbtissin nach legendenhaft rührenden Schicksalen Etichos Tochter Odilia war. Sie war blind geboren, wurde aber durch ein Wunder sehend; und nun pilgern noch heute viele Augenkranke nach dem heiligen Berg, um sich in Sankt Odilias Quelle — die in leider außerordentlich nüchterner Umrahmung und durch ein nahes Pumpenwerk vollends entstellt, am vorderen Berghang ihr starkes Wasser ins Thal wirft — die leidenden Augen betend zu waschen.

Das Kloster ist heute eigentlich nur eine Art Erholungsstätte. Der etwas französische Anstrich der dortigen Verkehrsweise, das viele Französisch, das man an der Mittagstafel hört, und der katholische Ton mag manchem norddeutschen Wanderer, trotz der völligen Unbefangenheit, in der sich auch wir evangelischen und deutsch oder elsässisch sprechenden Menschen dort bewegen können, nicht recht munden. Ich gestehe, daß auch mir das viele Französisch und die lärmenden Kinder einer französischen Familie dort die Hochwald- und Klosterstimmung im vorigen Sommer einmal ordentlich verärgert haben. Doch ist dergleichen immerhin Ausnahme. Die Schwestern (Laienschwestern des Franziskaner-Ordens) bedienen mit anspruchsloser Freundlichkeit; Abbé Hans oder Kaspar zeigen und erklären freundlich und bereitwillig das kleine Museum; die Verpflegung ist gut; und die Aussicht von den vorderen Gastzimmern aus über die tiefblaue, herrliche Ebene gehört zu den schönsten des Elsasses. Und wie schön und ruhesam sind die Sommernächte, wenn man von seinem Fenster aus hinausträumt in die verhüllte Ebene! . . .

Die Schlucht.

Blick auf Münster und ins Münsterthal.
Verlag von W. Heinrich (J. Bensheimers Buchh.), Straßburg i. E.

Damit soll nun freilich die Aussicht, die uns sofort die nahe Hohkönigsburg bei Schlettstadt bieten wird, nicht zu kurz kommen. Es ist wahr: so schön wie diese breite Burg den Kastanienwald ihres Berges krönt, so massig und stattlich erheben sich nicht viele Burgtrümmer aus einem deutschen Mittelgebirge. Unser Kaiser, dem die Burg bekanntlich bei seiner letzten Anwesenheit im Mai 1899 von der Stadt Schlettstadt zum Geschenk gemacht worden, wird ja nun den stattlichen Bau wieder in historischem Stile ausbessern und auszieren lassen. Und prachtvoll erhalten, mit manchem Burgraum und mancher Halle, ist in der That diese Burgmasse. Eigentlich ist es sogar eine Doppelburg, denn mit der eigentlichen Hohkönigsburg ist die überwaldete Ruine Oedenburg baulich zu einer einzigen Feste verbunden. Und doch, einen Hauptfehler hat das schöne Trümmerschloß: es hat sich leider irgend etwas Bedeutsames hier niemals abgespielt. Ich sagte daher schon in meinen „Wasgaufahrten:" dem mächtigen Trümmerhaufen fehlt die Seele. Wohl reichen ihre Urkunden weit zurück; Hohenstaufen weilten auf der Burg; Landgrafen des Unter-Elsasses haben hier gewohnt; auch Raubrittern diente sie gelegentlich zum Aufenthalt. Das einzige bedeutsame Ereignis aber, das sich aus ihrer wenig scharf hervortretenden Geschichte einigermaßen heraushebt, ist der tapfere Widerstand der Besatzung wider den schwedischen Oberst Fischer, der drüben vom „Schänzel" aus die Burg im dreißigjährigen Kriege in Trümmer schoß ... „Prächtig aber träumt sich's von ihrer Turmhöhe, die man durch den schön erhaltenen Burghof erreicht, in das mittagsstille Land! Zwei Falken, die ganz nahe horsteten, umkreisten uns, als wir dort oben Sonnenbäder nahmen; die Luft war wunderbar duftig und stahlblau; die Wiesen der Ebene an Ill und Rhein schimmerten silbergrau im wehenden Sommerwind. Und einige von uns bemühten sich, die Alpen zu entdecken, deren weiße Zacken bei klarem Wetter schon vom Mennelstein ab in zarten Silberlinien durch die südliche Luft ziehen. Aber an diesem dunstwarmen Nachmittage mußten wir uns mit den grüßenden Gipfeln des näheren Jura und des Schwarzwalds begnügen.

Die Drei Aehren bei Türkheim.
Verlag von W. Heinrich (J. Bensheimers Buchh.), Straßburg i. E.

Die Berge recken sich von hier ab breiter und höher empor; doch stehen wir hier nur auf waldigen Vorbergen, die den ganzen Wasgau entlang in Weinberge übergehen — mit einem oft köstlichen Wein! — und sich erst nach und nach aus welligem Gelände in die Ebene verlieren. Auch die Gesteinsart ist nun eine andere geworden: der rote Sandstein geht in Granit über; und vereinzelt, z. B. an den Rappoltsweiler Höhen, findet sich auch Porphyr.

Leicht erreicht man nun, am spukhaften Tännchel vorüberwandernd (Wotans wilde Jagd, die überhaupt im Wasgau sehr heimisch ist, tobt dort besonders stark), am hitzestrahlenden Weinberg von Bergheim entlang, das Städtchen Rappoltsweiler. Diese alten Städtchen, die da an den Vogesen nisten, haben viel Trauliches. Mancheins hat auch eine reizvolle kleine Geschichte. Doch das hat zunächst nur für den Spezialisten und den Elsässer Interesse. Wir übernachten in Rappoltsweiler und wandern in der nächsten Morgenkühle — falls wir uns nicht, einen Rasttag lang, die Rappoltsweiler Schlösser und die Ulrichsburg auf ihren zackigen, spitzen Kuppen beschauen — über den Luftkurort Altweier (Aubure) und die blumigen Lichtungen, Tannenwälder und kahl-grünen Hochflächen des Brézouard nach dem „Weißen See", wo uns in einem kleinen einsamen Gasthof, unter dem Schellengeläut der heimwandernden Kühe, das Nachtquartier erwartet.

Hier sind wir nun ganz im dritten und höchsten Teile der Vogesen: das flachere nördliche Waldgebirge und die Wälder des höheren mittleren Wasgaus liegen hinter uns; der Landschaftscharakter wird hier alpenähnlich, mit viel Matten und weidenden Herden. Wie behaglich reckten wir unterwegs die Glieder auf den sonnenmilden Wiesen des hohen Brézouard! Die dortigen Senner, ein jüngeres Ehepaar mit einem etwas blöd scheinenden Knecht, hatten ihr einziges Kind verloren: die Kleine hatte im immer vollen, tiefen Brunnentrog den Tod gefunden. Wie herb und wehvoll die schlichte, leise Erzählung der Mutter in diese hohe, sonnenstille Landschaft schnitt! Die Thränen traten ihr in die Augen, und auch der Mann mußte sich abwenden. Ernste, gute, brave Leute — das empfand man mit einem einzigen Blick. Und die Welt da unten so voll Menschen, die Luft so zart und rein, das Thal von Markirch mit den Weilern und Städtchen der Leberau so bunt hingebreitet, so fern und tief! Und so scharf einschneidendes Weh in der großen Einsamkeit hier oben.

Unser alter Mond vom Donon stieg auf, als wir am Weißen See, nach einem so anstrengenden Tage, gar keinen Drang zum Schlafen verspürten, sondern plaudernd und naturerquickt noch lange an dem kleinen, tiefen, granitumgebenen See lustwandelten. Hier sind wir der französischen Grenze ganz nahe; ein Grenzjäger taucht auf und trinkt seinen Abendschoppen.

Tags darauf erwartet uns dann eine

echte frische Kammwanderung — rechts Frankreichs nahe Ebene, links der Duft der elsässischen Ferne, immer auf den Höhen hin mit ihrem wenigen Buschwerk und ihrer guten Luft, bis nach der „Schlucht". Ein anspruchsvolles Hotel glitzert dort an der sogenannten Schlucht, über dem tiefen Münsterthal; dies vornehme Haus steht unmittelbar an der Grenze. Ein kurzer Marsch auf breiter, schöner Paßstraße, die aus dem Münsterthal heraufklettert, führt nach den beliebten französischen Badeorten Gérardmer und Longemer, das meinen Berliner Freunden recht anziehend war. Wir hatten uns alle schon unterwegs auf einer französischen Ferme tüchtig erholt, mitgebrachte Vorräte vertilgt und sehr schlechten, komisch schlechten Wein zu trinken versucht. Wir zwei anderen schwenkten dann links ab ins schöne Münsterthal, das für den Alpencharakter dieser südlichen Vogesen ganz besonders bezeichnend ist. Aus tiefen Wiesenthälern, mit ihren Ortschaften, einzelnen Häusern und auch wohl Sägemühlen oder Fabriken, wächst die Tannenwaldung hoch und dicht herauf; und oben öffnen sich dann die lichten Matten und von hier und dort schimmern aus diesen Matten die Sennhütten herüber.

Und doch — so recht eingelebt hab' ich mich dort oben niemals. Der Charakter jener etwas eintönigen Berge scheint mir im Vergleich zu der Schweiz nicht bedeutend genug; und ist doch andererseits wieder zu bedeutend, um genügend traulich zu sein. Auch sind die Burgen und Städtchen mit ihren Geschichten und Sagen zurückgeblieben, weit vorn, draußen am Rande der belebten Ebene. Und gelegentliche Geräusche vom Tiefland, abgetönte, machtlose, besiegte Geräusche, gehören doch, mein' ich, zum rechten, vollen Empfinden einer feierlichen Hochwaldstille. Und ein wenig Nachhall aus fernen, überwundenen Zeiten gehört auch dazu: sagenhafter oder geschichtlicher Nachhall, der nun ebenso fein und machtlos in der beruhigten Luft schwingt, wie die leisen Töne des Wochentags, ganz fern dort unten am Rhein.

Das ist es, was ich über eine Vogesen-Wanderung zu sagen hätte. Man wird finden, wenn man in jenen nicht überfüllten Wäldern marschiert und gelegentlich den fernen Rauch eines Kohlenmeilers sieht, gelegentlich den Axtschlag eines Holzfällers hört, gelegentlich auch auf dem eigens dazu angelegten hölzernen Schienenweg einem Holzschlitter begegnet, daß sich's im Wasgau gut wandern läßt, obwohl er als etwas wasserarm gilt. Für Weg und Steg sorgt redlich der Vogesen-Klub; und unbefangene Unterkunft findet auch der deutscheste Wanderer und Kurgast dort, im Alemannenvolke jenes Übergangs-Ländchens, ebenso gut wie in ganz deutschen und altdeutschen Landstrichen, in denen Gold und Silber — es braucht dessen nicht viel! — und ein freundlich Wort guten Klang haben. Glück auf also zur Wasgaufahrt!

Holzschlitter am Hochfeld.
Verlag von W. Heinrich (J. Bensheimers Buchh.). Straßburg i. E.

Schweigen.

Novelle von

F. Ottmer.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

IX.

Und dies dumpfe Empfinden blieb Martiny, während der Sommer so hinschlich. Eigentlich hätte er fortgekonnt, etwas zu seiner Erholung thun; in die geliebten Berge, neue Kraft sammeln. Wer nicht gerade muß, sucht Berlin nicht im Hochsommer auf, um sich da behandeln zu lassen. Und die Patienten, denen seine Methode galt, waren eigentlich mehr Leidende, bei denen es auf einen Aufschub von ein paar Wochen nicht ankam, als Schwerkranke. Auch sonst war fort, wer nur irgend konnte. Die neue Auflage seiner Schrift war längst erschienen. Warum also saß er in der glühenden Stadt, fast unthätig und gedrückt wie noch nie in seinem Leben?

Der Gedanke an Dora lähmte ihn. Doch wußte er seit der Begegnung im Tiergarten nichts von ihr, nicht einmal ihren Aufenthalt kannte er. Woher auch, nun, da Achenbachs fort waren?

Martiny verbrachte die endlosen Sommertage in mühseliger, weil unfreudiger Arbeit. Des Abends saß er dann über Zeitungen, die sein Interesse kaum zu erwecken vermochten, einsam im verödeten Restaurant.

So auch an einem glühend heißen Augustabend. Es möchte wohl schon gegen elf Uhr sein, denn erst spät hatte er sich zum Ausgehen aufgerafft. Die Luft hatte den ganzen Tag gewitterschwer über der Stadt gelegen, man fühlte förmlich die elektrische Spannung in der Atmosphäre, doch war es zu keiner Entladung gekommen. In der Ferne wetterleuchtete es; kein Hauch regte sich; wie schweres Fieber brütete die Schwüle über der verschmachtenden Stadt. Martiny starrte durch das Fenster auf die menschenleere Straße, ohne eigentlich zu denken, unsäglich abgespannt und verdüstert.

Da wurde die Thüre zum Restaurant so heftig aufgerissen, daß die wenigen Gäste erstaunt herumfuhren. Ein Mädchen, offenbar eine Dienerin, stürzte herein. Sie mußte heftig gelaufen sein, ihr derbes Gesicht war lebhaft gerötet, der Schweiß rann ihr herunter. Eine losgegangene Flechte baumelte über ihrer Brust, keuchend flog ihr Atem. „Ist kein Arzt hier?“ stieß sie hervor.

Im Nu war Martiny aus seiner Stumpfheit aufgerüttelt, schon hatte er Hut und Schirm ergriffen und stand vor dem Mädchen. „Was ist —“

„Kommen Sie schnell,“ rief sie und eilte zur Thüre hinaus — er ihr nach. Wie gepeitscht lief sie vor ihm her, daß ihr die Haare um den Kopf flogen und ihre Röcke sich blähten. Martiny konnte ihr kaum folgen. Sie rannte ein Stück den Kanal entlang, dann bog sie in eine Seitenstraße ab. Er achtete gar nicht darauf, welche es war. Vor einem Hause etwa in der Mitte der Straße hielt sie still; als er es erreichte, hatte sie bereits den Schlüssel im Schloß umgedreht und stieß die Thür auf. Sie warf sie nur zu, ohne sich damit aufzuhalten, sie wieder abzusperren, ergriff einen Leuchter, der mit brennender Kerze auf dem ersten Treppenabsatz stand und stieg hastig zum zweiten Stockwerk empor. Die Wohnungsthür stand offen. Sie stellte den Leuchter im Vorzimmer aus der Hand und führte den Arzt durch mehrere nur von den Straßenlaternen matt erhellte Zimmer, bis er plötzlich in einem weiten, elektrisch erleuchteten Gemache stand. Im jähen Übergang vom Dunkel zum Licht war er im ersten Moment völlig geblendet; dann sah er eine weibliche Gestalt im losen, weißen

Gewand mit aufgelöstem braunen Haar sich über ein Etwas beugen, das ausgestreckt auf einem Divan lag. Nun richtete sie sich auf und wendete sich zu ihm herum. Martiny prallte mit einem halb unterdrückten Ausruf zurück — er sah in Dora Blanks geisterbleiches Gesicht. Rasch trat er auf das Ruhebett zu — da lag, noch ganz angekleidet, Gerhard Blank mit verzerrten Zügen, die Hände gegen die Brust gekrampft, zweifellos tot.

Sekundenlang hielt Martiny das Ohr an die Brust des Toten — er hatte nicht den Mut, den Kopf zu heben und Dora ins Gesicht zu sehen. ‚Mörder!‘ schrie es in ihm. Nicht Mörder des Mannes, der da tot vor ihm lag, Edleres hatte er gemordet, als er Dora sich an dieses Geschick ketten ließ. Grauen vor dem Ausbruch ihres Schmerzes schüttelte ihn, jeder Schrei, jede Klage mußte ihn treffen wie eine Verdammnis.

Endlich richtete er sich auf. Mit bebenden Lippen versuchte er ihr das Fürchterliche mitzuteilen.

Doch da sagte sie mit unnatürlich klarer Stimme: „Tot.“

„Ja — tot,“ murmelte er.

Sie regte sich nicht.

„Wie ist es zugegangen?“ fragte Martiny heiser, indem er sie gespannt anblickte. Was jammerte und weinte sie nicht, was stand sie da, als ob sie es nichts anginge?

„Er kam aus dem Grunewald,“ berichtete sie, wie man Gleichgültiges erzählt, nur ihr Gesicht sah aus, als wäre es zu Stein erstarrt, „wohin er eine Radpartie in größerer Gesellschaft unternommen hatte. Ich war gerade im Begriff, mich für die Nacht zurechtzumachen, da kam er herein: keuchend, mit verzerrtem Gesicht, roten Schaum vor dem Mund. ‚Wasser!‘ stieß er noch hervor, doch während ich es ihm reichen wollte, fiel er um. Später haben wir ihn hier herauf gelegt.“

‚Sie ist noch gar nicht zum Bewußtsein ihres Unglücks gekommen,‘ dachte Martiny, ‚sie bricht zusammen, wenn sie es zu verstehen beginnt.‘

„Sie werden alles ordnen,“ sagte sie, „nicht wahr, Herr Doktor?“

„Wollen Sie nicht Ihrem Hausarzt Mitteilung machen?“ Er sprach leise, als könnte sie ein lautes Wort aus ihrer Verständnislosigkeit wecken.

„Wozu ihn stören?“ Immer dasselbe steinerne Gesicht.

„Aber Ihren Vater?“

„Mein Vater dürfte augenblicklich in Singapore sein. Er macht eine Reise um die Welt mit — mit seiner Frau.“ Auch die Erinnerung an ihren Vater glitt an ihr ab.

Nun aber drang aus einer entfernten Stube ganz leise das Wimmern eines Kindes herüber.

Sie horchte auf. Ein Zucken durchfuhr ihren Körper. Plötzlich warf sie die Arme empor und sank in die Kniee. „Oh mein Gott!“ schrie sie auf, „das Kind, das arme Kind!“

Doch das klägliche Stimmchen weinte fort. Da raffte sie sich mühsam zusammen und schwankte zur Thür hinaus.

Martiny blieb mit dem Toten allein. Unverwandt sah er auf ihn nieder. ‚Seine Schuld ist getilgt,‘ dachte er bitter, ‚über den Tod hinaus geht die Verantwortung nicht. Aber meine That lebt und wächst empor. Nun bin ich es allein, der ihr Leben zerstört hat. Ich, ganz allein ich, der ihr kommendes Schicksal sah und sie dennoch geopfert hatte, mir geopfert, meiner Philisterehre. Wer bin ich denn, daß ich mir ein anderes Leben zum Opfer bringen durfte? War mein Geschick wertvoller als das ihre? Bin ich der Großen einer, nach dessen Wandel sich Tausende richten? Ein elender Egoist war ich, eine feige Memme! Ich habe aber doch nach meinem Gewissen gehandelt,‘ schrie eine Stimme zu seiner Rechtfertigung in ihm, ‚mein Gewissen, was sagt es heute?‘

Er stöhnte auf und preßte die Hände gegen die Schläfen.

Das Dienstmädchen, das ihn aus dem Restaurant geholt hatte, schob sich zur Thüre herein.

„Herr Doktor,“ bat sie, „kommen Sie zur Frau. Sie trägt den Kleinen hin und her. Aber sie sieht aus — Ich ängstige mich, daß sie umfallen könnte.“

„Ich komme!“ stieß er mühsam hervor und suchte sich zu fassen.

Als er ins Kinderzimmer trat, fand er Dora, wie das Mädchen es ihm gesagt, darin auf- und abgehend. Ihr Gesicht war noch immer völlig blutlos, doch die Starrheit war einem Ausdruck gespannter Sorge

gewichen. Sie hielt die Augen auf das Kind in ihren Armen gerichtet und sang mit halblauter, hoher Stimme einen alten Vers, den er in früheren glücklichen Zeiten oft von ihr vernommen hatte:

„Rot-roter Klee und Thymian;
Die schöne Prinzessin den Knaben nahm,
Vergißmeinnicht und Gelbveigelein:
Nun werden sie selig und selig sein."

Martiny vertrat ihr den Weg.

„Dora," sagte er beschwörend, „geben Sie mir das Kind."

„Ich thue das oft die ganze Nacht hindurch," erwiderte sie, ohne ihn anzusehen. Sie schüttelte seine Hand ab und schritt singend weiter.

„Heute aber —" Seine Stimme zitterte.

„Ja, Gerhard ist tot," sagte sie hart. „Aber das Kind lebt!" Es klang wie ein Ruf nach Hilfe.

Er machte keinen weiteren Versuch ihr Einhalt zu thun. Schweigend lehnte er am Thürpfosten und folgte ihr mit den Augen. Jeder ihrer Schritte trat ihm aufs Herz, jeder Ton ihrer Kehle durchbohrte es ihm, ihm, ihrem Verderber!

Als das Kind doch endlich eingeschlafen war, faßte er sie an der Hand und führte sie vor die Leiche. Denn wie er vorhin den Ausbruch ihres Schmerzes gefürchtet hatte, so sehnte er ihn jetzt herbei. Alles besser, als dies unheimliche steinerne Gesicht. Aber es kam nicht, worauf er wartete. Sie blickte eine Weile auf das eingefallene Gesicht des Toten nieder, in dem der Schnurrbart noch in zwei scharfen Spitzen emporgedreht war, dann wandte sie sich ab:

„Möge er Frieden finden!" murmelte sie.

Plötzlich begriff er. So sehr hatte sie gelitten, daß sie keinen Anteil mehr hatte an dem Manne, dem sie sich vor Jahresfrist in Liebe vermählt, so in sein Innerstes hatte er ihr Herz vergiftet, daß es bei seinem Tode keinen Schmerz empfand. Vielleicht Erlösung? Angstvoll spähte Martiny in ihre Züge. Auch die nicht — ihr Gesicht blieb steinern. Das war ja tausendfach schlimmer, als wenn sie in Verzweiflung geraft hätte. Die tiefste Wunde kann heilen, wenn sie rein ist, eine mit Bitterkeit durchtränkte Seele aber, kann sie wieder aufblühen? Wie war es nur möglich, was hatte dies unschuldige Kindergemüt so zu verhärten vermocht? War das noch die Dora Miller, die er so heiß geliebt? Und er hatte sie in den Abgrund gestoßen; wie der Wanderer, der auf schmaler Felswand einem anderen begegnet. Es gibt kein Vorwärts für beide und auch die Umkehr birgt Todesgefahr. Da stößt er den anderen hinab. Aber wie er ihn unten liegen sieht mit zerschmetterten Gliedern, bereut er und läge tausendmal lieber selbst unten. Doch die That ist begangen. Erich Martiny preßt die Zähne aufeinander, in seinem Herzen ist Nacht.

Als er am nächsten Morgen bleich und überwacht wiederkam, fand er sie bereits vor ihres Mannes Schreibtisch sitzen, nach verschiedenen Papieren suchend.

„Sein Geburts- und Taufschein und unser Trauschein, genügt das, Herr Doktor, oder bedarf es noch etwas?" fragte sie geschäftsmäßig.

„Nein, geben Sie nur. Ich besorge alles."

Sie reichte ihm die Schriftstücke hin, warf einen ungeordneten Haufen Briefe in die Lade zurück und schloß diese ab.

Aus dem Nebenzimmer trat der Hausarzt ein. Er sah über Martiny weg und fragte scharf: „Warum haben Sie mich heute nacht nicht rufen lassen?"

„Herr Doktor Martiny hat mir beigestanden, da wollte ich Sie nicht stören. Zu machen war ja ohnehin nichts," erwiderte sie gleichgültig.

Der Herr Geheimrat biß sich auf die Lippen: „Wenn der Herr — Doktor Ihnen heute nacht genügt hat, so übernimmt er wohl auch freundlichst Ihre fernere Behandlung. Ich empfehle mich Ihnen.

Dora ließ ihn gehen.

„Lieber Freund," sagte sie, „wollen Sie sich meines Kindes annehmen? Wir haben gar niemand." Sie streckte ihm die Hand hin.

Ihr Vertrauen traf ihn wie ein Hieb. Sie schenkte es ihm ja nur, weil sie ahnungslos war. Sonst hätte sie ihn vielleicht mit Haß und Verachtung von sich gestoßen. Eine Lüge war es, wenn er sie an ihn glauben ließ und doch, konnte er sie in diesem Augenblick mit seinem Bekenntnis beschweren?

Dora wurde noch um einen Schatten bleicher, da sie sein Zögern sah, ein Erschrecken fuhr über ihr Gesicht:

„Sie wollen nicht?“ murmelte sie.

Da beugte er sich über ihre Hand. Was dachte er denn wieder an sich und nicht nur an sie! Als sie die Hand zurückzog, war ein heißer Tropfen darauf gefallen.

X.

Martiny wußte was die nächsten Wochen bringen würden: das Kind war im Verlöschen. Beim Gedanken daran schüttelte ihn das Grauen. Mochte sie über den Tod des längst nicht mehr geliebten Mannes, über die Erfahrungen, die er sie hatte erdulden lassen, hinwegkommen, an dem Kinde hing sie mit allen Fasern ihrer Seele, alle ihre Liebesfähigkeit, alle ihre Hoffnungen, alles, was sie aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet hatte, auf das jämmerliche Kind häufte sie es. Mit der ganzen Kraft der Verzweiflung klammerte sie sich daran, verlor sie es, so brach ihr einziger Anker entzwei. Würde sie es überhaupt überleben, würde sie nicht wahnsinnig werden?

Von der furchtbaren Angst, ob sie nicht von ihres Gatten Übel angesteckt sei, hatte er sich, gleich nachdem ihm das schroffe Vorgehen des Geheimrats ein Recht dazu gegeben, befreit.

Dora hatte sich zwar gegen jede Beschäftigung mit ihrer Gesundheit gesträubt, er aber auf einer Untersuchung bestanden.

„Ich übernehme niemals einen Patienten ohne das. Wenn Ihnen also daran liegt —“

„Sie sollen des Kindes Arzt sein,“ erwiderte sie, „ich brauche keinen.“

„Dann lasse ich auch das Kind,“ sagte er bestimmt.

So ergab sie sich darein, wie man sich in unvermeidlich Lästiges ergibt, an dem man selbst keinerlei Anteil nimmt. Darum bemerkte sie auch nicht, wie heftig Martinys Hand zitterte, als er das Hörrohr wieder zu sich steckte. Seine Kniee wankten unter ihm, er mußte sich setzen. „Es ist nichts,“ sagte er atemlos, während er sich mit der Hand über die feucht gewordene Stirne strich. Von seiner Seele war eine ungeheuere Last gesunken: die schlimmsten Folgen, die sein Schweigen hätte zeitigen können, waren ihm gnädig erlassen.

Nachdem das Begräbnis vorbei und alles Unumgängliche geordnet war, erwähnte Dora des Toten kaum mehr. Allein ihrem Kinde lebte sie. Martiny sah, wie furchtbar die Sorge an ihr nagte. Sie sprach es nie aus, sie mochte es sich selbst wohl kaum eingestehen, es war aber undenkbar, daß sie sich der Einsicht verschloß, ihr Kind verfalle täglich mehr. Der Arzt stand thatlos dabei, er wußte, es sei nicht zu retten, wozu sie und das Sterbende mit nutzlosen Versuchen quälen. Dora sah ihn scheu und gespannt an, wenn er sich aufrichtete, nachdem er sich über den Kleinen gebeugt, doch sie sagte nichts. Wie Dolchstöße durchzuckten ihm diese hilflosen Blicke die Brust.

Nur einmal fragte sie:

„Soll ich nicht fort mit ihm? Wir sind den ganzen glühenden Sommer über hier gewesen.“

„Wie kam das eigentlich? Als ich Sie damals im Tiergarten sprach, hatten Sie doch Reisepläne?“

„Mein Mann verschob es von Woche zu Woche; er wartete auf seinen Impresario. Mit ihm und seinen Leuten ist er auch an seinem Todestag im Grunewald gewesen.“

„Hat Ihr Arzt Herrn Blank das Radfahren eigentlich gestattet?“

„Im Gegenteil,“ erwiderte sie, indem sie sich abwandte, „er hatte ihn auf das eindringlichste davor gewarnt und ich habe ihn immer wieder beschworen, es zu lassen. Trotzdem betrieb er es in der leidenschaftlichsten Weise. Meinen Sie, daß sein Tod in einem Zusammenhang damit steht?“

„Meiner Ansicht nach, im unmittelbarsten. Seine Lunge —“ Er brach ab.

‚Wie er gelebt hat, so ist er gestorben,‘ dachte Martiny, ‚ohne Pflichtgefühl gegen sich und andere.‘ Und wieder tauchte Blanks wilder Tanz mit Dora vor ihm empor — wollte Gott, daß ihm schon der verhängnisvoll geworden wäre!

„Soll ich also mit Bubi fort?“ fragte Dora.

„Wo denken Sie hin?“ erwiderte er rauh. Doch da sie ihn entsetzt ansah, fügte er hinzu: „Ich bin nicht für das Reisen mit so kleinen Kindern.“

Ein Seufzer hob ihre Brust, aber sie drang nicht weiter in ihn.

Er sah wie sie litt — wie aber litt erst er, der sie hätte bewahren können!

Manchmal hielt er sich ihr durch ein paar Tage völlig ferne. Er vermochte es nicht mit anzusehen, wie sie von Tag zu Tag schattenhafter wurde, wie sie sich aufrieb um

das elende Kind, das ihr der sieche Mann hinterlassen. Rast- und ruhelos irrte er von einem Ort zum anderen. Er rührte längst an keine Arbeit mehr und es verging kaum ein Tag, an dem er nicht ein Dutzend Male gefragt wurde: „Sind Sie krank, Herr Doktor?“

Wenn er doch wiedergekommen war und das Kind von neuem untersuchte — Doras wegen, er konnte auch ohne das fast auf die Stunde berechnen, wie lange es noch währen würde — überkam ihn zuweilen ein wütender Haß gegen das elende Geschöpf und der fast unwiderstehliche Drang, ein Ende zu machen, die quäkende kleine Kehle zuzudrücken, daß es aus sei. Nur nicht mehr in diese starren Augen blicken müssen, in denen drohend ein Vorwurf stand, dem er nicht entfliehen konnte. Dann wandte er sich ab und schämte sich seiner Regung. Was hatte das arme Kind verbrochen? Andere waren schuldig. Aber den Toten in seinem Grabe ereilte die Vergeltung nicht mehr, an ihn, den Lebenden, hielt sie sich.

Nichts blieb ihm erspart, nicht nur, daß er der Arzt des Kindes hatte werden müssen, auch zum Beichtiger aller Pein der Ehe, in die er sie blind hatte rennen lassen, machte ihn Dora. Es kostete ihn die äußerste Überwindung, ihr nicht in die Rede zu fallen und zuzuschreien: „Erbarmen, ich ertrage es nicht, es sind ja meine Sünden, die du mir vorhältst.“ Aber er schwieg und trug, wie eine Strafe trug er ihr Vertrauen.

Langsam löste sich die Rinde von ihrem Herzen, bittere Klagen kamen. Später sollte noch Schlimmeres kommen, das Schlimmste für Martiny, die Zweifel, ob nicht eine bewußte Schuld an ihr begangen worden war.

Eines Tages traf er sie an ihres Mannes Schreibtisch, in Thränen. Was war's, das ihre Starrheit gelöst?

„Sie waren doch bisher so tapfer,“ sagte er zitternd; tapferer als er, der fast zusammenbrach unter der doppelten Last der Erinnerung und des Grauens vor der Zukunft.

Sie suchte sich gewaltsam zu fassen und dann begann sie: „Wie müssen Sie sich gewundert haben, daß ich bei meines Mannes Tod so ruhig geblieben bin? Aber Sie wissen nicht, was meine Ehe war!“

Er erwiderte nicht. Er hatte Angst vor ihrem Bekenntnis. Jede Klage war ein Vorwurf für ihn, jede Thräne traf eine wunde Stelle seines Herzens. ‚Nichts reden,‘ schrie es in ihm, ‚mir nichts sagen; ich kann es nicht hören, wie elend ich Dich gemacht!‘

Aber sie bemerkte seine Abwehr nicht: „Alles, was gut und rein in mir war, hat er zertreten,“ fuhr sie fort, „was ich geliebt habe, hat er verspottet und sein Kind, das hat er gehaßt.“ Sie sprach immer heftiger und leidenschaftlicher. „Ja, einen Abscheu hat er davor gehabt, weil es nicht gesund und blühend war wie andere. Es war aber doch sein Kind. Vor ihm verborgen habe ich es zuletzt, weil ich es nicht ertragen konnte, daß er sich voll Ekel von ihm abwandte. Und das, sehen Sie, Herr Doktor, das habe ich ihm nicht verziehen, auch übers Grab hinaus nicht.“

Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Martiny saß mit tief gesenktem Kopf. Ihm war's als ob ihm jemand glühende Nadeln ins Gehirn stieße, sie herauszöge und wieder hineinbohre. ‚Wird das noch lange währen?‘ dacht er dumpf.

Jetzt hub sie von neuem an: „Wie sehr ich auch danach ringe, ich finde keine Versöhnung, immer steht das Kind dazwischen und sieht mich an, als ob es sagen wollte: ‚Willst du dich auch gegen mich kehren?‘ Was er mir gethan hat, das soll mit ihm ruhen, daß er mich betrogen hat, schon während ich sein Kind unter dem Herzen trug — hier, hier sind die Beweise!“ Sie schob in äußerster Erregung ein Häufchen Briefe, das auf dem Schreibtisch lag, vor Martiny hin. Abwehrend streckte er die Hand dagegen aus.

Er stöhnte auf.

Dora sah zu ihm hinüber, der Gute, wie er sie bemitleidete. Dann sagte sie mit völlig veränderter weicher Stimme, während ein herzzerreißendes Lächeln um ihren bleichen Mund irrte:

„Vielleicht werden Sie jetzt schlecht von mir denken und mich verlassen. Und doch weiß ich, daß ich rein und unschuldig gewesen bin. Wenn ich mich nicht hätte verblenden lassen, und die Baronin hat mir den ganzen Tag sein Lob gesungen und Papa war es auch recht — Mit Ihnen habe ich nicht von ihm gesprochen, weil ich empfand, daß Sie einen Abscheu vor ihm hatten und ich schon vom Eichholzschen

Träumerei. Nach dem Gemälde von Ad. Echtler.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Balle her unter seinem Banne stand. Wissen Sie noch, wie böse Sie wegen des Tanzes waren?"

Weiß Gott im Himmel, daß sie rein und unschuldig war, aber sie haben kein Erbarmen mit ihr gehabt. Nicht nur Blank, sondern auch er hat sie in seiner Selbstsucht in den Abgrund gestoßen, trotzdem er sie doch so heiß geliebt.

Er taumelte auf: „Verzeihen Sie," stammelte er und stürzte davon.

Und dann kam das Sterben des Kindes. Eines Tages wurde er von einem Kranken weggeholt.

Er fand Dora mitten im Zimmer in einem niedrigen Sessel sitzen, das Kind auf den Knieen. Die untergehende Sonne umflutete sie mit blutigem Schein.

„Es hat Krämpfe," sagte sie bei Martinys Eintritt, ohne den Blick emporzuheben.

Er beugte sich über das zuckende Körperchen.

Nein, das waren keine Krämpfe, das war der Tod.

„Helfen Sie ihm doch, helfen Sie ihm," flüsterte sie heiser, als könne ein lauter Ton das Kind erschrecken.

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, kritzelte eilig ein Rezept darauf und sandte eines der Mädchen zur Apotheke.

Zu helfen war ja nicht, aber der Todeskampf konnte dem unglücklichen Geschöpf vielleicht erleichtert werden.

Doch noch ehe das Mädchen zurück war, kam das Ende.

Während Dora unverwandt auf die konvulsivischen Bewegungen starrte, wurden diese allmählich langsamer und seltener, bis es endlich still wurde, ganz still. Sie schöpfte einen tiefen Atemzug, sie glaubte, der Krampf sei vorbei, das Kind aus Erschöpfung eingeschlafen, wie schon so oft. Es dämmerte im Zimmer, sie konnte seine Züge nicht mehr genau unterscheiden.

So saß sie eine Weile, ohne Bewegung, aus Furcht, das Kind zu wecken. Auch Martiny regte sich nicht. Er stand hinter ihr und sah auf die Leiche, die Dora für ihr lebendes Kind hielt. Ein Seufzer hob seine Brust. Da wandte sie den Kopf und traf seinen Blick. Fahles Entsetzen fuhr über ihr Gesicht.

„Es ist nicht wahr!" schrie sie auf. „Es kann nicht wahr sein!"

Sie warf sich über das Kind; ihre Lippen berührten eine bereits erkaltete Wange.

Da sank sie ohnmächtig zurück.

Während die Mägde sie zu Bett brachten, lag Erich Martiny vor der kleinen Leiche auf den Knieen und weinte wie er seit seiner Jünglingszeit nicht mehr geweint, seit damals, wo er, eiligst heimgekehrt, nur mehr an seines Vaters Sarg hatte treten können. Aber dort hatte er auf lauter Liebe und Treue für den Toten zurückblicken können und hier? Um seiner Ehre willen war dies alles geschehen. Sollte sie es wirklich wert sein, daß über Dora dieser gräßliche Jammer gekommen war?

Mit schier übermenschlicher Anstrengung mußte er sich bezwingen, als die Magd ihn rief.

Dora lag in ihrem Bett und schrie unabläßig nach ihrem Kinde. Und dann plötzlich fing sie an zu singen und machte mit den Armen eine wiegende Bewegung, als ob sie es hielte.

‚Sie wird wahnsinnig,' durchfuhr es Martiny.

Dann aber suchte er sich zu fassen und setzte sich zu ihr. Ihre beiden ruhelosen Hände nahm er in die seinen, obwohl sie sich sträubten und zitterten, und dann fing er zu reden an.

Er hätte später selbst nicht zu sagen gewußt, wie die schreckliche Nacht vergangen war. Aber als der Morgen sein erstes Licht durch die Fenster warf, saß er am Bett einer still gewordenen Frau. Regungslos lag sie in den Kissen, fast so weiß wie diese, den Blick vor sich hingerichtet, ihre Hand noch immer in der seinen. Eine so herbe Trauer war in ihr junges Gesicht gegraben, daß auch der Fremdeste nicht ohne Erschütterung darauf hätte blicken können; was erst mußte der Mann empfinden, der so eng mit diesem Schmerz verknüpft war?

Welche Worte er gefunden hatte, um das Eis von ihrem Herzen zu lösen, um sie dem Wahnsinn zu entreißen, er wäre nicht imstande gewesen, eines davon zu wiederholen. Aber er, der Stille, der Schweiger, — die ganze Nacht fast hatte er gesprochen. Der armen Schmerzgebeugten war es nicht bewußt geworden, daß, was da wie ein weicher, warmer Strom auf ihr wundes Herz niederrieselte, eine große, starke Liebe war. Und er hatte nur gegeben und gegeben.

Auch er hielt, was aus ihm emporquoll, nur für Mitleid, für die brennende Sehnsucht, zu sühnen.

Sie verlangte nicht mehr nach dem Kinde. Nur als sie hörte, wie man es holen kam, richtete sie sich im Bette auf und horchte; dann als die Thüre zur Treppe wieder geschlossen wurde, sank sie ächzend in ihre Kissen zurück.

Erich Martiny begleitete als Einziger Gerhard Blanks Kind zu Grabe. Er sah den Sarg in die Grube senken und hörte das Fallen der Schollen. Doch auch, als der kleine Hügel bereits geschichtet war, machte er keine Miene sich zu entfernen, sondern starrte regungslos auf ihn nieder. Der Regen rieselte herab, er schien es nicht zu merken; er stand gebeugt, auf seinen Stock gestützt, und sah immer auf denselben Punkt: eine einzelne zerdrückte weiße Rose, die sich vom Kranze gelöst hatte, den er dem Kinde ins Grab mitgegeben hatte. Schmutzig und halb entblättert lag sie zwischen der nassen, lockeren, schwarzen Erde.

Jemand rührte an seinen Arm. Es war der Totengräber; er wartete wohl auf ein Trinkgeld. Mechanisch griff Martiny in die Tasche und drückte ihm ein Geldstück in die Hand. Der Mann schob verlegen an seiner Mütze: „Herr, Sie sind ja noch so jung," sagte er mit derbem Trost. „So ein Kleines ist zu ersetzen."

Nein, was in dieses Grab gesunken war, das war nicht zu ersetzen.

Dann schlich Martiny vom frischen Hügel zur trostlosen Einsamkeit der unseligen Frau.

War Dora dem Wahnsinn entronnen, so verfiel sie doch in Stumpfheit. Den ganzen Tag saß sie regungslos in der Sofaecke, zu der man sie des Morgens geleitete, und brütete vor sich hin. Das Essen ließ sie unberührt; vom Sofa zum Bett, vom Bett zum Sofa, sonst regte sie sich nicht. Nur Martiny vermochte etwas über sie. Aus seiner Hand nahm sie Nahrung, wenn sie sich auch nach wenigen Bissen voll Ekel wieder abwandte. Ihm gegenüber sprach sie auch so manches aus, was ihre Seele belastete.

„Glauben Sie, daß mein Mann schon lange sehr krank war?"

Martiny schrak zusammen.

„Ja."

„Woher wissen Sie es? Seine Leiche ist doch nicht geöffnet worden?"

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Was sollte er sagen? Sollte er wieder lügen? Aber durfte er ihr jetzt die Wahrheit sagen? Damit stieß er sie ja in die Verzweiflung. Nein, er mußte ihr Vertrauen tragen, wie er alles andere tragen mußte.

Sie sah ihn befremdet an: „Oder doch?"

„Nein!" erwiderte er endlich. „Aber es bedurfte es auch nicht. Jeder Arzt konnte ohne das sehen, wie es um ihn gestanden hatte."

Sie brütete still vor sich hin und sagte nichts weiter.

Nach einigen Tagen kam sie aber darauf zurück:

„Meinen Sie, daß Gerhard von seiner Krankheit gewußt hat, ehe er mich heiratete?"

Martiny stöhnte auf — blieb ihm denn keine Qual erspart!

„Was fragen Sie mich," sagte er rauh, „Sie wissen doch, daß ich Herrn Blank kaum gekannt habe."

„Papa hat es aber sicher nicht gewußt."

Es lag eine entsetzte Frage in ihrem Blick.

Nein, aber er, er, den sie ahnungslos zu ihrem Beichtiger machte.

Sie schwieg. Dann öffnete sie die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte, nochmals setzte sie an, dann kam es:

„War das Kind krank durch Gerhards Schuld, weil er sein Vater war?"

Er starrte sie an. „Wozu das?" fragte er fast unverständlich.

„Ich muß das wissen," sagte sie aber vor sich hinnickend. „Ich kann schon gar nicht mehr denken, mein Kopf will nicht mehr, immer dasselbe, immer dasselbe —"

„Vielleicht," murmelte er. „Wahrscheinlich" —

„Jetzt verstehe ich," sagte sie mit ihrer trostlosen Stimme, „darum hat er es gehaßt, darum —"

XI.

So ging es nicht weiter. Das war ihm klar. Daß sie Tag und Nacht dasaß, beschäftigungslos der Vergangenheit nachgrübelnd, sich immer tiefer in Schmerz und Bitterkeit wühlend. Was sie mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung getragen, so lange es ihre Pflicht, so wie sie sie auf-

faßte, erheischte, stand jetzt gespenstergroß als ein ihr zugefügtes Unrecht vor ihr auf. Jetzt weinte sie um ihre verlorene Jugend, um ihr zertretenes Glück. Ihre Einsamkeit förderte dies unausgesetzte Starren in Gewesenes. Hätte sie ihren Schmerz nach außen strömen lassen wie es Frauenart ist, er wäre gelinder geworden, langsam wäre das Gift aus der Wunde gewichen, das nun immer tiefer fraß.

Gleich nach des Kindes Tod hatte Martiny Dora gefragt, ob ihr Vater benachrichtigt werden solle. Sie hatte verneint:

„Ich weiß gar nicht, wo Papa augenblicklich ist. Von Gerhard ist ihm ja geschrieben worden. Ich habe keine Antwort darauf. Was soll er hier? Trauer ist ihm schrecklich. Und dann — ich hoffe, daß es zu Papas Glück ist — aber jetzt die Baronin —"

Er dachte an Achenbachs, die Einzigen, die Dora näher standen. Aber konnte er Adelheid oder deren Mutter zum Beistand der Frau herbeirufen, der er Adelheid geopfert hatte?

Nach Blanks Tode waren wohl Leute da gewesen, Dora einen Trauerbesuch zu machen, größtenteils solche, die mit dem Künstler in ihrem Salon geprunkt hatten. Sie hatte sie, ganz mit ihrem kranken Kinde beschäftigt, nicht einmal empfangen. Von des Kindes Tod wußten überhaupt die wenigsten. Einmal kam Frau Eichholz, die Dora doch noch aus ihrer Mädchenzeit kannte. Sie saß eine halbe Stunde da und sprach die landläufigen Trostworte. Damit war die Sache abgethan.

So war Martiny wirklich der Einzige, der über Doras Schwelle trat. Doch in der seelischen Verfassung, in der er sich befand, war er nicht der richtige Helfer für sie. Sie hätte eines Menschen bedurft, der sie aus der Nacht ihres Schmerzes aufrüttelte, der sie lehrte, mit der Vergangenheit abzuschließen und sie mit Zuversicht in die Zukunft wies. Was nützte es, daß Martiny um ihretwillen alles, bis auf das Unabweisbare vernachlässigte. Er war nicht mehr der ruhige, gesetzte Mann von früher, dessen milder Ernst Trost und Kraft zu spenden wußte. Seitdem er die Unterscheidung zwischen Unglück und Schuld verloren hatte, schwankte der Boden unter seinen Füßen. Er vermochte sich selbst nicht zu helfen, wie hätte er da ihr ein Retter werden können?

Wochen vergingen so. Sie schwand dahin. Er sah es und stand thatlos dabei, bis er sich eines Tages doch emporraffte.

„Sie müssen fort von hier!" sagte er ihr.

„Oh nein!" schrie sie erschreckt. „Wohin soll ich denn? Was soll ich noch?"

„Sie müssen, so kann es nicht weiter gehen. Sie richten sich zu Grunde."

„Möchte es doch sein!" schluchzte sie. „Könnte ich doch sterben. Für wen brauche ich denn weiterzuleben?"

O wie gerne hätte er sie an seine Brust gerissen, wie brannte es in ihm, ihr zuzurufen: „Meinetwegen! Ich will mein ganzes Sein für dich einsetzen, nur lebe, lebe!"

Aber er bezwang sich.

„Ich verstehe, Herr Doktor," sagte sie mühsam. „Sie haben so viel für mich gethan, mir so viel Zeit geopfert und Geduld mit mir gehabt, Sie waren so gut, so gut. Nun können Sie nicht mehr, nun wollen Sie mich fort haben. Aber lassen Sie mich nur, gehen Sie! Ich kann allein in meinem Winkel sterben."

„Dora, das glauben Sie selbst nicht, daß ich Sie meinethalben fort haben will."

„Aber wohin soll ich denn?" fragte sie gequält. „Unter fremde Menschen, vor denen mir graut?"

„Nein," erwiderte er tastend, „wissen Sie noch, wie ich Ihnen einst, damals, als wir zusammen am runden Tisch saßen, unter der großen Lampe in der Voßstraße, von meiner Schwester erzählt habe, von meiner Heimat?"

Sie nickte. Ob sie es noch wußte. O die schöne, schöne Zeit!

„Jetzt im Herbst ist es schön bei uns, unser Haus rotumsponnen vom wilden Wein. Im Garten blühen altmodische Georginen und Astern in tausend Farben. Um die Mittagszeit scheint die Sonne noch warm, die Luft ist klar wie nie. Da läßt es sich gut wandern die Oker entlang oder auf einen der Hügel, zu dessen Füßen sich das Land ausbreitet, weit und reich: Feld und Wald, Wiese und Fluß."

Er sprach halblaut, gedämpft, wie man einem Kinde Märchen erzählt. In ihren Augen stieg ein Träumen auf, der tief gegrabene Zug um ihren Mund wurde fast weich.

„Auch in der Laube vor dem Hause kann man noch sitzen," fuhr er fort, „und den Herbstfäden nachsehen, die langsam, langsam und glitzernd in der blauen Luft dahinziehen. Menschen aber, solche, vor denen Sie sich ängstigen, gibt's bei uns nicht. Nur die Bauern und meine Schwester — aber wenn sie der nur ein einziges Mal ins Gesicht gesehen haben, ist sie Ihnen schon keine Fremde mehr."

Er machte eine Pause.

„Darf ich also meine Schwester davon benachrichtigen, daß wir kommen?" fragte er dann.

„Nein, nein," murmelte sie widerstrebend und doch schon halb besiegt. „Was soll ich unter glücklichen, friedsamen Menschen?"

„Wenn ich Sie aber darum, wie um eine große Gnade bitte," sagte er ganz leise, bebende Angst und Zärtlichkeit in der Stimme, „wie um ein Geschenk, das Sie mir machen sollen."

Sie sah ihn betroffen an, dann sagte sie unsicher: „Das können Sie Ihrer Schwester ja gar nicht zumuten, mich aufzunehmen, so wie ich bin, elend —"

„Agathe! Sie kennen sie eben nicht! Die wird Sie mit derselben mütterlichen Liebe an ihr Herz nehmen wie jedes verirrte Vögelchen, das zu ihr geflüchtet kommt. Agathe ist einzig: ihre Güte ist grundlos wie das Meer."

Er hielt ihr die Rechte hin. Zögernd legte sie ihre durchsichtige Hand in die seine. Sein Gefühl drohte ihn zu übermannen, vielleicht gelang es Agathe sie zu retten. Gewaltsam riß er sich empor.

Draußen sagte er zur Dienerin: „Die Frau reist morgen mit mir fort. Fragen Sie gar nicht, sondern machen Sie ein Kofferchen mit dem Notwendigsten zurecht. Alles weitere kann nachgesandt werden bis ich wieder hier bin."

Dann telegraphierte er nach Okerndorf: „Darf ich dir morgen mit dem Sechsuhrzug eine kranke und unglückliche Frau bringen, die du zurechtpflegen sollst?"

Und die Antwort kam:

„Selbstverständlich."

Als er am nächsten Tage Dora abzuholen kam, kauerte sie in einer Ecke und hatte ihren Sinn gewendet.

„Lassen Sie mich hier," flehte sie mit dem alten verzweifelten Gesicht. „Was kann es noch ändern?"

Doch er ließ sich in gar keine Erörterungen ein.

„Wir gehen jetzt," sagte er bestimmt, so schwer ihm auch zumute war. „Es ist alles bereit. Hier sind Hut und Mantel."

Seine scheinbare Ruhe überwand sie. Sie machte nur noch einen schwachen Versuch des Widerstandes.

„Ich habe ja gar nicht gepackt," murmelte sie.

„Ihr Koffer ist bereits auf dem Wagen. Kommen Sie!"

Im Vorzimmer machte sie eine Bewegung nach der Kinderstube zu. Er that, als ob er es nicht bemerke. Ihren Arm fest in dem seinen, führte er sie hinaus. Doch schienen ihre Kräfte nicht reichen zu wollen, sie schwankte mehrmals auf der Treppe und wäre gefallen, hätte er sie nicht gehalten. Zu Tode ermüdet, legte sie die kurze Fahrt zum Bahnhof mit geschlossenen Augen zurück. Ein Coupé stand für sie bereit, er hatte für alles gesorgt. Er bettete die von der geringen Anstrengung völlig Erschöpfte auf Kissen und Decken, breitete eine warme Hülle über sie und setzte sich ihr still gegenüber. Sie ließ alles teilnahmlos mit sich geschehen. Bald nachher schlief sie, von Müdigkeit überwältigt, ein.

Er schaute still auf sie. Das Herz that ihm zum Zerspringen weh: was für unsägliches Leid war in ihr Gesicht gegraben: Die Schläfen eingesunken, bläulich die feinen Lider und der Mund, der arme Mund mit der tiefen Schmerzensfalte um die Lippen.

Während der Zug in den herbstlichen Nachmittag hineinglitt, zog wieder die ganze Vergangenheit an Martiny vorüber, bis zu dem Punkt, wo er ihr Schicksal in der Hand gehalten und ihm seinen Lauf gelassen hatte. Seine Gedanken blieben wie schon tausend und tausendmal an dieser Wende ihres und seines eigenen Lebens haften. Was hatte ihr sein Schweigen für Schmerz gebracht! Aber litt er denn weniger? Wie er sie da vor sich sah, die einst die schöne Dora Miller gewesen — gab's einen schärferen Stachel als den in sein Herz geteilten?

War er schuldig? Wäre Vergangenes wieder heraufzubeschwören gewesen, hätte er anders gehandelt? Hätte er seine Berufs-

ehre geschändet oder wieder die Geliebte geopfert wie damals? Er stöhnte auf — er wußte es nicht!

Dora lag so totenblaß und regungslos, daß es anfing, ihn zu ängstigen. Leise legte er die Finger an ihren Puls, doch der ging, wenn auch schwach, in regelmäßigem Takt. Sie machte eine Bewegung, ohne zu erwachen. Er behielt ihre schmale Hand in der seinen und fühlte, wie sie langsam an seiner Wärme erwarmte.

Die Herbstsonne war im Sinken und warf ihre purpurnen Strahlen quer durch das Coupé.

Martiny sah auf die Uhr; sie mußten gleich da sein, er mußte Dora wecken.

Sie schlug die Augen auf und blickte verstört um sich.

„Wo sind wir — wo bin ich?"

„Bald zu Hause. Bei mir zu Hause, wo Sie gesund werden sollen."

Sie richtete sich empor. „Warum sind Sie so gut?" flüsterte sie.

Er wandte sich ab, um seine Bewegung zu verbergen.

Gleich darauf raffte er mit völlig ruhigem Gesicht Decken und Kissen zusammen.

Da waren sie auch schon. Der Zug hielt. Martiny hob Dora aus dem Coupé und trug sie mehr als er sie führte zum bereitstehenden Wagen.

„Das Fräulein läßt grüßen," (Agathe hieß in der ganzen Gegend nicht anders als das Fräulein) meldete der Rosselenker. „Sie ist nicht mitgekommen, damit die Frau zu Hause alles recht schön bereit findet. Auf der Fahrt wird der Herr Doktor es schon allein besorgen, hat sie gesagt."

Martiny suchte es Dora so bequem wie möglich zu machen, aber die Fahrt war lang und der Weg schlecht. Bei jedem Ruck, den der Wagen gab, stöhnte sie auf. Martiny rief dem Kutscher zu, langsam zu fahren, so daß es völlig Nacht war, als sie Okerndorf erreichten. Als sie endlich vor dem Häuschen stille standen, lag Doras Kopf vertrauensvoll wie der eines Kindes an Martinys Schulter, und er hielt ihren zarten Leib fest an sich gedrückt.

Aus dem erleuchteten Hausflur trat Agathe. Sie half dem Bruder Dora aus dem Wagen heben. Als sie das junge vergrämte Gesicht sah, schloß sie sie in ihre Arme. Dann führten sie sie die Treppe empor in die für sie bereitete Stube und ließen sie in den alten Sorgenstuhl gleiten, der von unten hierher gebracht worden war. Agathe winkte ihrem Bruder zu gehen.

Eine Stunde wohl saß er allein im Eßzimmer und wartete. Endlich trat Agathe ein, eine dampfende Schüssel in den Händen.

„So," sagte sie, „sie hat etwas Suppe genommen, und jetzt schläft sie. Armes junges Ding. Und nun iß du."

Er vermochte es aber nicht — er lehnte wie in tiefster Erschöpfung gegen den Stuhl.

Agathe ließ die Augen prüfend auf seinem Gesicht ruhen.

„Erich," bat sie dann, „sag' mir, was ich wissen muß."

Er blickte vor sich nieder. „Sie hat vor ein paar Monaten ihren Mann plötzlich verloren, den Musiker Blank. Und dann auch ihr kleines Kind. Sie hat das Kind leidenschaftlich geliebt, und es ist vieles in ihrer Vergangenheit, worüber sie nun grübelt. Es war eine sehr unglückliche Ehe, nicht durch ihre Schuld, denn sie — — — Agathe." Er sah flehend zu seiner Schwester hinüber. „Es ist mein eigenes Schicksal, das ich dir anvertraue; meine ganze Hoffnung setze ich in dich."

Sie nickte. „Ist sie das Mädchen, das — von dem du mir sprachst, als du zuletzt hier warst?"

„Sie ist es."

„Weiß sie?"

„Nein! Das quält sie eben, ob ihr Mann eine bewußte Schuld auf sich geladen hat, als er sie heiratete, ob ihr Kind zu Grunde gehen mußte, weil es sein Kind war."

„Also auch nichts von dir?"

„Nichts."

Er versank wieder in Schweigen. Auch Agathe sann.

„Sei nicht mutlos," sagte sie dann mit frischer Stimme. „So ein junges Geschöpf, das kommt über alles hinweg. Daß du sie mir aber gebracht hast! Hat sie niemand, der ihr nahe steht?"

„Niemand. Sie ist mutterlos — ihr Vater hat vor kurzem ihre ehemalige Gesellschafterin geheiratet, mit der er sich auf einer Reise um die Welt befindet. Freunde hat Dora nicht, sie war in Berlin noch nicht warm geworden, als ihre Heirat kam und all das Unglück."

„Mehr brauche ich nicht zu wissen. Alles andere erfahre ich besser von ihr selbst, denn vor allem muß ich versuchen, mir ihr Herz zu öffnen. Nun erzähle mir von dir, was hast du geschafft, wie steht es um dich?“

„Es ist nicht viel zu berichten,“ erwiderte er müde. „Meine populären Seribbeleien habe ich dir ja geschickt; auch die Broschüre seinerzeit.“ Das klang alles so gedrückt, als ob es ihn gar nicht anginge.

Agathe blickte aufmerksam zu ihm hinüber.

„Erich, ich fürchte, du bist nicht auf dem rechten Wege,“ sprach sie dann fest. „Zuerst hast du dein und deiner Liebsten Glück deiner Staudesehre geopfert und nun scheinst du mir im Begriff zu sein, über dem Schmerz um die heraufbeschworenen Folgen deinen Beruf zu vernachlässigen.“

„Wer durchgemacht hat, was ich durchgemacht habe,“ erwiderte er tonlos, „dem schmecken Wissenschaft und Leben schal. Sie und ich — ganz allein. Meine Hand hat sie gehalten, sonst wäre sie in ihrem Jammer versunken oder ihrem Kinde freiwillig nachgegangen. Mir hat sie ihre wunde Seele ausgeschüttet! O Agathe, und ich hatte mit meiner eigenen Verzweiflung zu kämpfen. Da mußt du es begreifen, daß meine Kraft erlahmt ist! Ich thue, was meine Pflicht erheischt, aber wissenschaftlichen Problemen nachgehen, mich für die kleinen Leiden mir gleichgültiger Menschen interessieren, während alles um mich in Trümmern liegt, das ist mehr als ich kann.“

Er stand erregt auf und ging hin und her.

Agathe folgte ihm mit den Augen.

„Höre mich, Erich! Es gilt, euch beide zu retten. Vor allem müßt ihr jetzt voneinander. Wenn sie seit ihres Kindes Tod nur dich gesehen hat, muß sich ihr bei deinem Anblick ja alles Schreckliche erneuen. Dazu hast du sie nicht hierher gebracht. Und auch für dich, du mußt ins Leben zurück; ihr kannst du jetzt nicht nützen und dir schadest du nur.“

„Ich will ohnedies nicht lange bleiben,“ sagte er trübe, indem er vor ihr stehen blieb.

Sie sah zu ihm auf. „Nein, Erich, du mußt gleich fort, morgen in aller Frühe, du mußt ihr die Erschütterung des Abschieds ersparen.“

„Aber,“ wandte er ein, „ich muß doch erst sehen, ob die Reise ihr nicht geschadet hat.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das meinst du selbst nicht; in dem Sinne krank ist sie nicht.“

Wieder ging er mehrere Male auf und ab.

„Du hast recht, Agathe,“ sagte er endlich. „Es wird geschehen wie du bestimmst: bevor sie erwacht, werde ich fort sein. Aber nicht wahr,“ bat er, „du berichtest mir oft und viel.“

„Es wird wohl in der nächsten Zeit nicht viel zu berichten sein, aber ich verspreche dir, dir regelmäßig zu schreiben. Doch stelle ich eine Gegenforderung. Du kommst nicht, ehe ich dich rufe.“

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Ich vertraue dir viel,“ sagte er bedeutungsvoll.

„Ich denke, du kannst es.“

So ging er wirklich in der grauen Morgenfrühe davon, bevor noch aus Doras Stube ein Laut vernehmlich geworden war.

XII.

Zermalmten Herzens hatte Martiny Okerndorf verlassen, und es wurde ihm auch in den nächsten Wochen nicht leichter, obwohl Agathens Berichte nicht ungünstig lauteten. „Dora ist ruhig,“ hieß es da. „Sie fängt regelmäßig zu essen an.“ „Der Schlaf ist gut.“ Und dann: „Sie gewöhnt sich an mich und erzählt mir viel. Sie ist ein liebes Geschöpf.“ „Heute haben wir den ersten Versuch zum Ausgehen gemacht, sind aber nicht weit gekommen.“ Etwas später schrieb sie: „Schicke Bücher, ich habe nichts, was für Dora taugte. Laß es nicht zu Heiteres sein, wenn auch selbstverständlich nicht gerade Düsteres.“ „Dora hat an Gewicht zugenommen, auch eine Spur von Farbe hat sie.“

Um Weihnachten herum fragte Martiny an, ob er kommen solle, aber die Antwort lautete: „Nein, thue es nicht, störe sie nicht auf. Sie ist nicht stark genug dazu, laß sie erst Kraft gewinnen. Habe Geduld — es wird gut.“

Er harrte, wenn auch nicht geduldig. Mit eiserner Willenskraft zwang er sich zur Arbeit. Seine Schwester hatte recht: Unthätigkeit war Schwäche, nun schaffte er wieder wie sonst, rastlos von früh bis spät. Aber um ihn herum hatte sich so manches

geändert. Sein prophetisches Wort war wahr geworden, seine Entdeckung hatte sich allen Neidern zum Trotz Bahn gebrochen. Das Wunderbare geschah, einzelne seiner Berliner Kollegen schickten ihm Patienten zu, und eines Tages wurde er eingeladen, in der Berliner medizinischen Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Er folgte der Aufforderung, sie freute ihn um der Sache willen, persönliche Empfindelei war ihm fremd.

Und mit seiner Rückkehr ins Leben sanken auch langsam die Nebel von seiner Seele. Festen Auges blickte er in die Vergangenheit. Nun wußte er es wieder, trotz aller Qual, die daraus entstanden war, sein Handeln war makellos gewesen. Nochmals vor die Wahl gestellt, hätte er wieder sich und die Geliebte geopfert. Und doch gab er sich keiner Täuschung darüber hin, daß er Dora für immer verloren hatte. Wenn ihm selbst gelänge, was er einst nicht vermocht, sich ihr Herz zuzuwenden, im Augenblick, wo sie erführe, was er an ihr gethan, mußte sie sich da nicht wieder von ihm kehren?

Aber oft war sein Herz doch stärker, als seine Einsicht. Dann riß er den Hut vom Nagel und stürmte hinaus in den Wintertag bis tief in den ärmlichen märkischen Wald hinein, den aber Eis und Schnee mit einer Zauberhülle umgaben, daß er fast aussah wie sein geliebter Heimatwald. Er dachte der Fernen, ob sie fähig sei, die Schönheit zu sehen und zu fassen, die der Winter über das stille Thal breitete, in das er sie gebracht, damit sie gesunde. Er wußte, daß er den Berichten seiner Schwester trauen könne, daß Doras Körper zu erstarken begann. Gesundete aber auch ihre Seele? Wurde ihr Auge wieder klar, ihre Sinn weit wie er es einst gewesen? Warum schwieg Agathe darüber? Hatte sie Furcht, Hoffnungen zu erwecken, die sich dann nicht erfüllen würden? Er wollte sehen, mit eigenen Augen sehen und schrieb wieder, daß er kommen wolle, doch wieder war die Antwort: „Nein, denk' deines Versprechens und warte, bis ich dich rufe."

Da geschah etwas, was all seine Erwägungen über den Haufen warf. Die medizinische Fakultät der Universität Jena legte es ihm vertraulich nahe, sich an ihr zu habilitieren; seine Ernennung zum Professor würde unmittelbar darauf erfolgen. Für sich that er es nicht: der Gedanke an eine akademische Laufbahn hatte ihm bisher völlig fern gelegen, Ehrgeiz nach außen kannte er nicht, auch mangelte es ihm an Rednergabe. Und tausend Fäden knüpften ihn an Berlin: seine Patienten, das reiche Material, das ihm die Krankenhäuser boten.

Aber Dora! Wäre das nicht die Rettung für sie? Sie konnte doch nicht für immer unter Bauern leben? Fern von Berlin, der Stätte ihrer trüben Vergangenheit, in einer kleinen Stadt, inmitten eines festgefügten Kreises gebildeter Menschen, erschloß dies nicht die Möglichkeit einer lichten Zukunft für sie?

Es schien ihm Pflicht, ihr die Wahl zu stellen, er durfte ihr diese helle Aussicht nicht ungezeigt lassen, in ihre Hand mußte die Entscheidung gelegt sein. Vielleicht zog das Bild sie an. Vielleicht vermochte sie ihm zu verzeihen. Und war's ein „Nein", das er davontrug, was lag an ihm? Und daß auch sie, durch das Bekenntnis, das er ihr nun doch ablegen würde, vielleicht den einzigen Menschen, dem sie vertraute, verlor? Jetzt war er ja nicht mehr der einzige, jetzt hatte sie ja einen besseren, Agathe.

Trotz des Agathen gegebenen Wortes fuhr er nach Okerndorf.

In früher Morgenstunde kam er an der Station an. Es war ein glitzernder, leuchtender Märztag. So weit das Auge reichte, Schnee und wieder Schnee. Auf den Bäumen lag er dichtgeballt und funkelte in den Sträuchern wie Milliarden weißer Rosen. Die Berge hüllte er ein, füllte Spalten aus und staute sich an Felsblöcken zu Haufen. Er knirschte unter den Füßen und tanzte im Sonnenschein, wenn ein hungeriger Sperling beim Geräusch von Martins Schritten aus einem Baume aufflog. Wie schön war es hier, wie schön! Zu seinen Füßen rauschte der Fluß und sang ihm ein Lied von Hoffnung und Furcht. Wie würde er sie finden? Genesen? Würde ein Schimmer von Gewährung für sein Werben von ihr ausgehen? Immer schneller lief er der Oker entlang, als trage sie ihm das Glück fort.

Nun war er am Eingange des Dorfes und mäßigte seinen Schritt. Endlich stand er vor dem Häuschen. Leise drückte er auf die Klinke und hielt im Flur tiefatmend

still. Durch die halboffene Thür zur Apotheke sah er Agathe über das Pult gebeugt sitzen und schreiben. Bei seinem Eintritt hob sie den Kopf.

„Da bist du ja, Erich," sagte sie ohne das geringste Erstaunen, als hätte sie ihn längst erwartet.

„Wie finde ich es hier," fragte er hastig. „Wie finde ich sie?"

„Das sollst du gleich selbst hören."

Sie trat auf den Flur hinaus und horchte. Dann winkte sie ihm, ihr zu folgen. Behutsam stiegen sie die hölzerne Treppe empor. Oben stand sie still.

Aus Doras Stube klang eine Stimme, ihm so bekannt und doch so fremd: eine kräftige, junge Stimme, Doras Stimme wie sie einst gewesen, etwas tiefer vielleicht und ein ganz klein wenig verschleiert, aber nicht tonlos und zermartert, wie er sie wochenlang gehört hatte, wie sie ihm noch im Ohre lag.

„Das soll ein Häschen sein?" sagte sie. „Ja aber dem fehlt doch was, gerade das Wichtigste fehlt ihm, weißt du's nicht?"

„Aber ich hab' ihm doch alles hingezeichnet," kam die Antwort von einem nachdenklichen Kinderstimmchen, „vier Füße und einen Schwanz und Augen und alles."

„Anneliſe, komm' einmal her und sage uns, was dem Häschen fehlt."

„Die Ohren!" lachte Anneliſe. „Ein Häschen ohne Ohren!"

„Ein Häschen ohne Ohren!" fiel ein Chor von vier, fünf Kinderstimmen ein, und immer wieder „ohne Ohren, ohne Ohren!"

„Du, Tante Dora," schrie die erste kleine Stimme trotzig dazwischen, „vielleicht hat man dem Häschen die Ohren abgeschnitten."

Und nun lachte sie, wahrhaftig sie lachte, tief und weich wie man unter Thränen lacht, aber sie lachte doch! „Dummer Kerl, dummer kleiner Kerl!" Und dann hörte man deutlich, wie sie das Kind abküßte.

Erich Martiny wandte sich zu seiner Schwester herum. Die Augen waren ihm feucht geworden, wortlos streckte er ihr die Hand hin.

„Komm'," flüsterte sie, „du sollst sie auch sehen, bevor sie dich sieht."

Sie traten wieder in die Apotheke. Agathe drehte hinter sich den Schlüssel um.

„Sie wird nämlich gleich herunter kommen," erklärte sie. „Täglich von neun bis gegen zwölf hat sie die Kinder bei sich, die kleinen, die noch nicht zur Schule gehen. Sie zeichnet mit ihnen und lehrt sie Gedichte aufsagen, liest ihnen Märchen vor und ist unerschöpflich in immer neuen Spielen."

„Wie hast du es nur dazu gebracht?" fragte er erschüttert. „Du einzige Agathe!"

„Ich habe sie an dem gepackt, wovon ihr Herz wund war: an ihrer Liebe zu Kindern. Anfangs freilich wurde es schwer. Wenn ich ihr eines zuführte, brach sie in Thränen aus. Dann fürchtete sich das Kind und fing zu schreien an, und ich mußte es wieder wegnehmen. Eines Tages aber ließ sich so ein kleines Kerlchen, es war der Buchbäuerin ihr Hans, Doras Liebling jetzt, der vom Häschen ohne Ohren, durch ihr Weinen nicht einschüchtern, sondern kletterte ihr auf den Schoß. Und wie er dann anfing, ihr mit den dicken Händen die Wangen zu streicheln und immer wieder bat: ‚Nicht weinen, liebe, schöne Frau, nicht weinen!' da brach das Eis. Sie nahm ihn in die Arme und küßte ihn so leidenschaftlich, daß das Kind fast erschrocken still lag und sie mit seinen großen blauen Augen verwundert anblickte. Von da ab war das Spiel gewonnen. Denn ich schob nun täglich den kleinen Hans zu ihr hinein, und sie begann ihn zu beschäftigen und damit sich selbst. Eines Tages bat ich sie, das Kind nach Hause zu bringen, ich könne nicht abkommen, und den weiten Weg durch das ganze Dorf könne man das Hänschen nicht allein gehen lassen. Da ist sie zum erstenmal über unseren Garten hinausgewesen. Allmählich hat sie dann die ganze Schar um sich versammelt, denn nicht nur die Kleinen kommen, auch die Großen. Wo eine Schulaufgabe nicht gelingen will, wird sie zu Tante Dora gebracht, und in allen Strick- und Häkelnöten weiß sie Rat. Auch so mancher Flicken in Rock und Höschen wüßte von ihren geschickten Fingern zu erzählen. Aber horch, nun kommen sie."

Es kam die Treppe heruntergepoltert, ein Dutzend kleiner Füße. Dahinter Doras leichter Schritt. Gleich darauf wurde an der Klinke der Apothekenthür gedrückt.

„Gehe nur, Dora," rief Agathe, „ich kann jetzt nicht öffnen, ich braue gerade einen besonderen Trank."

Andacht. Getöntes Marmorrelief von E. Bernewitz.

„Adieu, liebe Agathe!“ klang es zurück, und im Chorus: „Adieu Fräulein, adieu!“

Martiny ſtand am Fenſter hinter der Gardine und ſah ihr nach. Elaſtiſchen Schritts ging ſie zwiſchen den Kindern; die ſchlanke Geſtalt, die wohl etwas zarter geblieben war, als vor der Ehe, von einem knappen Jäckchen umſchloſſen, auf dem üppigen Haar eine ſchlichte, ſchwarze Pelzkappe.

„Sie bringt die Kinder nach Hauſe,“ ſagte Agathe vom Tiſch her, wo ſie ſich mit dem Einfüllen von Pillen in kleine Schachteln zu thun machte. „Übrigens beſchäftigt ſie ſich nicht nur mit ihnen, ſondern zeichnet und malt und macht feine Handarbeiten, für die ſie ein beſonderes Geſchick hat. Sie hat ſich daran gewöhnt, nie müßig zu ſein, nur von Muſik will ſie nichts hören. Ich habe ihr vorgeſchlagen, ihr Klavier kommen zu laſſen, nachdem ſie mir erzählt, daß ſie als Mädchen viel geſpielt hat. Mit Heftigkeit hat ſie es abgelehnt und dabei ganz verzweifelt ausgeſehen.“

Martiny nickte. „Das glaube ich wohl.“

„Aber ſonſt, Erich, iſt ſie eine Geneſene an Körper und Seele.“

„Wenn ſie es iſt, warum haſt du mich nicht gerufen?“

Agathe lächelte fein: „Sie ſollte ſich erſt klar darüber werden, ob ſie dich entbehren kann. Je höher ihre Sehnſucht nach dir wuchs, deſto eher beſiegte ſie alles andere. Und jetzt, Erich, brauchſt du ſie dir nur heimzuholen.“

„Auch wenn ſie wiſſen wird, Agathe?“

„Was?!“ rief Agathe, indem ſie ihrer Art entgegen, ſo heftig aufſtand, daß Schachteln und Pillen um ſie her zu Boden rollten. „Nein, das darfſt du nicht! Du darfſt ihr nicht ſagen —“

„Soll ich mit einer Lüge um ſie werben?“

„Erich!“ Sie trat erregt vor ihn hin. „Ich habe mit aller Kraft danach gerungen, zu verſtehen, wie du damals gehandelt haſt, daß du ſchwiegſt. Ich habe verſucht, dich zu begreifen. Heute ſage ich: vielleicht konnteſt du nicht anders, wenn es mich auch traurig macht, unſäglich traurig, daß göttliches Recht und menſchliche Ehre ſo weit auseinander liegen. Aber beſtimmt weiß ich: da du damals geſchwiegen, darfſt du auch heute nicht reden.“

„Habe ich dann das Recht, um ſie zu werben?“

„Du haſt es. Du haſt ja gelitten wie ſie und willſt ihr Glück.“

„Und ſoll ich das Bewußtſein mit durch meine Ehe ſchleppen, meiner Frau zu verheimlichen, was ſie vielleicht als eine untilgbare Schuld anſehen würde?“

„Das mußt du tragen. Betrachte es als eine Sühne für das, was du ſchuldig oder ſchuldlos an ihr geſündigt haſt. Oder willſt du deine Seele dadurch entlaſten, daß du auf ihre kaum geneſene überwälzeſt, worunter ſie vielleicht zuſammenbricht? Nein, Erich! Bedenke, wie barmherzig das Schickſal dir geweſen iſt. Was wäre aus dir geworden, wenn ſie dein Schweigen zu Grunde gerichtet hätte?“

Er ſenkte das Haupt. In ihm wogte ein ſchwerer Kampf. Jede ſeiner Fibern brannte danach, vor das Weib, um das er ſo viel gelitten, hinzutreten und ihr zu bekennen, es klar werden zu laſſen zwiſchen ſich und ihr, bevor er ſie fragte: „Willſt du mein ſein?“ Doch ſeiner Schweſter Worte hatten ihn getroffen wie ein Blitz, und nun ſchrie eine Stimme in ſeinem Herzen: „Agathe hat recht. Jetzt wäre Reden Selbſtſucht. An nichts denken als an ihr Glück: ſchweigen, ſchweigen!“

Er hob den Kopf.

„Ich werde ſchweigen,“ ſagte er feſt.

„So geh' und hole ſie dir heim. Sie macht täglich einen weiten Marſch der Station zu. Ich glaube,“ Agathe ſah den Bruder lächelnd an, „ſie geht dir immer entgegen, denn wenn ſie zurückkommt, hat ſie enttäuſchte, ſehnſüchtige Augen.“

Außerhalb des Dorfes holte er ſie ein. Der Schnee dämpfte ſeine Schritte. Erſt als er ihr ganz nahe war, hörte ſie ihn und wendete ſich um.

„Erich!“ ſagte ſie. ‚Erich!‘ Nicht ‚Herr Doktor!‘ Hatte ſie ſo ſeiner gedacht?

Hand in Hand ſtanden ſie. Er ſah in ihr Geſicht; ſchmal war es noch immer und ernſt, aber die Augen klar und der herbe Zug um den Mund verwiſcht.

„Wie ſchön es iſt, wie ſchön!“ murmelte Martiny. Meinte er die Winterpracht oder ihr Wiederſehen?

„Ja,“ erwiderte ſie, „hier iſt es ſchön. Ich möchte immer hier bleiben.“

„Immer?“

„Oder doch ſo lange Agathe mich behalten will.“ Sie ſchritten jetzt Seite an Seite langſam dem Dorfe wieder zu. „Ich kann es Ihnen nicht ſagen, wie gut Agathe zu mir war, wie ſie es noch iſt, jeden Tag und jede Stunde. Und doch hat ſie mich auch wieder feſt angefaßt und emporgezogen. Nicht mit vielen Worten, Sie wiſſen, das iſt ihre Art nicht, aber durch ihr Beiſpiel. Ich habe bald gelernt, mich vor ihren klaren Augen zu ſchämen, wenn ich ſo dalag und nichts that, als meinem armen Kleinen in die Ewigkeit nachzuſtarren, indes ſie nur für andere lebte, Tag und Nacht bereit zu helfen, nie verdroſſen, nie müde in ihrer Liebe zu den Menſchen.“

Er hörte ihr nur immer zu, ganz benommen davon, wie er ſie wiederfand.

„Und weil ich arm und hilflos war,“ fuhr Dora fort, „die Ärmſte und Hilfloſeſte von allen, denn ich wollte ja nicht einmal aus meinem Jammer empor, geſchweige gar, daß ich es allein gekonnt hätte, nahm ſie ſich auch meiner an. Und bald ward es mir unmöglich, dem lieben Gott ſeinen Tag zu ſtehlen, während ſie emſig ſchaffte und Segen um ſich verbreitete. Freilich mein Thun“ — es war faſt das alte ſchüchterne Lächeln aus ihren Mädchentagen — „darf man mit ihrem nicht vergleichen. Aber Sie haben es ja ſelbſt geſagt: Agathe iſt eben einzig! Und nie werde ich es Ihnen danken können, daß Sie mich zu ihr gebracht, ſo wenig wie alles andere, das ich in meiner Dumpf- und Stumpfheit hingenommen habe, als müßte es ſo ſein.“

„Sie ſollen mir nicht danken. Wenn Sie wüßten, wie glücklich es mich macht, Sie ſo wiederzufinden. Ja, wir wollen Agathe preiſen und es ihr zu vergelten ſuchen, ſo gut wir können. Ich wie Sie, Dora, oder ich mehr als Sie. Denn noch ehe Sie Gerhard Blank je geſehen, habe ich Sie ſchon geliebt.“

„Ich weiß,“ ſagte ſie leiſe, „jetzt weiß ich es längſt.“

„Wie habe ich gerungen, dieſer Liebe Herr zu werden, als Sie ſich ihm verlobten, ihn heirateten. Was habe ich mit Ihnen gelitten, und wie iſt meine Liebe in den Schmerzenszeiten, die ich mit Ihnen verbracht habe, emporgewachſen, mir ſelbſt unbewußt, rieſengroß, Dora, abgrundtief. Und heute komme ich zu Ihnen, Sie zu fragen: gibt es eine Hoffnung für dieſe Liebe? Wollen Sie es mich verſuchen laſſen, Ihnen ein Glück aufzubauen? Nicht in Berlin,“ fügte er haſtig hinzu, „dorthin ſollen Sie nicht mehr, es iſt mir in Jena eine Profeſſur angetragen —“

Über ihre tief erblaßten Wangen perlten die Thränen.

„Aber,“ fuhr er mit bebender Stimme fort, „Sie ſollen nicht aus Dankbarkeit gegen mich oder Agathe ‚ja‘ ſagen. Mir ſind Sie keinen Dank ſchuldig und Agathe verlangt keinen. Nur an ſich ſelbſt ſollen Sie denken, an Ihr eigenes Glück. Sie ſind noch ſo jung, es kann ein anderer kommen, für den Ihr Herz ſpricht.“

Sie ſuchte ihre Erſchütterung zu bemeiſtern. „Es hat geſprochen, hier habe ich es verſtehen gelernt. Aber wie verdiene ich es denn, daß das Glück, das ich verkannt und nicht über die Schwelle gelaſſen, wiederkommt?! Ich glaubte, Sie ſeien längſt mit mir fertig und alles nur Mitleid und Erbarmen. Wenn ich Ihnen jetzt noch gut genug bin, nachdem ich Gerhard Blank angehört habe, nachdem ich durch ſo viel Schmutz und Elend gezogen worden bin —“

„Komm'“ ſagte er. „Wir wollen uns Agathens Segen holen.“

Ew'ger Rosenmond.

Sieben wilde Roſen haſt du mir gebracht,
Sieben Roſen aufgeblüht in einer Nacht.

Sieben Liebesflammen glühn im Herzen mein,
Einend ihre Gluten mit der Roſen Schein.

Hell an jedem Morgen eine neue glüht,
Daß die Woche wie in lauter Roſen blüht.

Und ſie leuchten nicht nur einen Sommer lang:
Sie umglühen golden meinen Lebensgang.

Jeder Tag getaucht in Liebesroſenrot
Und mit ew'gen Roſen noch bekränzt der Tod.

Karl Ernſt Knodt.

Das Herzogl. Braunschweigische Schloß.

Das Vollblutgestüt zu Harzburg.

Von

Wilhelm Meyer-Förster.

Mit einem Einschaltbild und elf Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Unter den großen Staatsgestüten aller Länder, die sich mit der Zucht von Vollblutpferden beschäftigen, ist das preußische Hauptgestüt zu Graditz wohl das einzige, das einen eigenen Rennstall unterhält und seine Pferde selbst auf der Rennbahn verwendet. Man hat über das pro und contra dieses Systems viel und erbittert hin und her gestritten, ohne zu einem rechten Ergebnis gekommen zu sein. So lange der heutige Leiter von Graditz, der Oberlandstallmeister Graf Lehndorff, seine große Erfahrung und seine fachmännischen Kenntnisse der preußischen Gestütsverwaltung leihen kann, wird ein Wechsel in jenem System wohl schwerlich je eintreten oder auch nur wünschenswert erscheinen. Das herzoglich braunschweigische Gestüt zu Harzburg hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, und unter den großen Zuchtstätten, welche Rennpferde für den Markt züchten und alljährlich in öffentlicher Auktion zum Verkauf stellen, nimmt Harzburg, zum wenigsten in Deutschland, seit fast zwei Jahrzehnten die führende Stelle ein.

An den Abhängen eines Gebirges gelegen, in dessen ganzem Umkreise die Pferdezucht ebenso wenig Bedeutung hat als in den Bergen selbst, muß die eigenartige Bedeutung des herzoglichen Gestüts doppelt überraschend erscheinen. Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß diese Zuchtstätte ihre hohe und ganz eigenartige Bedeutung einer einzelnen braunschweigischen Adels-

familie verdankt, nämlich den Girsewalds, die seit mehr als sechzig Jahren das Gestüt ohne Unterbrechung geleitet und in zwei verschiedenen Zeiträumen zu seiner großen und fast einzigen Bedeutung geführt haben. Der alte 1890 verstorbene Alexander von Girsewald dirigierte schon Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts für den Herzog Wilhelm Rennstall und Gestüt, und seit jener Zeit ist Harzburg unter der ständigen Aufsicht der Girsewald geblieben. Die Vorzüge einer immer gleichmäßigen

Exzellenz Oberstallmeister Freiherr Wilhelm von Girsewald.
Leiter des Herzogl. Hofgestüts Harzburg.

Leitung, die, über einen so langen Zeitraum ausgedehnt, gewiß ihres gleichen sucht, sind nicht hoch genug anzuschlagen, denn nirgends ist ein Experimentieren und ein Wechsel im System gefährlicher als bei einem derartigen Unternehmen großen Stils.

Um ganz kurz die Geschichte der Harzburger Vollblutzucht zu skizzieren, so datiert der erste Aufschwung von 1838—1847, und daß man in jener selbst von unseren Sportsmen und Züchtern halbvergessenen Zeit die Vollblutzucht in Harzburg nicht als billige Spielerei betrachtete, geht aus dem Ankauf von „Phosphorus“ hervor, der in einem Felde von 17 Pferden 1837 zu Epsom das größte Rennen der Erde, das englische Derby (mit dem für jene Zeit enormen Preise von 70 000 Mark) gewonnen hatte. Nicht weniger als zwanzig englische Vollblutstuten wurden damals von Alexander von Girsewald für das Gestüt erworben. In den nächstfolgenden zwei Jahrzehnten beschränkte sich Harzburg auf die Lieferung edler Gebrauchspferde für den herzoglichen Marstall, und erst 1869 begann die zweite Periode, die bis heute fortdauert und Harzburg den Ruhm verschafft hat, nächst Graditz das bedeutendste Vollblutgestüt unseres Landes geworden zu sein.

Savernake, der im englischen Derby in einem Felde von 26 Gegnern um „einen kurzen Kopf“ gegen Lord Lyon erlag, — Hymenäus, der 26 Rennen gewann, — Emilius, der in Harzburg selbst gezogen war, in seinem Leben nur ein einziges Mal auf der Rennbahn erschien, bei dieser Gelegenheit aber in dem größten Zweijährigen-Rennen Englands, dem Middle Park Plate, um nicht mehr als einen Hals geschlagen wurde (die 17 besten englischen Zweijährigen hinter ihm), — Gouverneur, der jenes selbe Rennen in England erfolgreich bestritt und im englischen

Jahre nach Warschau zu vermieten, und wie hoch selbst ein solcher Hengst ohne Gestütserfolge wirklich ersten Ranges immer noch bewertet wird, geht daraus hervor, daß für diese zwei Jahre von russischer Seite nicht weniger als 48 000 Mark Miete gezahlt werden. — Der Liebling des Gestüts ist Nickel. Er wurde in Harzburg selbst gezogen und hat als Rennpferd und Vaterpferd gleich ausgezeichnete Erfolge erzielt. Er ist ein ganz nettes Beispiel dafür, daß ein Privatmann mit dem Ankauf eines Rennpferdes bisweilen ein vortreffliches Geschäft machen kann. Für den kleinen Preis von 3440 Mark wurde Nickel bei der Harzburger Jährlingsauktion 1888 fortgegeben, gewann dann in fünf Jahren 243 000 Mark und wurde schließlich für 50 000 Mark von seinem Heimatsgestüt zurück erworben. Das gibt, alle Unkosten in Rechnung gestellt, jedenfalls einen Nutzen von mindestens einer Viertel Million.

Es dürfte interessieren, daß alle drei Hengste, wenn auch nur zu ihrem halben Werte, versichert sind, natürlich bei einer englischen Gesellschaft, denn in Deutschland würde eine solche Versicherung schwerlich unterzubringen sein. Was hingegen das kostbare Stutenmaterial betrifft, so muß es das Gestüt da schon ebenso halten wie die großen Schiffahrtsgesellschaften, die für die zahllose Menge ihrer Dampfer so große Summen zu zahlen hätten, daß sie lieber gar nicht versichern und mit dem so gesparten Gelde etwaige Unfälle einzelner Schiffe decken.

Durch Feldwege, auf denen vor wenigen Wochen noch der Schnee meterhoch lag und in denen die Stiefel stecken zu bleiben drohen, geht es hinüber nach den neuen Stallungen der Jährlinge. Thür für Thür wird geöffnet, und in jeder Box schauen zwei neugierige Köpfe dem Besucher entgegen. Sie möchten zu gern hinaus, diese kleinen Burschen, sie drängen sofort heran, sie möchten uns beiseite schieben und in raschen Sprüngen das Freie gewinnen. Dann, als ihnen das nicht gelungen ist und die Thür sich hinter uns geschlossen hat, suchen sie wenigstens mit ihrer Neugierde einigermaßen auf die Kosten zu kommen. Sie möchten alles kennen lernen, betrachten den Besucher von allen Seiten, beschnuppern den Mantel, die Taschen, schließlich auch die Gummischuhe, die den frischen Geruch der Frühlingserde freilich in genügender Menge hereingebracht haben. Sie tragen noch ihr Winterkleid, und wenn man die etwas struppigen kleinen Kerle drei Monate später sieht, wie sie bei der großen Auktion in den Ring geführt werden, so mag man sie kaum recht wieder erkennen. Sobald die warmen Tage kommen, werden sie in die Paddocks gebracht, die strahlenförmig von dem Jährlingsstalle sich ausdehnen, schöne lange Wiesen, über deren Brettereinfassung fort man die Harzberge sieht. Das Terrain ist ein wenig hügelig, und das ist für die Galoppierübungen der jungen Pferde nur von Vorteil. Manche tummeln sich den halben Tag hin und her, allerdings aber gibt es auch einige dabei mit sehr phlegmatischem Temperament, für deren Aufmunterung die Gestütleute gehörig sorgen müssen. Mit wie guter und milder Hand alle diese kleinen Pferde in Harzburg behandelt werden, kann man am besten bei dem Rundgang vor der Jährlingsauktion sehen. Hundert und mehr Besucher treten da auf die eben noch einsame Wiese, und trotzdem zeigen die jungen Pferde keine Spur

Florrie mit Fohlen.

von besonderer Ängstlichkeit. Später freilich, wenn sie ihre Heimat verlassen haben und in viele verschiedene Rennställe übergegangen sind, mag es ihnen manchmal weniger gut ergehen. Wenn jene im Temperament verdorbenen Pferde erzählen könnten von der rohen Behandlung, die ihnen heimlich im Rennstall mancher böhmische Stalljunge — auch arme Bengels, die man mit harter Hand verdorben hat — zu teil werden ließ, so würde man vielleicht nicht mehr so ausschließlich an Körperpflege und Training der Tiere denken, sondern ebenso sehr an die Art ihrer Erziehung.

Ein Fox Terrier, ein Spitz, ein Pudel, stets von seiner Freundin, einer kleinen Hauskatze, begleitet. Der Hengst war unruhig, wenn sie ihm fehlte, sie schlief auf seinem Rücken, und als The Bard für eine riesige Summe nach Frankreich verkauft wurde, wechselte auch die Katze ihre Nationalität.

Über den Hof gehen bedächtigen Schrittes, an der Frühlingssonne sich freuend, die trächtigen Mutterstuten spazieren. In so ernster Zeit sind sie nicht geneigt, gleich ihren Gefährtinnen wie eine wilde Horde in den Paddocks umher zu toben, auszuschlagen und wie toll durch den Morast zu galoppieren. Sie gehen als ernste Matronen

Vollblutfohlen in der Diemenkoppel.

alle möglichen Hunde treiben sich auf den Wegen des Gestüts umher. Alle Beamten und alle Gestütswärter und überhaupt jeder Mensch scheint hier Hunde zu halten, aber es ist das auch nirgendwo ein billigeres Vergnügen, denn die Futterkosten werden vom Gestüt ersetzt, weil dieses Wert darauf legen muß, die jungen Pferde an den Anblick und das Gebell der Köter rechtzeitig zu gewöhnen. Das Katzengesindel ist der Ratten wegen da; es ist übrigens auch bekannt, daß manche Pferde gerade mit den Katzen sich sehr gut vertragen. So wurde The Bard, eins der berühmtesten englischen Pferde der achtziger Jahre, auf allen den vielen Reisen von Rennplatz zu Rennplatz

je zwei nebeneinander, geführt von einem der kleinen Dorfjungen, der, kaum zehn Jahre alt, seinen verantwortlichen Marsch mit großem Ernst ausführt. Der Dreikäsehoch bekommt nur eine Mark pro Woche Entschädigung, aber jeder der Jungen weint wie ein Schloßhund, wenn man ihm seinen Beruf und seine Mark entziehen will. „Diese kleinen Bengels," sagt der Direktor, „taugen für das Geschäft besser als mancher erwachsene Bursche. Sie thuen den Stuten nichts und die Stuten ihnen auch nichts, während erwachsene Leute vielleicht nicht immer die rechte Geduld hätten." Zwischen den Jungen und den Stuten besteht ein gemütliches Verhältnis auf Gegenseitigkeit, und wenn man

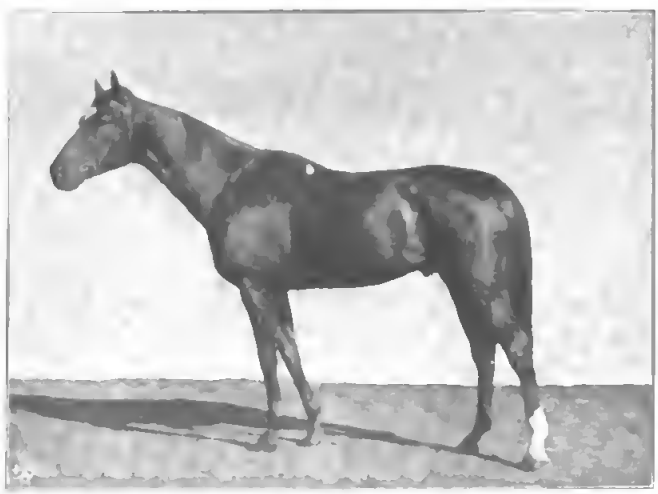
Kisber, geb. 1873 von Bucaneer a. d. Mineral.
Nach dem Gemälde von Prof. H. Sperling.

Derby Zweiter wurde, — dann Kisber, der dieſes Derby gewann, und endlich der in Harzburg gezogene Nickel, eines der beſten je in Deutſchland gezogenen Pferde, — das ſind die ſechs ausgezeichneten Hengſte, mit denen Harzburg ſeit 1869 ſeinen Ruhm begründet und immer glänzender erweitert hat.

Wer das Geſtüt kennen lernen will, muß im Frühling hinauskommen, oder beſſer noch in den Wochen des Vorfrühlings, wenn der Burgberg zwar noch eine Kappe von Schnee trägt, von den Höhen aber die befreiten Waſſer herabeilen und das erſte Wehen neuen Lebens über Felder und Wieſen geht. Das iſt die Zeit, da in den Vollblutgeſtüten alles voll Leben und Arbeit iſt. Die langgedehnten Stallungen ſind angefüllt mit fremden Stuten, die weit her zu Beſuch kommen, aus allen Teilen Deutſchlands, aus Bayern, aus Schleſien, manche ſogar aus Rußland. Nicht jeder Züchter iſt in der Lage ſich einen erſtklaſſigen Hengſt ſelbſt zu halten, und auch große Geſtüte müſſen bisweilen einen Teil ihrer Stuten zu fremden Hengſten ſenden. Kommt doch bei der Vollblutzucht alles darauf an, die richtigen Paarungen herbeizuführen. Erſt in der allerneuſten Zeit haben die Züchter auf die intereſſanten Anregungen eines auſtraliſchen Fachmannes hin begonnen, die Frage der Kreuzungen wiſſenſchaftlich zu unterſuchen und von Fall zu Fall zu ſtudieren. Mit dem gemächlichen alten Prinzip, irgend eine gute Stute zu irgend einem guten Hengſte zu ſenden, iſt jedenfalls gründlich und für alle Zeit aufgeräumt.

Harzburg, im Sommer von Fremden überfüllt, liegt in dieſen kalten Vorfrühlingstagen ganz ſtill und einſam. Die Städter ziehen erſt aufs Land, wenn der heiße Sommer den Aufenthalt bei ihnen daheim unerträglich macht, und dieſe feinen und feinſten Stimmungen von Frühling und Spätherbſt lernen nur wenige kennen.

Man geht vom Bahnhofe aus nicht geradeaus die Herzog Wilhelmſtraße entlang, die nach Juliushall und in die Berge führt, ſondern man biegt rechts ab auf die Goßlarer Landſtraße, und wenn man einige wenige



Gouverneur.

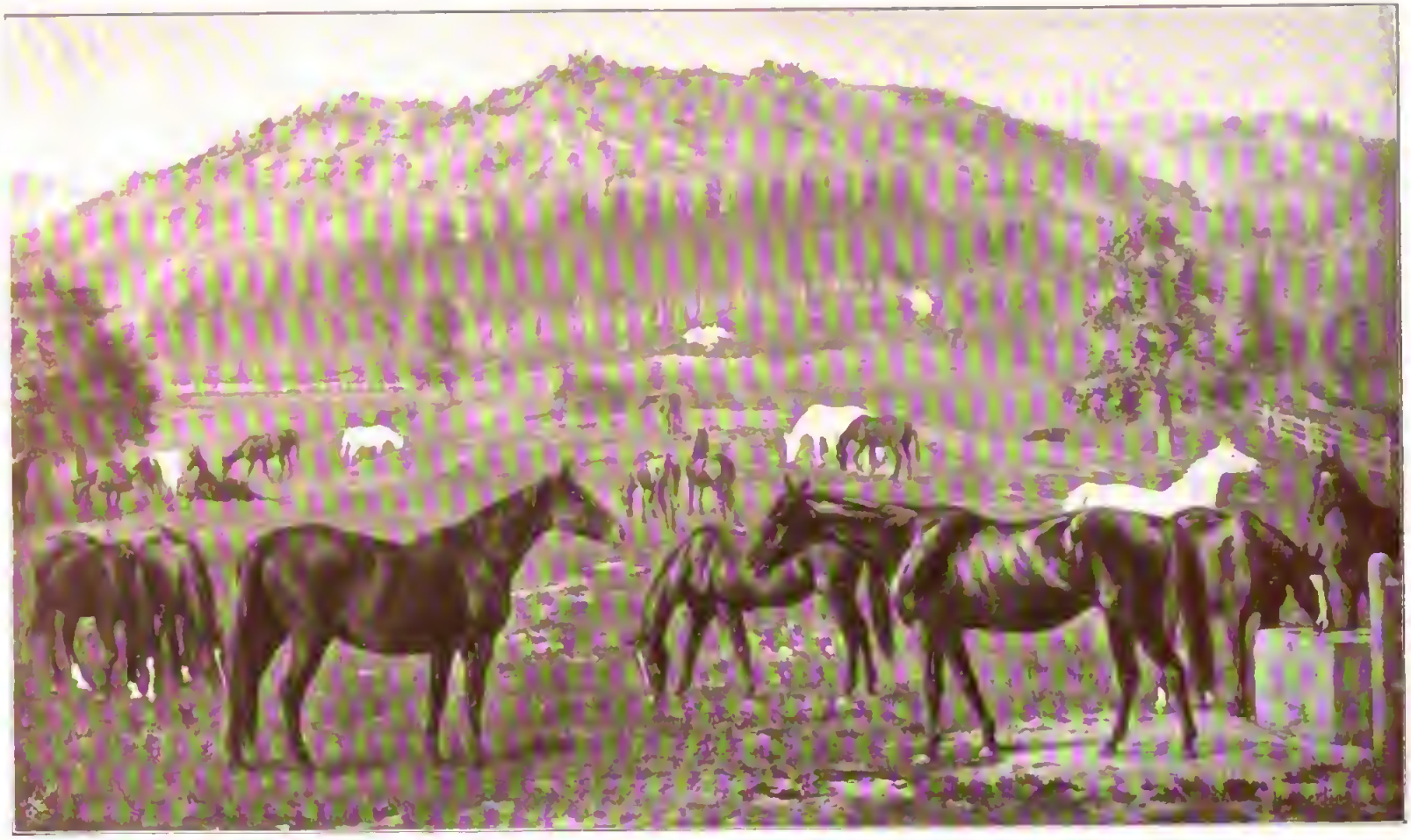
Nickel.

Minuten durch die engen Gassen von Bündheim gegangen ist, so erhebt sich plötzlich mitten zwischen kleinen schmucklosen Häusern ein alter, mächtiger Bau: das herzogliche Schloß des Harzburger Gestüts.

Freiherr von Girsewald wohnt während der Wintermonate in Braunschweig, wo er die Oberaufsicht des herzoglichen Marstalles zu führen hat, aber Braunschweig ist nicht weit, und er kommt oft herüber, um die Pferde zu besichtigen. Die seltenen Besucher, die im Winter und Frühling sich in Harzburg einfinden, zumeist wohl nur Vollblutzüchter, die das Gestüt kennen zu lernen wünschen, führt Direktor Hogrefe durch die weiten Anlagen. Wie er mehr als zwanzig Jahre lang die rechte Hand des alten Herrn von Girsewald war, so steht er auch heute noch dem Sohne hilfreich zur Seite, und gewiß kann man sich keinen besseren Führer wünschen als den alten Horseman, der die ganze glänzende Entwickelung der modernen Vollblutzucht seines Gestüts mitgemacht hat.

Der erste Weg gilt natürlich den Hengsten, die ihre Stallungen unmittelbar neben der geräumigen Reitbahn haben. In diesen letzten Monaten vereinigte sich alles Interesse der Besucher auf Calveley, den neu angekauften englischen Hengst, der mit 120 000 Mark nicht allzu teuer bezahlt erscheint. Er ist ein schöner dunkelbrauner Bursche von außerordentlich gutem Temperament, einstweilen noch weit eher das Bild eines Rennpferdes als eines Beschälers. Seine Erfolge auf den englischen Rennbahnen sind ausgezeichnete, was aber noch weit mehr für ihn spricht, ist seine Zugehörigkeit zu derjenigen Linie des Vollbluts, die heute den unbestritten ersten Platz einnimmt, nämlich der des Galopin. Calveley ist gezogen v. St. Serf v. St. Simon v. Galopin, und alle Tiere dieser Linie werden heute in den fünf Erdteilen mit Gold aufgewogen. — Der zweite große Hengst, den Harzburg besitzt, ist der Franzose Gouverneur. Er gewann auf der Rennbahn mehr als ein viertel Million Frones, und für den gleichen Betrag wurde der schöne Fuchshengst vor etwa acht Jahren für Harzburg erworben. Vielleicht ohne seine Schuld hat er bei den deutschen Züchtern nicht den Beifall gefunden, den ein Hengst in einem Gestüte solcher Bedeutung unbedingt erzielen muß, und da, wie gesagt, Calveley jetzt angekauft wurde, so ist der Franzose in Harzburg wenn auch nicht überflüssig so doch entbehrlich geworden. Man hat sich deshalb entschlossen, ihn für die nächsten zwei

Einjährige Fuchsstute mit Stern von Gouverneur a. d. Formica und einjährige Fuchsstute mit Blässe von Gouverneur a. d. Miß Bez.



Zwillingsschwestern: B. flat u. F. Sharpe — Katie (Mutter von Emilius). — Chambermaid. — Cantata (Mutter von Hymenaeus). — Marquise de Gaur.

Mutterstuten des Herzogl. Braunschweigischen Gestüts Harzburg. Nach dem Gemälde von H. Specling.

Vollblutjährling geb. 1896. Fuchshengſt v. Nickel a. d. Soham Laß.

ſich erinnert, wie einſt auf der Rennbahn die beſten engliſchen Jockeys Mühe hatten, mit dieſen ſelben Stuten trotz Peitſche und Sporn fertig zu werden, ſo muß man lächeln, wenn ſie jetzt hinter einem Kinde lammfromm ſpazieren gehen.

Und nun in den Stall der Mutterſtuten. Dorthin wo alle die ſich befinden, die ihre ſchwere Stunde ſchon hinter ſich haben. Man meint in eine große Familienſtube zu kommen. Fohlen, die ſchon ein paar Wochen alt ſind und neugierig den Kopf hinter der Mutter hervorſtrecken, — andere, die erſt ein paar Tage lang den blauen Himmel durch die etwas trüben Fenſterſcheiben ſehen und ſogleich beim Eintreten fremder Beſucher hinter der Mutter ſich verſtecken. Dann iſt da ein ganz kleines, das erſt wenige Stunden alt iſt. Die Mutter, eine große ſchöne Stute, eine Schweſter der berühmten Wellgunde, ſteht ganz ruhig und ſchaut uns an, während das Fohlen langſam um ſie hergeht und mit ſeinem kurzen Schwanze, der wie ein verknoteter Strick ausſieht, leicht um ſich ſchlägt. Ein großer Teil dieſer Stuten iſt, wie geſagt, weit hergekommen, ſchon in den Dezembertagen, und ſie werden nach ihrer Heimat mit dem Fohlen erſt wieder zurückkehren, wenn ſie Calveley oder Nickel ihren Beſuch abgeſtattet haben, und wenn die Jahreszeit für den Transport des Fohlens warm genug geworden ſein wird. Das iſt, alles in allem, jedesmal eine ſehr koſtbare Reiſe, denn wenn der billige Penſionspreis auch nur zwei Mark täglich beträgt (mit dem Fohlen 2 Mark 50), ſo iſt doch der zweimalige Transport ziemlich teuer, und daß die Decktaxen für Vollbluthengſte nicht billig ſind, iſt allgemein bekannt. Beträgt doch für den engliſchen Derbyſieger von 1899, der jetzt nach Frankreich verkauft iſt, die Gebühr jeder einzelnen Stute nicht weniger als 10 000 Franks. Man mag daraus berechnen, welcher Schaden den Züchter trifft, wenn die Stute verfohlt oder das junge Fohlen eingeht, oder auch dann, wenn der Beſuch beim Hengſte reſultatlos verlaufen iſt.

Durch den Park draußen ſtrömt klar wie Glas das Bergwaſſer, das in alle Ställe geleitet iſt und nur den Mutterſtuten mit einer leichten Erwärmung zugeführt wird. Daß dieſes Waſſer, das vom Silberborn herkommt, durch zehn Teiche fließend dem Geſtüt zu einer ſehr einträglichen Forellenzucht verhilft, ſei nur nebenbei erwähnt. Geht man durch dieſen ſchönen Park, in deſſen einer Ecke, ein Bild für den Maler,

Auktion der einjährigen Vollblutfohlen.

die kleine alte Dorfkirche liegt, so sieht man hie und da schwere ungefüge Granitblöcke, und einfache schwarze Inschriften sagen dem Vorbeigehenden, das hier Kisber und Savernake und alle die anderen berühmten Hengste von Harzburg begraben liegen. Diese kleine Ehrung im Tode hat nichts besonderes Feierliches, jedenfalls nichts was übertrieben und deshalb lächerlich erscheinen könnte. Haben doch die hier begrabenen Tiere oft eine große und bedeutungsvolle Rolle im Leben ihrer Besitzer gespielt. Kisber z. B. gehörte den Herren von Baltazzi und hatte ihnen in Rennpreisen und durch Wetten zu einem großen Vermögen verholfen. Sie brachten den ungarischen Hengst nach England, aber ihre Geldverpflichtungen wuchsen im Frühjahr 1876 durch mancherlei Umstände zu einer so ungeheuren Summe, daß sie verloren gewesen wären, wenn der Hengst im Derby versagt hätte. Das Wunder trat ein, und das erste und einzige Mal, daß ein ungarisches Pferd das Derby gewann, war jener unvergleichliche Sieg Kisbers.

Solche und ähnliche Romane aus dem wirklichen Leben könnte man von allen diesen berühmten Pferden erzählen, die da in dem stillen Park von Harzburg unter den Granitblöcken ruhen. In Epsom und Ascot und Paris sind sie vom Volk umjubelt und vom Volk verwünscht, sie haben gut und einfältig Schicksale der großen Welt mit erlebt und mit geschaffen, und sind dann eines Tages als müde Schauspieler von dem grünen Rasen, der auch eine Welt bedeutet, abgetreten, um in dieser Einsamkeit der Harzberge ihr Leben zu beschließen.

Daß man im Gestüt zu Harzburg neben den zahllosen Pferden auch zwanzig Kühe hält, viel Ackerland besitzt, 6000 Centner Heu erntet und auch Halbblutpferde züchtet, die für den herzoglichen Marstall in Braunschweig bestimmt sind, klingt einigermaßen prosaisch und soll auch nur der Vollständigkeit wegen erwähnt werden.

Alle Jahre einmal, gewöhnlich im Juni vor der Auktion, kommt der Prinz-Regent von Braunschweig, um die Jährlinge zu besichtigen, die dann vierzehn Tage später verkauft werden und in alle Winde sich zerstreuen. Die meisten um nie wieder zu kommen. Das ist Harzburgs großer Tag, wenn mit Extrazügen die Rennstallbesitzer und Züchter und Trainer und Jockeys und hundert andere Leute eintreffen, welche die jungen Pferde zunächst mustern und dann an dem öffentlichen Verkauf derselben sich beteiligen. Von Braunschweig her kommen

Kutscher, Wagen, Pferde, um die vielen Besucher vom Bahnhof nach dem Gestüt zu bringen, kommen Köche, Lakaien, Dienstpersonal, um das fürstliche Frühstück herzurichten, das Harzburg seinen Besuchern bietet. Und wenn dann unter den uralten schattigen Bäumen des Parks die Herren im weiten Kreise Platz genommen haben, der Rendant Hofmann die Auktionstribüne bestiegen hat, der erste Jährling in den Ring geführt wird, dann beginnt die große Stunde, in der sich entscheiden soll, ob die Jährlinge gute Preise erzielen und dieses ganze letzte Jahr für das Gestüt kein verlorenes war. Mehr als 150 000 Mark wurden 1896 in öffentlicher Auktion für die jungen Pferde gezahlt, seitdem schwanken die Preise hin und her, aber sie haben doch stets eine so beträchtliche Höhe erreicht, daß keins der Jahre für Harzburg als ein verfehltes gelten konnte. Von 1869 bis einschließlich 1900 wurden 416 Jährlinge zu 1 877 910 Mark verkauft, was einen Durchschnittspreis von 4514 Mark pro Stück ergibt. Die diesjährige Auktion findet Dienstag den 25. Juni statt. Es sollen 21 Vollblutjährlinge zum Verkauf gestellt werden.

Möge dieses große und schöne Gestüt seine in Deutschland in mancher Hinsicht unvergleichlichen Erfolge fortsetzen; das ist der aufrichtige Wunsch jedes guten Sportsman.

Trollbetta, Derbysieger.

Frühlingswunder.

Wo die sonnigen Linden stehn,
— Wie's mein Herz doch erfaßte! —
Eia, hab' ich den Frühling gesehn
Reiten auf einem Aste.
Spielte die Geigen und saß so da,
Ließ es klingen und schallen,
Als ich von Zweige zu Zweige sah,
Ritt er lachend auf allen.

Vogelsingen — sein Bogenstrich —
Sprach von Freuden und Festen,
Schwang von Wipfel zu Wipfel sich,
Hielt mich närrisch zum besten.
Tausend! Als ich hinuntersah,
Kam er den Weg gegangen,
Und, eh' der Herrgott den Schaden besah,
Hatt' ich den Frühling gefangen.

Frühling, sprach sie, so heiß' ich nicht,
Hab' keine Blumen und Lieder! —
Frühling, sprach ich, das glaub' ich nicht,
Frühling, ich kenn' dich ja wieder.
Ach, und ein Wunder ward da mir bewußt:
Frühling, der fröhliche Reiter,
Unten lag er an meiner Brust,
Oben geigte er weiter.

Carl Busse.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Allen Göttern sei Dank! Wir haben wieder einen Stil, eine Richtung. Nicht nur in der Möbeltischlerei, auch in der Litteratur. Den Stil des Sammelsuriums, in dem alle Richtungen der letzten Jahrzehnte wirbelnd und quirlend zusammenfließen. Realismus und Romantik, Naturalismus und Symbolistik, Trivialismus und Phantastik. Ein Durcheinander von einfach derben und barock verschnörkelten Linien, von freilichtklaren und mystisch vernebelten Farben, von altväterischer Nüchternheit und moderner Berauschtheit, von Banalität und Schwulst. Flaubert und Zola, Maeterlinck und d'Annunzio, jeder hat zu dem Stil sein Scherflein beigesteuert. Und wie die Form, so der Inhalt. Ein tolles Hexengebräu, ein Gemisch von Tolstoi und Nietzsche, von Socialismus und Ichvernarrtheit, von Kraftmeierei und Neurasthenie, von Erotik und Askese, von krampfhafter Skepsis und krampfhafter Gläubigkeit. Trotz allen Wirrwarrs aber ein gewisser Gesamteindruck: der Eindruck des Stilisierten, Manierierten und Gezierten. Eine Manierthheit wie in den Tagen Marinis, Lohensteins und Hoffmannwaldaus. Stilisiert selbst der Clown, der auf dem Überbrettl seine Purzelbäume schießt. Die Sprache nervös, zerhackt, mit gesuchten, schillernden Bildern überladen wie eine Rokotte mit falschem Schmuck. Die Empfindung überhitzt, innerlich müde und leer, äußerlich flackernd, wirblig, blendend. Viel Feuerwerk und wenig Glut, viel prunkvolle Feierlichkeit und kaum eine Spur von Humor.

Es ist dringend anzuraten, Schöpfungen dieses Stils nur mit Maß, stündlich einen Theelöffel voll zu genießen. Andernfalls droht einem die Gefahr, infolge der Lektüre mit wilden, wirren Träumen gequält zu werden. Man fühlt sich durch Landschaften gehetzt, in denen blaue und violette Bäume wie Schlangen sich winden und den Träumer zu umstricken trachten, in denen die Häuser Tarantella tanzen und aus jedem Fenster dürre Hexen grinsend ihre Arme nach dem Wanderer ausstrecken. Die Arme werden länger und länger, und kaum, daß man ihnen durch einen jähen Aufflug entronnen ist, gerät man in düstere Nebelhöhlen, wo einem Vampyre, Drachen und Sirenen ihre holde Gesellschaft mit verdächtigem Eifer aufdrängen. Zuguterletzt stürzt man nieder, einen Drachen über sich und eine secessionistisch schlanke Sirene zur Seite. Erst nach vielem Stöhnen und Ängsten schüttelt man aufwachend das Gesindel mit seinem Albdruck von sich.

Leider ist dieser Traum kein bloßes Phantasiegebilde, ich habe ihn durchgemacht, als ich leichtsinnig genug mir den Genuß der „Eva Sehring", statt in den Morgenstunden, am späten Abend vergönnt hatte. „Eva Sehring", Hans von Kahlenbergs neuester Roman (Berlin, S. Fischer), hat allen Anspruch darauf, als ein typisches Erzeugnis der jüngsten Modelitteratur zu gelten. Typisch daran ist fast alles: die Individualität der Erzählerin tritt nur hie und da in den Vordergrund. Gedanken und Empfindungen, Betrachtungen und Schilderungen, Inhalt wie Stil — das alles trägt nicht bloß äußerlich das Gepräge der neuesten Mode, es ist auch innerlich ganz und gar Zeitgewächs. Das subjektiv Eigenartige, das Persönliche spielt eine mehr als bescheidene Rolle, alles Wesentliche an dem Werk ist Nachahmung und Nachempfindung, Modegeist und Modestil. Die Menschen, die Hans von Kahlenberg vorführt, die Zustände, die sie schildert, die Bilder, das Kolorit, der Gefühls- und Leidenschaftsausdruck — jeder Zug beinahe gemahnt an fünfzig andere Romane der modernen Litteratur, an Zola und Maupassant, an d'Annunzio und Marcel Prevost. An einer Stelle ihres Romans charakterisiert die Erzählerin selbst einmal das Wesen des jüngsten Litteraturstils sehr fein und richtig, mit einem Bilde, das allerdings keineswegs auf die Litteratur gemünzt ist. „Eine Frau, die zum erstenmale liebt, ist wie die kleinen, wilden Feldblumen. Da ist alles im Verhältnis, Stengel, Blume und Blättchen. Aber wir nehmen sie und bilden sie aus wie diese enormen, unnatürlichen Treibhauskronen, Tulpen und Begonien, mit perniciösen Düften und flammenden Farben, die vergiften und welken." Was hier von modernster Liebe gesagt ist, gilt ebenso wohl vom modernsten Stil und Geist. Treibhausblüten in Treibhausluft gezogen. Übertreibung, Schwüle, Fieber aller Enden. Aber auch im Nachempfinden kann sich Talent offenbaren. Und eine virtuose, im gewissen Sinne glänzende Begabung ist Hans von Kahlenberg nicht abzusprechen. Immer wieder in allerlei Einzelheiten bezeugt sich ihre Erzählungskunst, die freilich, wie es der ganzen Richtung eigen, mehr auf äußeres Gebtende, als auf Vertiefung, mehr auf Pilanterie und Verblüffung, als innere Wahrheit, mehr auf Kunststücke, als lebenzeugendes Schaffen und Schöpfen ausgeht.

„Eva Sehring" ist wieder einmal ein Roman aus der Welt des fin de siècle, der modernen

Dekadence, die sich freilich trotz aller Siechheit und Fäulnis nur zu gern als das Übermenschliche aufspielen möchte. Nur zum Teil ein Roman, zum Teil auch eine Bekenntnisschrift, in die Hans van Kahlenberg — der Name ist ein Pseudonym für eine Dame — möglichst viel von ihren Meinungen über Gott, Welt, Menschen und Dinge hineingepackt hat. Die litterarische Art der Verfasserin hat etwas so offenherzig Weibliches, daß das männliche Pseudonym mehr als deplaciert, beinahe komisch erscheint. In ihrer Heldin hat sich die Dichterin zum guten Teil selbst gezeichnet; wie ihre holde Eva lebt auch sie in beständiger Verzückung und Anbetung. Zeuge dessen ihre Gedanken über Napoleon, Nietzsche, Wilhelm II. und Goethe. In drei Abschnitte zerfällt der Roman, die miteinander nur sehr lose verknüpft sind; als Ganzes ist das Werk, wie deutlich zu merken, durch die Memoiren der Marie Baschkirtseff lebhaft beeinflußt worden. Von den Backfisch- und Flegeljahren Kleinevchens erzählt Abschnitt Eins. Auf dem Gute ihres Onkels wächst die junge Maid auf, unter der Zucht zweier Vettern, von denen der eine das Bäschen lieben und küssen lehrt, während der andere sie mit seinen weisheitsreifen anarchistischen Idealen beglückt. Mit Vorliebe liegt die kleine Dame im Gras und starrt in den Himmel empor. „Sie möchte singen, laut jauchzen. Aber sie singt nicht. Sie denkt an den Adler, der sehr einsam schwebt über ewigen, eisbedeckten Gipfeln, an Brunhild, sich vom Himmelswall stürzend mit eingelegtem Speer, an sehr grelle Blitze, Donner, die die Erde erschüttern, — was tapfer und kühn und stolz ist. Erinnerungen aus Büchern und Dinge der Natur, die das Blut in ihren Adern hochklopfen machen und ihr rote, heiße Wogen ins Gehirn jagen." Wie man sieht, vernachlässigt Eva bei ihrem Denken ein wenig die Regeln der Grammatik. Aber sie begeistert sich nicht nur, sie haßt auch. Vor allem Gott. „Er ist es, der alles so gemacht hat, der die Grenzen steckt, das Einzwängende, Übermächtige, das demütigt und zerbricht. Und sie haßt ihn. Sie haßt ihn." Nach diesem Vorspiel hat man ein gewisses Recht zu erwarten, daß sich Evchen zu einer fürchterlichen Umstürzlerin oder zu einer königlichen Hetäre entwickeln wird. Aber sie unterläßt mit vielem Geschick beides. Im zweiten Abschnitt werden wir mit einem plötzlichen Ruck nach Paris versetzt. Eva tritt auf als Malerin und Priesterin — im Dienste Henri Reilles, des großen Farbenkünstlers, den sie anbetet. Anbetet, — nicht bildlich gesprochen, sondern in der That. Henri hat allen Anspruch auf einen derartigen Kultus. Noch hat er nicht das 30. Jahr erreicht, und schon hat er im Übermaß alles, was die Welt zu bieten hat, verschluckt. Weiber — pah! — zu Hunderten haben sie ihm das Leben versüßt, vergiftet; Ruhm — pah! — er hat ihn bis zur Hefe ausgekostet; Spiel, Wein, Sport — pah! — das alles hat er genossen reichlicher als ein englischer Herzogsspraß. Und nun steht er, ausgemergelt an Körper und Geist, in aller Glorie, anbetungswürdig da. Das einzige, was ihn noch erregt, zur Schwärmerei erregt, ist die — Krawatte. Die Krawatte, „das ist das wahrhaft Interessante im Leben. Das, worauf es ankommt. Der Knoten einer Krawatte. Das ist alles. Das ist sehr suggestiv. C'est tout l'homme. Eine ganze Kultur. Christus und Napoleon." Schon früh hat sich Henri die Losung gesetzt: „Bis zum 30. Jahr will ich leben. Hernach ist's doch nur noch Erbrochenes." Und so bleibt ihm denn, als er sich diesem Alter nähert, nichts übrig, als sich aufs Siechbett zu legen, zu faulen und zu sterben. Eva aber ist um ihn Tag und Nacht und pflegt ihn, unermüdlich, opferfreudig wie eine Mutter, bis er den letzten Hauch ausstößt. Dr. Hellbach, ein junger Arzt, liebt die treue Dame und wirbt um sie, aber er ist gesund, lebensfrisch, normal, und deshalb verachtet ihn Evchen aufs tiefste und weist ihn grimmig ab. Gutmütige Leser könnten meinen, die Erzählerin habe eine Satire schreiben wollen auf die Kinder der Dekadence. Aber davon kann keine Rede sein, sie meint es bitterlich ernst, auch ihr ist im allgemeinen der teure Henri ein Ideal. Dafür zeugt die ganze Art, wie sie schreibt, Ton, Stimmung, Färbung. Ein Ideal jedenfalls, wenn auch nicht das absolute. Dies absolute repräsentiert Goethe, wie aus dem dritten Abschnitt ersichtlich wird. „Er der zugleich schwach und gesund war, suchend und findend, irrend und führend, ein Held und ein Elender, ein Fehlender und ein Helfender. Ein Starker und ein Erbarmer. Und immer schön." Es fragt sich nur leider, ob Fräulein Eva und die Erzählerin Goethes weibliche Ideale wären. Neben Goethe ist es vor allem Wilhelm II., für den die beiden Damen, die Erzählerin und ihre Heldin schwärmen. Und mit dieser und anderer Schwärmerei wird der dritte Abschnitt zum größten Teil ausgefüllt. Was er sonst enthält, ist nicht viel. Eva entpuppt sich als geniale Künstlerin, aber ganz befriedigen kann Ruhm und Ehre sie nicht. Zum Glück taucht Dr. Hellbach wieder auf, und in seiner edlen Vorurteilslosigkeit klopft er noch einmal bei der Geliebten an: „Wollen Sie mein Weib sein?" „Sie kam zu ihm mit kleinen, kurzen, zögernden Schritten. Die Röte war in ihr Gesicht gestiegen. Sie fühlte die Thränen ihre Augen füllen. Sie schämte sich, und sie weinte. Dann lief sie schneller. Sie warf sich in seine geöffneten Arme ... Nein — nein — nein! wimmerte sie schluchzend. Er hielt sie ganz fest. Sein Arm stützte ihre hilflose, gebrochene Taille. Ihre Thränen fielen auf seine Hand. Er lächelte ein klein wenig. Ja! sagte er sehr ernst, fast feierlich. Ja! mein Herz. Und doch: Ja!" Wenn dieser feierliche Ernst nicht lustig ist, dann weiß ich nicht, was überhaupt noch als lustig gelten soll. Für das unfreiwillig Komische geht offenbar der Dame jeder Sinn ab. Und doch wird sie mit ihrer Begabung nur dann wahrhaft Bedeutsames schaffen, wenn es ihr gelingt, diesen Sinn zu erwerben d. h. sich aus dem Bann des falschen Pathos zu befreien. Eva aber, die Priesterin der Dekadence, wird schließlich ein ganz normales Eheweib, ein leiblich und geistig gesundes Mütterlein, das wie klein Evchen mit Vorliebe im Grase sitzt, doch nicht, um zu träumen und zu hassen. Sie „sitzt im Gras, hält ihr Kind an der Brust und nährt es selbst". Psychologischer Wirrwarr, — dein Name ist Eva Hellbach geb. Sehring!

Mit dem Inhalt des Romans steht die Sprache in holdem Einklang. Es fehlt nicht an feinen Gedanken in erlesener Form, an ansprechenden Bildern. Aber im allgemeinen ist die Sprache überhitzt und bis zur Verzerrung maßlos. Was der Verfasserin, wie so vielen anderen Gegenwartskünstlern mangelt, ist das rechte Verständnis für den Unterschied zwischen Groß und Klein, Wichtig und Nichtig, Bedeutsam und Nebensächlich. Es hängt das mit ihrer pathetischen Auffassungsweise eng zusammen. Wie sie die Gefühle eines kleinen Mädchens in Ausdrücken darstellt, die für die Empfindungswelt eines Weltgenies, wenigstens quantitativ, ausreichen würden, so bauscht sie immer wieder Kleinlichkeiten und Alltäglichkeiten zum Erhabenen, Ungeheueren auf. Gelegentlich schildert sie einen Zank zwischen Eva und dem süßen Henri. Und da heißt es: „Ihr ganzer Körper zuckte und zitterte. Kalte Ströme von Haß durchfluteten sie, ließen sie sich aufbäumen in den Hüften, wie ein Pferd, das ausschlägt ... Die Worte stürzten von ihren Lippen ohne ihr Zuthun. Vergiftet, geradeaus zielend, wie mörderische Pfeile aus nächster Nähe, von Brust zu Brust. Ein Wühlen im Weichen, in Blut und Eingeweiden, das ihr Metzgergefühle gab, abscheuliche Lippenverzerrungen, zerschneidendes Lachen." Was das rein Formale angeht, so teilt die Dichterin mit ihren Kollegen vom neueren Stil den Abscheu gegen Verhältnis- und Verbindungswörter (S. 186 „Sie weinte vor Sehnsucht nach Deutschland, kleinen, dicken Wollsträmpfen, die sie im Stift getragen"), gegen Relativsätze und gegliederte Satzperioden. Da kommen ganz von selbst allerlei Stilflüchtigkeiten und grammatikalische Undinge zustande. Was sie hier zu wenig gibt, gibt sie anderswo zu viel. Ihre Schilderungen sind mit Details überhäuft, getreu nach Flaubert und Zola. Und dagegen sticht wieder die sprachliche Kurzatmigkeit, die sich sonst geltend macht, seltsam ab. Der nervöse Hackstil, der lauter Satzembryos produziert, ist nur bei sparsamer Anwendung ästhetisch erträglich. Er ist berechtigt, wenn er die Person und Situation charakterisieren hilft. Aber bei unseren Modernsten ist er kein bloßes Kunstmittel mehr, sondern schon Selbstzweck geworden. Er dient ihnen dazu, sich als Sprachjongleurs zu zeigen, zu verblüffen und sich auf den Interessanten auszuspielen. Auf diese Weise wird alle Kunst zur Künstelei, das Künstlerische zum Artistischen, das Schaffen zur Sensation, alle Eigenart zur Manierertheit. Immer wieder, wenn die Kultur eines Zeitalters eine bestimmte Höhe erreicht hat, tritt diese Sucht nach dem Ueberreizten und Überspannten zutage. Zum Glück folgt auch immer wieder die Reaktion, die von neuem das Schlichte, Urwüchsige, einfach Klare schätzen und schaffen lehrt.

Etwas von dieser Schlichtheit und Einfachheit lebt in dem Roman „Maadalena", den Maximilian von Rosenberg bei Alfred Schall in Berlin veröffentlicht hat. Eine Sprache voll Klarheit und Frische, inniges und kerniges Empfinden, eine lebendige Darstellungsgabe und ein sicherer, festgefügter Aufbau. Inhaltlich erfreut das Werk durch die Lebens- und Geistesreife, die weder verdammt noch verhimmelt, sondern menschliches Thun und Handeln einfach zu erklären sucht, die vorurteilsfrei alle Dinge im rechten Lichte sieht und das Hohe nicht über-, das Geringe nicht unterschätzt. Es ist keine große Kunst, keine starke Eigenart, die sich in dem Werke offenbart, wohl aber eine feine Kunst und eine gewinnende Persönlichkeit. Nur hie und da streift die Darstellung ans Triviale, nur an einzelnen Stellen könnte der Empfindungsausdruck machtvoller und hinreißender sein. In seinen Grundlinien bietet der Stoff nichts sonderlich Neues, die Lebens- und Leidensgeschichte der Magdalena Küster erinnert in mehr als einem Zuge an oft Erzähltes und oft Behandeltes. Die Einkleidung aber gibt der Geschichte einen eigenen Reiz; sie hält nicht nur äußerlich eine starke Spannung wach, sondern gibt auch zu tieferen psychologischen Erörterungen, zu charakteristischen Schilderungen Anlaß. Magdalena verlebt ihre Kindheit in einem deutschen Pfarrhause von alter guter Art. Schon früh bekundet sie ein starkes schauspielerisches Können; der feinsinnige Pfarrer aber denkt nicht einen Augenblick daran, das Talent zu ersticken, sondern er sieht seine Aufgabe darin, seinem Zögling eine möglichst reiche Mitgift an Idealismus und hochgerichteter Kunstauffassung ins Leben mitzugeben. So glaubt er sie am besten gegen alle Gefahren ihres künstlerischen Berufs, gegen alle Irrungen gefeit. Und sein Glaube bewährt sich. In kurzer Zeit ringt sich Magdalena zur gefeierten Künstlerin empor, unerschütterlich aber wahrt sie sich die Idealität ihres Kunstempfindens und die Reinheit der Seele. Gegen alle Anfechtungen ist sie gefeit, nur gegen den Zauber der Liebe nicht. Die Innigkeit und Inbrunst, mit der sie liebt, wird ihr zum Verhängnis. Ein Aristokrat, der nicht nur der Geburt nach vornehm, sondern auch durch Gesinnung und Geist die Menge überragt, gewinnt ihr Herz. Und sie gewinnt das seine. Schnell aber geht der Liebesfrühling, der den beiden erblüht ist, vorüber. Eines Tages erfährt die Künstlerin, daß der Geliebte nicht mehr frei, daß er bereits an ein anderes Weib gebunden ist. Er hat ihr das verschwiegen, weil seine Frau im Irrenhause weilt und aller Voraussicht nach der Tod die Ärmste in Bälde erlösen und damit dem Manne seine Freiheit zurückgeben wird. Magdalena jedoch faßt die Sache weniger leichtmütig auf, sie bricht innerlich zusammen, entsagt verzweifelnd ihrer Kunst und kehrt in die Heimat lebenskrank und lebensmüde zurück. Nur allmählich regen sich in ihr neue Triebe; unter dem Einfluß der alten heimatlichen Beziehungen gewinnt sie nach und nach frischen Lebensmut und Lebenslust. Ein junger Arzt erringt sich ihre Sympathie, ihre Neigung, und sie ist bereit, ihm die Hand zu dauernder Gemeinschaft zu reichen. Da aber, kurz vor dem Tage, wo sie vor den Altar treten will, sieht sie den einst Geliebten wieder. Die alte Leidenschaft flammt neu in ihr empor, und sie erkennt, daß sie dem Verlobten unmöglich das sein kann, was er begehrt und worauf er Anspruch hat. Den Zwiespalt, der sie zerreißt, weiß sie schließlich nicht anders zu überwinden, als daß sie sich selbst den Tod gibt.

In feinsinniger Weise hat es der Erzähler verstanden, diesem schlichten Lebensgeschick durch die Art der Behandlung, durch den Aufbau der Geschichte ein erhöhtes Interesse zu verleihen. Er stellt den Selbstmord an die Spitze des Werkes und geht nun darauf aus, die That, die selbst für die Nächstangehörigen der Künstlerin etwas Unerklärliches hat, Schritt für Schritt aufzuhellen. Dieser Aufklärungsversuch gibt dem Dichter die willkommene Gelegenheit, die Briefe und Tagebücher seiner Heldin in ausgedehntem Maße zu verwerten. Dadurch erhält die Erzählung nicht nur ein lebensfrischeres Gepräge, sondern auch das psychologische Element verstärkt und bereichert sich.

In die Theaterwelt führt auch der neueste Roman Carry Brachvogels „Die große Pagode" (Berlin, S. Fischer). Aber es scheint eine ganz andere Welt als die zu sein, die M. van Rosenberg schildert; kaum eine schwache Brücke verbindet die eine mit der anderen. Es ist ein Ausschnitt aus der Kunst-Bohème, den Carry Brachvogel mit einem Realismus vor Augen führt, der jedes Ding bei seinem Namen nennt, der in keinerlei Hinsicht ein Blatt vor den Mund nimmt. Ein Wirklichkeitsbild in der derben, saftigen Manier des Niederländers, kraftvoll in der Farbe, lebensprühend in jedem Zuge. Für prüde, vielleicht auch für zarte Seelen ist der Roman ein shoking Ding; ihnen wird an der urwüchsigen Heldin nur das äußerlich Rohe zum Bewußtsein kommen. Und doch birgt sich auch hier hinter aller Wüstheit des Äußern ein gut Stück Idealität. So wenig die Aufführung der Heldin den Vorschriften der bürgerlichen Moral entspricht, so kräftig entwickelt ihr Egoismus und Lebenshunger ist, so steckt doch auch in ihr das Ideelle, das jeder gesunden, ungekünstelten Natur eigen ist, jeder Natur, die wohl sinnlich, aber nie lüstern sein kann, die wohl über alle Stränge schlagen, aber nie gemein, d. h. sich selbst, ihrem innersten Wesen untreu werden kann. Künstlerisch bietet das Werk in seiner Art, von einzelnen Strichen abgesehen, etwas so gut wie Vollendetes; die Art ist nicht groß, nicht auf geistig und ideell Bedeutsames gerichtet, aber echt und in sich stark. Der Realismus Carry Brachvogels ist ebenso derb wie gesund; er hat nichts von der Manierirtheit, wie sie bei Hans von Kahlenberg zutage tritt. Sprache und Empfindungsausdruck sind schlicht und wirklichkeitsfrisch; an allerlei Ungeschminktheit ist kein Mangel, der Stoff erfordert das; dann und wann freilich treibt es die Erzählerin ein wenig toller, als unbedingt nötig erscheint. In der Charakteristik, die im allgemeinen durchaus treffsicher und überzeugend wirkt, wird hier und da die Hinneigung zur Karikatur allzu deutlich merkbar. Von dem Inhalt des Romans läßt sich nicht gut in Kürze ein Bild entwerfen; er bietet eine bunte Fülle von Schilderungen aus der Zigeunerei, die nicht allzufest ineinander gewirkt sind, immerhin aber ein einheitliches Gepräge tragen. Eine Art höheren Sinnes gibt dem Roman der Schluß. Die Heldin, die eine vortreffliche Soubrette ist, wird beständig von dem Verlangen gequält, sich auch in tragischen, in idealeren Rollen als Meisterin zu erweisen. Als sie endlich die Gelegenheit findet, erlebt sie eine schwere Enttäuschung. Und damit „die Stunde, die keinem erspart bleibt — die Jeder mit sich allein durchmachen muß, die Stunde, da er die große Illusion seines Lebens begräbt". Über den Titel des Romans mir den Kopf zu zerbrechen, dazu fehlt es mir an Zeit. Möglicherweise soll „Die große Pagode" das Theater versinnbildlichen, aber auch das umfassendere Komödientum der gesellschaftlichen Konvention; vielleicht aber geht das Wort auf die große Illusion, die den Einzelnen plagt, mit Wunsch und Sehnsucht über das Können hinauszustreben. Besser wäre es schon, die Erzählerin gäbe dergleichen Titeln künftighin selbst eine Erklärung mit auf den Weg.

Abseits von allen Richtungen, von allem litterarischen Parteigetriebe, erhaben über den —iken und —ismen des Tages steht das Werk, das soeben in einer zweiten Ausgabe bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen ist. Wilhelm Bölsches dreibändiger Roman „Die Mittagsgöttin". Ein Werk, reich wie das Leben selbst, vom frischesten Wirklichkeitshauch durchweht und doch zugleich von hoher Idealität erfüllt, eine Weltanschauungsdichtung im großen Stil. Humor und Tragik, Pathos und Pikanterie, Realistik und Romantik, Zartes und Derbes in buntem Gemenge, in sprießender Fülle. Charakterzeichnungen von einer Schärfe und Deutlichkeit in jeder Linie und psychologisch so vertieft, daß sie den Vergleich mit keinen anderen Gebilden der neueren Litteratur zu scheuen haben. Und als Untergrund ein Mosaik von Großstadt- und Landschaftsschilderungen, in denen sich ebenso glänzend die Akribie des Naturforschers wie die Stimmungsgewalt des Lyrikers offenbart. Die Farbenpracht dieser Schilderungen hat etwas Berauschendes: nur hier und da wirkt die Überfülle des Details ermüdend und verwirrend. Berlin und der Spreewald bilden den Schauplatz des Romans; was diese packenden Gegensätze an Reiz und Inhalt bieten, das hat der Dichter so gut wie ausgeschöpft. In seiner ersten Ausgabe hat das Werk nicht ganz die Beachtung gefunden, die ihm gebührt. Oberflächliche Leser, Leser, deren Nervosität jede Versenkung und Vertiefung scheut, schreckt der Roman durch seine breite Ausführlichkeit, durch seinen massigen Aufbau ab. Solche Leser aber bilden zweifellos die Masse des romanbedürftigen Publikums. Bölsche schafft mit jenem echt epischen Behagen, dem kein Zug zu gering ist, die Anschaulichkeit des Bildes zu erhöhen, mit jenem Behagen, das sich in allen Meisterwerken der Romanlitteratur, vom Don Quijote und Wilhelm Meister bis zum David Copperfield und Raabes Hungerpastor bekundet. Gegenüber der nervösen Weise so vieler Modernen bildet diese gesund epische Art eine wohlthuende Erquickung. Inhaltlich führt der Roman mitten in die Geisteskämpfe der Gegenwart. Seinen Stoff entnimmt er dem spiritistischen Treiben unserer Tage, aber Bölsche erfaßt den Gegenstand tief genug, um in dem Werke die gesamten Gegensätze des heutigen Weltanschauungskampfes wiederzuspiegeln. Und dieser Kampf vollzieht sich nicht in einem Für und Wider von abstrakten Dedukianen, sondern

in der Seele einer bedeutenden Persönlichkeit, die ein leidenschaftliches Streben nach Wahrheit erfüllt. Die Höhe der Auffassung schließt von selbst jede Tendenzmacherei aus. Diesen Punkt berührt der Dichter selbst in seinem Vorwort: „Ein Roman ist kein Lehrbuch und noch weniger eine polemische Flugschrift. Es wäre wohlfeil gewesen, den Spiritismus als Anhänger zu verhimmeln oder als Gegner dem Gelächter preiszugeben. Mir war er nichts weiter, nichts Größeres, aber auch nichts Geringeres, als ein Einzelfall, an dem ich wichtige Momente des geistigen Ringens, das unsere Tage bewegt, besonders leicht darlegen konnte: den Kampf des Gemüts wider eine bestimmte Art von Geist, die Sehnsucht nach Mystik in einer Zeit der kalten Berechnung . . . Sturmschwalben einer neuen Welt inmitten lichtscheuen Nachtgevögels aus den morschen Ruinen der Vergangenheit." Bei aller Geistigkeit aber und aller künstlerischen Feinheit entbehrt das Werk keineswegs jener Reize, die in besonderem Sinne für „romanhaft" gelten; die Spannung, welche die stofflichen Verwickelungen wecken, steht hinter den Erregungen eines der beliebten Sensationsromane kaum zurück.

Ein Werk wie dieses wendet sich nicht allein an das Urteil der Gegenwart. Dereinst aber wird man, wie mir gewiß scheint, den Roman unter die standard works unserer Epoche, zu den Eck- und Grundsteinen der Litteratur unseres Zeitalters rechnen . . . Wie all seine Verlagserscheinungen, so hat Eugen Diederichs auch das Werk Wilhelm Bölsches in einer Weise ausgestattet, die als musterhaft und vorbildlich gelten darf. Nicht in jeder Einzelheit, aber doch im großen und ganzen.

An das Licht.

Von

Friedrich Karl Kretzmann.

Als sich kaum der Tag erhoben,
Übers Meer der Frühwind floß,
Und ein Rosenlicht von droben
Mild die Wellen übergoß,
Stand ich hoch, von Morgenhellen
Bis ins Innerste durchsonnt,
Und es flimmertrn die Wellen
Leuchtend bis zum Horizont.

Und der Buchenwald erbrauste
Schauernd in der Morgenpracht,
Morgenherrlichkeit durchgrauste
Baum und Baum mit Geistermacht.
Alles bebt in seinen Grenzen,
Küsten frösteln kühldurchweht,
Wenn mit ungeheurem Glänzen
Übern Meer der Tag ersteht.

In dem tiefgeheimen Leben
Fühlt' ich froherfüllte Pflicht:
Alles Wesen, alles Leben
Opferte dem ew'gen Licht,
Noch im Dienst drs Lichtes trunken
Starb die Welle auf dem Strand,
Stäubte auf in goldnen Funken
Und zerrann verzückt im Sand.

Heil'ge Nährerin des Lebens,
Todbezwing'rin ist das Licht,
Ziel und Heimat alles Strebens,
Wen es floh, der lebte nicht.
Deren Strahlen Wegefinder
Durch den Tod, wie durch die Nacht.
Mutter, blick auf deine Kinder,
Die dein Anblick glücklich macht!

Das Théâtre français nach seiner Wiederherstellung.

Rundschau.

Von der Wiederherstellung des Théâtre français zu Paris. — Kunstgewerbe von H. Hirzel. Schmucksachen von Hugo Eisenach. — Römische Ausgrabungen. — Von der Ausstellung „München im XVIII. Jahrhundert." — Zu unsern Bildern.

Der verheerende Brand, der das Théâtre français zu Paris am 8. März des vorigen Jahres heimgesucht hat, ist äußerlich fast spurlos an diesem vorübergegangen; denn jetzt, wo die Wiederherstellung des Gebäudes vollendet ist und die Vorstellungen darin wieder aufgenommen worden sind, zeigt sich die Fassade des Theaters, die ja allerdings auch weniger gelitten hatte, ganz in der alten historischen Form des Palais Royal, in dem die Bühne bekanntlich nun schon seit dem Jahre 1803 ihre Stätte gefunden hat. Die nach Millionen Wert sich beziffernden Kunstschätze des Theaters, namentlich die Gemälde, Büsten, Gobelins und Möbel, die sich im Laufe des über zweihundertjährigen Bestehens der Bühne angesammelt haben, sind erfreulicherweise bei dem Brande zum größten Teil unversehrt geblieben und gerettet worden, und sie verleihen nun dem Theater auch im Inneren wieder einen altvertrauten Eindruck. Aber dennoch ist mit den Räumlichkeiten bei den Restaurierungsarbeiten manche Änderung vor sich gegangen, um den modernen Anforderungen an Bequemlichkeit und Komfort zu genügen. Die prächtig eingerichteten Foyers, Galerien und Salons für die Besucher und Schauspieler gewähren einen imposanten Anblick; man

Salon der Künstler im Théâtre français.

Das Foyer der Künstler im Théâtre français mit dem Bildnis von Mlle. Henriot.

glaubt eher in den Appartements eines fürstlichen Schlosses als in den Nebenräumen eines öffentlichen Theaters zu sein. Unsere Bilder geben hiervon eine Darstellung. Sie zeigen, außer der Außenansicht, einen Teil des großen Foyers mit der berühmten Voltaire-Statue Houdons, ferner eine Ecke aus dem Salon der Künstler und den Kamin im Foyer derselben. Das große Porträt links vom Spiegel wird für alle Zeiten eine traurige Reminiscenz in der Geschichte des Theaters bedeuten, ist es doch das von Carolus Duran gemalte Bildnis der jungen, liebreizenden Schauspielerin Mademoiselle Henriot, die bei dem Brande am 8. März ein so schreckliches Ende gefunden hat.

Nach ein anderes Theater führen wir unseren Lesern im Bilde vor, ein rechtes Gegenstück zu dem eben besprochenen. Während dies in allem die historische Tradition verrät, ist das neue Münchener Schauspielhaus ein vollbürtiges Kind unsrer modernsten Zeit. Der herrschende Modestil hat ihm seine charakteristischen Formen aufgeprägt, wie auf unsrer Darstellung des Zuschauerraumes recht zu ersehen ist. Überall diese schlanken, leise geschweiften Linien und glatten, matt getönten Flächen von den Sesseln im Parkett an bis hinauf zu dem Balkon und weiterhin zum Gebälk der schwach gewölbten Decke mit ihren, aus den architektonischen Formen gewissermaßen herauswachsenden Beleuchtungskörpern. Die dekorative Ausstattung des Hauses ist ein Werk des jungen Münchener Malers Richard Riemerschmid. Bedeutet mithin die Ausstattung des Theaters einen Triumph der modernen Kunstrichtung in München, so auch das Zustandekommen des Baues überhaupt. Denn als das Schauspielhaus, als eine Pflegstätte moderner dramatischer Kunst, vor einigen Jahren begründet wurde, da geschah es unter sehr schwierigen Umständen, und das neue Unternehmen hatte mit Anfeindung, Mißverständnis und finanziellen Nöten lange schwer zu kämpfen. Wiederholt mußte die Truppe die Stätte ihrer Wirksamkeit wechseln und zeitweilig sogar in einem Saal spielen, wo sonst Faschingsbälle und Kommerse abgehalten worden waren. Endlich fand sich in der Person eines vermögenden und kunstfreundlichen Münchener Bürgers, des Herrn Schmederer, der Helfer, der dem Unternehmen die nötigen Mittel zur Verfügung stellte und ihm nun auch zu einem eigenen stattlichen Heim verhalfen hat, wo es endlich seine Aufgabe in einem seiner würdigen äußeren Rahmen lösen kann. An seinem Eröffnungsabend hat das Haus jedenfalls unter glücklichen Auspicien gestanden, denn es hatte die Ehre, alles, was zur vornehmen Welt und geistigen Elite Münchens zählt, sogar Mitglieder des Hofs, als Gäste zu beherbergen.

Gleichfalls modernen Kunstformen, verwandter Art, aber doch voll ausgesprochener Eigenart, begegnen wir auch bei den hier dargestellten kunstgewerblichen Arbeiten, die nach den Entwürfen des bekannten Zeichners und Radierers Hermann Hirzel angefertigt worden sind. Da sind in erster Linie die entzückend fein gearbeiteten Schmucksachen, Broschen, Gürtelschnallen, Hutnadeln und dergleichen, zu nennen, Teile einer kleinen Kollektion, die in den Werkstätten des renomierten Juweliers Louis Werner zu Berlin (in der Friedrichstraße) angefertigt wor-

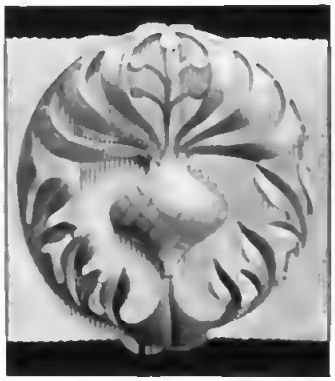
Die Voltaire-Statue von Houdon im Foyer des Théâtre français.

Inneres des neuen Schauſpielhauſes zu München.

den ſind, und die jetzt auf der internationalen Kunſtausſtellung in Dresden die Bewunderung aller Kenner und kunſtverſtändigen Liebhaber wachrufen. Die aus Gold gefertigten Schmuckgegenſtände ſind durch Einfügung farbiger durchſcheinender Emailleteile oder kleiner Opale in lebendiger, aber doch diskreter Weiſe geziert worden. Auch an dieſen kleinen Metallarbeiten, deren techniſche Ausführung gleichfalls höchſte Anerkennung verdient, iſt der charakteriſtiſche, aus ſeinen Buchornamenten ja weithin bekannte Stil Hirzels zu erkennen, der ſich fern von allem Gezwungenen und Übertriebenen hält, vielmehr aus reinen Naturformen ſeine Linien entwickelt, ohne indeſſen etwa eine realiſtiſche Nachbildung der Natur zu geben. So verraten denn auch die vorliegenden Schmuckſtücke das liebevolle, eingehende Studium der Pflanzenformen, das die Grundlage der Hirzelſchen Kunſt bildet, und mit reinem Genuß ſieht man auf dieſe zierlichen zarten Gebilde, die trotz aller ſtiliſtiſchen Verfeinerung die Verwandtſchaft mit der lebendig ſchaffenden Natur und ihrer ewig vorbildlichen Mannigfaltigkeit doch nie verleugnen. Die ſchlichte Klarheit und doch ſo gefällig und reizvoll wirkende Führung der Hirzelſchen Linien kommt auch bei dem hier wiedergegebenen ſilbernen Buchbeſchlag und dem Bilderrahmen voll zur Geltung. Es wird unſere Leſer gewiß intereſſieren, auch über die Perſon des hochbegabten Künſtlers, deſſen Bild

Hermann Hirzel.

wir nach einer Aufnahme am Arbeitstisch bringen, einiges zu erfahren. Hermann Hirzel entstammt einer alten Schweizerfamilie, die in Winterthur ansässig ist; seine Wiege stand indessen jenseits des Oceans, in Buenos Ayres, wo er im Jahre 1864 das Licht der Welt erblickte. Seine Schul- und Universitätsbildung erhielt Hirzel in Genf und Berlin, wo er zunächst naturwissenschaftlichen Studien oblag. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß er seiner, in diese Zeit fallenden Beschäftigung auch mit der Botanik jene eingehende Kenntnis der Pflanzenformen verdankt, die später bei seiner künstlerischen Gestaltung so bestimmend für ihn geworden ist. Der Entschluß, sich ganz der Künstlerlaufbahn zu widmen und zwar Maler zu werden, reifte bei ihm im Jahre 1886. Zunächst studierte er an der Kunstakademie zu Berlin, wo er einige Monate hindurch ein Schüler von Prof. Eugen Bracht war. Ein im Jahre 1889 gewählter Studienaufenthalt in Ferch am Schwielowsee machte ihn mit dem Maler und Einsiedler am Entensang, Carl Hagemeister, bekannt, und es zog ihn zu dem, in intimem Leben mit der Natur aufgehenden Künstler bald so hin, daß er 1890 als sein Schüler zu ihm zurückkehrte. Die Jahre 1890 bis 1893 sahen dann Hirzel auf einer ausgedehnten Studienreise in Italien, die sich bis nach Rom und Sizilien erstreckte. Auf dieser Reise entstand auch — wie uns der Künstler selbst verrät — das einzige, der Öffentlichkeit übergebene Werk, das Hirzels Pinsel geschaffen hat, nämlich — das große Firmenschild des Hotels Victoria in Taormina, das in weißen Buchstaben auf blauem Grunde weithin von der Fertigkeit des Meisters auch auf diesem „Seitengebiete der Kunst" zeugt. Das eigentliche Arbeitsfeld Hirzels ist, wie erwähnt, das Zeichnen und Radieren, das er 1891, übrigens als völliger Autodidakt, begonnen hat. Seit 1894 hat der Künstler seinen Wohnsitz in Berlin genommen und jene fruchtbare reiche Thätigkeit namentlich auf dem Gebiete des zeichnerischen Buchschmucks entfaltet, die ihm seinen wohlverdienten Namen ge-



Gürtelschnalle, entworfen von H. Hirzel, ausgeführt von Hofjuwelier Louis Werner in Berlin.

Brosche mit Kettchen, entworfen von H. Hirzel, ausgeführt von Hofjuwelier Louis Werner in Berlin.

Broschen, entworfen von H. Hirzel, ausgeführt von Hofjuwelier Louis Werner in Berlin.

Hutnadel, entworfen v. H. Hirzel, ausgeführt von Hofjuwelier L. Weenee in Berlin.

schaffen hat. — Künstlerisch fein entworfen und ausgeführt sind auch die von dem Juwelier und Goldschmiedemeister Huga Eisenach in Berlin (Blücherstraße) angefertigten Schmuckgegenstände. Bei der zuerst abgebildeten Brosche enthält die Blume als Mittelstein einen braunen Ceylan-Saphir, einen seltnen, im Publikum nur wenig bekannten aparten Stein (man kennt gemeiniglich nur den blauen Saphir). Dieser Mittelstein wird von einem Kranz kleiner Brillanten eingefaßt. Die in gefälligen Linien umgebogenen Grasblätter sind aus grün und rot legiertem Golde hergestellt; ein Nachlassen oder Abtragen der feinen Farbentöne ist also ausgeschlossen. Um durch den Metallglanz die zarte Äderung der Blätter nicht in ihrem Eindruck zu zerstören, ist das Gold in sehr fein abgestumpften Tönen gehalten, und nur die Mittelrippen der Blätter sind glänzend. Als Wurzel, aus der sowohl Blüte wie Blätter entspringen, dient eine tropfenförmige echte Perle. — Die größere, mit Blattornamenten in gotischem Stil geschmückte Brasche hat als Mittelstein einen Euklas (zur Klasse des Beryll, Smaragd, gehörig) von ganz zartem, blaßgrünem und kristallklarem Schein, der oben und unten von karminroten, durchleuchtenden Emailleornamenten flankiert

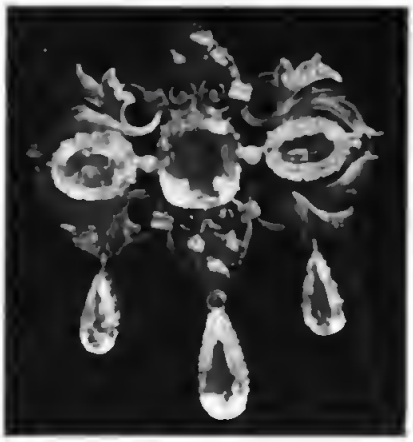
Silberner Beschlag und Schloß zu einer Chronik, entworfen von H. Hirzel, ausgeführt von Hofjuwelier Louis Werner in Berlin.

ist. Die beiden Seitensteine sind edle Topase von meergrünem Schein, die von grau schattierten Emailleblättern umgeben sind. Die drei herabhängenden Tropfen sind kristallklare Aquamarine. Erscheint auch in der Beschreibung vielleicht das Ganze etwas bunt, so ist doch durch die zarte Abtönung der Farben eine feine harmonische Gesamtwirkung des Schmuckstückes gesichert. — Der Anhänger endlich ist in neuerem Stil gehalten. Die äußeren strengeren Linien sind mattgold, die Blume und Blätter in der Mitte in stumpfem, zarten Email hergestellt. Den Abschluß nach unten bildet eine kleine tropfenförmige Perle. —

Bilderrahmen, entworfen von H. Hirzel.

Die neuerlichen auf dem Forum Romanum in der ewigen Stadt gemachten Ausgrabungen haben eine ganze Reihe interessanter Funde zu Tage gefördert,

Brosche, entworfen und ausgeführt von Hugo Eisenach in Berlin.



Brosche, entworfen und ausgeführt von Hugo Eisenach in Berlin.

Anhänger, entworfen und ausgeführt von Hugo Eisenach in Berlin.

Marmor zuerst für das „Grab des Romulus“ erklären wollen, eine Auffassung, die indessen schnell wieder fallen gelassen worden ist. Zwar hat man eine bessere Erklärung für das merkwürdige Monument noch nicht gefunden, jedenfalls aber stellt die an der Stele befindliche lateinische oder gräco-archaische Inschrift wohl das älteste bekannte Sprachdenkmal dieser Gattung dar. Das vorgeführte Ausgrabungsfeld ist auch insofern noch sehr interessant, als die auf demselben bloßgelegten dreiundzwanzig verschiedenen Trümmer- und Pflasterschichten auf ebensoviel Generationen und verschiedene Kulturepochen die ein für die historische wie kunstgeschichtliche Forschung recht wertvolles Material darstellen. Wir zeigen unseren Lesern eine der hauptsächlich in Betracht kommenden Stellen des Ausgrabungsfeldes, den Teil vor dem Septimus-Severus-Bogen, im Vordergrund, unter dem Schutzzelt, den berühmten Lapis niger. Man hat diese gewaltige, auf einer archaischen Säule ruhende Platte aus schwarzem

Der Septimus Severus-Bogen und die Ausgrabungen um den Lapis niger.

der ewigen Stadt ſchließen laſſen. —

Im Studiengebäude des neuen Nationalmuſeums in der bayeriſchen Landeshauptſtadt hat die Ausſtellung „München im XVIII. Jahrhundert“ ihre Stätte gefunden, die einen reizvollen Rückblick in das Leben des behäbigen deutſchen Bürgertums in der guten alten Zeit gewährt. Die Ausſtellung iſt in erſter Linie ein Werk des Prof. Rudolf von Seitz, der dabei von ſeiten des Hofes, der Behörden und privater Kreiſe verſtändnisvolle, kräftige Unterſtützung, namentlich durch die Hergabe wertvoller Ausſtellungsobjekte, gefunden hat. Eine beſondere Anziehungskraft übt, wie begreiflich, auf Einheimiſche und Fremde das ſehr anheimelnde „Braunſtübl“ aus dem XVIII. Jahrhundert aus. Ferner zeigen wir noch eine Küche unſerer Altvordern, die gleichfalls einen recht traulichen Eindruck macht. Beſonders der altertümliche Herd aus Backſteinen mit den Holzſcheiten in der Höhle und dem mächtigen Rauchfang, auf deſſen Sims blankes Zinn- und Kupfergerät ſteht, verleiht dem Raum ein charakteriſtiſches Gepräge und erinnert ganz an die noch heute anzutreffende Feuerſtätte auf der Tenne des niederdeutſchen Bauernhauſes. —

Die archaiſche Säule unter dem Lapis niger.

* * *

Die Bleiſtiftſkizze von Heinrich Loſſow,

Der jetzt geſtützte Lapis niger.

die wir auf S. 381 bringen, zeigt die flotten und doch anmutigen Linien und den lebensvollen Ausdruck, die kennzeichnende Merkmale an den Werken des geschätzten Malers sind. Von demselben Künstler stammt auch das zwischen S. 384 und S. 385 dargestellte Bild „Im Park". Voll Leben und Bewegung ist die niedliche Amorettengruppe (S. 373), die Professor Peter Halm in München für den Nymphenburger Park entworfen hat. — Die in sicheren, kräftigen Strichen geführte Studienzeichnung von Ernst Platz (S. 365) zeigt einen Alpenführer, der unter Anspannung jedes Nervs und Muskels einen Bergsteiger am Seil unter sich heraufzieht. — Voll schwermütiger Grazie ist der auf S. 369 dargestellte Zigeunerknabe aus den Abruzzen, eine treffliche Aufnahme W. von Gloedens, der ja ein anerkannter Meister in der Beobachtung des Volkslebens im sonnigen Süden ist.

Von der Ausstellung „München im XVIII. Jahrhundert", Küche, angeordnet von Prof. Haggemüller. Jaeger & Georgen-München, phot.

Von der Ausstellung „München im XVIII. Jahrh.", Wirtsstube, angeordnet von Prof. Rud. von Seitz. Jaeger & Georgen-München, phot.

Unser Titelbild bringt ein weibliches Bildnis von Georg Jahn in Loschwitz nach einer eigenen Radierung des Künstlers, das durch den verinnerlichten Ausdruck der Züge in gleicher Weise wie durch seine Leuchtkraft und die weiche Tönung der Schatten anspricht. — A. Echtlers Bild „Träumerei", das sich zwischen S. 440 und S. 441 findet, fesselt durch die feine, vornehme Modellierung des Frauenantlitzes und den Kontrast zwischen dem stolzen, fast herben Ausdruck des Gesichts und der unbewußten, echt weiblichen Hingebung, die sich in der Haltung des Kopfes und des Leibes verrät. Fenner-Behmers „La Boudeuse" zwischen S. 376 und S. 377, ein Bild, das sich auf der jetzigen Ausstellung zu Dresden befindet, verrät die Pariser Schulung des begabten jungen Künstlers, der ebenso scharf zu beobachten wie getreu darzustellen weiß. — „Andacht", ein getöntes Marmorrelief von Carl Bernewitz (zwischen S. 448 und S. 449) weist jene weiche Liniengebung und bewundernswerte seelische Belebung des Stoffs auf, die diesen trefflichen Künstler auszeichnen. P. G.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Pifferaro. Farbige Statue von Cuno von Uechtritz.
(In der Nationalgalerie zu Berlin.)

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft II, Juli 1901.

Cuno von Uechtritz.

Von

Adolf Rosenberg.

Mit einem Titelbild, einem Einschaltbild und neun Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Am 23. Dezember vorigen Jahres ist in der Berliner Siegesallee das elfte in der Doppelreihe der Standbilder brandenburgisch-preußischer Herrscher enthüllt worden, das des Kurfürsten Georg Wilhelm, dessen Regierung (1619—1640) in die unheilvollste Zeit der deutschen Geschichte fiel. Kein Herrscher konnte nach den ihm von der Natur verliehenen Gaben unfähiger sein, den Stürmen des dreißigjährigen Krieges zu trotzen und sein Land wenigstens vor den ärgsten Schäden zu bewahren als er. Die Geschichte fällt über ihn ein sehr hartes Urteil. Er war schwach, verschwenderisch und jedes festen Entschlusses bar, und seine unzuverlässige Schaukelpolitik führte dahin, daß die Mark Brandenburg ebensosehr von den ihm verbündeten Kaiserlichen wie von den Schweden verheert wurde.

Cuno von Uechtritz.

Als Kaiser Wilhelm II. den Entschluß faßte, eine steinerne Chronik der brandenburgisch-preußischen Herrscher in der Siegesallee zu errichten, hat er gezeigt, daß ihm dynastische Interessen fern lagen, daß es ihm keineswegs darauf ankam, seine Vorgänger und Vorfahren zu verherrlichen, sondern daß er in strenger Wahrheitsliebe ein Abbild des geschichtlichen Verlaufs geben wollte. Auch die Geschichte Brandenburgs und Preußens hat sich, wenn sie auch vom Markgrafenhut bis zur Kaiserkrone gestiegen ist, in Wellenlinien bewegt, deren abwärts führende Thäler nicht selten bis in hoffnungslose Tiefen reichten. Um so größer ist das Verdienst der

Männer, die die Höhenpunkte dieser Wellenbewegung bezeichnen und am Ende doch einen Grund gelegt haben, auf dem ein Gebäude von einer nach menschlichem Ermessen sicheren Dauerhaftigkeit errichtet werden konnte. Wer in einem solchen Gebäude wohnt, braucht das Urteil der Geschichte nicht zu scheuen.

Für den Künstler, der mit der Aufgabe betraut wird, das Denkmal eines Herrschers zu errichten, dessen Thaten und Wesen ihm keine Begeisterung einflößen, gestaltet sich sein Werk in dem Augenblicke anders, wo er sich mit den Charaktereigenschaften der von ihm darzustellenden Person vertraut gemacht, sich mit ihr sozusagen abgefunden hat. Er wird dann so völlig eins mit seiner Aufgabe, daß ihm auch die geschichtlich oder menschlich unbedeutendste Persönlichkeit zum Helden oder wenigstens zu „seinem Helden" wird, dem er mit leidenschaftlichem Eifer sein ganzes Können opfert, um ihn als leibhaftiges Wesen mit allen seinen Tugenden und Fehlern hinzustellen.

Von diesem Gefühl ist auch Cuno von Uechtritz geleitet worden, als er die Figur des Kurfürsten Georg Wilhelm entwarf. Aus den einzelnen Zügen, die die Geschichte von ihm überliefert, hat er ein ungemein lebensvolles Charakterbild geschaffen. In seinem Antlitz spiegeln sich die Unentschlossenheit, das Zaudern und Schwanken, das für den Mann bezeichnend ist, der sich mehr auf geschriebene Verträge als auf sein Schwert stützte; und doch fehlt es seiner Erscheinung nicht an der ritterlichen Liebenswürdigkeit, die auch den Hohenzollern eigen war, denen die Natur keine kriegerischen Neigungen mit auf den Lebensweg gegeben hatte. Der Schanzkorb und anderes Kriegsgerät hinter ihm deuten auf die unruhige Zeit seiner Regierung, und im Zusammenhang damit stehen wohl auch die Löwen, die die Lehne der Bank tragen, über der die Halbfiguren des Grafen Adam von Schwarzenberg und des Conrad von Burgsdorf, der Berater des Kurfürsten, emporragen (Abb. 1).

In der eigenartigen Gestaltung der Bank hat sich Cuno von Uechtritz auch als trefflicher Baukünstler bewährt, und diese Fähigkeit im architektonischen Schaffen, die er sich durch eindringende Studien erworben hat, bildet einen der Grundzüge seines Wesens. Mehrere Jahre hindurch hatte er sein künstlerisches Schaffen fast ausschließlich in den Dienst der Architektur gestellt, und sowohl in seinen Denkmalentwürfen wie in seinen zahlreichen Brunnenschöpfungen, die seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht haben, hat er der Architektnr stets eine hervorragende Anteilnahme zugewiesen.

Abb. 1. Denkmal des Kurfürsten Georg Wilhelm in der Siegesallee zu Berlin.

Abb 2. Nixenbrunnen.

Cuno von Uechtritz ist am 3. Juli 1856 in Breslau als Sohn eines Justizbeamten, des jetzigen Kammergerichtsrats O. von Uechtritz und Steinkirch, geboren worden. Obwohl sich der künstlerische Trieb schon frühzeitig in ihm regte und er ihm in kleinen Gestalten, die er ohne Anleitung nach dem Leben formte, nachgab, war er doch lange Zeit unentschlossen, welchem Berufe er sich widmen sollte. Bald lockte ihn die militärische Laufbahn, bald die eines Architekten, und schließlich gab eine seltsame Fügung des Zufalls, an der kein Geringerer als Kaiser Wilhelm I. beteiligt war, den Ausschlag. Bei einem Besuch, den der Vorleser des Kaisers, der Geheime Hofrat Schneider, dem Vater unseres Künstlers machte, wurde seine Aufmerksamkeit durch eine Statuette gefesselt, die den schlesischen Dichter Carl von Holtei darstellte und Schneider, den ehemaligen Schauspieler, lebhaft interessierte. Dieses Werk, das die Gestalt des Dichters in Wesen und Haltung höchst charakteristisch wiedergab, gehörte zu jenen ersten künstlerischen Versuchen des jungen Uechtritz, und als eines Tages bei den Freitagsunterhaltungen des Kaisers mit seinem Vorleser und litterarischen Beirat das Gespräch auf Holtei kam, erzählte Schneider dem hohen Herrn von der durch

ihre Lebendigkeit frappierenden Bildnisfigur des jungen Breslauers. Der Kaiser erbat sich die Statuette zur Ansicht aus, und als sie ihm von Breslau mit dem Gesuch um huldvolle Annahme übersandt wurde, stellte er sie unter den vielen Erinnerungszeichen und Raritäten auf dem berühmten „historischen Schreibtisch“ auf, wo sie jahrelang gestanden hat. Zugleich ließ er dem jungen Urheber des Bildwerks den Wunsch und die Hoffnung ausdrücken, er möchte seine offenbare künstlerische Begabung weiterpflegen und dereinst ein tüchtiger Künstler werden.

Diese ermunternde Anerkennung des Kaisers machte dem Schwanken des jungen Uechtritz in der Wahl seines Berufs ein Ende. Er entschloß sich, Bildhauer zu werden, und wenn wir jetzt sein bisheriges Lebenswerk überblicken, hat er auch die Hoffnung des Kaisers nicht getäuscht. Zuerst begab er sich nach Berlin, um sich bei Reinhold Begas Rat zu holen. Aber als dieser ihm riet, sich sofort auf eigne Füße zu stellen und sich weiter in Nachbildungen und Studien nach der Natur zu versuchen, traute er doch nicht seiner ursprünglichen Kraft. Und er hat recht daran gethan. In einer Reihe von Studienjahren hat er das Glück gehabt, sich der Unterweisung und Lehre hervorragender Künstler zu erfreuen, bei denen er den Grund zu einem soliden Können gelegt hat. Von Berlin wandte er sich nach Dresden, wo er die Kunstakademie besuchte, bald aber auch durch die Vermittelung des Bildhauers Echtermeier Eingang bei dem greisen, in der Wahl seiner Schüler sehr strengen Ernst Hähnel fand. Schon damals regte sich in Uechtritz eine starke Neigung zum malerischen Stil in der Plastik, den Hähnel zwar achtete, mit dem er sich aber nicht befreunden konnte. Er riet seinem Schüler daher, nach Wien zu gehen, wo damals die malerische Richtung am meisten gepflegt wurde, und er gab ihm auch eine Empfehlung an Karl Rundmann mit. Bei ihm fand Uechtritz freundliche Aufnahme, und er wurde auch durch ihn und den Besuch der Akademie vielfach gefördert. Aber auch Rundmann war noch nicht der richtige Mann, dessen Lehre und Beispiel dem Ideal genügte, das sich der junge Künstler bereits gebildet hatte. Dieses fand er erst in dem genialen Viktor Tilgner. Als er in dessen Werkstatt eintrat und bei ihm und mit ihm arbeiten durfte, erwachten erst die Kräfte, die lange in ihm geschlummert hatten. Hier sah er, wie der Stein zum Leben wurde, wie sich selbst Thon und Gips durch die Anwendung natürlicher Farben belebten, wie aus dem Studium der Barock- und Rokokokunst im Verein mit einer strengen Beobachtung der Natur eine neue plastische Kunst geboren wurde.

Abb. 3. Brunnen.

Mit warmer Begeisterung nahm Uechtritz an allen diesen Neuerungen, die damals als neue Offenbarungen ebenso lebhaft gepriesen wie heftig angefochten wurden, thätigen Anteil. Dem toten Gips war der Krieg erklärt worden. Thönerne Bildwerke wurden schon in der Masse rötlich gefärbt oder mit farbigen Glasuren überzogen, der Marmor

Abb. 4. Kaminaufsatz in Marmor. Im Königl. Schloß zu Berlin.

wurde warm getönt oder diskret bemalt, und selbst der farbige Bronzeguß wurde in seiner Wirkung noch durch Versilberung, Vergoldung und andere Prozesse gesteigert. Wie Tilgner selbst viel von dem Franzosen Delaye gelernt hatte, der 1873 nach Wien kam und dort eine Zeitlang thätig war, so glaubten auch seine Schüler, ihr weiteres Vorwärtskommen, womöglich über Tilgner hinaus, nur in Paris erlangen zu können. Auch Uechtritz ging von Wien aus zweimal nach Paris. Er war aber bereits in seiner künstlerischen Eigenart so stark gefestigt, daß die französische Kunst keinen umbildenden Einfluß mehr auf ihn ausübte. Das Schauen und Genießen nahm ihn auch keineswegs so sehr in Anspruch, daß er darüber das selbständige Arbeiten vergessen hätte. Im Gegenteil — während seines zweimaligen Pariser Aufenthalts war er sehr fleißig im Modellieren von kleinen Figuren und Gruppen für den Bronzeguß, und er hatte auch die Genugthuung, daß seine Arbeiten frisch vom Modellierstuhl weg von Barbédienne und anderen Kunstgießereien angekauft wurden.

Bald nach der Rückkehr von seiner zweiten Pariser Reise erhielt er einen Ruf als Lehrer an eine staatliche Kunstanstalt in Budapest; aber er zog es vor, statt in der ungarischen Hauptstadt sich einen Wirkungskreis in der deutschen Reichshauptstadt zu schaffen, wo er sich bereits durch die vollständig in natürlichen Farben bemalte Statue eines jungen italienischen Pifferaro vorteilhaft eingeführt hatte. Seit dem Anfang der achtziger Jahre war die Frage, ob und inwieweit es zulässig wäre, Statuen und andere Bildwerke zu tönen und zu bemalen, in künstlerischen Kreisen lebhaft erörtert worden, und um diese Frage der Lösung näher zu bringen, veranstaltete die Direktion der Berliner Nationalgalerie eine Ausstellung polychromer Plastik, auf der auch der Pifferaro von Cuno von Uechtritz erschien und solchen Beifall fand, daß er für die Nationalgalerie angekauft wurde.

Wenn man heute diese Statue (Titelbild) mit unbefangenen Augen betrachtet, wird man zu der Erkenntnis gelangen, daß sie ihren Erfolg nicht so sehr der Bemalung,

als der überaus lebensvollen Charakteristik und Durchmodellierung aller Einzelheiten verdankt. Ohne diese Grundbedingung würde auch die künstlerisch vollendetste Bemalung unwirksam sein. Zu dieser Einsicht ist Uechtritz später auch selbst gelangt, indem er eine volle, naturalistische Bemalung nur bei fremdländischen Rassetypen, wo die Farbe ein wesentliches Mittel der Charakteristik ist, zur Anwendung brachte. Bei Marmorarbeiten beschränkte er sich immer auf eine warme Tönung des Steines, bei Gipsfiguren, namentlich bei einer Reihe von jugendlichen Frauen- und Mädchenbüsten in gefälligem Rokokostil, suchte er der erkältenden Wirkung des toten Stoffs mit Erfolg durch diskrete Färbung der Gesichtsteile und der Gewandung zu begegnen. Nur bei Bronzegüssen hält er eine lebhaftere Färbung für ästhetisch notwendig und berechtigt. Die stärksten koloristischen Wirkungen in der Plastik sind aber seiner Meinung nach durch eine Verbindung von Bronze und Marmor zu erzielen, und damit hat er bereits einige schöne Erfolge erzielt, die hinter den Leistungen der in solchen Kompositionen besonders geschickten Italiener nicht zurückstehen.

Aus der arbeitsreichen Zeit, die er in der Werkstatt Tilgners zugebracht hatte, verpflanzte sich noch ein anderer fruchtbarer Keim in sein selbständiges Schaffen. Unter den Schöpfungen Tilgners stehen seine monumentalen Brunnenanlagen als die genialsten obenan, und gleich ihm hatte auch Uechtritz erkannt, in welch hohem Grade die Mitwirkung springenden, sprudelnden, in Kaskaden herabstürzenden oder ruhig fließenden Wassers die Lebendigkeit des Eindrucks malerisch-dekorativer Werke steigern kann (Abb. 2).

Mit einem Brunnenentwurf trat er denn auch nach seiner Übersiedelung nach Berlin (1885) zuerst auf einer großen Kunstausstellung auf, und die einer reichbegabten Phantasie entsprossene Schöpfung, in der sich zugleich ein fein entwickeltes Formengefühl und eine naive, von jeder Koketterie freie Anmut offenbarte, erregte das lebhafteste

Abb. 5. Brunnen zu Landsberg a. d. Warthe.

Interesse Adolf Menzels, dessen untrüglicher Scharfblick das Walten eines starken, eigenartigen Talents erkannte. In einer stattlichen Reihe von Brunnenentwürfen und ausgeführten Brunnen hat Cuno von Uechtritz seitdem gezeigt, welch einen unerschöpflichen Reichtum an geistvollen Erfindungen er in sich trägt, wie er in dem Aufbau seiner Wand- und Freibrunnen immer neue Gestaltungsmotive zu verarbeiten weiß und wie reich sein Humor sprudelt, der aus den Beziehungen des Menschen zum segenspendenden Element immer neue Nahrung zieht und die Begegnungen anmutiger Menschenkinder mit den Bewohnern des Wassers zu höchst ergötzlichen Episoden inmitten umfangreicher Kompositionen zu verwerten versteht. Aber der erfindungsreiche Künstler hat sowohl bei diesen Brunnenschöpfungen wie bei anderen Entwürfen die bittere Erfahrung machen müssen, daß der weitaus größte Teil der Menschen dem hohen Fluge einer aus dem Vollen schöpfenden künstlerischen Kraft nicht zu folgen vermag und daß sich zwischen Erfindung und Ausführung allerlei lähmende Einflüsse, große und kleine Bedenken drängen, die den warm empfindenden, in voller Begeisterung schaffenden Künstler bisweilen zu dem Entschlusse treiben, lieber sein Werk mit eigner Hand zu zertrümmern, als es in verkümmerter Gestalt ausgeführt zu sehen.

„Da sieht man doch noch Ideen!“ hat Kaiser Wilhelm II. einmal bei einer Besichtigung von Entwürfen des Künstlers ausgerufen. Wie selten ist es aber dem Künstler vergönnt gewesen, seine poetischen Gedanken in ungeschmälerter Form in die Wirklichkeit zu übertragen! Kaiser Wilhelm II. freilich hat ihm schon bald nach dem Antritt seiner Regierung dazu Gelegenheit gegeben, indem er ihn zur Ausschmückung der Wohnräume heranzog, die sich der Kaiser für den Winteraufenthalt im alten Berliner Stadtschloß herrichten ließ. Schon als Prinz war der Kaiser dadurch auf Uechtritz aufmerksam geworden, daß dieser das Modell für das Silbergeschenk entworfen hatte, das das Bonner Corps Borussia seinem Ehrenmitglied zur Vermählung mit der Prinzessin Auguste Viktoria überreichte und das den besonderen Beifall des hohen Herrn fand. Für die kaiserliche Wohnung im Schlosse schuf Uechtritz zunächst das Modell zu einem

Abb. 6. Wassertempel mit Nixe.
Aquarell von Paul Heydel.

Wandbrunnen, der danach in Bronze gegossen und in einem der Vorsäle angebracht wurde (Abb. 3), und später folgte eine Kaminbekrönung für einen Salon der Kaiserin, wobei der Künstler wieder seine poetische Erfindungskraft in zartsinniger Weise bewährte (Abb. 4). Die Genien rechts und links stellen den Winter und den Sommer dar, und zwischen ihnen waltet Amor, der, unbekümmert um den Wechsel der Jahreszeiten, seine sieghafte Herrschaft übt.

Allmählich lenkten die Brunnenentwürfe, mit denen der Künstler fast alljährlich auf den Berliner Kunstausstellungen und auswärts erschien, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn, und bald entschloß sich auch dieser und jener Privatmann dazu, die Ausführung eines der Entwürfe in Bronze, Marmor oder anderem Stein zu bestellen. Am meisten bevorzugt der Künstler, wie schon oben erwähnt, die Verbindung von Stein und Bronze, und einer der Brunnen dieser Art, bei dem auf der Brunnensäule über der aus rotem Sandstein hergestellten Brunnenschale die dunkelgrün getönte Figur eines Knaben mit Eimern steht, fand auch besonderen Beifall. In der Komposition

wie in der realistischen Behandlung der krönenden Figur erinnert dieser Brunnen an die klassischen Nürnberger Brunnen der Renaissancezeit, und von demselben Geiste froher Lebensfülle ist auch die Hauptfigur des monumentalen Brunnens erfüllt, den Uechtritz im Auftrage eines wohlhabenden Bürgers der Stadt für Landsberg an der Warthe ausführte, wo er auf dem Marktplatze aufgestellt worden ist (Abb. 5). Nach diesen und anderen Erfolgen konnte auch die Stadt Berlin den „Brunnenmacher", wie ihn bald seine Kollegen nannten, nicht länger ignorieren. Als die Kunstdeputation, die seit etwa einem Jahrzehnt über der Verwendung der für Kunstzwecke ausgeworfenen Summe des Berliner Stadthaushalts zu wachen hat, den Beschluß faßte, an einem der Stadt gehörigen Gebäude am Schnittpunkt der Rosenthaler- und Gormannstraße einen monumentalen Brunnen zu errichten, fiel die Wahl auf Uechtritz. Aber man mochte ihm wohl nicht die Kraft zugetraut haben, die zur Erfindung der die Brunnengruppe einschließenden Architektur nötig war. Man übertrug ihm nur die Ausführung der figürlichen Gruppe, während die Gestaltung der Architektur einem städtischen Baubeamten übertragen wurde. So haben es die durch die künstlerischen Darbietungen der städtischen Behörden freilich nicht verwöhnten Berliner schaudernd erleben müssen, daß eine der anmutsvollsten Schöpfungen unserer neueren Bildhauerkunst durch die schwerfällige Last eines antikisierenden Rundtempels in ihrer heiteren Wirkung vollständig zerstört wird.

Auch die Brunnenanlage, die Uechtritz im Jahre 1898 für den Zoologischen Garten in Berlin geschaffen hat, ist leider nicht nach seinem ursprünglichen Entwurf ausgeführt worden. Wie die Anlage sich jetzt darstellt, ist eigentlich nur die Gruppe der Nymphe, auf die der eben dem Wasser entstiegene Schwan zuschreitet, von jenem Entwurfe übriggeblieben. Der von dem Künstler erdachte, von Säulen getragene, tempelartige Oberbau, der die Gruppe und den von ihr ausgehenden Wassersturz umschließen sollte, ist in der Ausführung erheblich anders ausgefallen. Um wie viel mehr hätte der durch die erhöhte Lage über den Wasserspiegel des großen Teiches besonders bevorzugte Platz gewonnen, wenn das poetische Architekturgebilde, das uns ein Aquarell von Paul Heydel vor Augen führt (Abb. 6), nicht bloß ein Künstlertraum geblieben wäre.

Noch schmerzlicher als durch diese wohl aus praktischen Rücksichten erfolgte Ablehnung einer phantasievollen Erfindung ist der Künstler durch die Erfahrungen betroffen worden, die er bei der Ausführung seines am 26. Oktober vorigen Jahres enthüllten Moltkedenkmals für Breslau gemacht hat. Das jetzt vor uns stehende, ungemein schlichte Denkmal, das sich eigentlich nur durch seine ebenso eigenartige wie wirkungsvolle Gestaltung des Unterbaus und des Sockels von vielen Bildnisstatuen unserer Zeit unterscheidet, hat seine Vorgeschichte. Sie weiß von dem Ringen des Künstlers um die Verwirklichung seiner Gedanken zu erzählen, von Zugeständnissen, die er dem Denkmalkomitee machen mußte, um wenigstens etwas zu retten, und von seiner endlichen Niederlage. Ein phantasievoller Künstler wie er konnte und wollte sich nicht mit einer einfachen Bildnisfigur zufrieden geben. Dem historischen Realismus unserer Tage wollte er ein ideales Gegengewicht geben, indem er die Gestalten altgermanischer Heldensagen wieder belebte. Nach seinen ersten Entwürfen sollte eine nordische Walküre, eine Siegesgöttin, die auf ihrem Rosse heransprengt, dem Großmeister des Krieges den Siegespreis darreichen. Aber weil dieser Entwurf (Abb. 7) doch gar zu sehr von allem Herkommen, von dem üblichen, einmal festgelegten Denkmalschema abwich, stieß er auf lebhafte Bedenken, obwohl man dem Künstler in seiner Vaterstadt wohlgesinnt war. Da an der Stelle des Platzes, auf dem das Denkmal Moltkes errichtet werden sollte, eine Straße den Platz durchquert, benutzte der Künstler diese Situation und trennte seine Siegesgöttin von der Porträtstatue. Er wollte jene als Einzelfigur gegenüber dem Hauptdenkmal, auf der anderen Seite des Straßenübergangs, aufgestellt sehen, auch nicht mehr auf sich bäumendem Rosse, sondern in ruhiger Haltung. Nur die erhobene Rechte mit dem Siegeskreis sollte auf den Zusammenhang mit dem Standbild des Marschalls deuten. Aber auch diese Lösung fand nicht die Zustimmung des Komitees. Man wollte nichts anderes als die einfache Erscheinung des großen

Grabfigur. Von Luno von Uechtritz.

Heerführers sehen, wie er Jahrzehnte unter uns gewandelt hat, und diese Erwägung gab den Ausschlag.

Wir achten die Beweggründe, aber wir hoffen, daß es nicht immer so bleiben wird, daß vielmehr, je weiter der Zeitraum wird, der uns von den großen Männern und Ereignissen des Zeitalters Wilhelms I. trennt, auch der Phantasie der Künstler, die zur Ehrung dieser Männer und ihrer Thaten berufen werden, ein freierer Spielraum gelassen wird.

Jetzt müssen wir freilich fast bei jedem großen Wettbewerb um öffentliche Denkmäler mit schmerzlichem Bedauern sehen, wie viele kühne Erfindungen, schöne und edle Gedanken gleichsam wie Feuerwerk, das nur einen Augenblick erfreut und blendet, nutzlos verpufft werden, wie viele Kräfte sich in diesem Ringen gegen strenges Vorurteil und starre Überlieferung aufreiben, und doch erfüllt uns immer wieder von neuem der Idealismus, mit dem die Künstler diesen feindlichen Mächten trotzen, in der Hoffnung auf endlichen Sieg, mit Bewunderung. Auch Uechtritz gehört zu dieser unerschütterlichen Phalanx von Künstlern, die unverdrossen und unerschrocken ihre Gedanken durchzusetzen suchen.

Abb. 7. Entwurf für das Moltkedenkmal zu Breslau.

Seit dem großen Wettbewerb um das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Berlin hat er sich an fast allen bedeutenden Konkurrenzen beteiligt, die zur Errichtung von Denkmälern für die von ihm besonders hochverehrten Helden Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke, von denen er auch vortreffliche, wegen ihrer Ähnlichkeit und schlichten Auffassung viel gerühmte Porträtstatuetten geschaffen hat, ausgeschrieben wurden. Bisweilen gelang es ihm auch, einen dritten oder zweiten Preis zu erringen, wie erst jüngst bei dem Wettbewerb um das Kaiserdenkmal für Lübeck, oder von vornherein zu einem engeren Wettbewerb eingeladen zu werden, wie im vorigen Jahre um das Kaiserdenkmal für Danzig. Immer hatte er aber die Genugthuung, zu sehen, daß seine Entwürfe durch Originalität der Erfindung oder durch eine glücklich erdachte Einzelheit über die Menge des Mittelguts hinausragten und daß dieser Ausdruck eines schöpferischen Geistes von stark ausgeprägter Eigenheit auch dort Anerkennung und Bewunderung fand, wo man sonst vor der Ausführung seiner Gedanken zurückschreckte. So war z. B. ein Entwurf des Künstlers für das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Aachen trotz der geistreichen Erfindung unausführbar, weil er den Kaiser vorwärts reitend unter einem Baldachin von etwas schwerfälliger Architektur, gleichsam im Krö-

nungszuge, dargestellt hatte. Aber die drei dem Zuge voraufschreitenden Engelsgestalten, die mit Posaunenklang die Siegeshymne anstimmen, verkörpern einen sinnreichen Gedanken so anmutig und poetisch, daß diese Gruppe verdient, wenigstens durch eine Abbildung der Vergessenheit und Zertrümmerung, der die meisten erfolglosen Konkurrenzentwürfe anheimfallen, entzogen zu werden (Abb. 8).

Wo Cuno von Uechtritz seine Phantasie ohne Rücksicht auf die von Denkmalausschüssen vorgeschriebene „gebundene Marschroute" in völliger Freiheit schalten und walten lassen kann, gibt auch er wie alle Künstler, die nicht ängstlich am Modell haften, sondern aus eigner Kraft zu schaffen vermögen, sein Bestes. Das haben wir bereits an seinen Brunnenentwürfen rühmen können. Noch stärker vielleicht offenbart sich seine Gestaltungskraft, wenn er abstrakte Begriffe zu verkörpern sucht, wobei er sich bisweilen Aufgaben stellt, die sich der Versinnlichung durch die Plastik, durch die bildende Kunst überhaupt zu entziehen scheinen. So hat er einmal das grausame Walten der Zeit, die auch über die kolossalsten Werke der Menschenhand hinwegschreitet, durch eine ernste Frauengestalt symbolisiert. Sie steht, als ob sie selbst von der Trauer über ihr Zerstörungswerk ergriffen wäre, auf dem gewaltigen Trümmerstück eines ägyptischen Bildwerks, das unter ihrem Fuß zusammengebrochen ist. Es ist ein er-

Abb. 8. Engelgruppe aus dem Entwurf für das Kaiser Wilhelm-Denkmal zu Berlin.

Abb. 9. Alte und neue Zeit.

schütterndes Sinnbild jener erbarmungslosen Vernichtung, die das endliche Loos alles Menschenwerks ist (Abb. 9). Aber neben der Schicksalstragödie hat auch die friedliche Idylle in der Phantasie des Künstlers Raum. Sie verkörpert uns am freundlichsten eine — wenn man so sagen darf — politische Allegorie, eine feinsinnige Huldigung vor der Staatsweisheit, die gegenwärtig die Geschicke unseres deutschen Vaterlandes lenkt. „Die Krone ist der Hort des Friedens!" sagt uns die zarte Frauengestalt auf dem Throne, die mit liebevoller Obhut auf das Kinderpaar zu ihren Füßen herabblickt. Aber das Schwert, das sie in ihrer Rechten bereit hält, sagt uns auch, daß der Träger der Krone den Frieden nur schützen kann, wenn er allezeit zum Kriege gerüstet ist. Eine künstlerische Schöpfung, die eine so beredte Sprache führt, wirkt in unserer erregten Zeit vielleicht besser, als die erbittertste Polemik der Parteiführer und der Zeitungen. Man sollte sie, in Marmor und Erz ausgeführt, an einem öffentlichen Orte aufstellen. Solche Bildwerke, die dem Volke zu denken geben, die seine Phantasie reizen, sind zur Verbreitung künstlerischer Bildung und sittlicher Stärkung viel ersprießlicher, als Bildnisstatuen von Männern, deren Bedeutung erst durch lange Vorträge zum Verständnis des Volkes gebracht werden muß.

Die Meisterin.

Novelle von

Ilse Frapan.

(Abdruck verboten.)

Hochsommer. Erntezeit. Mittagstunde. In dem kleinen Dorfe im Etschthal glüht die Sonne auf weiße Mauern und holzgeschnitzte braune Treppchen und Galerien, auf den roten Zwiebelturm des Kirchleins, auf den heiligen Florian an dem kühlen, offenen Brunnen und auf die blutigen Wunden des bleichen, dorngekrönten Christus, der vorn am Dorfeingang am hohen Kreuze hängt.

Eine mächtige, lebenzeugende und erhaltende Sonne, diese Sonne des Etschthals! Mit breiten Blättern und zahllosen schwellenden Träubchen drängt sich die Rebe um die niederen Mauern und die braunen Balkone; spiegelblank, in weißen Lichtern, steht der Pfirsichbaum, und schon runden sich die flaumigen Früchte. Eine Flut von Rosen schwillt um das Kruzifix, und weit hinaus von seinem Hügel wandert das Auge über fahlgoldene Felder, dunkelschattenden Wald, blaue Berge mit feierlichen weißen Häuptern.

Ganz still ist's im Dorf.

Alle sind sie ja draußen auf den Feldern, die Jungen wie die Alten, die Reichen wie die Armen. Träg, mit heraushängender Zunge liegt da und dort ein großer Hund und blinzelt und schnappt nach den Stechfliegen, die heut gar zudringlich ihr blutsaugerisches Geschäft betreiben. In einer Reihe, mit eingeducktem Kopf, sitzen die Tauben auf den Dächern, — nur die Schweine in den engen Koben grunzen unwirsch und unruhig und drängen den Rüssel zwischen die Latten und schieben an den rauhen Wänden hin und her, um sich den feisten Rücken zu kratzen.

Alle sind draußen, nur der alte Schneider sitzt auf der Holzbank vor der Thür; ihm brennt die Sonne nicht zu heiß für seine frostigen vierundachtzig Jahre. In den rotgestreiften Hemdärmeln und dem weißen Wams sieht er noch frisch genug aus, wenn auch der Bart schlohweiß vom gelbbraunen Gesicht absteht. Es wär' ja alles schon gut, — die Ruhe und Muße nach der langen Schaffenszeit, aber die Augen, die Augen wollen nimmer recht! Es flirrt ihm durcheinander: Grün und Weiß und Gelb! — Man unterscheidet nicht: ist's ein Haus oder ein weißer Schurz da vorn? Und der Himmel — ach! schon zu weit, zu weit! Da wird das Flirren zum Schmerz, wenn er den Himmel sehen möchte.

„Je nun!" Er seufzt und nickt und horcht hinaus. Sein Gehör ist scharf; durch all das Fliegensurren und Gansgeschnatter, — durch das Brüllen des durstigen Viehes in den Ställen und das Rasseln der Säge, dorfaufwärts am Wasserfall, — vernimmt er das laughinrauschende, rollende Singen des Stromes, der dort unten, fast eine halbe Stunde fern, seine schaumweißen Wellen gegen Meran wälzt. Den Weg ist er auch gewandert, als er jung war, immer der Etsch entlang, bald hüben, bald drüben, denn es ist ja krumm und eigenwillig, wirft den Pfad bald auf das rechte, bald auf das linke Ufer und tanzt und braust, das wilde grüne Wasser. Den Kopf mit dem roten Käppchen auf die Brust gesenkt, träumt der Alte und horcht; — da streift es hart an seinem Ohr vorbei wie der Hauch vom glühenden Backofen, und ein Zischen fährt daher, plötz-

lich, unangemeldet, wie ein Stoß durch die Luft. Und wieder einer und wieder einer — heiß, staubtragend, sausend und heulend — das ist der Föhn!

Der alte Schneider blickt sich um, — er hat's nicht gern, das Fauchen und Stöhnen in den Bäumen, das Krachen im Holzwerk des Häuschens, an dem er sitzt; er hustet, denn der Staub dörrt ihm den Schlund, wie tausend Nadeln zuckt's in den Gelenken, — und so allein — Das ist ungut! Das ist unheimlich!

Mühselig steht er auf, tappt einige Schritte, aber der Sturm packt und schüttelt ihn, daß er sich an der niederen Gartenmauer halten muß. Dabei gleitet seine zitternde Hand über die jungen Melonen, die sonnenwarm und glatt sich schon zu gelben beginnen. Ein wohlgefälliges Lächeln huscht über die bläulichen Lippen. Ein gesegnetes Jahr! Ein wunderbar üppiges Jahr! Sie haben's ihm alle schon erzählt, wie es stehe in Baumgärten und Äckern, in Rebgärten und Feigenpflanzungen, fröhlich und wundernd und mit dem bittenden Zusatz an den lieben Heiland, daß er sie's wolle heimbringen lassen ohn' Schaden und Gefährdung.

Aber der wilde Föhn, der ihn von seinem Plätzchen aufgescheucht, wie die unruhig durcheinanderfahrenden Tauben und Schwalben, drängt ihn wieder auf die Bank zurück, wie sehr ihn verlangt, bei der Nachbarin Schutz zu suchen. Sie ist zwar ein gar gebrechliches Weiblein, die alte Burghäuslerin, aber Augen hat sie wie eine Maus, so schnell und scharf, und alleweil weiß sie zu erzählen, was es Neues geben hat, und gibt es kein Neues, so holt sie etwas Altes vor, und das ist noch besser.

„Burghäuslerin!" ruft hüstelnd und seufzend der Schneider.

Aber die Alte hört ihn nicht. Eingeschlummert ist sie auf ihrem niederen Schragen, der vorm Hause steht, daß sie doch allweil die Sonne genießen soll. Die thut ihr wohl, die Sonne! Sie ist ja lahm an den Füßen, die Burghäuslerin, und die Sonne ist ihre einzige Medizin. Mit der spitzigen Nase liegt sie tief in den rotgewürfelten Kissen, und über ihrer spitzigen weißen Haube hängt leichtschattend der blühende Granatbaum. Den mächtig gewucherten Kaktus aber voll feurig glühender Blumen, den die Bienen honiglüstern umschwirren, haben ihr die Enkelkinder neben das Lager gestellt, denn dies Volk kennt die Freude an den Farben und vielgestaltigen Formen der Blumen.

Sogar der Föhn erweckt die Greisin nicht. In der sengenden Sonne, unterm Glutwind, inmitten leuchtender Blumen schläft das hagere, gelbliche Gesichtchen friedsam und tief, als hätte sie Jahre des Schlafes nachzuholen.

Und weiter dann, am Ende des Dorfes, wo die Treppchen löcherig sind, und die kleinen braunen Gallerien schief und lotterig um die Häuser hängen, die hier so dicht, so ineinandergewirrt stehen, an der Berglehne hinauf, da ist noch Einer daheim, weil er eben nie fort kann, nichts schaffen, nichts helfen kann — der arme Seppi. Ja, das ist halt ein armseliges Menschenkind. Kein Wort kann er reden und ist doch gescheit, und hört und sieht doch alles und weiß es zu deuten. Mitten auf der Dorfstraße, im weißen Staube, der um ihn herumwirbelt, hockt er auf den Knien — denn seine Füße sind verkrümmt und kraftlos —, hat die Arme mit den einwärts geschlagenen Händen über der hageren Brust gekreuzt und starrt mit vorquellenden schwarzen Augen zum Himmel hinauf, über dessen tiefe leuchtende Bläue weit voneinander gespreizte weiße Wolkenfittiche eilends dahinjagen. Der immer fröhliche Seppi — heut ist er nicht fröhlich, die Stirn ist zusammengezogen, die Flügel der kühnen Adlernase weiten sich, wittern hinaus, die stummen, schöngeformten Lippen hat er lechzend geöffnet: ihn beklemmt der Föhn, und ihn dürstet. Aber noch lang muß er warten, bis ihm eine hilfreiche Hand den labenden Trunk in den Mund gießt.

Da — ein Bübchen streicht vorbei, drüben an dem Heustadel, der sonnenbraun, mit zierlich geschnittenen Schindeln belegt, auf einem ausgedörrten Rasenflecken steht.

„Huhuh!" macht der arme Seppi und wirft den langen, übermenschlich langen Hals hintenüber; er kennt das Bübchen ja, es gehört der Köli (Columbina), der Gemeindearmen, und das Bübchen kennt ihn. Aber der Kleine achtet nicht auf Seppis Geschrei, er ist sehr beschäftigt, seine rechte Hand umschließt etwas, das er dann und wann heftig schüttelt und zum Ohre hebt;

— nachdenklich kommt er über den dürren, gelblichen Grasfleck, die Barfüßchen kaum aufhebend, im zerrissenen Hemd, das ihm von der Schulter herabhängt, den wirren, dunklen Strubelkopf gesenkt auf den Schatz, den er bald behorcht, bald betrachtet.

„Huh huh huh!“ schreit Seppi und arbeitet sich einige Schritte vorwärts, den Hals verrenkend, um dem Heini zu winken, daß er ihm Wasser geben soll.

Nun hat er's doch gehört; die dunklen Kirschenaugen fahren nach rechts und links herum, aber den Sepp finden sie nicht, das Haus verdeckt ihn dem Kleinen. Und dann hat er auch so viel zu thun. Nun sitzt er behaglich im Gras an der Stadelwand und schiebt und drückt an dem bunten Schächtelchen, das er dort unten beim Wirtshaus auf der Thürschwelle gefunden hat. Ein nettes Schächtelchen, gelb und rot, und oben darauf ist eine Puppe mit einem weißen Kleid und dünnen Beinen. Der Heini muß lachen, da er sie ansieht, er weiß selbst nicht warum. Hah! Da ist's endlich offen, und darin — was liegt in dem Schächtelchen? Heinis Augen rollen vor Freude, da sind drei gelbe kleine Dinger mit roten Käppchen, drei schlanke gelbe Soldaten mit roten Mützen, und sie können auch schießen, Heini hat's einmal gehört, wie der Adlerwirt sie hat knallen lassen — piff — sss! und dann hat's gebrannt, erst blau und dann rot, und danach hat er sich die Pfeife damit angezündet.

Im Armenhaus, wo Heini mit der Mutter wohnt, hat er nie so ein Hölzchen erlangen können; die Meisterin versteckt sie, hat auch nicht so nette, wie die da. Einen wüsten Geruch haben der Meisterin ihre, man weiß immer schon, wenn sie damit über die Wand gefahren ist. Einmal am Abend hat er ihr zugesehen, — einen hellen, blauen Weg hat das Hölzchen über die Wand gezogen, das war schön, aber grauslich. „Gib mir auch eins!“ hat er gebettelt, er wollte das nachmachen, so einen hellen, dampfenden Strich an der Küchenwand, wenn's ihm auch gegraust hat, aber die Meisterin hat gesagt: „Nein, nein, nit für Buben!“

Aber jetzt — haha! Jetzt hat er doch drei, und gar von den schönen. Heini sieht sich um — „huhu“! ruft Seppi kläglich, aber der Kleine achtet's nicht. Mit lächelnder Erwartung packt er ein Hölzchen zwischen Daumen und Zeigefinger und streicht damit über die Schachtelwand, grade wie's der Adlerwirt gemacht hat damals. „Ssss!“ Hoho! Heini fährt zurück vor dem kleinen Knall — vielleicht kommt noch mehr? Nein, der blaue Funke ist schon wieder tot, das rote Mützchen ist schwarz geworden — gebrannt hat es nicht. Heini betrachtet mit aufgeworfener Lippe das schnell verbrauchte Spielzeug. Er streicht noch einmal über die Schachtel hin; aber nun fällt das Mützchen ganz herunter, und kopfschüttelnd wirft er das Hölzchen ins Gras.

Seine Miene erhellt sich; da sind noch zwei, zwei mit großen runden Köpfen. Die müssen jetzt länger vorhalten. Aber der Wind, der ihm Heuhalme um den Kopf wirbelt und heulend um die Dächer streicht, wird die Funken gleich wieder ausblasen. Hei, der Stadel ist ja offen! — Heini setzt sich in die Thür. Er lacht vor Behagen. Die Buben und Mädchen spielen nur selten mit ihm, aber er kann auch allein spielen. Nun sind sie alle mit draußen, wo die Eltern mähen und binden, sogar die Allerkleinsten liegen schlafend im Korn. Aber den Heini hat die Mutter nicht mit haben wollen, was thut auch so ein fünfjähriger Bub dort, als einen in der Arbeit stören?

Und die Köli muß nicht beim Schaffen gestört sein, sonst battet's bei ihr gar zu wenig. Wie sie dort draußen auf dem Acker in der vollen Sonnenglut steht und sich das rotgestreifte Tüchel ein wenig lüftet, das ihr der eigenwillige Wind gar über die Augen hinabgeschlagen hat, ist sie die hagerste, die dürftigste von all den Frauen. Braun wie eine Nuß, mit dünnen Armen, den Rock verschoben, den Schurz verrissen, müht sie sich mit lautem Lachen an dem Knoten im Tuche und ist weit hinter den Binderinnen zurückgeblieben. Die winken und rufen ihr Spottnamen zu. Jeder höhnt über die Köli, die stets die letzte sein muß und die Schande nicht fühlt. Jetzt bückt sie sich gar nach ein paar Mohnblumen, rupft sie ab und nimmt sie zwischen die Zähne, die weiß aus dem dunklen Gesicht hervorblinken. Und dann, mit langen Sätzen wie ein Hase, springt sie den andern nach,

lachend zu den Scheltworten, die ihr entgegenschwirren. Bei einer kräftig die Arme hebenden Frau, die ihr schweißbeperltes Gesicht sich abzutrocknen nicht die Zeit nimmt, steht die Köli still: „Jessas, Maria und Josef, wie bin ich g'sprungen!“

Und sie packt den bloßen braunen Arm der andern:

„Meisterin, ach, schaffet nit so g'schwind, 's wird einem angst und bang beim Zuschau'n, Köli, der arm' Tropf, kann ja nit nachkommen, ah — bin sa müd, sa müd!“ Und laut aufweinend sinkt sie in die Stappeln. Die Frau hat ihre Hand abgeschüttelt und schafft ruhig und ernsthaft fort. Sie blickt nicht hin auf die Schluchzende, sie weiß, nachher wirds nur ärger, artet aus zum Krampf. Man muß die Köli ganz gehen lassen, dann lacht und springt sie wieder, eh' fünf Minuten um sind.

Es ist schon so ein Schicksal mit dem armen Ding. Die Meisterin des Armenhauses hat sie gekannt, als sie nach „der Flüevogel“ hieß und braun und frisch und scheu war, wie ein Flüevogel. Der Nazi (Ignaz), des Adlerwirts einziger Sahn, hat ihr den Namen gegeben, denn sie hat den ganzen Tag gesungen, und ihm hat ihr Singen gar besanders gefallen . . .

Und dann — auf einmal — ein Gerede, ein Gerücht im Dorf: Jeder sagt's, jeder glaubt's, jeder weiß, was geschehen ist; nur der Adlerwirt weiß, glaubt nichts, nur der Nazi schlägt auf den Tisch und flucht und schreit, es sei alles verlogen! Hinaus mit der Köli! Hinaus mit dem Flüevagel! Er hat falsch gepfiffen. Hinaus mit der armen Magd! Wie? Kaum siebzehnjährig, und schan so verlaren?

Köli hatte noch die Mutter, und die Mutter ging ans Gericht, dieweil Köli sich vor aller Augen in der Hütte verbarg; den Kopf in beide Hände gestützt, saß sie im Winkel, Wachen, Manate lang, verlernte das Reden fast, hätte nichts genossen, wenn's ihr die Mutter nicht eingezwungen hätte.

Dann kam die Entscheidung. Die Klage war abgewiesen worden. Das Häuschen der Mutter ging auf für die Kosten. Sie mußte auf ihre alten Tage hinauf in ihr Heimatdarf Rateis, als Almasengenössige; — die Köli blieb in Staaben, auch als Almosengenössige. Denn sie war wunderlich geworden, machte alles verkehrt, lachte viel und weinte ahne Ursache, hätte auch ihren Buben, den Heini, nimmermehr recht zu ziehen gewußt; aber die Meisterin im Armenhaus erzog auch den Kleinen: neben ihrem Bette stand das vam Heini.

Zuweilen flüsterte etwas im Dorf, wenn der Adlerwirt wieder ein neues Baumgut erwarb, ader seinem sauberen Hause einen Anbau hinzufügte, daß Gewalt für Recht gegangen sei. Aber wenn dann der Nazi daherkam, stalz und statt, alle Taschen vall Geld, und der Veltliner wie dunkles Blut in die Gläser der Zechbrüder rann, dann hatte salch ein Flüsterer schnell die Lippen zusammengedrückt und den übermütigen Burschen gegrüßt wie die andern. Es war etwas Gewaltthätiges in den Leuten vom Adlerwirtshaus; — sie hatten alle Zornadern auf der Stirn, der Alte, die Mutter und der einzige Sohn; sie lebten auch untereinander nicht friedlich, und der Vater hielt sich als Gemeindevorsteher nur durch die Furcht, die er den Dorfgenossen einflößte. Van Zeit zu Zeit aber schien es ihm angemessen, auch Leutseligkeit walten zu lassen. So hatte er heute, da er ein valles Dutzend welscher Schnitter eingestellt, die billiger und emsiger schaffen, als die Tiroler, ein umfangreiches Faß Wein selber heraus gefahren, um damit das Mittagsmahl unter den Nußbäumen zu begießen. Zwar hatte der Wirt gestern nacht nach spät im Keller am Brunnen gewirtschaftet, um dem kühlen Trank die Gefährlichkeit zu nehmen, aber doch hatte die arglose Jugend dem grünen Fasse zugejubelt und bereits aus Feldblumen und Ähren ein schnellfertiges Gewinde darum geschlungen, so daß die Bauern mit ihren Knechten und Mägden neidisch und verbissen auf die festliche Anstalt sahen. Ja, der Adlerwirt ist eben ein Prahz, aber er versteht's! Immer hat er etwas Apartes.

Die Mittagsglacke läutet, die gebagenen Rücken schnellen elastisch empar, oder sie werden varsichtig, mühsam, mit manchem Weh und Ach gerade gestreckt. In den Schatten! In den Schatten! Zwar ein wenig weit ist's bis an die Kastanien auf dem runden Hügel, dem Köpfel, das wie ein riesenhafter Maulwurfshaufen gegen Narden des Dorfes liegt. Aber was hilft's? Näherzu ist kein Schattenstreif außer dem Nußbaumhain, und den hält der breite Adlerwirt mit seinen Leuten besetzt.

Wie ein General vor der Schlacht überschaut er von seinem Wagen aus das Gesinde, indes die Adlerwirtin, auf ein paar Garben thronend, aus einer Extraflasche für sich einschenkt . . . Die Italiener haben sich bequem gelagert; ihr Lachen und lautes Sprechen hat die Mägde angesteckt, oder ist's der Föhn, der das Blut aufpeitscht, daß alle Backen glühen und alle Augen blitzen? Halt — nun hebt der Gerolamo gar sein Glas zierlich empor, stützt den Fuß auf ein Wagenrad und beginnt zu reden. Man versteht's nicht, aber man lacht, denn des Gerolamo schlanke Landsleute gestikulieren lebhaft und lachen auch und rufen ihm zu. Der Nazi dreht den Schnauz und horcht mit zurückgeworfenem Kopfe; — mit einem lustig emporklingenden Refrain, in den die andern Welschen einstimmen, endet die Rede. Ein neues Lied beginnt. —

Da — was ist das?

Ein schriller, stöhnender Glockenton aus dem Kirchlein, noch einer, noch einer! Was ist das? Ein wildes Aufspringen! Rufen! Durcheinanderrennen!

Es brennt! Es brennt! Es brennt! Unser Dorf brennt! Sturm! Es läutet Sturm! Und der Föhn? Der Föhn! Wo? Wo? Wohin zuerst?

Gleich unterm Köpfel schießt eine Flamme auf. Aber auch dort, am Kalvarienberg, und dort neben der Kirche! Wie blutübergossen schimmert der rote Zwiebelturm. In rasendem Fluge saust der Föhn von Osten daher, packt die langen Flammenzungen und treibt sie über die Dächer, über die Rebgärten, über die beladenen Obstbäume, die sich krachend, knisternd krümmen, beugen — endlich brechen.

Retten! Retten! Aber wo? Wo?

Helfen! Helfen! Aber wem? Wem zuerst? Wer wagt sich in dieses Flammenmeer, in diese rauchüberwogte Hölle?

Und wie fände er den Weg? Was ergriffe er zuerst? Kann man Häuser forttragen? Gärten auf die Schulter heben? — —

Ein zitterndes, von weißem Haar umflattertes Männchen sitzt an dem Kruzifix, mitten unter den Rosen, und erzählt mit jammernder Stimme, er sei alt, sehr alt, dreiundachtzig Jahre, und die neue Sündflut sei da, die sei lebendiges Feuer, vom Himmel heruntergefallenes Feuer, um die Gottlosen zu verderben.

Pater Josef rennt daher, zwei verkrümmte Füße schlagen ihm auf die Brust, — er hat den armen Seppi den Flammen entrissen; wie? weiß er selber nicht. Der Schrecken in den Augen des Stummen ist entsetzlich beredt; in seinem rotgeschwollenen Gesicht arbeitet der heiße Wunsch, ein Wort, nur ein Wort zu sagen — aber sein Ächzen und Uh!-Schreien findet keine Hörer. Sein Retter legt ihn auf den Hügel am Kruzifix, neben den Schneider, eine Rauchwolke hüllt sie alle in Finsternis.

Keine Hilfe, keine Rettung möglich! Auf den erblaßten Lippen erstirbt das Angstgeschrei, das planlose Durcheinanderlaufen hat fast aufgehört; nur hier und da ruft noch eins in schluchzendem Ton nach seiner Geiß, oder einer Lieblingskatze. Die Stille der Verzweiflung ist auf die Heimgesuchten herabgesunken, sie drückt sie in den Boden.

Was denn? Wie denn? Hier stehen sie mit gekreuzten Armen, ohne Hoffnung, ohne Besinnung fast, indes ihr Hab und Gut, das Werk ihrer Hände und die Gabe des überreichen Jahres in Flammen aufgeht.

Sie stehen nicht mehr aufrecht, die wenigsten nur wagen noch den Blick auf das Glutgewoge zu richten; — die andern haben das Gesicht an die Erde gedrückt und umklammern sie mit beiden Armen, außer sich, ohne Sinn und Begriffe, als lebenhemmende Furcht, als stumpfe Verzweiflung.

Und der Föhn rast, und die Flammen lohen, ohne Einhalt. Neben der Kirche das Spritzenhaus — ja wer dränge bis dorthin? Und das Wasser? Unten bei der Säge, der Schnalser Bach gut zehn Minuten weit; aber worin es fassen? Ganz einsam liegt das Dorf, und eh' Hilfe kommt von Naturns oder Rabland — —

Die Flammen lohen — dann plötzlich ersterben sie. Was ist geschehen, daß alles auf einmal schwarz daliegt und keine rote Schlange mehr emporzüngelt? Fort wälzt der Sturm den dichten Dampf, fährt stoßend hinein und zerreißt ihn in Fetzen, die nach allen Seiten flattern — da stehen nur rauchgeschwärzte Mauern, verkohlte Strünke, glimmende Trümmerhaufen, wo eben, vor kaum zwanzig Minuten noch ihr schmuckes Dorf gewesen! Ihre liebe Heimat!

Kaum zwanzig Minuten! Pater Josef, der an dem Kruzifix kniet und mit ver-

Kardinal Rampolla. Nach dem Gemälde von Philipp Laszlo.
(Aus Ed. Schulte's Kunstsalon-Berlin.)

Digitized by Google

brannten Händen und versengtem Haar schmerzhafte Gebete um Hilfe, um gnädigen himmlischen Beistand in der jäh hereingebrochenen Not hinausruft, — er hat's gesehen, daß nur zwanzig Minuten vergangen sind, seit die ersten Flammen aufstiegen: auf dem grünen Zifferblatt unter dem roten Zwiebelturm, der einzig aufrecht steht von all den verwüsteten, dachlosen Heimstätten, hat er zufällig die Zeit abgelesen, da aus des Adlerwirts Heustadel die Glut hervorbrach. Danach ist er in die Kirche und hat am Seil gestürmt, eh' der Meßner herbeikam, aber bald haben sie beide gesehen, daß es hier nichts mehr gibt, als schnelle Flucht, und da haben sie denn auf ihrem Kreuz- und Querwege durch das verlorene Dorf die Stallthüren aufgerissen und das Vieh hinausgejagt. Manches Stück ist trotzdem zurück in die Flammen in seiner Angst.

Der Föhn rast um die nackten Mauern, und wie ein ungeheurer Jammerschrei erhebt sich die Stimme der Beraubten, die nun, da das Feuer erloschen, hineinstürmen in den beißenden, blindmachenden Qualm, in den schwarzen, flatternden Staub, um ihre Heimstätten irren und sie nicht wiederfinden.

Wie im fürchterlichen Traum starren sie einander ins Gesicht. — Alle verarmt, alle obdachlos, sechshundert und mehr — es ist wie ein Wiedersehen in der Hölle!

Hie und da ein Haus — anscheinend vom Feuer übersprungen! Hoffnungsvoll, in zitternder Spannung fliegt der Glückliche darauf zu, dem es gehört, — aber auf der Schwelle steht sein Fuß: verkohlt der Hausrat, rauchend und glimmend die hölzerne Täfelung, und er schlägt die Hände vors Gesicht und rennt davon, als ob ihn jemand verfolge.

Überall das gleiche Bild der Zerstörung, an keinem Herde ist's mehr heimelig, auch wo die Mauern, sogar die Fenster, unversehrt sind; kein grünes Blatt mehr zittert um die schwarzen Äste, wie rußige Stricke hängen die Reben an den Spalieren.

Der Adlerwirt und sein Weib und der Nazi stehen in einem Häufchen der italienischen Arbeiter, und unbekümmert um die Fremden fahren sie fluchend und fäusteballend gegeneinander in besinnungsloser Wut.

„Warum bist nicht rechtzeitig nach Meran?"

„Hab' ich etwa fort können, so mitten in der Ernte?"

„Hah, was du schaffst! Mit der Zunge, sonst doch nichts!"

„Hab' ich nit den Nazi g'schickt? Gestern schon? Aber der! Folgt denn der Nazi seiner Mutter? 's wär' das erste Mal!"

„So? Und warum ist die Mutter nit gangen, wenn ihr ein Unglück geahnt hat? Muß ich immer den Sündenbock machen? Und wem g'schieht denn der Schaden, wenn nit mir?"

„Dir? Ist der Adler schon dein etwa, du Lapp?"

„Der Adler! Da! Hah!" hohnlacht der Nazi gegen die ausgebrannten Mauern hin.

Vater und Sohn erheben die Faust gegeneinander, die Mutter kreischt, die Zuschauer fahren zurück, da legt sich ein Arm auf Nazis: „Besinnt euch! Händel in solcher Stund'. Der Herr hat uns gestraft!" ruft Pater Josef mit erhobener Stimme.

„Der Herr hat uns gestraft!" murmeln hundert zitternde Lippen nach, und alles drängt sich zu dem Tröster und Ankläger im Priesterkleide. „Der Herr hat uns gestraft! Aber der Adlerwirt ist halt bös' dran — er ist nicht versichert, die Schrift war abgelaufen, seit gestern, hört Ihr's denn nicht? Er hat's ja ausgeschrien, selber."

„Nicht versichert? Bist du versichert?"

„Ich, nein! Aber ich bin ein armes Leut', ach du mein Heiland, und der Adlerwirt war reich."

In sein verbranntes Gewese ist er nun eingedrungen, der Wütende, hinter ihm der Nazi und die Italiener, auch sie in höchster Erregung, obschon sie kein Haus verloren haben. Keuchend, mit blutenden Fäusten schmettert er zu Boden, was noch aufrecht steht im neugebauten Tanzsaal, im Herrenstübel. Stumm, mit drohenden Augen und untergeschlagenen Armen folgt ihm sein Sohn, in die Fenster herein schallt lautes Weinen der Mutter und der Mägde: „Alles hin! Alles verloren! Und das Letzte schlägt der Wirt in Stücke! Er ist hintersinnig worden! Man sollte ihn binden!"

Aber Pater Josef ist in die Kirche geeilt; und nun kommen sie beide, der Meßner und er, mit der schweren Bildgestalt, mit der Mutter Gottes auf dem

Thron. Ihr hellblaues Atlasgewand hat keinen Brandfleck, der weiße Rosenkranz auf ihrem Haupte ist unversengt; ihr mildes mütterliches Antlitz, das den Dörflern so oft unter dem Schein der Altarkerzen Trost zugelächelt, — es lächelt auch jetzt unter der sengenden Mittagssonne, inmitten der rauchenden Ruinen, und ein Schrei bebt gen Himmel: „Heilige Mutter Gottes! Heilige Mutter Gottes, bitte für uns!“

Vergessen ist der Adlerwirt und seine Sinnenverstörung, zusammenströmen sie um das Gnadenbild, das seltsam gerettete. „Ein Mirakel!“ geht es schauernd von Mund zu Munde. „Seht, sie ist unversehrt! Heilig! Heilig! Heilig! Die Himmelskönigin!“

Und alles sinkt in die Knie, alles murmelt Gebete, beugt sich zum Boden, schlägt die Brust und hebt die Augen zu dem weißlich umflorten Himmel. Es ist ein Augenblick der Stille, ein Aufhorchen mitten im Jammer, eine Erhebung der zerschmetterten Seelen in ewige Fernen, wo alles licht und groß und unwandelbar bleibt, gleichviel was hier unten geschehe!

Über Pater Josefs kluges, schwarzbärtiges Antlitz zuckt ein Strahl demütiger Dankbarkeit. Neben dem Marienbilde hat er gekniet, nun hebt er sich schlank und gebietend in der verbrannten schwarzen Kutte vom Boden und winkt mit beiden ausgestreckten Armen. Seine Stimme rollt: „Die Kirche steht! Maria ruft euch! Kommt in das Gotteshaus, ihr Obdachlosen! Raum hat es und Schutz für euch alle!“

Vier Jünglinge erheben das Marienbild; aus der Kirche ruft die Glocke zur Messe.

Pater Josef in aufrechter Haltung, nur hie und da mit zurückgewendeten Augen seine Herde lockend, schreitet wie ein Sieger gegen die offene Thür zwischen den verbrannten Pappeln. Da gellt eine Weiberstimme hinter ihm: „Der Brandstifter! Der Mordbrenner am Altar!“

Ein hundertstimmiger Schrei, ein wüster Aufruhr, ein plötzliches Getümmel, ein wildes Durcheinander auf der Kirchenschwelle!

„Wo? Der Mordbrenner?“

„Wer ist's?“

„Der Mordbrenner? Der Brandstifter?“

„Der uns alle verderbt hat?“

„Der uns alle zu Bettlern macht?“

„Wer ist es? Wer kann es sein?“

Und die gelle Stimme erwidert aus irgend einem unsichtbaren Winkel:

„Der Bub' der Köli! Der gottvergessene Schelm hat den Stadel vom Adlerwirt anzündet. Vom Fenster aus hab' ich zug'schaut und nicht können so g'schwind die Stiegen ab. Grad' hält er noch die Zündschachtel in der Hand!“

Ein Gebrüll erhebt sich.

„Der Bub' der Köli? Die Köli? Der Flüevogel? Der faule Balg aus dem Armenhaus? Und wir haben's fütteret? Und das Weib traut sich her? Unter ehrliche Leut'? Unter die Leut', wo ihr Hab und Gut verloren haben durch ihre Schuld? Fangt sie! Schlagt sie! Wo ist sie? Laßt sie nicht entwischen! Hah, Flüevogel!“

„Einen Strick um den Hals und in die Etsch mit ihm!“

„Und mit dem Weib, seiner Mutter!“

„Wo ist er? Wo sind sie? Der Feuervogel!“

„Alles hin, und um solche Brut!“

„Um der Barmherzigkeit willen hat man sie gefüttert, und so lohnt sie's!“

„Ins Loch! Wo sind sie? Ins Loch! alle beide!“

Und auf der Schwelle der Kirche kehrt alles um, rennt und stiebt nach allen Seiten, mit Verwünschungen auf den Lippen, die eben noch beteten, mit Rachsucht in den eben noch weinenden Augen, mit wildfuchtelnden Fäusten, die eben noch demütig gefaltete Hände waren. Die Glocke ruft, aber niemand horcht ihr. Auch Pater Josef ist machtlos jetzt, und freiwillig wirft er den letzten Rest seiner Gewalt von sich. Auch er ballt die eben noch segnende Hand.

„Entarteter Bube! Pflichtvergessene Mutter!“ ruft er mit Richterstimme, mit funkelnden Augen. „Züchtigt die Frevler! Fangt sie! Sperrt sie ein! Wo sind sie? Wo sind sie?“ Nun ist er Einer, wie alle.

„Einsperren? Wo? Es ist ja alles leer und offen!“ jammerte eine schluchzende Stimme auf, und plötzlich stimmten hundert ein:

„Alles hin! Alles verbrannt! Kein Dach, keine Thür, kein Fenster mehr, das dicht hält! Wir sind geschlagen, geschlagen! Und der Mordbube hat noch gelacht und

selber die Schachtel gezeigt — hinaus mit ihnen!"

„Ja, hinaus! Hinauf in den Wald!"

„Und über den Wald in die Berge!"

„Jagt sie in den Kar!"

„In den ewigen Schnee!"

„Hinaus! Hinaus! Hinaus!"

Ja, wenn man sie finden könnte! Einen kurzen Augenblick hat man den kleinen Buben mit dem dunklen Strubelkopf auf dem Altargitter sitzen sehen, wie er ein Schächtelchen schüttelt und ans Ohr hält, aber dann, als die gelle Stimme erklang, ist er herabgesprungen wie ein Vogel vom Zweig und fort. Der plötzliche Lärm vor der Kirchenthür hat ihn erschreckt, verjagt.

Und danach ist noch ein Auskreischen gehört worden, da und dort, wie es in Todesangst ein gehetztes Tier ausstößt, und einer hat zwei graubräunliche, nackte Füßchen über den Köpfen zappeln sehen, und ein anderer hat eine dünne, huschende Gestalt in wahnsinnigen Sätzen davon springen sehen. Grad' hat er schreien wollen: „Da ist die Köli! Da läuft sie!" Aber im selben Augenblick ist's ihm gewesen, als drücke ihm jemand den Mund zu, so hat er nachher erzählt. Deutlich hat er's gefühlt, es war der Finger der Mutter Gottes! Da hat er sich geduckt und hat gehorcht, und wie seine Lippen wieder frei worden sind, da ist die Köli verschwunden gewesen droben zwischen den Arvenbäumen. Wenn man sie finden könnte! Seine Wut an ihnen kühlen, sein Elend rächen könnte! Durch die Ruinen stürmen sie, racheberauscht, möchten sie treffen, sie zerreißen, in die Etsch werfen, und sollten sie stundenweit die schuldigen Opfer dorthin zerren müssen. Und hinaus aus dem Trümmerdorf, unter die Nußbäume, wo die Flamme Halt gemacht hat, über das Köpfel, das noch grün und schattig bewaldet steht, jagen zerstreut die Verfolgenden. Bis hinan gegen die ersten Waldbäume . . . nichts!

Und dann, nach all der Not und Verzweiflung, sinken sie müd' und zerschlagen unter den grünen Ästen ins dürre Gras und Moos; unlustig zu weiterer Verfolgung, zu elend zum Zorn, mit öder, hoffnungsloser Seele, mit erstorbenen Kräften . . .

Ach, dort rasseln Wagen heran auf der weit übersehbaren Landstraße! Die Spritzen kommen! Die Spritzen von Naturns oder gar von Meran? Die Spritzen! Jetzt! Wo kein Funke mehr glimmt, weil alles Brennbare, dürr von der langen Sommerhitze, in der Glut zu Asche geworden in weniger als einer halben Stunde!

Und von neuem beginnen die Thränen der Frauen, die Verwünschungen der Männer, und niemand erhebt sich vom Boden, um den Helfern, deren Hilfe zu spät kommt, entgegen zu gehen.

Dennoch — vor den entsetzten Zurufen, den teilnahmsvoll dargebotenen Händen der Nachbaren, die staub- und schweißbedeckt von den Wagen sprangen, hielt die Apathie der Verzweiflung nicht Stand. Gesenkten Hauptes, aber doch hörend und hie und da Antwort gebend, folgten die meisten den Anrufen, und langsam kehrten sie mit den Befreundeten in die verwüsteten Gassen zurück, jeder auf seine eigene Brandstätte. Es glomm noch hie und da unter dem Schutt, es fand sich noch manch unversehrtes Stück Hausrat, manch Gerät, das noch zu brauchen war. Der Wein und Most in den Kellern war nicht ausgelaufen, die Dunghaufen nur oberflächlich verkohlt; erschrecktes Geflügelvolk, das sich aus den Gassen voll Flammen hinausgeflüchtet, kehrte gackernd zurück; man fing an, aufzuräumen, das verjagte Vieh zu suchen, die Größe des Unglücks zu überschauen, die Höhe des Schadens in Ziffern zu berechnen. Kein Menschenleben war verloren, als das der alten Burghäuslerin, die im Schlafe erstickt zu sein schien. Sie traten an ihr Lager, auf dem sie, kaum verändert, lag, sich beugend und bekreuzend. Der blühende Baum über ihr war zum schwarzen Gerippe versengt, aber das Bett der Burghäuslerin hatten die Flammen verschont.

Die meisten von der Dorfschaft waren versichert, man beriet nur, ob die Gesellschaft auch zahlen werde bei dem Massenverlust. Nur der Reichste von gestern war heute der ärmste Mann — der Adlerwirt konnte auf keinen Ersatz rechnen, und er wütete, jedem Zuspruch, jedem Mahnwort unzugänglich, um den Rest zu zerschlagen. Wenn er damit fertig sei, dann, mit dem letzten Strick, werde er sich aufhängen, so drohte er.

Aber als die Nacht kam und mit ihr Wagen voll Brot und Fleisch und Obst und Kleidungsstücke, die man von Meran

den Verunglückten sandte, da ließ sich's der Adlerwirt doch gefallen, daß sein Weib ihm ein Brot in die Hand steckte, und er biß knirschend hinein und saß, im Winkel kauernd, mit stumpfer Miene, bis er in Schlaf fiel.

Der Nazi war ohne Abschied auf einen der fortrollenden Wagen gesprungen; mochten sie sehen, wie sie fertig würden, er ging nach Meran, vielleicht nach Wien! Was von barem Gelde noch im Hause gewesen, das befand sich jetzt sicher in seiner Tasche — des Vaters sinnlose Wut hatte ihm den freien Spielraum gewährt, nach dem es ihn längst gelüstet. — —

So gut es ging, hatten sich die Abgebrannten in ihren Mauern gebettet; viele übernachteten auf freiem Felde, da die alten Häuser den Einsturz drohten. Die Nacht war schwül, ohne Abkühlung, tief dunkel, so daß man einander nicht sah — der Föhn schwieg, aber seine Wirkung war noch in der erschlaffenden Schwere der Luft zu spüren, in dem fast unerträglichen Brandgeruch, der über dem verunglückten Dorfe stehen geblieben war und das Atmen beklemmte. Das Stöhnen und Wehklagen war verstummt, ja ganz vereinzelt erklang wieder ein Auflachen, ein Scherzwort — dann sprach jemand unter den dunklen Bäumen ein lautes Gebet mit ergebener Stimme, andere Stimmen fielen ein — ein langer Seufzer wehte über das Land und danach ward es stille.

Die Meisterin des Armenhauses schläft nicht. Sie hat den grauen Kopf auf eine Garbe gedrückt; es raschelt bei jeder Bewegung, die scharfen Grannen stechen die Haut, aber ihre Haut ist derb und wettergewohnt, und sie hat schon härter geschlafen. Zuweilen fallen ihr die Lider zu, und sie ist einen Augenblick schlafbenommen, aber dann schreckt sie auf, streckt die rechte Hand aus und tastet umher, zieht die leere Hand an sich und seufzt und liegt und sinnt. Da, zu ihrer rechten Seite, in dem räucherigen elenden Loch, das nun auch verbrannt ist, hat sie Nacht für Nacht seit mehr denn fünf Jahren den Heini gefühlt, den Unglücksbuben, den Malefizbuben, den lieben, schelmischen, gescheiten Buben, den Jüngsten im Armenhaus, der nun das große Elend über das Dorf gebracht hat. Ja, ja, er ist's gewesen, sie zweifelt nicht! Sie hat ihm schon einmal solch ein gefährlich Spielwerk entwunden. Wo ist er hin? Ist die Köli nicht wunderlich? Wenn man nur wüßt', ob sie ihn glücklich, unverletzt aus dem Dorf gebracht hat! Über Tag ist's der Meisterin nicht so gekommen, daß sie hätte Mitleid gehabt mit der Köli. Der Zorn hat sie gepackt, wie die anderen auch! Was schaut die Köli nicht zu ihrem eigenen Buben, daß er kein Unheil anstiftet! Aber jetzt, da im Dunkeln, sind die Gedanken ganz anders.

„Bin ich nicht die Armenmutter?" sagt sie auf einmal vor sich hin. Es ist ihr von selbst auf die Zunge gekommen. Ja, sie hat ihr Amt schlecht verwaltet, sie fühlt es. Darum kommen sie halt in's Armenhaus, weil sie arm sind, arm an Leib und Seele! Gott hat das Unglück zugelassen, sonst wär's ja nicht geschehen! Blitze schlagen in eine Heimat und zünden nicht. Hier hat ein Streichhölzchen in unschuldiger Kinderhand das ganze Dorf vernichtet.

In unschuldiger Kinderhand? Ist die Hand unschuldig, die soviel Leid über so viele Menschen gebracht hat?

Die Meisterin springt auf einmal auf die Füße. „Ich bin die Armenmutter!" sagt sie und atmet tief. Ihr Herz ist ganz warm, ganz durchglüht von diesem Gedanken. Wärmer ist's ihr kaum gewesen, meint sie, als sie vor vielen Jahren gejubelt hat: „Der Friedel ist mein Schatz!" Ach, lebte er noch, der Friedel! Fünf Jahr nur hat sie ihn gehabt, dann hat ihn beim Holzfällen droben im Walde der uralte Arvenbaum erdrückt.

Aber wenn er lebte, er stände ihr bei! Der Friedel hat immer beim Recht gestanden. So viele Jahre schon ist er tot, ihre einzige Tochter ist lange aufgewachsen, hat geheiratet und schon eigene Kinder, aber wenn die Meisterin etwas Besonderes will und sinnt — immer kommt der Mann aus seinem Grabe, faßt sie an die Hand und hilft ihr. Es ist kein Schrecknis dabei, er kommt nicht im Leichengewand, nein, wie sie ihn gekannt hat, im Bauernkittel, mit den treuen Augen und der Pfeife im Mund . . . „Wohl! wohl!" mehr sagt er nicht.

Nein, es ist noch zu dunkel, die Meisterin muß sich wieder hinlegen. Aber die Gedanken schlafen nicht.

Ist nicht ein Wagen voll Brot ge-

kommen? Haben nicht alle gehabt, um den Hunger zu stillen? Aber die Köli? Der verflatterte Flüevogel, und der kleine Bub?

Es drückt die Meisterin im Magen; jeder Bissen, den sie genossen hat, drückt sie.

Droben im Kar sitzt die Köli, verhetzt und verhungert! Die hier sind auch im Leid, aber sie sind bei einander! Gott im Himmel, ist's noch nicht bald Tag?

Aber vielleicht ist die Köli abgestürzt samt dem Buben? Liegt zerschmettert, verschmachtend zwischen den Felsen! Gott im Himmel, ist's nicht bald Tag!

Wenn einer von der Gemeinde auszieht auf die Gemsenjagd, da geben ihm die Jungen das Geleit bis an den Kar, und die Weiber beten für ihn in der Kirche, daß er gesund heimkomme. Und kehrt er nicht zurück zu gehoffter Zeit, dann macht sich das halbe Dorf auf, ihn zu suchen. Ist's Nacht, so zündet man Fackeln an, und das Jodeln und Juhschreien klingt bis an den Morgen. Aber die Köli haben sie absichtlich in die Wüste verstoßen!

Und nachher, bei der Brotverteilung, hat keiner nach der Köli gefragt, hat keiner die Köli genannt. Die Meisterin selber auch nicht.

Man will die Köli also verhungern lassen dort oben?

Die Meisterin faltete die Hände. „Bin ich nicht die Armenmutter?" flüstert sie.

Und da zieht das erste graue Morgendämmern über den Himmel.

Die Meisterin steht auf, sie fängt an, mit leisen Schritten durch das Lager zu gehen. Dem ersten, der wacht, will sie's sagen, daß der Köli auch etwas gehört und dem kleinen Buben, von den Vorräten, und daß man sie heimholen müsse. Aber je weiter sie geht, um so mehr sinkt ihr das Herz. Die Männer liegen da mit geballten Fäusten, noch im Schlaf finster und drohend.

Hie und da schreit ein Säugling, aber die erschöpfte Mutter mit den verzerrten, gramvollen Zügen erwacht nicht, kaum daß ihre Hand im Schlaf nach dem Kinde fährt. Im Dorf aber, unter den Trümmern ist's gar entsetzlich; so schwarz, so tot, als ob die Kriegsfurie darüber hingebraust wäre. Ja, wenn man ein Stücklein Brot fände! Der Meisterin Hunger schärft sich bei dem Gedanken an die zwei hungernden Vertriebenen im Wald. Sie begann nach allen Seiten auszuspähen. Zog nicht ein großer Frachtwagen mit weißem Leinendach auf der Landstraße daher? Fern noch, nur wie ein weißliches Pünktchen, aber doch erkennbar für ihre scharfen Augen. Die mußten früh aufgestanden sein in Meran, um ihnen das Morgenbrot zu bringen.

Die Meisterin bedachte sich nicht lange. Sie raffte einen Stock auf, der am Boden lag, sprach ein schnelles Gebet vor dem Kruzifix, in dem sie den ihr auch anvertrauten armen Seppi der barmherzigen Hilfe anempfahl und ging dann mit eilenden Schritten dem langsam nahenden Wagen entgegen ...

„Wo ist die Meisterin vom Armenhaus?" hieß es bei der zweiten Gabenverteilung. Bei der ersten war's noch wild hergegangen, wie wenn Räuber über einen Schatz geraten, und jeder sieht nur zu, daß er sich die Taschen füllt, und keiner denkt an den andern.

Aber die Kurgäste in Meran hatten sich zusammengethan und ein Ordentliches für die Abgebrannten gerüstet; ja sie kamen sogar in Person gefahren, und man sah Touristenkleider und bunte Sonnenschirme in dem heimgesuchten Dorfe auftauchen, und viele brachten offene Hände und teilnehmende Worte mit. „Wo ist die Meisterin?" fand man endlich Zeit zu fragen. „Sie wird doch nicht verbrannt sein?" fügte ein anderes hinzu.

Keiner entsann sich so deutlich der Einzelheiten des Unglückstages, daß er hätte sagen können, ob er die Vermißte gestern nach dem Brande gesehen habe oder nicht. Am Vormittag freilich hatte sie mit den drei Insassen des Armenhauses, die noch schaffen konnten, auf dem Felde gebunden, allein über die Stunden darauf wußte niemand Auskunft.

Man hat hier gefragt, dort gefragt, und als keiner Antwort gegeben, hat man bedenklich die Köpfe geschüttelt, denn die Meisterin haben alle gern gehabt. Der arme Seppi hat den Hals erschrecklich lang gezogen und sich die Augen im Kopf verdreht, so hat er nach der Meisterin ausgeschaut; dann — als sie sich auch abends nicht eingestellt hat, bei der Speisenverteilung, hat Pater Josef eine Messe für sie gelesen; traurig, ja weinerlich hat das Glöcklein gerufen, und viele sind ihm gefolgt, um einen Rosenkranz zu beten für

das brave Weib, das gewiß einen unbekannten aber schrecklichen Tod gefunden hat.

„'s ist ein braves Weib gewesen, unsere Meisterin! Wer hat's auch können denken, daß sie wird ins Feuer rennen und verbrennen! Sie ist ja gescheit für drei; nein, nein, wer wird sich jetzt annehmen um unsere Armut?"

„Und mein Nazi ist auch fort!" jammert die Adlerwirtin.

„Ha, der Nazi! Der lebt lustig in Meran, um den sorg' dich nit, — aber die Meisterin, das war eine! So treu und schaffig und gescheit! Jetzt ist unser Armenhaus im Feuer aufgegangen, und die Armenmutter ist auch hin!"

So haben die Weiber geklagt, und von den Männern hat mancher eingestimmt. Immer mehr Gutes ist ihnen von der Meisterin eingefallen. Und sie haben im Schutt geräumt und gekratzt, denn wenn man sie findet, der gehört einmal ein ehrliches Begräbnis, wenn sie auch keine reiche Bäuerin war wie die Burghäuslerin, die niemand einen Heller gegönnt hat.

Aber die Trümmer sind aufgehoben worden, man hat sogar Soldaten zu Hilfe bekommen am zweiten Tag, weil alle Hände im Dorf noch mit der Ernte beschäftigt sind, und keine Leiche ist zum Vorschein gekommen.

Wie ein unheimlicher Druck hat's auf den Herzen gelegen. Nun hat jeder von der Meisterin geredet, und wieder sind Messen gelesen worden für ihre arme Seele, und der Seppi hat so kläglich geschrien und Thränen geweint, daß es fast nicht zu hören gewesen.

„Sein guter Geist ist von ihm 'gangen!" hat die eine gesagt, und bald hat man's im ganzen Dorfe können hören: „Der gute Geist ist von uns 'gangen, jetzt ist unsere Armut gar verlassen."

Am dritten Abend, wie die Vesperglocke eben ausgeläutet hat, und der purpurrote Abendschein über das Thal ergossen ist, daß man meint, Erd' und Himmel brennten ineinander, kommt die kleine Filomena gelaufen, fast außer Atem und schreit: „Die Meisterin! Die Meisterin! Die Meisterin!"

Da hat sich alles umgesehen und seinen Augen nicht getraut, denn wer wandert vom Walde daher, mühsam und schwer, aber frisch und gesund?

„Die Meisterin! Die Meisterin!" rufen sie einander zu, und wer noch Kraft in den Füßen hat, der läuft der Totgeglaubten jubelnd, wundernd entgegen.

Ja, wie sollte sie nicht schwer daherkommen; trotz aller Rüstigkeit! Auf dem rechten Arm trägt sie ein Kind, das, den Kopf auf ihre Schulter gelegt, ruhig schläft, mit dem linken Arm umfaßt sie ein gebeugtes mattes Weib, das neben ihrer Breite fast verschwindet.

Aber sie sehen weder das Kind an, noch das junge schmächtige Geschöpf, das sein Gesicht in seinem Tuche verbirgt, — sie haben nur Augen für die gefurchten Wangen, über die die Thränen aus den guten Augen herablaufen.

„Die Meisterin ist wieder da!"

Wie sie ihr das Kind abgenommen haben, ihr die Hand schütteln wollen, fällt sie mitten auf freiem Felde auf die Knie und zieht die Verhüllte mit.

„Wenn ihr mich wieder wollt, so müßt ihr auch die Köli haben und den Heini, sie sind ja fast verhungert da droben!" ruft sie laut, und dabei leuchtet ihr die Freude aus dem Gesichte, und ihre Stimme ist ohne Furcht. Ja, sie hat sie gesucht und gefunden.

„Wie die heilige Genovefa!" sagt sie und macht das Kreuz über die Knieende, „in der Felsenkluft neben dem Wildbach mit dem Buben auf ihrem Schoß."

„Steh auf, Meisterin!" ruft es.

Aber einer blickt doch finster.

„Sie sollt's einmal probieren, wie's ist," — beginnt er.

Niemand gibt ihm Antwort, im Gegenteil — sie stoßen ihn weg; „schweig doch jetzt, du!" Nur die Alte schaut ihn an und sagt:

„O, das ist ein armes Ding, mein Hans, hat's ihr Leben lang probiert, hat einmal nichts Gut's erfahren!" Sie räuspert sich verlegen: „Aber vielleicht versteh' ich's nit, weißt, bin ja nur die Armenmutter."

Da ruft es eifrig: „Wohl, wohl, verstehst es schon! Bist gescheit, Armenmutter! Komm nur, — wir machen nichts!"

Und die anderen sehen sich an:

„Ja, wer hat denn die Köli vertrieben! Und so ein Bub', der noch von nichts weiß? Schämen sollten sich die Leut', die so etwas machen, wo sie doch selber gestraft sind!

Wer ist's denn gewesen? Wer hat die Armut verjagt?" Da kommt der Pater Josef daher, er kommt gerade recht, man macht ihm gefällig Platz.

„Pater Josef, Ehrwürden, die Meisterin ist heimkommen, und sie bringt die arm' Köli mit und den kleinen Buben! Droben in der Felskluft hat sie's gefunden, wie die heilig' Genovefa, akkurat wie die! Ist's nit Sünd' und Schand', daß man die Armut austrieben hat? Wer ist's denn gewesen?"

Über Pater Josefs kluges Gesicht huscht ein verstehendes Lächeln, fein und verschönend.

„Ich mein', nur der Adlerwirt war's und sein Nazi, das sind halt so Unbarmherzige!"

Und er macht den Segen über die Heimgekehrten.

Aber nun jubelt alles.

„Freilich! Freilich! das sind so Unbarmherzige! Aber wir — behüt' uns unsere Liebe Frau! Köli, armes Ding, gelt, du bittest für uns?"

Und eine faßt die Köli an die Hand, den scheuen Flüevogel, der nicht weiß, wie ihm geschieht, und Pater Josef hat den Heini auf seine Schulter gehoben; und die Meisterin, ganz verklärt, murmelt bald hierhin, bald dorthin gewendet, während sie vorwärts wandern, ihren endlosen Rosenkranz.

Buddha und das Pariamädchen.

Seine Lehre auszubreiten
Brüderlicher Nächstenliebe,
Zog, die Jünger im Gefolge,
Durch die Länder hin am Ganges
Buddha im bestaubten Kleide.
Einst auch so auf weiter Wandrung
Kam vorbei er einem Brunnen,
Wo ein dunkles Pariamädchen
Wasserschöpfend schweigsam weilte.
Dies bemerkend, nahte Buddha,
Einen Trunk sich zu erbitten;
Sie jedoch in ihrer Demut,
Die den Fremdling nicht erkannte
Und sich wußte tiefverachtet,
Wies ihn ab, erschrocknen Herzens.
„Eine Paria bin ich, nimmer
Darf ich jemals dich berühren!"
Doch nun mahnte Buddha dringend:
„Meine Schwester, nicht befragen
Wollt' ich dich nach deiner Herkunft,
Noch von welchem Stand du seiest,
Nein, ich wollte, da mich dürstet,
Einen Trunk mir nur erbitten."
Dies vernehmend, hob die Scheue
Ihm auf beiden Händen, kniend,
Rasch den vollen Krug entgegen.
Buddha trank und dankte lächelnd:
„Ohne Lehre, aus dem Herzen
Thust du alles, wie ich sehe."
Doch, sich zu den Jüngern wendend,
Fuhr er fort mit ernster Miene:
„Die so sichtbar reinen Wandels
Hat bekannt sich als Verworfne,
Daher dürfen wir sie sicher
Zu den Auserwählten zählen,
Denen alles Heil erschlossen."

Martin Greif.

Alte und neue Zeit.

Ein ungedrucktes Gedicht von

Annette von Droste-Hülshoff.*)

Man hat auf Erden weit und breit
Seit Anbeginn der alten Zeit —
So sagt uns der Bericht —
Man hat gepflügt, gepflanzt, gebaut,
Es hat geregnet und getaut,
Doch schöner ward es nicht! —

Es gab Propheten hier und da,
Man hat gepredigt fern und nah
Vom Himmel und Gericht;
Man hat geschrieben und gelehrt,
Man hat gerädert und bekehrt,
Doch besser ward es nicht! —

Man hat geforscht, geprüft, gedacht,
Man hat beschrieen und verlacht
Den Weisen und den Wicht;
Den Schleier hat man aufgedeckt
Und tausend Fackeln angesteckt,
Doch heller ward es nicht! —

Man hat gehuldigt und gefront,
Man hat geächtet und entthront,
Gestempelt Recht und Pflicht;
Die Ketten hat man aufgesprengt
Und die Tyrannen aufgehängt,
Doch freier ward es nicht! —

Man hat geteilt durch Los und Bund
Die letzte Spanne Heidegrund,
Den Schatten und das Licht;
Es ist gestritten und gekriegt
Und hundertmal die Welt besiegt,
Doch Friede ward es nicht! —

Die Götter steckten uns das Ziel,
Und das Geschlecht, es stieg und fiel,
Wie sich die Woge bricht;
Aus Zukunft ward Vergangenheit,
Und jünger ward die alte Zeit,
Doch neuer ward sie nicht! —

Drum suche draußen nicht das Glück
Und zieh' dich in dich selbst zurück,
Wenn dich die Dorne sticht;
Bestelle du daheim dein Haus
Und pflanze einen Veilchenstrauß,
Denn anders wird es nicht! —

*) Vorstehendes Gedicht, das sich im Nachlasse des Kaplans Hoppe vorfand, stammt von dem Vikar Wittover, der von 1842—1884 Hausgeistlicher auf Hülshoff war. Es stellte sich heraus, daß ein alter Bauer in Altenberge, der noch bei Lebzeiten der Annette auf Hülshoff Verwalter gewesen war, es auch von Wittover erhalten hatte und es jetzt noch auswendig kann. Unter den übrigen Gedichten, die er sich derzeit ebenfalls abgeschrieben hatte, befindet sich nun eins über dasselbe Thema, eine erbärmliche Reimerei, die aber den Schluß nahe legt, daß gerade dadurch Annette veranlaßt wurde, es durch ein besseres zu ersetzen, zumal der Stoff sehr zeitgemäß erscheinen mußte. Daß es wirklich von ihr herrührt, beweist außer dem Zeugnis Wittovers auch das Gedicht selbst. Die Diktion ist allerdings viel glatter und fließender, als man sie sonst bei ihr gewohnt ist: man sieht auch hier, daß sie leicht volkstümlicher hätte werden können, wenn sie gewollt hätte.

Beide Abschriften sind nicht besonders gut: Strophe 4 Vers 4 habe ich „Kotten" in „Ketten", Strophe 6 Vers 4 „vergangene Zeit" in „Vergangenheit" und Strophe 7 Vers 5 „deinen" in „einen" verändert.

Münster im Januar 1901. Dr. Jostes.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Erinnerungen des Generals Eduard von Fransecky an Kaiser Wilhelm I.

aus den Jahren 1880 bis 1882.

Von

Oberstleutnant W. von Bremen.

(Abdruck verboten)

Am 1. November 1879 war der General v. Fransecky, der ruhmreiche Führer der 7. Division im Jahre 1866 und des II. Armeekorps 1870, von seiner Stellung als kommandierender General des 1871 aus Truppenteilen aller deutschen Staaten errichteten elsaß-lothringischen, XV. Armeekorps, das er über acht Jahre lang zur höchsten Zufriedenheit seines Kriegsherrn befehligt hatte, entbunden und zum Gouverneur von Berlin ernannt worden. In dieser Stellung gehörte es zu seinen dienstlichen Obliegenheiten, dem Kaiser, wenn dieser in Berlin sich aufhielt, täglich die Parole zu bringen. Hierbei trug General v. Fransecky die kriegsgeschichtlichen Vorgänge vor, die zur Wahl der Parole des Tages geführt hatten, und der Kaiser knüpfte hieran aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen Bemerkungen und Erzählungen, die von hohem geschichtlichen Werte sind. Betreffen sie doch großenteils Vorgänge, die zu oft umfangreichen kritischen Untersuchungen Anlaß gegeben haben, wie die Konvention Yorks zu Tauroggen, die Ereignisse des 18. und 19. März 1848 in Berlin und andere mehr, die nun durch die Erzählungen und Äußerungen des Kaisers eine vielfach von der landläufigen Ansicht abweichende Charakteristik erhalten.

Der General v. Fransecky hatte die Gewohnheit, unmittelbar nach dem Vortrage bei Seiner Majestät in seiner überaus sorgfältigen Weise diese Unterredungen in kleine Bücher einzutragen, so daß er nicht nur den Inhalt, sondern häufig sogar den unmittelbaren Wortlaut des vom Kaiser Erzählten aufzuzeichnen vermochte. Da Kaiser Wilhelm ein ausgezeichnetes Gedächtnis besaß, was durch unzählige Beispiele bewiesen ist, so dürfen seine hier niedergelegten Äußerungen da, wo sie geschichtliche Vorgänge betreffen, den Wert von Urkunden ersten Ranges beanspruchen. Aber auch da, wo sich seine Mitteilungen auf andere weniger wichtige Dinge beziehen, dienen sie, ebenso wie das vom General v. Fransecky Hinzugefügte, dazu, seinen hohen Sinn, sein reines Wollen und all seine übrigen edlen menschlichen Eigenschaften aufs neue in das hellste Licht zu setzen.

Schon in den kürzlich von mir herausgegebenen, bei Velhagen & Klasing erschienenen, Denkwürdigkeiten des General v. Fransecky habe ich dieser Erinnerungen an Kaiser Wilhelm Erwähnung gethan, einzelnes daraus auch schon, soweit es die Persönlichkeit des Generals v. Fransecky anging, verwertet. Da sie aber wesentlich Vorgänge aus dem Leben Kaiser Wilhelms betrafen, so schienen sie mir dort, wo es sich um das Lebensbild des Generals handelte, zunächst nicht am Platze. Wo es des Verständnisses halber nötig erschien, habe ich hier Erläuterungen beigefügt.

Möchten auch diese Erinnerungen, die uns unsern unvergeßlichen Kaiser im Gedankenaustausch mit einem seiner Paladine aus großer Zeit vorführen, dazu dienen, sein Bild in den Herzen vieler wieder neu erstehen zu lassen!

Besonders gerne verweilte Kaiser Wilhelm bei Erinnerungen aus seiner Jugendzeit und seiner Teilnahme an den Befreiungskriegen, aus denen er, obwohl sie siebzig Jahre hinter ihm lagen, sehr bemerkenswerte Einzelheiten mitzuteilen wußte.

Am 1. Januar 1882, als Fransecky dem Kaiser zu seiner vor 75 Jahren erfolgten Beförderung zum Offizier gratulierte, erzählte ihm dieser, daß er tags zuvor auch vom Kaiser von Rußland ein Gratulationsschreiben bekommen und sich gewundert habe, woher dieser es wisse. Fransecky sagte: „Euer Majestät, das ist ja historisch bekannt.“ Der Kaiser erzählte dann, daß er an diesem 1. Januar 1807 die Offizier-Interimsuniform zuerst angelegt, und daß ihm dies große Freude bereitet habe. Wäre in diesem Falle wie sonst üblich, bis zu seinem Geburtstage gewartet worden, so wäre er um diese Freude gekommen, da er an diesem Tage krank im Bette gelegen habe. Der Kaiser erwähnte dann weiter, wie er in demselben Jahre in Memel unter dem Weihnachtsbaum sein Leutnantspatent erhalten und wie ihm sein Vetter, Prinz Friedrich, mit den Worten gratuliert habe, daß dies nun ein Avancement sei, da inzwischen die Fähnrichscharge als zu den Offizieren gehörig abgeschafft sei. Es hatte sich also am 1. Januar 1807 — bemerkt Fransecky — um die Ernennung zum Fähnrich gehandelt, der damals noch zu den Offizieren rechnete.

Bemerkenswert ist auch das Urteil, das Kaiser Wilhelm über Schill und seine Truppen fällte. Als Fransecky für den 21. Mai die Parole Damgarten gewählt hatte und dabei Zweifel äußerte, ob dies Gefecht des Schillschen Korps zur Parole gewählt werden dürfe, da diese Truppe doch wohl als „desertiert“ anzusehen sei, erwiderte der Kaiser: „Diese Truppen sind durch ihren Kommandeur, der ihnen einen Brief von meiner Mutter vorlas, worin er zu dem Abmarsch angeregt worden, zu dem Glauben

an seinen Auftrag veranlaßt worden, in diesem Glauben haben sie gekämpft, und ihre Thaten sind doher als ‚Preußische' anzusehen." „Im übrigen," fügte Seine Majestöt hinzu, „hätte Major v. Schill diesen Brief keinem zum Lesen gegeben, sondern nur die Unterschrift der Königin gezeigt. Dies hade er aus dem Munde des verewigten Generals v. Reyher ersohren."

Eine andere Überlieferung, die in gewissem Grade hiermit übereinstimmt, geht bekanntlich dahin, daß Schill seinen Truppen allerdings die Unterschrift der Königin Luise gezeigt hade, die sie unter eine Widmung in eine ihm geschenkte Cigorrentasche geschrieben hatte. Da Generol v. Reyher, der spätere verdiente Chef des Generalstades und Vorgänger Moltkes, den Zug Schills mitmachte, so desitzt seine Mitteilung besonders hohen Wert.

In derselben Unterredung kam auch die strenge Auffassung zur Sprache, die Friedrich Wilhelm III. über Schills Verhalten gehadt hatte. „Als mein Voter — so sogte der Kaiser — noch der Rückkehr von Königsberg zuerst die Truppen der Berliner Garnison im Lustgarten wiedersah und auch zu dem Füsilierdataillon des Leibregiments gelongte, hielt er vor dessen Mitte und sagte, auf die für die „desertierten" Kompagnien neuformierten deutend, zu dem Kommandeur, Major v. Reuß, der, neu ernannt, also ohne alle Schuld war: „Das sind die Kompognien für die desertierten. Wenn ein solcher Fall noch einmal vorkommt, lasse ich über den Kommandeur Kriegsrecht halten und ihn totschießen."

Von hoher geschichtlicher Bedeutung ist eine Erzählung des Kaisers über die Yorksche Konvention zu Tauroggen. Bekanntlich dreht sich hier der Streit um die Frage, ob York auf eigene Verantwortung diese Konvention abgeschlossen oder vom Könige geheime Weisungen gehadt hade, und erst in neuester Zeit ist dafür und dogegen hestig gestritten worden.

Als Fransecky am Sylvestertage 1879 die Porole Tauroggen gewählt hatte, erzählte der Koiser in Anknüpfung daran wörtlich folgendes: „An einem Tage im Januar 1813 machte der König, mein Vater, mit dem Kronprinzen und mir und unserem Gouverneur nach dem Frühstück eine ‚Digestions-Promenode', wie er es nonnte, im neuen Garten. In der Nähe desselben holte uns eine Kalesche ein, sehr beschmutzt und sehr eilig fahrend, und aus derselben stieg Major Grof Henckel von Donnersmarck, Flügeladjutant des Königs, welcher von der Armee kom und dem König einen Brief überreichte. Wir Prinzen hatten zurückdleiben müssen, während der König mit Henckel sprach. Bald fuhr letzterer wieder nach der Stodt zurück, der König kom zu uns Prinzen zurück mit den Worten: ‚Schöne Geschichten, wie 1806; dos Kapitulieren fängt wieder au. General York hot kapituliert.' Der König machte aber keineswegs ein bekümmertes oder betrüdtes Gesicht. Am onderen Tage durchlief Potsdam das Gerücht, York habe kapituliert. Dies Gerücht entstand aus Briefen, welche Henckel on einige höhere Offiziere mitgebracht hatte. Der König versammelte infolgedessen die Generale und Stabsoffiziere der Gornison um sich und betonte sehr scharf und ernst, es sei eine Kapitulation und keine Konvention geschlossen und fügte hinzu, General York werde vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Durch das Wort Kapitulation sollte Napoleon beschwichtigt werden."

Nach dieser Mitteilung des Kaisers, die bei seinem ousgezeichneten Gedächtnis doppelt schwer wiegt, kann es ols zweifellos angesehen werden, daß der König dorum gewußt hat und damit einverstanden gewesen ist, er würde sonst seiner Erregung andere Worte verliehen haben, wie der Schillsche Fall es gezeigt hat.

Im Zusammenhang hiermit stand eine ondere Äußerung des Kaisers, die er om 28. Februar that, als Fransecky die Parole Kalisch gewählt hatte, und in der er hervorhob, in welch schwieriger Lage sein Vater bis zu dem Augenblick gewesen sei, wo er das Bündnis mit Rußlond öffentlich behandeln konnte. Der fronzösische Gesandte in Breslau, Graf Marsan, sei ein würdiger und edler Mann gewesen, der bei seinem Abgange auch den Schwarzen Adlerorden erhalten hobe. „Zu Ehren des nach Breslau gekommenen Kaisers Alexander — so erzählte der Koiser weiter — gab der König ein Ballfest, auf dem die ersten Freiwilligen aus dem schlesischen Adel zugegen waren: Grof Pückler in der Uniform eines Garde-Kosaken und Graf Schaffgotsch als freiwilliger Jäger. Kaiser Alexander wünschte sie kennen zu lernen, und der König beauftragte mich, sie herbeizuholen. Graf Marson stand in der Thüre und drehte sich sehr geräuschlos heraus, um den ‚Kosoken' nicht zu sehen. Diese Scene fand vor Veröffentlichung des Bündnisses statt, aber der ‚Kosak' ließ auf das Bevorstehende schließen."

Als Fransecky für den 3. Februar 1882 die Parole Breslau gewählt hatte, zur Erinnerung on den Aufruf des Königs 1813 zur Errichtung der freiwilligen Jäger, bemerkte der Koiser, daß es ihm selbst bei hohen Beamten vorgekommen sei, daß sie diesen Aufruf mit dem „Aufruf an mein Volk" vom 17. März verwechselten und in diesem Sinne das Freiwilligenfest mitfeierten. Er erzählte dann von dem Auszuge der Landwehr 1813 aus Breslou, den er mit angesehen hade. „Kleidung, Ausdildung und Disziplin — so etwa äußerte sich der Kaiser — waren völlig mangelhaft. Der größte Teil trug noch longe Bauernröcke, die sie sich eigentlich dis ans Knie abschneiden sollten, was sie aber nicht thaten. Anfongs woren sie mit Piken bewoffnet und erhielten erst vor dem Ausmarsch Gewehre, ohne damit geschossen zu haben. Mit solchen Truppen kann man nicht Krieg führen. Teilweise wurden sie ouch noch dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde aufgelöst." Der Kaiser kam dabei auch auf die in den achtziger Jahren gerade versuchte Ausdildung der „Ersotzreserve" in zehn Wochen zu sprechen und sagte, sie sei, „selbst nach dem Urteil des Generals v. Pape" gut ousgedildet gewesen, oder deshalb seien sie noch longe keine Soldaten, was er ouch dem Kriegsminister, der mit General Pape zu den Besichtigungen gereist sei, gesagt hode. Als der

General v. Fransecky bemerkte, die Vorgesetzten müßten deshalb mit ihrem Urteil über die Leistungen dieser Ersatzreserve um so vorsichtiger und zurückhaltender sein, als daraus leicht falsche Schlüsse auf eine Herabsetzung der Dienstzeit gezogen werden könnten, stimmte Seine Majestät dem bei und erzählte noch, wie er, als unter Friedrich Wilhelm III. die Frage der Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre erörtert sei, damals sehr entschieden dagegen gesprochen habe und für dreijährige Dienstzeit mit mindestens 600 Mann starken Bataillonen gestimmt habe, und diese Zahlen seien auch heute noch die erwünschtesten.

Auch über den traurigen Zustand der Landwehr nach den Befreiungskriegen, als er im Jahre 1824 das III. Armeekorps erhalten habe, sprach der Kaiser bei dieser Gelegenheit. Sein Vorgänger, General Tauentzien, hätte diese Landwehr die letzten anderthalb Jahre seines Kommandos überhaupt nicht mehr gesehen. „Sie hatten zwölf Bataillonskommandeure, von denen zehn im Laufe von ein bis zwei Jahren beseitigt werden mußten. Die Berliner Landwehr war so schlecht bekleidet, daß es befahlen werden mußte, daß kein Landwehrmann am königlichen Palais vorbeigehen durfte." Bei der Besichtigung dieser Landwehr Unter den Linden hätten auf dem rechten Flügel fünf Mann mit grauen Pompons gestanden. Der König hätte dies mißfällig bemerkt und gesagt, solche Leute müßten versteckt werden, worauf er, Prinz Wilhelm, erwidert hätte, die fünf Flügelleute seien Abgaben vom Gardekorps und wegen ihrer Größe nicht versteckbar. Die Bewaffnung habe noch in englischen Gewehren, die Ausrüstung in elendem Lederzeug und Tornistern aus den Befreiungskriegen bestanden. Erst die dringendsten Anträge beim Kriegsministerium und ein Appell an die Kreise und großen Städte habe die Sache gebessert, aus drei Röcken sei immer einer gemacht worden. Er habe nun beim Korps eingeführt, daß die Ausbildung bei der Infanterie nur bataillonsweise habe stattfinden dürfen, bei der Kavallerie nur zu je drei Eskadrons durch Stabsoffiziere der Linienkavallerie. Hiergegen seien die Zustände bei der Landwehr in Pommern, Niederschlesien und Westfalen, die er 1824 und 1825 besichtigt habe, „galden" gewesen.

Über die erste Schlacht, welche Kaiser Wilhelm mitgemacht, besteht vielfach die Meinung, daß dies War sur Aube am 27. Februar 1814 gewesen. Aus den Gesprächen mit Fransecky geht aber hervor, daß der Kaiser als Prinz Wilhelm schon bei La Rothière am 1. Februar desselben Jahres zugegen gewesen ist. Ja, schon beim Uebergange der Russen über den Rhein bei Mannheim am 1. Januar war er auch wenigstens anwesend. Wir hörten — so erzählte er dem General — bei der Überfahrt das Schießen und das Hurra der Russen bei Erstürmung der jenseits liegenden Schanzen, als wir aber hinüberkamen, war schon alles vorbei. Ich sah dort aber die ersten Toten, zum Teil schon ausgezogen, herumliegen — beim erstenmal ein besonders merkwürdiger Anblick."

Von der Schlacht von La Rothière aber Brienne erzählte der Kaiser: „Das war meine erste Schlacht. Wir standen etwas weit ab, man konnte aber doch sehen, sobald das Wetter überhaupt es zuließ. Es war nämlich so neblig und schneite so stark, daß man oft gar nichts sehen konnte und das Feuer manchmal schweigen mußte. Dabei der schwere Boden, auf dem, da er nur leicht gefroren, die Geschütze nur so schwer fortkamen, daß die Pferde der halben russischen Reserveartillerie genommen werden mußten, um die andere Hälfte in Position zu bringen. Als die Nachricht von dem erfochtenen Siege kam, sagte Kaiser Alexander: ‚In dem Zeitungsbericht kann diesmal mit gutem Recht gesagt werden: die Monarchen hatten sich nicht exponiert.' Ja, zum Teufel, warum hatten sie sich nicht exponiert, dadurch bin auch ich um die aktive Teilnahme on der Schlacht gekommen. Nach der Schlacht ritt der König mit uns zurück, da kam ein junger Offizier uns nachgeritten und meldete: „Die Schlacht ist gewonnen!" worauf der König zu ihm sagte: „Ja, woher wissen Sie denn das?"

Im Anschluß hieran erzählte der Kaiser eine andere Anekdote, die sich bei einer Zusammenkunft Friedrich Wilhelms III. mit Kaiser Nikolaus in Schwedt in den dreißiger Jahren abspielte. Dort brachte der Schauspieler Beckmann ein Guckkastenstück vor den Monarchen zur Vorstellung, worin es über diese Schlacht hieß: „Meine Herrschaften, hier sehen Sie einen Offizier auf einem Schimmel. Es war aber eigentlich ein Roppe, er war nur von Schweiß ganz weiß. Der Offizier meldete dem Kaiser Napolean: ‚Euer Majestät, die Schlacht ist verloren.' ‚Gut, mein Sohn,' sagte Napoleon."

Über die bekannten Gefechte im Februar 1814 beim Yorkschen und Blücherschen Korps sprach der Kaiser oft eingehend mit Fransecky. So rühmte er das Verhalten des damaligen 1. Schlesischen, heutigen 10. Regiments, das bei Vauchamps am 14. Februar 1814 seine Fahnen auf höchst ehrenvolle Weise verloren habe. Es wurde bekanntlich völlig umzingelt und fast ganz aufgerieben, wobei es ihm glückte, seine Fahnen vorher teils zu vernichten, teils in der Erde zu verbergen. Zugleich gedachte der Kaiser dabei des rühmlichen Verhaltens der 61er 1870 vor Dijon beim Verlust ihrer Fahnen. Auch über das Verhalten der Preußen und Russen bei Etages an demselben Tage 1814 sprach er hierauf mit großer Wärme und sagte dabei zum General v. Fransecky: „Sie lebten damals wohl noch nicht oder haben doch keine Erinnerung an jene Zeit?" „Ich sagte — so schreibt Fransecky —, daß ich mich wohl noch der ersten Kosaken und Kalmücken und der Lützower erinnere, die meiner Mutter nachts die Waffen meines abwesenden Vaters abgenommen hätten. Der Kaiser: „Die Lützower?" Ich: „Jawohl. Euer Majestät, die waren damals an der Niederelbe in Verwendung, es war eine wilde Gesellschaft!" Der Kaiser: „Jawohl, ich habe mich später oft über sie geärgert, wenn ich von ihnen hörte." Ich: „Hätten sie keinen Körner und andere Dichter unter sich gehabt, man würde nicht so viel von ihnen reden, wie es später geschah. Als die

Dichter, Professoren und Studenten aus dem Korps geschieden waren, blieb eine ganz schlimme Gesellschaft aus allen deutschen Ländern zurück."

Auch über die bekannte Behandlung Yorks durch Friedrich Wilhelm III. sprach sich der Kaiser bei Erwähnung der Februartage 1814 an der Marne aus, und Fransecky berichtet hierüber: „Als ich das anführte, was dem General York von Friedrich Wilhelm III. widerfuhr, daß der König nämlich die Yorkschen Truppen nicht besehen habe, sondern nur die Russen, sagte der Kaiser: ‚Das war freilich eine recht traurige Sache, warum der König so handelte.' Ich erlaubte mir zu sagen, daß das Korps wohl sehr abgerissen gewesen sei und gegen die russischen Garden wohl zu sehr abgestochen hätte, als daß es den Parisern so hätte gezeigt werden mögen, worauf der Kaiser erwiderte: ‚So arg sahen die Truppen doch nicht aus und hatten auch alles Mögliche gethan, um nicht zu schlecht auszusehen, waren im ganzen auch ‚proper.' Der König muß doch wohl einen andern Grund gehabt haben. Nicht unmöglich, daß er an die Tage vom 12. bis 14. Februar dachte, über welche er sehr böse gewesen war. Als Gneisenau nach diesen Tagen nach Troyes kam, um dem König persönlich diese Vorgänge zu melden, äußerte sich dieser sehr erzürnt. Darauf antwortete Gneisenau: ‚Es blieb nur übrig, entweder zu kapitulieren oder sich durchzuschlagen, und letzteres kostete dann allerdings leider sehr große Opfer.' Der König erwiderte hierauf nur: ‚Die Führung der Truppen ist sehr fehlerhaft gewesen.' Nun wagte ich Seiner Majestät zu sagen, Seine Majestät habe doch dem General v. York einige Tage nach dem Einzuge in Paris wieder ein Zeichen der Gnade gegeben, indem er ihm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verlieh — was Seine Majestät konstatierte, hinzufügend: ‚Nicht bloß York, sondern auch Kleist wurde ausgezeichnet, indem er Chef meines Regiments wurde.' Der Kaiser dachte doch, wie ich mich überzeugte, mit persönlichem Bedauern an die harte Behandlung der Yorkschen Truppen vor Paris, und ich machte mir im stillen einen Vorwurf, den betreffenden Vorgang berührt zu haben."

Seine Feuertaufe empfing Kaiser Wilhelm bekanntlich bei Bar sur Aube am 27. Februar 1814, und hierüber machte er dem General v. Fransecky folgende Mitteilungen, als dieser ihm zu seinem Ehrentage gratulierte:

„Als mein Vater in Colombey les deux Eglises einen Brief vom Fürsten Schwarzenberg bekam, der ihm meldete, daß der allgemeine Rückzug auf Langres aufgegeben und die Offensive wieder eröffnet werden sollte, womit mein Vater sehr einverstanden war, befahl er dem Kronprinzen und mir, uns zu Pferde zu setzen und vorzureiten, mit den Worten: ‚Es gibt eine Bataille. Exponiert Euch nicht unnötig, macht kein dummes Zeug!' Als wir unterwegs waren, kam von rückwärts ein Wagen, worin der König saß, der so früher als wir aufs Schlachtfeld kam. Wir setzten uns dann in Galopp und kamen noch zu rechter Zeit an, um die Disposition, die auf den Höhen nordöstlich Bar sur Aube ausgegeben wurde, hören zu können. Als der Moment kam, wo das russische Regiment Kaluga in das Gefecht auf dem russischen linken Flügel eingriff, schickte der König mich vor. Ich hatte keine Ahnung, was ich dort sollte, ritt aber, wie beim Manöver, vor und kam in ziemlich heftiges Feuer. Als ich erfahren hatte, daß es das Regiment Kaluga sei, das hier helfend auftrat, ritt ich zum König zurück, ihm dies zu melden. Nachdem dies geschehen, kamen die Obersten v. Luck und v. Thile zu mir heran und drückten mir die Hand. Ich wußte nicht warum und fragte, was denn die Veranlassung zu dieser Freundlichkeit sei, worauf sie mir etwas sagten, das ich so auslegte, daß der König mit mir zufrieden sei. Ich hatte in der ganzen Sache nichts Absonderliches gefunden und wurde erst später näher aufgeklärt, als ich die Kreuze bekam."

Auch wie der Kaiser „die Kreuze" — er meinte das Eiserne Kreuz und den russischen Georgsorden — bekam, erzählte er dem General wenige Tage später, als dieser für den 5. März die Parole Chaumont gewählt hatte.

„Der Kaiser — so schreibt Fransecky — erzählte mir, in Chaumont habe Kaiser Alexander erfahren, daß er, Prinz Wilhelm, im Treffen von Bar sur Aube dem Gefechte des Regiments Kaluga beigewohnt habe, und als der König die Absicht der Verleihung des Eisernen Kreuzes erwähnte, ausgesprochen, daß er den Georgsorden hinzufügen wolle. Der König sagte darauf, es sei seine Absicht, dem Prinzen das Eiserne Kreuz am Stiftungstage, dem 10. März, zu verleihen, er wolle aber nichts dagegen haben, wenn er, der Kaiser, den Georgsorden schon vorher verleihe. Am nächsten Tage — erzählte der Kaiser weiter — kam der Generaladjutant des Kaisers, Fürst Wolkonski, und brachte mir das Georgskreuz. Es kam mir eigentümlich vor, den fremden Orden zuerst allein tragen zu müssen. Fünf Tage später kam dann das Eiserne Kreuz."

Über den Entschluß der Monarchen am 23. März 1814, Napoleon ruhig nach Osten ziehen zu lassen und selbst auf Paris zu marschieren, finden wir die Bemerkung, daß dieser Beschluß vom Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm in einem kleinen Bauernhause in Vitry nach einstündiger Beratung mit den Spitzen ihrer Stäbe gefaßt worden sei. „Als sie aus dem Beratungszimmer ins Freie traten — fuhr der Kaiser fort — drückten die beiden Monarchen sich die Hände, und das Händedrücken setzte sich im ganzen Kreise der Generale und Offiziere fort. Kaiser Alexander aber sagte zu Friedrich Wilhelm III. auf französisch: ‚Es ist gut, daß Kneseбeck nicht dabei gewesen ist, der hätte unserem Beschluß nicht zugestimmt.' Ich stand mit meinem Bruder Fritz, dem Kronprinzen, beiseite, und wir waren höchst gespannt zu erfahren, was denn beschlossen worden sei. Da kam der König zu uns heran und unsere beiderseitige Frage war: ‚Papa, wohin geht's denn?' Darauf der König: ‚Naseweise Jungens, was geht Euch das an?' Diese Antwort wurde aber mit einer solch guten Miene gegeben, daß wir das Beste glauben konnten, das heißt, daß es nach Paris ginge. Etwas später, nachdem der König sich zu anderen

gewendet hatte, kam Thile. Wir beide thaten dieſelbe Frage, Thile wich aus, darauf wir einſtimmig: ‚Nach Paris!‘ Worauf Thile: ‚Nun ja, Sie haben's erraten.‘ Sie können ſich unſere Freude denken.“

Von dem Einzuge in Paris ſelbſt erwähnte der Kaiſer dann bei Gelegenheit der Wiederkehr dieſes Tages: Man ſei allerdings ſehr geſpannt geweſen, es ſei verabredet worden, der erſte Franzoſe, der beim Einzuge ſchreien würde, ſolle niedergehauen werden. Als man aber die Barrière paſſierte, hätten etwa 600 Menſchen da geſtanden und alle, wie auf Kommando gerufen: „Vive l'empereur Alexandre, vive le roi de Prusse! A bas le tyran!“ Da hätte dann natürlich von Niederhauen keine Rede ſein können und auf den zu paſſierenden Straßen bis zu den Champs-Elyſées ſei der Andrang immer größer geworden, und oft hätten die Leute ſich in und durch den Zug gedrängt, ſo daß es den jungen Prinzen ſchwer geworden wäre, dicht hinter dem Monarchen zu bleiben. Am Eingang zur Avenue

des Champs-Elysées hätte mitten auf dem Wege ein riesiger Kerl mit einer Büchse, auf die er sich stützte, gestanden. „Der hat doch offenbar wohl schießen wollen," meinte der Kaiser. Er sei aber sofort beseitigt worden. Vor dem Quartier des Königs in Paris habe ein preußisches, früher bergisches Bataillon in weißer Uniform mit Bärenmützen gestanden. Auch seien damals preußische Regimenter in englischen Uniformen gewesen, die, in England bestellt, durch eine Verwechselung nach Deutschland gekommen seien, während die preußischen dafür nach Portugal gingen.

Wie übrigens das Eiserne Kreuz auf lange Jahre hindurch in Frankreich verhaßt war, dafür führte der Kaiser als Beweis an, daß, als der König der Belgier, der als Prinz Leopold sich das Eiserne Kreuz verdient hatte, bei Louis Philipp zur Brautwerbung in Paris gewesen sei, das Volk bei seinem Anblick gerufen habe: A bas la croix de fer!

Aus dem späteren Leben Kaiser Wilhelms beansprucht eine Erzählung von ihm ganz besonderen Wert, diejenige über die Berliner Märzlage von 1848. Als Fransecky am 18. März 1880 die Parole meldete, brachte der Kaiser selbst das Gespräch auf jene Tage und äußerte: „Der heutige Tag und die folgenden Tage sind tieftraurige Erinnerungstage", und als der General erwiderte: „Jawohl, Euer Majestät, tieftraurige", fuhr der Kaiser fort:

„Ja, wir hätten sie nicht erlebt, wenn das Kommando von vorneherein in einer festen Hand gelegen hätte, aber General Pfuel (Gouverneur von Berlin) war im wichtigsten Augenblick verschwunden, und niemand konnte ihn finden, niemand war sogleich zu seinem Stellvertreter bestimmt. Ich ging zum Könige, um ihm vorzuschlagen, General Prittwitz (kommandierenden General des Gardekorps) zu bestimmen. Der König wies dies von der Hand, er wolle und könne doch den General Pfuel nicht vor den Kopf stoßen. Da meine Bitte nichts half, verließ ich das Zimmer und fand in dem Zimmer, worin ich mich aufhielt, den General Rauch (Generaladjutanten des Königs), dem ich sagte, er möge den König zur Ernennung von Prittwitz zu bewegen suchen. Als Rauch bemerkte, ich solle das Kommando übernehmen, sagte ich ihm, daß, nachdem ich das Kommando über das Gardekorps niedergelegt hätte und General-Gouverneur am Rhein geworden sei, ich hier nichts mehr zu befehlen hätte, und legte, um dies zu bekräftigen, meinen Degen auf den Tisch mit den Worten: ‚Ich bin hier au bout de ma mission.' Darauf ging Rauch zum König und kam nach fünf Minuten mit einem Blatt Papier, worauf stand: ‚General von Prittwitz übernimmt das Kommando über die Truppen'.

„Am anderen Morgen kam Bodelschwingh (damals Minister des Innern) vom König mit der Mitteilung, Seine Majestät habe befahlen, die Truppen sollten sich zurückziehen. Ich sagte, das wäre unmöglich. Darauf Bodelschwingh: ‚An einem Königswort soll man nicht drehen noch deuteln.' Ich suchte den König und fand ihn nach langem Suchen im Zimmer der Königin. Als ich ihm sagte, daß Bodelschwingh das Zurückziehen der Truppen durch den Befehl Seiner Majestät herbeigeführt habe, und dann auch bald erfuhr und sah, daß die Truppen zurückkamen, war der König sehr zornig, sagte, er hätte das nicht befohlen, er hätte nicht daran gedacht, die Schloßinsel preiszugeben, sondern gewollt, daß die Brücken besetzt blieben und das Schloß gehalten werden sollte. Es war zu spät. Am Abend mußte ich abreisen, weil man mir die Schuld an allem gab, was geschehen, während ich doch unschuldig wie ein Kind war. Ich sah Bodelschwingh erst zur Zeit des Fürstenkongresses (Mai 1850) wieder. Als er sich mir nahte, sagte ich nur: ‚Wir haben uns lange nicht gesehen', worauf er eine Verbeugung machte und mit der rechten Hand Stirn und Augen bedeckte."

Soweit die Mitteilungen des Kaisers. Bekanntlich sind die Vorgänge jener Tage neuerdings durch Bismarcks Erinnerungen wieder ins Gedächtnis zurückgerufen worden, indem Bismarck hier seine bald danach mit Prittwitz stattgefundene Unterredung über die durch Bodelschwingh veranlaßte Räumung des Schloßplatzes wiedergab. Auch vordem war über diese Tage schon eine ganze Litteratur entstanden, die 1889 in den Preußischen Jahrbüchern von Perthes begannen, 1890 von Sybel in der Historischen Zeitschrift und 1891 von Meyerinck im Militär-Wochenblatt fortgesetzt war. Neuerdings hatten dann Nachkommen Bodelschwinghs ihn gegen die erhobenen Vorwürfe in verschiedenen Schriften zu rechtfertigen gesucht. Das Neue und Bedeutungsvolle in den Mitteilungen Kaiser Wilhelms liegt einmal in der Art, wie die Übertragung des Befehls an Prittwitz vor sich gegangen ist. Die vom Kaiser hier erwähnte Niederlegung seines Degens war in den Preußischen Jahrbüchern auf einen späteren Zeitpunkt verlegt. Die hier gegebene scheint dem inneren Zusammenhange besser zu entsprechen. Der zweite noch wichtigere Punkt liegt in der Mitteilung von dem Mißverständnis über das Maß des Zurückziehens der Truppen. Während nämlich bisher, auch von den Verteidigern Bodelschwinghs zugegeben ist, daß „die Truppen nur von den Straßen und öffentlichen Plätzen zurückgezogen" werden, daß aber „das Schloß mit starker Hand" besetzt gehalten werden sollte, geht hieraus unzweideutig hervor, daß der König die Festhaltung der „Schloßinsel" und das „Besetzthalten der Brücken" wollte. Das war auch militärisch zu rechtfertigen. Die Brücken der Schloßinsel waren leicht zu halten, dann war das Schloß von selbst gesichert, die Truppen fanden auch in diesem Raume Lebensmittel, während eine Räumung der das Schloß dicht umgebenden Plätze auch ein Festhalten des Schlosses kaum mehr möglich machte. Wem für dieses Mißverständnis die Schuld beizumessen ist, das aufzuklären wird heute nicht mehr möglich sein.

Auch aus den Kriegen 1864, 1866 und 1870 erwähnte der Kaiser manches kriegsgeschichtlich Bemerkenswerte.

In Erinnerung an den 18. April 1864, den Tag des Düppelsturmes, erzählte er, er sei an dem Tage morgens auf dem Tempelhofer

Felde zu Besichtigungen gewesen. Bei der Heimfahrt sei ihm, als er eben ein im Rückmarsch befindliches Bataillon passierte, ein Leibgendarm mit einer hochgehaltenen Depesche entgegen gekommen, die er öffnete und nun zuerst die zweite Depesche las: Auch der Brückenkopf ist genommen. Sodann habe er die erste gelesen, daß der Sturm auf die Schanzen geglückt sei. Er habe diese Nachricht sofort dem an der Spitze dieses Bataillons reitenden Offizier mitgeteilt, der dann sofort ein Hurra ausgebracht, in das das Bataillon nicht enden wollend eingestimmt habe. Er sei dann nach dem Platze zurückgefahren und habe dort die Nachricht verkündet, die denselben Enthusiasmus hervorrief.

Sodann erzählte er weiter: Die Anlage einer vierten Parallele und damit die Verzögerung des früher beabsichtigten Sturmes sei auf sein Geheiß geschehen. Ihm habe der Herzog von Wellington einst erzählt, daß er im Belagerungskrieg auf der spanischen Halbinsel die Erfahrung gemacht habe, daß es das Richtigste sei, mit der letzten Parallele so nahe wie möglich an das Sturmobjekt heranzugehen und durch richtige Gliederung der Stürmenden zu versuchen, daß sich nicht alles zu einer einzigen Masse zusammenballe, also namentlich die Reserven erst auf einen angemessenen Abstand folgen zu lassen, der die Sicherheit gewähre, daß die Reserven sich nicht mit den Stürmenden vermischen können. So habe er, da er aus der Disposition des Prinzen Friedrich Karl erfahren, daß die dritte Parallele für den Sturm nach zu weit sei, eine vierte Parallele und genügende Abstände für die Reserven verlangt.

Von 1866 erzählte der Kaiser eine Anekdote, wie er „dem Grafen Clam-Gallas ein Kopfkissen gestahlen" habe. Als er sein erstes Hauptquartier in Reichenberg in Böhmen im Schlosse des Grafen Clam-Gallas genommen habe, da hätte sich beim Aufschlagen seines Feldbettes, das in der Eile in Berlin nicht revidiert sei, gezeigt, daß das Kopfkissen nicht gepaßt habe. Es sei daher im Schlosse nach einem anderen gesucht und schließlich im Bibliothekzimmer des Grafen ein gut passendes gefunden worden, er habe darauf beschlossen, dies mitzunehmen. Bei einem späteren Zusammentreffen mit Clam-Gallas, den er schon vor dem Feldzuge sehr gut gekannt, habe er ihm die Sache erzählt und ihm gesagt, „daß er ihm ein Kopfkissen gestahlen habe". Von der Gemahlin des Grafen fügte er noch hinzu, daß sie im Februar 1866 auf einer Reise nach Mecklenburg durch Berlin gekommen sei, sich hier ein paar Tage aufgehalten und der Königin, der sie näher bekannt war, einen Abendbesuch zum Thee gemacht. Ihm, dem König, sei dies aufgefallen, da schon damals das gespannte Verhältnis zu Österreich auf demnächstige Zerwürfnisse deutete, und er habe das Gefühl gehabt, daß die Gräfin „sich bei uns wohl habe etwas umsehen sollen".

Von den Ereignissen von 1870 verweilte der Kaiser mehrfach bei den Vorgängen der Schlacht bei Gravelotte am 18. August. Schon von den Eindrücken, die er am Tage zuvor auf dem Schlachtfelde von Vionville gehabt hatte, sprach er, wie Fransecky bemerkt, „mit bewegter Stimme und Thränen in den Augen" in folgenden Worten: „Als ich auf dem Schlachtfelde angekommen und abgestiegen war, befand ich mich mit meinem Gefolge mitten unter zahlreichen Leichen, aus denen es in meinem Beisein zwischen 40 und 50 noch lebende schwer Verwundete herauszuziehen gelang. Von dem dritten Armeekorps waren einzelne Truppenteile nur noch Trümmer. Ich habe einen Haufen von etwa 300 Mann gesehen, bei den sich zwei Fahnen befanden, das waren die Reste von zwei Bataillonen! Und nun die zahlreichen Gräber von Offizieren."

Bei einer anderen Gelegenheit kam der Kaiser auf die Einwirkung des II. Armeekorps in dieser Schlacht zu sprechen und sagte dem General v. Fransecky, der verstorbene General v. Goeben habe es nie zugeben wollen, daß seine Truppen auf die des II. Korps geschossen hätten, dieser habe auch noch im Herbst 1879 beim Besuch der Schlachtfelder um Metz durch Seine Majestät die Meinung ausgesprochen, daß das II. Korps gar nicht so weit vorgekommen sei, daß es etwas habe helfen können. Als General von Fransecky dann bemerkte, wie weit das Korps gekommen sei, sagte der Kaiser: „Ja freilich, es stehen ja oben die Denkmäler vom II. Korps." „Ich sagte dem Kaiser auch noch — berichtet Fransecky —, daß es mir in lebhafter Erinnerung sei, wie froh die Truppen des VIII. Korps und ihre Führer unten waren, als wir ankamen und die Höhe erstiegen, worauf der Kaiser noch hinzufügte, General Moltke habe ihm bei Malmaison am Abend gemeldet, daß er von oben herab schallende Hurras der Pommern gehört habe." General von Moltke war nämlich neben dem Colbergschen Grenadierregiment, dessen Chef er war, bis an die Mance-Schlucht vorgeritten, allerdings nicht, wie die Legende bis auf den heutigen Tag behauptet, das Korps vorführend, wozu er selbstverständlich als Chef des Generalstabes keine Befugnis hatte, was er daher auch nie gethan haben würde und was, wie Fransecky richtig bemerkt, auch kein kommandierender General sich würde haben gefallen lassen.

Diese Äußerungen machte der Kaiser nach einer Festtafel zu Ehren des Königs von Sachsen, bei der Fransecky dem Kaiser gegenübersaß und hörte, wie dieser sich auch schon bei Tisch mit dem König von Sachsen über Gravelotte unterhielt, es betonend, „daß der König mit den Sachsen den Ausschlag gegeben" habe. Als die Rede auf die Unterkunft beider Monarchen nach der Schlacht kam, erzählte der König, daß er in einem nahen Dorfe — es war Roncourt — in einem Hause, dessen oberes Stockwerk durch eine Granate zerstört worden, auf Stroh gelegen habe, während der Kaiser seine ebenso einfache Unterkunft in Rezonville erwähnte.

Als bei einer anderen Gelegenheit die Rede auf die fast stets unterbliebene Verfolgung nach einer siegreichen Schlacht kam, erklärte der Kaiser dies mit dem Zustande der eigenen Armee nach einer solchen Schlacht, kam dabei auch auf den Abend des Tages von Gravelotte zu sprechen und sagte: „Am Abend nach der Schlacht hatten wir alle noch gar nicht das Gefühl und die

Stimmung eines erfochtenen Sieges, erst am nächsten Morgen sah man nichts mehr vom Feinde vor sich und erkannte daran, daß wir wirklich die Sieger waren. Und nun der Zustand der Truppen am Abend vorher. Beim Gardekorps zum Beispiel so und so viel gefallene Kommandeure, beim 1. Garde-Regiment acht gebliebene Feldwebel. Wer war dann übrig, um die völlig gelöste Ordnung herzustellen? Mit dergleichen Truppen kann man nicht verfolgen."

Aus der späteren Zeit des Krieges vor Paris erzählte der Kaiser auch das einzige Mal, wo er mit Moltke nicht einig gewesen sei. Als gegen Ende Dezember, so sagte der Kaiser, die Nachrichten über feindliche Truppenbewegungen zum Entsatz von Belfort immer bestimmter geworden seien, habe Moltke die Absendung des II. Korps zunächst auf Montargis verlangt. Er habe Bedenken dagegen gehabt, weil ein etwaiger Mißerfolg des Prinzen Friedrich Karl einen Ausfall der Pariser Armee glücken lassen könne. General v. Moltke habe auf seinem Vorschlag bestanden, und dies sei das einzige Mal gewesen, wo er sich mit Moltke „gekabbelt" habe. Am andern Tage habe Moltke an seinem Vorschlage festgehalten und zuletzt ganz einfach gebeten: „Seine Majestät möge befehlen, was denn geschehen solle." „Ja, da war guter Rat teuer" — sagte der Kaiser und fuhr fort, er habe nun aufs neue die Befürchtung ausgesprochen, die Pariser Armee würde nochmals einen Ausbruch versuchen, worauf Moltke gesagt habe: „Die kommt nicht wieder!" Nach dieser Antwort habe er die Absendung des II. Armeekorps genehmigt.

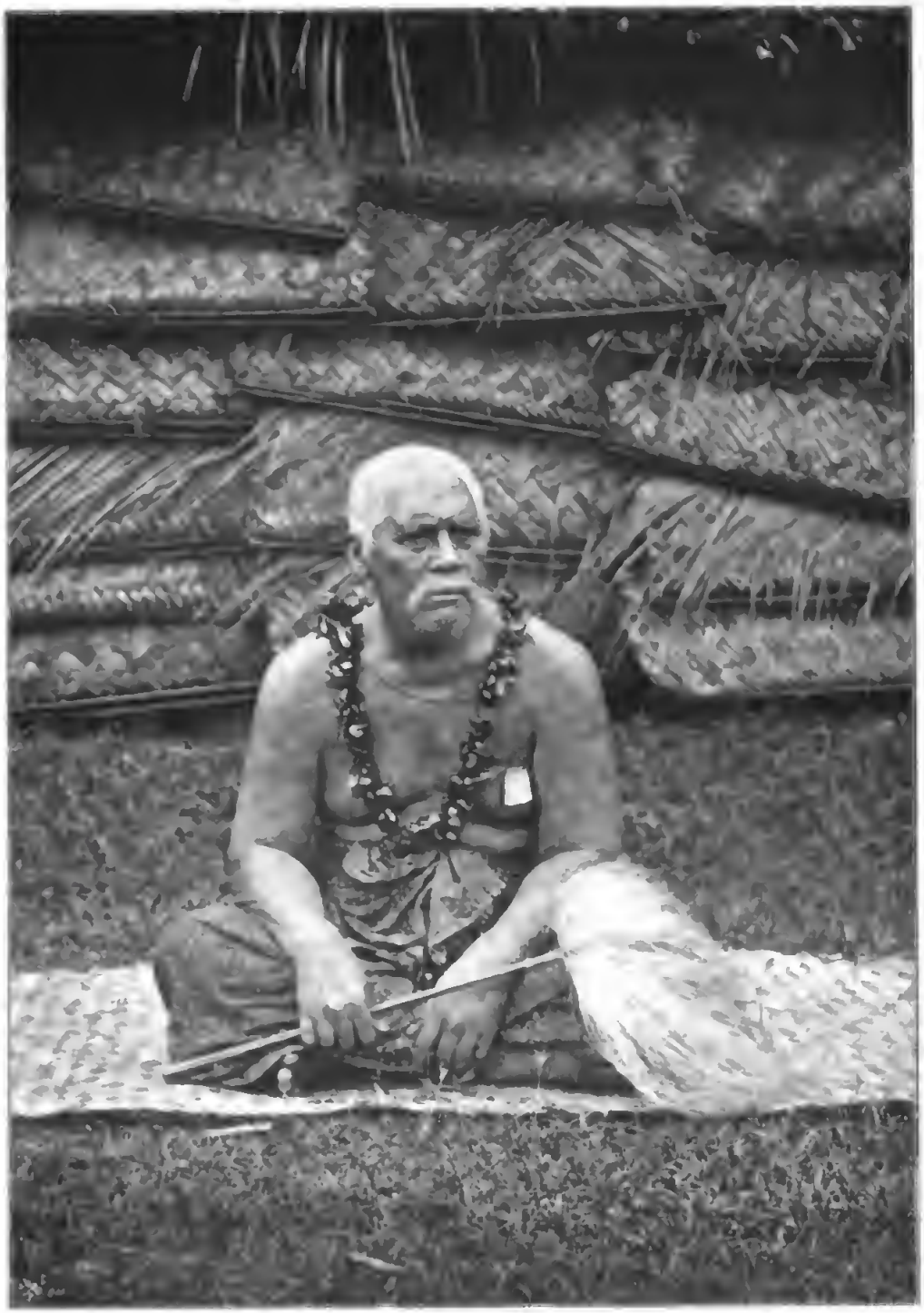
Aus der späteren Regierungszeit sind besonders bemerkenswert die Äußerungen des Kaisers über das Attentat, dem Kaiser Alexander II. von Rußland zum Opfer fiel, sowie über den Beginn des Anschlusses von Italien an Österreich und Deutschland.

Als General v. Fransecky am 15. März 1881, zwei Tage nach dem Attentat, zum Kaiser kam, fand er ihn sehr ergriffen davon. „Er gedachte — schreibt Fransecky — mit den schönsten Worten und bewegter Stimme ihres beiderseitigen Verhältnisses und nannte den Kaiser ‚seinen treusten und bewährtesten Freund'. Er sprach nach Tiefempfundenes über die vielen Wahlthaten, die dieser seinem Volke erwiesen und wie er trotz der edelsten und anhaltendsten Bestrebungen, die zum Teil freilich in etwas zu rascher Folge und in zu großem Maße erfolgt seien, den Mördern habe erliegen müssen. Ich wagte es, Seiner Majestät zu sagen: ‚Euer Majestät haben viel verloren und leiden sehr schwer, und das fühlen wir alle tief.' Worauf der Kaiser zustimmend antwortete und, als ich ihm bei meiner Entfernung sagte: ‚Gott möge Euer Majestät Kraft geben, das schwere Leid zu tragen', erwiderte: ‚Ja, darum müssen wir bitten.' Auch zwei Tage später, als sich der General v. Blumenthal beim Kaiser meldete, der bekanntlich nach dem Beckerschen Attentat auf den damaligen König in Baden-Baden, die Erlaubnis erhalten hatte, seinen Namen Becker ablegen zu dürfen, kam der Kaiser wieder auf das Attentat zu sprechen und sagte: ‚Vor solchen Menschen kann sich keiner schützen. Auf mich wurde aus dem Fenster geschossen, und dem russischen Kaiser warf man, obwohl er von Bewaffneten umgeben war, Bomben unter den Wagen und vor die Füße. Davor kann nur Gott schützen.' Sehr erfreut sprach er sich dann acht Tage später über ein von dem jungen Kaiser erhaltenes Schreiben aus, in dem ihm dieser Versicherungen seiner warmen Gesinnung für Preußen und Deutschland gegeben habe, der Kaiser sehe nun wohl ein, woran er sich am sichersten zu halten habe."

Im September folgte dann die Zusammenkunft mit dem jungen Kaiser in Danzig. Am Tage zuvor äußerte der Kaiser hierüber zu Fransecky: „Morgen kommt schon der große Tag in Danzig, das Zusammentreffen mit dem Kaiser von Rußland. Das Wiedersehen wird recht erschütternd sein. Aber das Geheimnis, das ich bewahrt wissen wollte, ist doch verraten worden, indessen nicht von preußischer Seite, sondern dadurch, daß der russische Kaiser beim Generalkonsul in Danzig Quartier für sich hatte bestellen lassen, was natürlich dort schnell ruchbar wurde. Jetzt muß man nur hoffen, daß alles gut abläuft. Von unserer Seite ist natürlich das Nötige geschehen, daß dem Kaiser und — auf sich zeigend und mild lächelnd — auch mir nichts geschehe. Aber sicher ist das alles nicht, wie man ja leider schon anderwärts erfahren hat. Man muß aber das Beste hoffen!"

Als der Kaiser in den letzten Tagen des Oktober in diesem Jahre aus Baden zurückkam, waren eben sichere Nachrichten über einen näheren Anschluß Italiens an Österreich eingetroffen, und der Kaiser teilte dem General v. Fransecky am 25. mit, daß er soeben die Nachricht erhalten habe, daß es dem König von Italien und seinem Ministerium ernst damit sei, sich an Österreich und durch dieses an Deutschland näher anzuschließen, fühlend, daß man mit Frankreich sich auf nichts mehr einlassen könne. Als Fransecky bemerkte, daß bei der bisherigen schwankenden Politik Italiens dies sehr erfreulich sei, fügte der Kaiser noch hinzu, daß gerade dem radikalen Ministerium Italiens gegenüber diese bestimmte Wendung von um so größerem Wert sei.

Es war eines der letzten Male, daß es Fransecky vergönnt war, seinem über alles geliebten Kaiser Vortrag zu halten, als dieser nach den Manövern im Herbst 1882 die Meldung einer größeren Anzahl Offiziere entgegennahm und dabei zum Schluß äußerte: „Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß die Armee, von der ich in den letzten Jahren die sämtlichen Korps gesehen habe, jeder Anforderung gewachsen ist, die eintretenden Falls an sie gestellt werden könnte. Bei meinem hohen Alter aber werde ich wohl nicht mehr lange an der Spitze der Armee stehen." Auf alle Versammelten machte diese Rede einen tiefen Eindruck, niemand dachte, daß es dem Kaiser noch fast sechs Jahre vergönnt sein sollte, an der Spitze seines Heeres zu verbleiben.



Mata-afa, sogen. König von Samoa.
(Nach Photographie.)

Abb. 1. Apia von der Rhede aus gesehen.

Auf unbekannten Wegen durch Samoa.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit zwei Einschaltbildern und fünfundzwanzig Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Groß war die Freude im Deutschen Reich, als vor etwa einem Jahre bekannt wurde, daß Samoa, die „Perle der Südsee", dem deutschen Kolonialbesitz angegliedert worden sei. Endlich war der langjährige Streit zwischen den drei beteiligten Großmächten, England, Amerika und Deutschland, beendigt, und das letztere war als Sieger hervorgegangen! Freilich kostet diese neueste Erwerbung bedeutende Opfer: die beiden großen Salomonsinseln Choiseul und Isabel mußten mit einer Reihe kleinerer Inselgruppen an England abgetreten werden, und Amerika erhielt die zwei schönen Inseln Tutuila und Manua der Samoagruppe. Aber in Samoa war so viel deutsches Blut geflossen, die deutschen Interessen sind dort so bedeutend, daß man sich über diese Opfer mit Freude hinwegsetzte.

Zu dieser Freude trug vielleicht auch der Eindruck bei, den die begeisterten Schilderungen früherer Reisender in Bezug auf Samoa hervorgerufen hatten. Kein Land der Südsee sei von ähnlichem Reiz, keines wäre so palmenreich und besäße ein so herrliches Klima, keines hätte einen schöneren Menschenschlag, kräftigere Männer, reizendere Frauen, wie die „Perle der Südsee". Und dazu kam noch die strategische und handelspolitische Bedeutung, die man dieser mitten in der Südsee, auf dem Wege von Nordamerika nach Australien, und von der Maghelhäesstraße nach China und Indien gelegenen

Abb. 2. Hissung der deutschen Flagge in Apia im Jahre 1900.

Inselgruppe zumaß. — Indessen jene, welche so enthusiastische Schilderungen von Land und Leuten in Samoa entworfen haben, waren nicht unbeeinflußt durch verschiedene Umstände. Die Verbindung dieses entlegenen, von unseren Antipoden bewohnten Inselreiches mit der civilisierten Welt wird durch eine einzige Dampferlinie bewerkstelligt, welche allmonatlich einen Dampfer von Australien nach Nordamerika und zurück laufen läßt. Beide Ausgangspunkte haben bei weitem nicht den landschaftlichen Reiz, welchen das Tropenland Samoa besitzt, beide Ausgangspunkte, San Francisco wie Sydney, sind nüchterne Großstädte mit ähnlichen Menschen, ähnlichem Leben wie bei uns. Und kommt der Reisende nach vierzehntägiger einförmiger Seefahrt, mit nichts als Himmel und Wasser als Augenweide, plötzlich an die Reede von Apia, der Hauptstadt Samoas, so wird er von vornherein überwältigt, entzückt von der herrlichen Tropenpracht, die sich ihm dort darbietet: von den steilen, kühnen Bergen, welche Apia umschließen, von den ausgedehnten Palmenwäldern, die sich unübersehbar den brandungumspülten Küsten entlang ziehen, und endlich von den liebenswürdigen kaffeebraunen Eingeborenen, wahren Kindern dieser Tropennatur, deren mehr als leichte Kleidung ihren schönen Körperbau, ihre üppigen Formen dem Auge preisgibt. Selten verweilt einer der Reisenden länger als einen Tag, die gewöhnliche Dauer des Dampferaufenthalts, und während dieses einen Tages gibt es so viel Neues, so viel Fremdartiges und Schönes zu sehen, daß ein tieferes Eindringen in die Verhältnisse nicht möglich ist. Der vielen Bäume wegen ist der Wald nicht zu sehen.

Verweilte aber wirklich einer der Reisenden mehrere Wochen in Samoa, so mußte sich sein Aufenthalt auf Apia und die nächste Umgebung beschränken, so weit eben die spärlich vorhandenen Wege führen; oder er konnte im Segelboot kleine Ausflüge längs der Küsten machen, hier und dort an-

Abb. 3. Strand und Hauptstraße von Apia.

legen, wie der Schmetterling von Blume zu Blume fliegen, er konnte aber nicht weiter ins Innere dringen, weil dies mit vielen Umständen und Beschwerden verbunden ist. Er sah also das samoanische Theater, wenn man sich so ausdrücken darf, nur vor den Kulissen, nicht aber hinter den Kulissen, er sah das Schöne, Ansprechende, Äußerliche, nicht aber die vielen Schattenseiten dieser in Bezug auf ihren Wert weit über Gebühr gepriesenen „Perle der Südsee".

Als ich selbst, vom entlegenen Bismarckarchipel an den Salomonsinseln vorbei, also auf neuer, fast gar nicht befahrener Route, nach Apia kam, war ich gewiß ebenso entzückt von der Herrlichkeit der Tropennatur,

Abb. 4. Östlicher Stadtteil von Apia.

wte meine Vorgänger, ja dieſes Entzücken wurde noch geſteigert durch den Umſtand, daß auf den Flaggenmaſten der officiellen Gebäude nunmehr die deutſchen Farben wehten. Samoa war ja eben deutſch geworden, der Gouverneur hatte noch nicht einmal ſeine erſte Rundreiſe durch das neue Gebiet gemacht, und die Flaggenhiſſung auf der größten Inſel, auf Sawai, ſtand noch bevor. Wohl kein deutſches Land hat ähnliche Tropenpracht aufzuweiſen wie Samoa, kein Hafen iſt ſo maleriſch gelegen, wie Apia. Die kleinen Holzhäuschen der Stadt ziehen ſich, halb verborgen unter Brotfruchtbäumen und Bananen, und beſchattet von den ſchlanken, hochaufſtrebenden Kokospalmen der Plantagen, an der umbrandeten Meeresküſte entlang, dte hier eine weite Einbuchtung bildet. Weit draußen tm Meere, vor den gefährlichen Korallenrtffen, welche die Inſeln mit einem nur an wenigen Stellen unterbrochenen Kranz umgeben, liegen einige Schiffe vor Anker; auf den ſtillen Gewäſſern weiter landeinwärts fahren zahlreiche Ruder- oder Segelboote einher, mit halbnackten Inſaſſen, Kopf und Hals mit friſchen Blumenkränzen geſchmückt. In der Mitte der Bucht ragt aus dem ſeichten Waſſer das nackte rote Gerippe eines geſtrandeten Schiffes hoch empor: es iſt das Wrack des deutſchen Kriegsſchiffes „Adler“, das bei der furchtbaren Kataſtrophe vor anderthalb Jahrzehnten auf die Riffe geſchleudert wurde und mit mehreren anderen Kriegsſchiffen gänzlich verloren ging.

Darüber hinweg dehnt ſich der herrlichſte Palmenwald die Küſte entlang, die ſanften Abhänge des Apiaberges empor; und jenſeits dieſes Waldes erheben ſich kuliſſenartig ineinandergeſchoben, hinter- und übereinander auftürmend, die Berge des Innern, Reſte ungeheuerer längſt erloſchener und eingeſtürzter Krater, bis auf 1300 Meter, alle von der Sohle zu den ſcharfen Gipfeln und Graten mit dem üppigſten Urwald bedeckt. Hier und dort ſprudeln klare Bäche aus den Schluchten hervor und ſtürzen, zu weißem Giſcht aufgelöſt, in weitem Bogen die ſteilen Bergwände hinab.

Dieſes großartige Bild, das der Hafen von Apia dem erſtaunten Ankömmling darbietet, iſt aber auch das ſchönſte von ganz Samoa. Einmal in der Hafenſtadt ſelbſt, beginnt die Ernüchterung, denn Apia iſt ein charakterloſes Konglomerat einfacher, jeder architektoniſchen Zier barer Holzhütten, wie ich deren wohl in den amerikaniſchen Prairien oder in den rohen Minendiſtrikten der Felſengebirge gefunden habe, wie ich ſie aber niemals tn Samoa erwartet hätte.

Abb. 5. Mulinuu auf Apia.

Abb. 6. Eingeborene beim Fiſchfang.
Im Hintergrund das Wrack des „Adler."

Apia iſt die einzige Niederlaſſung der Weißen auf dieſen ſchönen Tropeninſeln, ſie ſollte die amutigſte ſein, und durch ihre Anlage, Bauart der Häuſer, Bequemlichkeit der Einrichtung den Eingeborenen als Vorbild dienen, in Wirklichkeit iſt ſie die häßlichſte Wohnſtätte auf Samoa, und wirkt auf die Eingeborenen eher als abſchreckendes Beiſpiel. In der That habe ich ſpäter auf meinen Kreuz- und Querzügen durch das unbekannte Innere der Inſeln, ja nicht einmal in Apia ſelbſt, einen einzigen Samoaner in einem Hauſe europäiſcher Bauart wohnend angetroffen! Und doch ſind die Europäer bereits ſeit Jahrzehnten in Samoa anſäſſig und wohnen mitten unter Samoanern, von denen viele gewiß mehr als hinreichende Mittel beſitzen, um ſich dieſen vermeintlichen Luxus leiſten zu können! Was habe ich auf anderen Inſeln der Südſee, in Hawai, Fidſchi, ja ſelbſt im Bismarckarchipel für herrliche Wohnhäuſer der Europäer getroffen! — große luſtige Bungalows mit weiten Veranden, mit grünen Raſenplätzen und herrlichen Blumengärten. In Apia iſt davon nur wenig vorhanden. Ärmliche Holzbaracken, aus Brettern zuſammengenagelt, ſtehen pêle mêle an dem ſchönen Meeresſtrande, und nehmen einander die Ausſicht auf die blaue Waſſerfläche und dadurch auch die von dorther wehende angenehme Kühle. Jedes dieſer von den Amerikanern ſehr paſſend als „Shanty" bezeichneten Häuſer iſt ein Hotel, eine Trinkbude oder irgend ein Kaufladen mit teuerem Krimskrams; ſelten findet ſich ein Garten oder ein Vorplatz, welcher die Wohnungen gegen die ſtaubige Straße abſchließen würde.

Abb. 7. Samoaniſche Familie auf Upolu

Abb. 8. Das Missionshaus.

Auf dieser Straße herrscht vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein ganz banaler Geschäftsverkehr mit schlecht gekleideten Europäern oder Halbblutsamoanern als Hauptelement. Wohl gibt es einige Ausnahmen, so die Konsulatsgebäude und die ebenerdigen Holzhäuschen, in welchen die eben erst gegründete kaiserliche Regierung, aus vier Beamten bestehend, ihre Wohnungen und Ämter besitzt, aber das ist auch alles. Nur die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft, oder vielmehr deren Vorgänger, das weltberühmte Hamburger Handelshaus Godefroy, hat sich in Apia verständig niedergelassen und etwas auf das Klima, sowie auf die Ausschmückung ihres geräumigen Heims Rücksicht genommen.

Samoaner sind in diesem reizlosen Shantytown wohl als Passanten zu sehen, aber nirgends gewahrt man auch nur eine einzige ihrer netten, eigenartigen Hütten. Erst wenn man die einzige Straße, aus welcher Shantytown besteht, verlassen und die westlich von Samoa weit ins Meer springende sandige Halbinsel Mulinuu erreicht hat, sieht man hinter dem kleinen Holzhäuschen, das vorläufig dem Gouverneur Dr. Solf als Wohnsitz dient, einige Samoanerhütten. Als ich auf meinem ersten Spaziergang durch Apia diese luftigen, leichten Holzbauten, nichts anderes als Dächer, die auf Pfählen ruhen, erreichte, wollte ich ihre Einrichtung kennen lernen und überschritt die schlecht gepflegte Rasenfläche, die sich zwischen ihnen und der mit knöcheltiefem Sand und Staub bedeckten Straße hinzieht. Da die Samoanerhütten keine Wände haben, konnte ich nicht nur die in ihnen auf dem Boden kauernden dunkelhäutigen Insassen, sondern auch den jenseitigen Hofraum wahrnehmen, wo sich einige Männer und Frauen, nur mit einem Hüftentuch bekleidet, zu schaffen machten.

Bei meiner Annäherung erhob sich ein starker, großer Mann mit weißem Haar und Schnurrbart, zog rasch ein weißes Jäckchen über den nackten Oberkörper und trat mir entgegen. Seine Züge kamen mir bekannt vor — es war Mata-afa, der sogenannte König von Samoa, und diese Hütte war der Königspalast!

Wie Mata-afa, so sind auch alle anderen Samoaner, die früher in Apia wohnten, von den rücksichtslos hausenden amerikanischen und englischen Abenteurern der achtziger

Abb. 9. Wasserfall bei Upolu.

Jahre daraus verdrängt worden, und erst als ich die mit dem üppigsten Tropenwuchs bedeckte Umgebung von Apia durchwanderte, stieß ich auf mehrere kleine Samoanerdörfchen, von ein bis zwei Dutzend Hütten. Weiter hinaus, im schönen dämmerigen Palmenwalde versteckt, liegen eine Anzahl Bungalows der wohlhabenderen Europäer, dazu Schulen und Institute der verschiedenen Missionen; in der Hauptstraße zwischen den unschönen Holzhütten und Warenhäusern eingeschachtelt, erheben sich ein paar Kirchen, Missionsgebäude und die deutsche Schule. Das ist Apia.

Wäre ich nicht nach Samoa gekommen, um das noch unerforschte, von Europäern fast gar nicht betretene Innere der beiden großen Inseln kennen zu lernen, ich hätte vielleicht schon am zweiten Tage wieder mein Ränzlein gepackt, um mit dem gerade im Hafen liegenden Dampfer nach den entzückenden Sandwichinseln weiterzufahren. So groß war meine Enttäuschung über das in den letzten Jahren so viel genannte Apia, vielleicht der berühmteste Ort der ganzen Südsee! Was hat es hier für blutige Kämpfe gegeben, wie viel deutsches, englisches, amerikanisches Blut ist geflossen, welcher Hader hat jahre-, ja jahrzehntelang zwischen den europäischen Kabinetten und den Konsularvertretern in Samoa geherrscht, und das alles nur wegen dieser kleinen omelette aux confitures im Stillen Ocean, deren Besitz für irgend eine Großmacht mit der Zeit wohl in strategischer Hinsicht von Wert sein wird, die aber für viele Jahre hinaus kaum die Kosten der Verwaltung, der notwendigen Dampfersubventionen und des Unterhalts der Stationsschiffe decken wird!

In dieser Überzeugung wurde ich mit jedem Tage meines Aufenthaltes mehr bestärkt, und doch, mit jedem Tage wuchs

Abb. 10 und 11. Anfänge einer Pflanzung in Upolu und der See von Safune auf Sawai.

Abb. 12. Küstendorf von Upolu.

auch mein Entzücken über dieses herrlichste der Tropenländer und seine Bewohner. Wohl ist es nur ein kleiner Fleck Landes, der sich hier, in mehrere Inseln geteilt, aus den blauen Fluten der einsamen ungeheueren Wasserwüste erhebt, nicht viel größer als das Großherzogtum Luxemburg und nur mit einem Sechstel von dessen Einwohnerzahl — etwa 2700 Quadratkilometer mit 35 000 Menschen. Dafür ist Samoa aber wie ein Stückchen Schweiz in der Südsee, mit ebenso kühnen Bergen und malerischen Fernsichten, mit ebenso schönen Thälern, lauschigen Schluchten, schäumenden Wasserfällen, Wäldern und kleinen Seen, und dazu noch die üppige Pracht der ewig grünen Tropenvegetation und das milde, stets gleiche, köstliche Klima! Wohl fehlen dieser Tropenschweiz der Schnee, das ewige Eis auf den hochragenden Gipfeln, aber bietet dafür nicht das blaue Meer mit dem weißen Gischt seiner hoch aufschäumenden Brandung reichen Ersatz? Sogar Apia, dieses traurige, einförmige, langweilige Städtchen mit seinen dreihundert weißen Einwohnern wurde mir mit jedem Tage lieber, nicht um seiner selbst willen, sondern weil es eben den Ausgangspunkt der entzückendsten Ausflüge bildet, von denen zurückgekehrt, man hier in den Gasthöfen doch verhältnismäßige Bequemlichkeit findet.

Im ganzen Inlande ist von dergleichen nicht das Mindeste vorhanden, weder eine größere Ansiedelung von Weißen, noch überhaupt irgend welche menschliche Behausung.

Was die beiden großen deutschen Inseln Upolu und Sawai an Einwohnern besitzen, lebt ausschließlich ringsum an den Küsten; nur in Sawai habe ich noch einige Kilometer weit vom Meere drei kleine Dörfer auf den Vorbergen der centralen Gebirgszüge gefunden, sonst aber ist das Innere vollständig unbewohnt, ohne Weg und Steg, und mit dem dichtesten Urwald bedeckt. Selbst den Küsten entlang gibt es keine Wege nach unserer Art; die dicht nebeneinander liegenden Dörfer sind durch Fußpfade verbunden, die im losen Küstensand, im Schatten hoher, schlanker Palmen und Brotfruchtbäume einherführen, aber stellenweise auch

durch Basaltklippen, Felstrümmer und brückenlose Flußläufe unterbrochen werden. Nur in Apia selbst und seiner unmittelbaren Umgebung gibt es einige fahrbare Straßen, zusammen etwa zehn Kilometer, darüber hinaus kann man streckenweise reiten, im Innern aber ist der Reisende ausschließlich auf seine Beine angewiesen, und er muß über ein ausnehmend kräftiges Paar verfügen, um überhaupt vorwärts zu können. So beschwerliche Märsche wie in Samoa habe ich in den wenigsten Ländern des Erdballs unternommen — Tagesmärsche

In Apia und seiner unmittelbaren Umgebung haben die Inselbewohner durch den langen Umgang mit Weißen aller Nationen schon viel von ihrer reizenden Ursprünglichkeit verloren, aber ich brauchte nur über die ausgedehnten Palmenwälder der deutschen Pflanzer, mit ihren schwarzen, aus den Salomonsinseln eingeführten Plantagenarbeitern, hinaus zu wandern, nach Ost und West, um auf das unverfälschte Samoanertum zu stoßen. Im Schatten der herrlichen Kokospalmen, deren Kronen einen hohen, grünen Dom bilden, mit ihren schlanken,

Abb. 13. Beim Bau eines Samoaner Hauses.

von vierzehn bis achtzehn Stunden, fast ununterbrochen bergauf, bergab, durch den dichtesten Urwald und Busch, über Basalt- und Lavagerölle, in fortwährend dämmeriger Einsamkeit, ohne ein menschliches Wesen oder irgend eine Behausung zu sehen!

Und doch, trotz aller Entbehrungen und Beschwerden, denke ich mit wahrer Sehnsucht zurück an die in Samoa verbrachten Monate! Dieses Inselreich erscheint mir als der herrlichste Juwel in dem ausgedehnten Kolonialbesitz des Deutschen Reiches, und kein Volk ist glücklicher, beneidenswerter, als die Samoaner.

geraden Stämmen als Pfeiler, liegen an der Küste die lauschigen Dörfchen — zwanzig, dreißig Hütten nebeneinander, eine Hütte der anderen gleich, und in Abständen von fünf bis zehn Meter voneinander entfernt. Hütten kann man diese luftigen, einfachen Behausungen gar nicht nennen — es sind Flugdächer auf Pfeilern aus dem Holz des Brotfruchtbaumes. Will ein Samoaner ein Haus bauen, so braucht er dazu keine Handwerker, denn solche gibt es in Samoa nicht, weder unter den Eingeborenen noch unter den Weißen. Seine Landsleute, die Männer und Frauen des Dorfes, helfen ihm frei-

Abb. 14. Palmenpflanzung in Popo Saa auf Sawai.

willig, ohne Entgelt, denn die Samoaner leben in Gütergemeinschaft. Sie haben persönlichen Wohlstand, Reichtum, das Hasten und Jagen nach Geld glücklicherweise noch nicht von den Weißen gelernt. Geld kennen sie überhaupt noch wenig. Es herrscht einfach Tauschhandel und wenn irgend etwas als Geld angesehen werden könnte, so sind es Matten, welche die Weiber aus Pandanus- oder Palmenblättern mit großem Geschick zu flechten verstehen. Je mehr Matten ein Häuptling besitzt, als desto reicher gilt er und gleichzeitig auch sein Dorf; seine Matten bilden den Hauptbestandteil der bräutlichen Aussteuer, mit Matten kauft der Samoaner seine Braut, bezahlt er besondere Bedürfnisse.

Soll ein Haus gebaut werden, so wird zunächst der Erdboden durch Lavablöcke in einem Kreise von etwa sechs bis acht Metern fußhoch erhöht, die Zwischenräume der Lavablöcke werden durch kleinere Steine ausgefüllt und darüber wird eine Schicht Kiesel gestreut. Diese bildet den Fußboden. Dann werden in der Mitte, sowie im Umkreis dieses Fußbodens in Abständen von etwa anderthalb Metern, mannshohe Pfähle in den Boden gerammt. Ihre Spitzen werden durch wagrechte Stämme von Palmen- oder Brotfruchtbäumen miteinander verbunden, und diese letzteren bilden den Rahmen für das Dach. Im hohen Bogen werden nun Bambusstreifen darüber gespannt, dieses Netz wird mit Palmenwedeln eingedeckt, und das Haus ist fertig. Treppen, Thüren, Fenster sind nicht erforderlich, denn das Haus besitzt ja keine Stockwerke und keine Wände. Regnet es, oder ist tagsüber die Hitze zu groß, zur Nachtzeit die Kühle zu empfindlich, so werden an der Wetterseite Palmenmatten herabgelassen, die vom Dach bis zum

Abb. 15. Bananenpflanzung auf Upolu.

Fußboden reichen. Verläßt der Samoaner ſein Haus, ſo bleibt alles offen, denn Diebe gibt es nicht, es herrſcht ja, wie geſagt, Gütergemeinſchaft unter ihnen.

Freilich kann bei dieſer Bauart jeder Spaziergänger die intimſten Einzelheiten des Familienlebens ſehen, aber was gibt es denn zu verbergen? Die Kleidung der Samoaner iſt ja von ſolcher Einfachheit, daß ſie doch kaum irgend etwas verbirgt — ein Lendenſchurz aus Stoff oder Blättern. Und was ihr Thun und Laſſen betrifft, ihre Gewohnheiten, die Einrichtung ihrer Häuſer — all das iſt überall gleich. Die Samoaner haben von den Europäern auffallend wenig angenommen, ein paar Stofflappen als Lendenſchurz, Nähnadeln, Zwirn, vielleicht eine Petroleumlampe, eine ſchließbare Truhe, Streichhölzer, Meſſer — das iſt alles. Sie kennen weder Tiſche noch Stühle noch Betten. Sie ſitzen, ſchlafen, eſſen auf ihren Matten; ſogar für unſere Werkzeuge haben ſie keinen Bedarf. Den Hammer kennen ſie nicht, weil ſie niemals einen Nagel brauchen; ich habe kein einziges Haus in Samoa geſehen, bei welchem auch nur ein Nagel, ein Falz, eine Zapfenverbindung zur Verwendung gekommen wäre; die Beſtandteile ſind durch Schnüre aneinander gebunden, die aus der ungemein zähen Faſer der Kokosnuß gedreht werden und dauerhafter ſind, als die unſerigen. Lampen ſind Luxusartikel, denn die Kokosnuß gibt den Samoanern mit ihrer fetthaltigen Faſerhülle auch ein genügendes Beleuchtungsmittel. Wird nach Einbruch der Dunkelheit Licht gebraucht, dann wird die unter der Aſche glimmende Holzkohle, die ſich in der Mitte jeder Hütte in kleinen Becken befindet, angefacht, eine Kokoshülſe darauf gelegt und ihre Flamme gewährt hinreichende Helle. Iſt ſie verbrannt, ſo wird ſie durch eine neue erſetzt, die man nur ein paar Schritte vom Hauſe unter jeder Kokospalme finden kann. Kleiderſtoffe brauchen die Samoaner nicht, denn ihr Toilettenluxus beſchränkt ſich auf das Lendentuch, Lawa-Lawa genannt, und dieſes verfertigen die Frauen häufig genug ſelbſt aus dem Baſt des Papiermaulbeerbaumes oder einfach aus Blättern. Gelegentlich der jüngſten Anweſenheit eines franzöſiſchen Dampfers im Hafen von Apia kam ein Samoaner, nur mit einem derartigen aus friſchgrünen Blättern angefertigten Schurz um die Hüften, an Bord, um ſich die ſchmutzige Matroſenwäſche zum Reinigen zu holen, vielleicht die einzige Induſtrie, der ſich die Frauen in Apia in größerer Zahl

Abb. 16. Hafen von Pago-Pago auf der Inſel Tutuila.

Abb. 17. Bei der Kawa-Bereitung.

hingeben. Eine junge Ziege, welche der Proviantmeister aus Sydney mitgenommen hatte, nahm sofort die Gelegenheit wahr, sich das langentbehrte Grünfutter anzueignen, und während der Samoaner mit den Seeleuten um den Preis der Wäsche feilschte, knabberte sie ihm den hinteren Teil seines Kleidungsstückes vom Leibe. Man kann sich die Heiterkeit der Schiffsmannschaft vorstellen.

Küchen mit Töpfen, Tellern, Herden und dergleichen brauchen die Samoaner nicht. Soll ein Schwein oder Huhn gebraten, eine Taro- oder Yamwurzel, der samoanische Ersatz für Rüben und Kartoffel, geröstet werden, dann erhitzen die Frauen unter einem Flugdach hinter ihren Häusern mit Kleinholz eine Anzahl faustgroßer Steine, legen die in Bananenblätter gehüllten Lebensmittel darauf, überdecken sie auch noch mit heißen Steinen, und nach kurzer Zeit ist die Mahlzeit fertig. Als Teller dienen die großen, grünen Bananenblätter, in viereckige Stücke geschnitten, als Gabel die Finger, als Messer die Zähne.

Die einzigen Luxusartikel, welche die Samoaner von den Europäern kaufen, sind Lollis (Bonbons), welche die Frauen für ihr Leben gern essen, und bunte Kattune, aus welchen sich die Frauen für ihren Sonntagsstaat — alle Samoaner sind wenigstens dem Namen nach Christen — Hemdchen oder kurze Röckchen anfertigen. Die Bezahlung dieser Waren geschieht mit Copra, dem wichtigsten, beinahe einzigen einträglichen Handelsartikel von Samoa. Und auch dafür ist keine besondere Arbeit nötig. Wird eine keimende Kokosnuß in den sandigen Boden an der Meeresküste gesteckt, so ist nach sieben bis acht Jahren eine hohe Palme daraus geworden, die jährlich für zwei bis drei Mark Kokosnüsse trägt. Der Samoaner sammelt die herabfallenden reifen Nüsse, reißt die Faserhülse ab und schlägt die Nuß selbst in sechs bis acht Stücke. Dann schneidet er das fingerdicke weiße Fleisch aus diesen Stücken, trocknet es, und dies ist die Copra, die er beim weißen Händler gegen die begehrten Waren eintauscht. Der Wert einer Tonne Copra beläuft sich in Samoa auf etwa 200 Mark. Er braucht sich mit den Coprasäcken gar nicht lange abzuschleppen, denn an den Küsten beider Inseln verteilt, wohnen

Abb. 18. Mädchen von Lauliі.

etwa zwanzig weiße Händler. Zu einer dieſer Handelsſtationen führt er die Copra in ſeinem ſelbſtgezimmerten Boote, und in der Station wird das Produkt in Scheunen aufbewahrt, bis die von Zeit zu Zeit von den Handelshäuſern in Apia ausgeſandten Segelſchiffe die Copra abholen. Von Apia werden die Copramaſſen — der jährliche Ertrag von Deutſch-Samoa beläuft ſich auf etwa 8000 Tonnen — nach Europa verſchifft und hier zur Gewinnung des Palmöls ausgepreßt. Der Rückſtand dient als Viehfutter.

Wie man ſieht, hat die Natur dieſes glückliche und bedürfnisloſe Inſelvolk mit ihren Gaben im reichſten Maße überſchüttet. Sie gibt ihnen ihren ganzen Lebensbedarf, ohne daß ſie dazu irgend welche ſchwerere Arbeit zu verrichten hätten. Samoa iſt ein wahres Schlaraffenland, wo den Einwohnern die ſprichwörtlichen gebratenen Tauben in den Mund fliegen.

Dieſe glücklichen Verhältniſſe kommen auch in dem ganzen Weſen der Samoaner, ihrem Ausſehen und Leben zum Ausdruck. Ich habe auf meinen vielen Weltreiſen kein Volk getroffen, das ſich an Körperpracht mit den Samoanern meſſen könnte, und während ich ſonſt in den ſchönſten Ländern, beſonders in jenen der Tropen, die häßlichſten und wildeſten Völker getroffen habe, ſteht in Samoa die Schönheit der Natur in ſeltenem Einklange mit der Schönheit der Bewohner. Es iſt ihnen auch gar nicht hoch genug anzurechnen, daß ſie ſich im Gegenſatz zu ihren Nachbarn von dem ſchrecklichen Laſter des Kannibalismus frei gehalten haben, und daß ſie dem Weißen ſtets mit Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft begegnet ſind. Nur den Weißen ſelbſt ſind die blutigen Kämpfe der letzten Jahrzehnte zuzuſchreiben, ſie ſelbſt haben Unfrieden unter den früher ſo glücklichen Samoanern geſäet, ſie ſelbſt haben ihnen die Schußwaffen in die Hand gegeben und ihre Sitten wenigſtens in der Umgebung der Hauptſtadt verdorben, und zu ihrer Verminderung beigetragen. Während die Zahl der Einwohner noch in den ſechziger Jahren gegen 70000 Seelen betrug, iſt ſie heute nur mehr halb ſo zahlreich. Hoffentlich ſind mit der deutſchen Herrſchaft auch

Abb. 19. Mädchen von Lauliі auf Upolu.

Abb. 20. Samoanischer Mädchentypus.

die friedlichen Verhältnisse zurückgekehrt, so daß die Samoaner vor dem traurigen Schicksal der Bewohner von Hawaii, dem gänzlichen Aussterben, bewahrt werden.

Wer das gesunde kräftige, fröhliche Völkchen heute sieht, der würde ein solches Aussterben gewiß kaum für möglich halten. — Schon als ich von meinem Schiffe die ersten Samoaner auf uns zurudern sah, wurde ich von Bewunderung für diese herrlichen Menschen erfüllt. Eine ganze Flottille von langen schönen Ruderbooten hatte uns bald umringt, jedes einzelne bemannt von acht bis zwölf Ruderern, deren jeder das Aussehen eines römischen Gladiators hatte. Ihre prächtigen hellbraunen Oberkörper, sowie die Beine waren nackt, und zeigten die ungemein kräftig entwickelte Muskulatur. Um den Hals trugen die meisten Blumen- und Laubguirlanden und auf ihren Köpfen saßen an Stelle der Hüte Blumenkränze. Die Gesichter waren durchweg männlich schön, ihre schwarzen großen Augen strahlten von Feuer, lachten sie, dann kamen blendend weiße, regelmäßige Zahnreihen zum Vorschein, die etwas schwulstigen Lippen wurden von schwarzen Schnurrbärten beschattet, und was ihr Aussehen noch malerischer machte, waren die weißgekalkten Kopfhaare. — Bald waren Dutzende dieser an die Antike gemahnende Gestalten auf unserem Verdeck; ich dachte schon es wären Abordnungen der Regierung, oder es würde gerade in Apia irgend ein althergebrachtes Volksfest gefeiert, es waren aber nur Stadtbewohner, die sich um unsere — schmutzige Wäsche zum Reinigen bewarben!

So wie diese Gestalten, so zeigten sich mir später auf meinen Reisen durch die Inseln auch alle anderen Samoaner. In Apia tragen sie wohl einen längeren Schurz aus weißem Baumwollstoff, zuweilen auch weiße kurze Jäckchen, aber glücklicherweise haben unsere Trachten noch nicht Eingang bei ihnen gefunden. Ich habe keinen einzigen Vollblutsamoaner gesehen, der einen Hut, Beinkleider oder Stiefel getragen hätte. Ob sie es herausfühlen, daß derlei Kleidungsstücke sie nur verunzieren?

Ähnlich schön, nur noch viel reizvoller sind die Samoanerinnen in ihrer Jugend. Was waren es doch für lebensfrohe, üppige,

Abb. 21. Häuptlingsfrau auf Upolu.

Abb. 22. Vortänzerin beim Siwatanz.

blühende Gestalten, die tagsüber an den Fenstern meines Hotels vorbeiwanderten! In Apia und den größeren Dörfern prangen sie nicht mehr in der ganzen Natürlichkeit ihrer üppigen Reize, sondern tragen ein kurzes Röckchen und darüber ein tief ausgeschnittenes, ärmelloses Hemdchen, das über die Hüften herabfällt, aber diese aus dünnem Stoff angefertigten Kleidungsstücke, die sie über ihre nackten hellbraunen Körper werfen, lassen diese Reize durch die leichte Verhüllung nur noch deutlicher hervortreten. Große feurige Augen blicken unter den buschigen Brauen hervor, der kleine Mund mit seinen etwas vollen Lippen birgt die schönsten Perlenzähne, die Gesichtszüge sind so ansprechend und regelmäßig, daß man viele Samoanerinnen für Töchter Italiens oder Andalusiens halten könnte, wenn ihre Körperformen nicht allzugroße Üppigkeit und Fülle besäßen. Ihr ungemein reiches Haar ist entweder aufgebunden oder fällt lose über die Schultern herab, und an Stelle der Hüte tragen sie Blumenkränze oder doch wenigsten ein paar purpurne Hibiscusblüten. Nicht nur die Männer, auch viele Samoanerinnen entfärben sich ihr Haar durch Kalk und werden so zu Bloudinen, nur unterlassen sie es häufig, dieses einfache kosmetische Mittel rechtzeitig zu erneuern, und so sieht man unter den dunkelhäutigen schwarzäugigen Blondinen auch solche, deren Haar von der Wurzel aus zoll- bis fingerlang schwarz, und von da an bis zur Spitze sandgelb ist. — Abendländische Toilettegegenstände, wie Korsetts, Strümpfe, Handschuhe und dergleichen haben noch nicht Eingang bei ihnen gefunden, und es liegt weder Grund noch Aussicht dazu vor. Strümpfe abendländischen Fabrikates dürften schon deshalb keinen Absatz finden, weil die Größen in denen sie angefertigt werden, der Fülle samoanischer Gliedmaßen bei weitem nicht entsprechen. Niemals hat auch eine Samoanerin ihre schon von Natur aus kleinen Füße in Leder- oder Seidenschuhe gezwängt. Alle Samoaner, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, sind Kneippianer, nicht nur was ihre Füße betrifft. Häufig, besonders in Sawai, sind sie's, mit Ausnahme der Lenden, bis zu den Ohren.

Dann hat man auch Gelegenheit, ihre eigentümliche Tättowierung wahrzunehmen, welche bei den Männern von den Hüften bis zur Hälfte der Oberschenkel reicht und sehr hübsche Zeichnungen in dunkelblauer Farbe aufweist. Als der Entdecker des Samoaarchipels, der Holländer Roggenwein, im Jahre 1722 die damals noch gänzlich unbekleideten Insulaner sah, hielt er diese Tättowierung für enge Spitzenhöschen und schildert sie auch so in seinem Reisebericht. Heute hat diese Tättowierung keinen Zweck mehr, da der Lendenschurz sie doch zum größten Teil bedeckt; dennoch unterwerfen sich die heranwachsenden Jungen fast durchweg der schmerzvollen und langwierigen Operation. Sie wird durch eigene Tättowierkünstler dadurch ausgeführt, daß sie ein kammartiges Instrument mit haarscharfen Spitzen in eine aus der gebrannten Ölnuß hergestellte Schwärze tauchen, den Kamm an die betreffende Hautstelle anlegen, und ihn mittels eines Holzlöppels in die Haut schlagen, so daß mit jedem Schlage ein Dutzend oder mehr blutende, schmerzhafte Stiche gemacht werden. Auch die Frauen lassen sich, wenn auch

etwas leichter, an den Lenden tättowieren. — Ebenso wie in ihrer Kleidung und ihrem Leben, haben sie sich in ihren Vergnügungen, Spielen und ihrem Verkehr untereinander ihre altangestammten Sitten treu bewahrt. Auch darin kann im großen Ganzen nur Lobendes von ihnen gesagt werden. Näherte ich mich auf meinen Fußreisen irgend einem Dorfe, so kam mir häufig der Dorfälteste oder irgend einer der „Sprecher" oder Familienhäuptlinge entgegen, um mir die Gastfreundschaft des Ortes anzubieten. In jedem größeren Dorfe gibt es ein Versammlungshaus, das gleichzeitig als Gasthaus für Fremde dient, und es ist die Pflicht der Taupu oder Dorfjungfrau, den Gast zu bewirten, zu pflegen und die Zeit so angenehm wie möglich zu vertreiben. Jedes Dorf besitzt eine derartige Taupu, das schönste Mädchen des Ortes, das dann häufig vom Häuptling adoptiert wird und bis zu ihrer Verheiratung gewissermaßen als Königin betrachtet wird, ein reizender Tribut, den die Samoaner der Frauenschönheit darbringen. Bei allen Festlichkeiten, feierlichen Umzügen, Tänzen und Spielen steht sie an der Spitze, und ihren Befehlen müssen die anderen Mädchen Folge leisten. An besonderen Galatagen werden alle kostbaren Gewänder, Schmucksachen ꝛc., über welche die Dorfbewohner verfügen, auf ihren geschmeidigen jugendlichen Körper getürmt, daß er davon ganz erdrückt wird. Zwei ältere Dueñas wachen über ihre Tugend und lassen sie Tag und Nacht nicht aus dem Auge, auch dann nicht, wenn sie altem Herkommen gemäß, die Nacht bei einem Gaste im Versammlungshause zubringen muß.

Nahm ich die Einladung an, in einem Dorfe zu rasten, so waren bald die Dorfältesten in dem Gasthause versammelt, und die Taupu machte sich daran, mit Hilfe einiger anderer jungen Mädchen den Kawatrank zu bereiten. Die Samoaner pflegen ihren Durst gewöhnlich mit der Milch der Kokosnuß zu stillen, denn der Verkauf geistiger Getränke an sie ist glücklicherweise verboten. Bei feierlichen Anlässen, bei jeder Beratung (Fano genannt), Empfang von Fremden ꝛc. wird indessen die Kawabawle umhergereicht. Kawa ist die Wurzel einer pfefferartigen Pflanze (Piper methysticum) und kommt in spannenlangen Stücken in den Handel. Die Mädchen stellten eine große Holzschüssel mit Füßen vor die auf den Matten am Boden kauernde Taupu, dann brachten sie die in nußgroße Stücke geschnittene Kawawurzel herbei, spülten sich den Mund aus, und begannen die Wurzelstücke zu zerkauen. Waren die letzteren zu Brei geworden, dann ließen die jungen Dämchen ihn in die Schüssel fallen, schoben ein anderes Wurzelstück zwischen ihre blendend weißen Zähne, und wiederholten diese Procedur, so lange es noch Kawa gab. In Upalu wird das Zerkleinern der Kawawurzel heute gewöhnlich durch Zerstoßen mittels Steinen besorgt, in manchen Gegenden von Sawai indessen stehen dafür immer noch die schönen Gebisse der Jungfrauen in Verwendung. Nun wurde Wasser in den gelblichen schleimigen Brei gegossen, die Dorfschöne fuhr mit ihren Fingern hinein, um die rechte Mischung vorzunehmen, und ließ sich dann ein Bündel Kokosnußfasern reichen. Dieses faßte sie an beiden Enden und zog es mehrmals durch den Brei, es jedesmal nachher mit kühnem Schwunge ausschnellend, um

Abb. 23. Zum Siwatanz geschmückt.

die kleinen Kawaſtückchen zu entfernen. Dann erklärte ſie den ſamoaniſchen Nektar für trunkreif. Nun ließ einer der Sprecher eine halbe Kokosnußſchale, das allgemein gebräuchliche Trinkgefäß, von den zarten Händen der Dorfſchönen füllen und reichte ſie mir in feierlicher Weiſe dar. Es wäre ein Verſtoß gegen die ſamoaniſchen Höflichkeitsformen geweſen, wenn ich die Schale nicht geleert hätte. Der Trank ſchmeckte wie

Abb. 24. Dorfſchöne von Matautu.

Seifenwaſſer. Hatte jeder ſeinem Range nach Kawa getrunken, dann bewillkommnete mich der älteſte Häuptling mit einer langen blumenreichen Rede, auf welche ich durch meinen Dolmetſcher in gleicher Weiſe antworten mußte. So folgten mehrere Reden aufeinander. Dann war vielleicht die Dunkelheit angebrochen, ein paar brennende Kokosnußſchalen erhellten bald die große Hütte mit ihrem flackernden Schein, und allmählich erſchienen die anderen Dorfbewohner, Männer wie Frauen, um dem Siwa beizuwohnen. Ohne Siwa keine Feſtlichkeit. Siwa heißt der nationale, gewöhnlich mit Tanz verbundene Geſang der Samoaner. Die eine Hälfte der großen Hütte wurde mit Matten bedeckt, die Anweſenden drängten ſich in der anderen Hälfte zuſammen, und nun erſchienen die phantaſtiſch geputzten Tänzerinnen, etwa ein Dutzend an der Zahl. Die Erſcheinungen waren ſo grotesk, ſo eigenartig, daß ſie unwillkürlich die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden in Anſpruch nahmen. Dergleichen kann man doch in der Welt nirgends als nur in Samoa ſehen. Man denke ſich ein Dutzend Mädchen im blühendſten Alter der Mehrzahl nach nicht nur in der Anmut der „beauté du diable“ prangend, ſondern von wirklicher Schönheit auch nach europäiſchen Begriffen, ohne irgend eine andere Kleidung, als einen kurzen Lendenſchurz aus wohlriechenden Blättern. Die in jugendlicher Üppigkeit ſtrotzenden Körper ſind ganz mit duftendem Palmöl eingefalbt, daß die Formen glänzen, wie polierte Bronze; das reiche Haar fällt in langen Wellen über die Schultern auf den Rücken herab und trägt als einzigen Schmuck Blumenkränze; ähnliche Ketten hängen den reizenden Erſcheinungen um den Hals, und ſind vielleicht auch unter dem Knie um ein Bein gebunden. Die Geſichter ſtrahlen vor Aufregung, wonniges Lächeln ſpielt um den Mund und läßt die blendend weißen Zahnreihen ſehen. So tänzeln dieſe paradieſiſchen Geſtalten mit anmutigen Armbewegungen herein, und kauern mit gekreuzten Beinen in zwei Reihen auf den Matten nieder. Nun beginnt der ungemein reizvolle Geſang, zu welchem ein Samoaner im Hintergrunde mit einem Stäbchen auf einer gerollten Matte den Takt ſchlägt. Die Samoaner beſitzen keine Muſikinſtrumente, ihre ganze Kunſt beſchränkt ſich

Junge Samoanerinnen.
(Nach Photographie.)

auf den Gesang, aber dafür ist dieser desto ansprechender. Gewöhnlich ist er dreistimmig mit nur einer, oder zwei Sängerinnen in der ersten, doppelt sovielen in der zweiten Stimme; die übrigen begleiten in gedämpfter Weise. Neben eigentlichen Volksliedern singen die Samoaner auch unzählige Gelegenheitslieder, deren Text sie selbst mit großer Fertigkeit erfinden. Die erste Strophe wird von den Sängerinnen im langsamen Takte gesungen, indem sie jedes Wort mit entsprechenden gleichmäßig ausgeführten Finger-, Hand- und Armbewegungen begleiten, so gleichmäßig, daß sie dieselben vorher gewiß tagelang einüben müssen. Bei der zweiten, etwas rascher gesungenen Strophe sind auch die Handbewegungen rascher, so daß auch die beim flackernden Scheine der brennenden Kokosschalen glänzenden Körper die Bewegungen unwillkürlich mitmachen; bei der dritten noch rascheren Strophe schlagen die Mädchen mit der flachen Hand auf ihre nackten Schenkel und lassen diese selbst die Bewegungen mitmachen, und so wird der Takt immer schneller, die Bewegungen werden immer toller, bis bei der letzten Strophe die ganzen Körper trotz ihrer sitzenden Stellung mittanzen.

Während der Pausen zwischen den Gesängen werden Kawa oder Süßigkeiten umhergereicht, und die Mädchen erheben sich, um mit den Anwesenden zu schäkern und zu lachen. Nach mehreren Gesängen und Tänzen macht sich unter den schon fröhlich gestimmten Anwesenden große Aufregung bemerkbar. Alles blickt nach derselben Richtung in das tropische Tiefdunkel hinaus. Das Feuer in der Hütte wird angeschürt, daß die Flammen hoch auflodern, und plötzlich steht in dem grellen Lichte die Taupu, in der ganzen Fremdartigkeit ihrer jugendlich schönen Erscheinung: auch bei ihr bilden leichte Blumengewinde ihre ganze Kleidung; ein eigentümlicher berauschender Blumenduft strahlt von ihr aus, und die schönen Formen erinnern an antike Statuen. Auf dem üppigen Haar prangt ein riesiger Aufbau, vielleicht meterhoch, mit Spiegeln, Muscheln, bunten Beeren und Blumen geschmückt, der Stolz jeder Dorfjungfrau.

Alles klatscht in die Hände und ruft Mailié, Mailié, das samoanische „Bravo". Anmutsvoll lächelnd dankt sie und nimmt dann vor den anderen Sängerinnen Platz, um ein besonders zu Ehren des Gastes komponiertes Lied zu singen. Andere Lieder folgen, bis sich endlich die Taupu erhebt, um allein einige äußerst graziöse Tänze auszuführen, die selbst einer unserer Ballerinen Ehre machen würden. Aber dabei bleibt es gewöhnlich nicht. Aufgeregt durch die Bewegungen, durch Getränke und den Beifall, die Bewunderung der Zuseher werden die Bewegungen immer wilder, immer kühner, die anderen Mädchen erheben sich, um sich an dem Tanz zu beteiligen, junge Männer springen hinzu, und die ganze Siwa artet

Abb. 25. Eine Taupu auf einer Tapadecke.

in eine „Mulipaipai“ aus, welche zeigt, daß die Samoaner trotz aller Höflichkeit, Gastfreundschaft, Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit doch eben nur Südseeinsulaner sind!

So geht es überall in Samoa zu, auf Upolu und Sawai, wie auf den zwei kleinen, zwischen den genannten liegenden Inseln Apolima und Manono; aber nur an den Küsten, denn das ganze Innere ist, wie gesagt, unbewohnt, von mächtigen Bergzügen eingenommen und nur stellenweise kulturfähig. Der üppigste Urwald bedeckt dort den Boden, ein Urwald, wie ich ihn in den Bergländern der Tropen nur in Neu-Guinea gefunden habe. Zwischen den Lavatrümmern ist in der kurzen Zeit seit dem Erlöschen der samoanischen Vulkane eine so dicke Humusschicht entstanden, daß an vielen Stellen sich eine, ich möchte sagen, vierstöckige Vegetation gebildet hat. Das höchste Stockwerk bilden die dicht ineinander verschlungenen Laubkronen ungeheuerer Baumriesen — ich betone Laubkronen, und nicht solche von Palmen und Riesenfarnen, denn es ist eine weitverbreitete irrtümliche Ansicht, daß der Urwald in den Tropen hauptsächlich die letzteren zeigt. Unter diesem grünen Dom herrscht ewige Dämmerung, ewige Feuchtigkeit. Die Strahlen der Tropensonne können diesen von mächtig aufstrebenden Stämmen getragenen Dom nicht durchbrechen — es ist wie eine grüne einförmige, ich möchte sagen, Dunkelheit, die dennoch blendet und das Auge so ermüdet, daß man kaum imstande ist, Einzelnheiten zu unterscheiden. Unter diesem Laubdom erheben sich die Laub- und Farnbäume des zweiten Stockwerks, selten bis an den ersten reichend, noch seltener ihn durchdringend. Im grünen Schatten — als wäre die Luft selbst von grüner Farbe — der zweiten Kronenschichte wachsen Sträucher von Schlingpflanzen umschlungen und gefesselt, dazwischen eigentümliche Bäume mit kaum brusthohen Stämmen und weitgreifenden wagrechten Ästen, welche dem Vorwärtskommen in dieser weg- und pfadlosen Urwaldswildnis ungemein hinderlich sind, denn manche Gruppen umfassen mit ihren Stämmen und ihrem Astgewirre stellenweise Hunderte von Metern in der Runde, und der Reisende muß sie, unter ihnen gebückt oder auf allen Vieren kriechend, passieren. Kam ich zu einer solchen Stelle, dann schwangen sich die mich begleitenden Samoaner geschickt auf einen Ast und liefen wie Eichhörnchen darauf her, um am Ende desselben sich auf einen Ast des nächsten Baumes zu schwingen. Mir blieb nichts übrig, als das Gleiche zu thun, indem ich abgebrochene Äste zur Hand nahm, und auf dem Boden Stützung suchte. Eine ähnliche Wanderung auf Bäumen hatte ich vor Jahren in einem anderen Weltteil, auf der Insel Anticosti im Golf des St. Laurenzstromes, ausgeführt. Dort überwuchern die Zwergfichten so üppig den Boden, daß ein Durchkommen unmöglich ist, und die wenigen Einwohner mittels einer Art Schneeschuhe über das niedrige Baumgewirre hinwegschreiten.

Die unterste Vegetationsschicht des samoanischen Urwalds bilden Kräuter, Gräser und Moose der verschiedensten Formen und Arten. Man kann sich unter diesen Umständen die Schwierigkeiten des Fortkommens auf dem durch die Überwucherung unsichtbaren feuchten, schlüpfrigen Trümmerboden leicht vorstellen, und diesen Schwierigkeiten ist es auch zuzuschreiben, daß die Insel Sawai noch niemals durchquert worden ist, und daß diese Durchquerungen, auch in Upolu sehr selten, von Forschungsreisenden vor mir noch niemals unternommen worden sind. Das Innere der Inseln ist demnach eine terra incognita, und alle bisher erschienenen Karten darüber sind ganz unzuverlässig. Ich habe, durch sie irregeführt, in diesen wilden Gegenden Flüsse übersetzen müssen, deren Lauf nicht angegeben ist, Schluchten durchwandern, Berge übersteigen müssen, wo ebener Boden verzeichnet ist.

Eine weitere Ausdehnung der Kokosplantagen in besonders großem Umfang ist deshalb in Samoa kaum zu erwarten; ist der Urwald geklärt, dann werden sich in den Vorbergen weite Strecken für Kakao- und Kaffeekultur eignen, wofür aber die Arbeiter aus anderen Archipeln der Südsee eingeführt werden müssen. Der wirtschaftliche Wert der Inseln dürfte demnach in Europa überschätzt worden sein. Dagegen ist der strategische Wert nicht gering, und die Flotte besitzt in der Bucht von Saluafata, ein paar Wegstunden östlich von Apia, einen wenigstens einigermaßen sicheren Kohlenhafen und Stützpunkt, der einer Groß- und Weltmacht wie das Deutsche Reich in der Südsee ganz unentbehrlich ist.

Die vier Glocken des Herrn von Perna.

Roman von

A. von Klinkowstroem.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Inge war dem Kleinen unendlich dankbar.

„Jetzt wollen wir Musik machen!“ sagte sie, wieder ganz heiter. „Das neue Musikzimmer hat bisher nur meine Stümpereien zu hören bekommen. Sie sollen nun den Flügel probieren.“

„Bitte, erlassen Sie es mir!“ sagte er hastig. „Ich bin nicht in Stimmung.“

Es war ihr schon vorhin aufgefallen, daß er elend und verkommen aussah.

„Sie sitzen so viel allein da oben. Kommen Sie doch zu uns herunter, wenn Sie sich einsam fühlen. Fried ist ein so alter Freund von Ihnen, und mich wird es immer freuen.“

„Die Damen des Hauses sind zu gütig. Eine nach der anderen versucht ihre Erziehungsexperimente an mir. Ja, Sie auch, meine Gnädigste, leugnen Sie es nur nicht. Sie dachten im Moment: ‚Da ist ein Subjekt, das sich auf schiefer Bahn befindet! Ich will nun einmal meine junge Weisheit an ihm probieren; vielleicht gelingt es mir, einen ganz ordentlichen Philister aus ihm zu machen.‘“

„Aber nein! Nichts lag mir ferner. Ich dachte nur, da wir beide doch so viel Zeit übrig haben, könnten wir gut 'mal zusammen musizieren und schwatzen. Ins Atelier kommen Sie auch nie mehr, sagt Fried.“

„Gehen Sie denn hin, wenn ich fragen darf?“

„Nein. Was sollte ich auch da? Ich verstehe nichts von Kunst, bin schon sowieso immer in Angst, etwas Dummes darüber zu sagen, worüber mein Mann sich ärgert.“

„Natürlich, für das, was sein Lebenselement ausmacht, haben Sie wieder kein Interesse!“ wandte er sich gereizt gegen sie. „Etwas Teilnahme für seinen Beruf kann doch wohl jeder Mann von der eigenen Frau erwarten.“

„Dann hätte er eine Künstlerin heiraten sollen.“

„Auch Laien gewinnen mit der Zeit Verständnis, wenn sie sich Mühe geben.“

„Aha, ich merke, daß Sie jetzt Erziehungsexperimente vorhaben.“

„Ich wäre ein netter Erzieher! Lassen Sie mich aus! Glauben Sie mir nur, ich bin nicht der rechte Gesellschafter für Sie. Irgend jemand sagte sehr richtig: ‚Es gibt keinen Menschen, der nicht zehnmal verdient hätte, gehängt zu werden.‘ Bei mir trifft das zu. Solch ein Geschöpf werden Sie sich doch nicht ins Haus wünschen?“

„Jetzt will ich Ihnen einen Vorschlag machen!“ rief die Paulsen. „Kommen Sie nur jeden Vormittag zu mir ins Atelier. Ich brauche einen Farbenreiber und Famulus, kann Sie zwei Stunden hindurch angestrengt beschäftigen. Sie dürfen auch Rahmen bronzieren und Kisten nageln. Dabei vergehen einem die Marotten.“

„Hast du's gehört, Schelde?“ wandte sich der Kleine geradezu begeistert an den Schweigsamen. „Auch sie thut mir ihre Thür auf und das verlockendste aller Anerbieten. Ich komme, reizende Roma. Sie sollen Ihre Freude an mir erleben.“

„Jetzt sinnt die Kreatur wieder auf Unfug!“ scherzte die Malerin. „Aber ich treibe ihm die Mucken schon aus. Regelmäßige Arbeit ist das einzige, was ihm fehlt. Was ist das nur für ein Gehabe mit den ewigen Stimmungen! Er will der kleinen Frau nicht den Gefallen thun zu musizieren? Na gut! Dann bitten wir ihn auch nicht weiter darum. Wir unterhalten uns auch ohne Musik recht gut.

Aber ſagen möchte ich doch, daß er nachts gegen alle Hausordnung über meinem Kopf zuweilen förmlich auf dem Klavier raſt."

„Wenn er nicht in der Kneipe ſitzt!" warf Papa Garto ein, deſſen Nächte in der nämlichen Weiſe verfloſſen, wobei ſich die Zwei öfters begegneten.

Egbert hielt ſich die Ohren zu, und Anna Martini ſagte: „Kommen Sie einmal her. Ich muß Ihnen noch wegen Ihrer Ungezogenheit von vorhin die Leviten leſen."

„Nein!" gab er frech zurück. „Ich mag nicht Unannehmlichkeiten hören!" Setzte ſich allein in eine Ecke und beſah die Spitzen ſeiner Stiefel.

Man behandelte ihn im ganzen Hauſe wie ein verzogenes Kind, deſſen Launen niemand ernſt nahm. Anna zuckte nur die Achſeln, und Fried war ganz zufrieden, ſich ausſchließlich mit ihr unterhalten zu können, ohne durch Egberts närriſche Einfälle in den Schatten geſtellt zu werden. Er hatte dieſe ihm angenehme ruhige Art wirklich entbehrt, und nun er ſie nicht mehr in dem Licht des begehrenswerten Weibes, ſondern nur als kluge, reizvolle Hausgenoſſin betrachtete, fand er den Verkehr genußreicher als zuvor. Sie ſprach von ſeiner Malerei, wußte, was er neuerdings ausgeſtellt hatte, bewunderte die feine Stimmung darin, nahm auch ſeine Aufforderung, die noch im Entſtehen begriffene Arbeit zu begutachten, gern an, und gab ſich ſo natürlich und unbefangen, wie nie zuvor, als ſei es ihr eine Erleichterung, daß ihre Stellung zu einander ſich verändert habe, und ſie nicht mehr von einer Verehrung beläſtigt werden könne, die ihr höchſt unbequem geweſen war. Es hatte nun einmal nicht in ihrer Abſicht gelegen, eine zweite Ehe einzugehen, am allerwenigſten mit einem Künſtler, und ihr lag auch nichts daran, Körbe auszuteilen. Sonſt hatte ſie nichts gegen ihn einzuwenden, bewunderte ihn als Maler ſogar aufrichtig.

Als es Zwölf ſchlug, ſtand Schelde auf und ſagte gleichmütig: „So, jetzt haben wir wohl genug geſchwatzt und gehen heim."

Ein Ausbruch allgemeiner Heiterkeit erfolgte, denn er hatte im Verlauf des Abends kaum dreimal den Mund aufgemacht. Nur allein, daß er da war, der Rieſe mit dem ſeelenguten Herzen und zuverläſſigen Charakter, daß er rauchend und bedächtig lächelnd zwiſchen ihnen ſaß, und jeder wußte, daß man unbedingt auf ihn zählen könne, machte es allen behaglich. In der That ſchien niemand aus dem ganzen Freundeskreiſe ſo begehrt wie er, in der Kneipe ſowohl als im Familienverkehr.

Als das Ehepaar miteinander allein war, ging Fried, während die Lichter gelöſcht wurden, noch ganz erregt hin und her, machte ſeinem Herzen Luft, und ſprach es unverhohlen aus, wie gut ihm Frau von Martini heute gefallen habe.

„Das iſt doch eine Perſon, die zu unterhalten verſteht! Über alles weiß ſie zu ſprechen! Du ſollteſt bei ihr in die Schule gehen, denn ich habe bemerkt, daß du verzweifelt wenig über die wichtigſten Fragen orientiert biſt."

„Ich bin doch auch vierzehn Jahre jünger als ſie."

„Du könnteſt dich wenigſtens für ernſte Themata intereſſieren."

„Gewiß, wenn du nur hie und da über ſolche Dinge mit mir ſprechen, oder Bücher nennen wollteſt, die davon handeln. Mir war's auch nicht lieb, ſo ganz dumm dazuſitzen."

„Ich habe keine Zeit, ein Kind zu erziehen. Schlimm genug, daß du mit neunzehn Jahren als verheiratete Frau nicht über die wichtigſten Lebensfragen nachdenkſt. Und dann muß ich dir auch ſagen, daß ſolch eine Auſtiſcherei — na und überhaupt der ganze Klimbim, den du ins Werk geſetzt haſt, für eine Gelegenheit, wie die heutige, wo wir im engſten Bekanntenkreiſe waren, ganz und gar unpaſſend iſt."

Sie fiel aus den Wolken, glaubte alles ſo gut hergerichtet zu haben.

„Ach Fried, ich habe ſolches Vergnügen daran gehabt!"

„Ganz egal! Ich wünſche es in Zukunft einfacher, wenn wir nur ein paar Menſchen bei uns ſehen. Baſta!"

„Die häuslichen Beſtimmungen wirſt du mir ſchon überlaſſen müſſen!" flammte ſie auf.

Ein freundliches Wort von ihm, das ſie auf den begangenen Fehler aufmerkſam gemacht hätte, würde ihr Eindruck gemacht haben. Nun, wo ſie ohnehin durch die Bewunderung, die er Anna Martini zollte,

ein wenig gereizt war, vergriff er sich vollständig im Ton.

„Dann verzichte ich in Zukunft auf häuslichen Besuch!“ gab er kurz zurück, nahm eine Lampe und ging schlafen.

8. Kapitel.

Der Karneval war im vollen Gange. Hallingers hatten zahlreiche Besuche gemacht und wurden mit Einladungen und Aufforderungen, hierhin und dorthin zu kommen, überschüttet. Die Münchener Geselligkeit spielt sich ja vielfach außerhalb der Häuslichkeit ab. Das ist bequem und verpflichtet zu nichts.

Inge fand sich schnell in den leichten Ton der Künstlerkreise hinein, der sie anfangs in staunendes Entsetzen geraten ließ. Blieb sie selbst auch innerlich unberührt davon, so lernte sie doch milde über allerlei kleine Leichtfertigkeiten urteilen, wie über etwas Unvermeidliches, was im Grunde recht amüsant war. Und gerade die Männer und Frauen, die am meisten von sich reden machten, kamen ihr mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen. Dafür war sie ordentlich dankbar und glaubte kein Wort von dem, was man sich von ihnen erzählte. Nebenher freute es sie, bewundert und gefeiert zu werden. Das war ihr ein Ersatz für alles, was ihr tagsüber das Leben verbitterte. Sie schlich nämlich oft blaß und elend im Hause umher, und der Arzt hatte ihr nachdrücklich das Reiten untersagt, was für Fried ein willkommener Anlaß wurde, den Fuchs zu verkaufen.

Daß er ihr das Geld dafür einhändigte, war ihr sehr angenehm, denn die Schneiderrechnungen fingen an, sie zu beängstigen. Sie hatte doch keine Ahnung gehabt, wie teuer elegante Kleider sein konnten. In Anbetracht ihres Übelbefindens wurde ihr übrigens die Trennung von dem Fuchs nicht allzu schwer. Sie hatte ihr Lebtag nicht gekränkelt und wurde jetzt ungeduldig und launisch. Abends jedoch fühlte sie sich wohler und wollte dann ihre Zerstreuung haben. Was ihr als Mädchen aus pekuniären Gründen versagt geblieben war, genoß sie jetzt in tiefen Zügen wie ein durstiger Mensch.

Inge war ehrgeizig. Sie wollte in dieser neuen Welt eine Rolle spielen. Fried hatte ihr vorgeworfen, daß sie unter klugen Menschen nichts zu sprechen wisse; ihre Hilflosigkeit gegenüber den bekanntesten Tagesfragen stand ihr noch von jenem ersten geselligen Abend im eigenen Hause in Erinnerung. Sie orientierte sich jetzt über dies und jenes, las Zeitungen, Broschüren, Kritiken, ging in Kunstausstellungen, Theater und Konzerte und hörte Vorträge. Nun konnte sie sich an jeder Unterhaltung beteiligen, die nicht allzusehr in die Tiefe ging, wußte sehr anmutig über das zu plaudern, was gerade von aller Welt gelesen und gesehen wurde, und fand sich mit der Thatsache ab, daß sie die Frau eines berühmten Künstlers sei, indem sie von seinen Arbeiten mit großer Sicherheit als von Kunstwerken ersten Ranges sprach, ohne daß sie im innersten Herzen davon überzeugt gewesen wäre. Doch das war ja gleichgültig.

Fried fand zuerst auch Gefallen daran, sie zu begleiten, freute sich, wenn sie sich hübsch anzog, und war eitel darauf, daß sie Aufsehen erregte. Es gewährte ihm Genugthuung, sein Eigentum herauszuputzen, damit zu glänzen, und er stellte mit Befriedigung fest, daß es ihr neuerdings gelang, schlagfertig in die Unterhaltung einzugreifen. Nach und nach jedoch wurde es ihm lästig, jeden Abend auszugehen, Toilette zu machen, gut rasiert zu sein. Er wäre lieber hie und da im Arbeitsanzug an den Stammtisch gegangen, wie in früheren Zeiten, um mit den Kollegen beim Krug Bier fachzufimpeln. Aber Inge dauerte ihn. Sie hatte wirklich viel auszuhalten, und er gönnte ihr dann abends die kleine Zerstreuung. Wenn sie nur nicht stets so spät heimgekehrt wären! Und wenn sich bei ihm nicht regelmäßig am folgenden Morgen Katerstimmung und Arbeitsunlust eingestellt hätten.

Dann machte er ihr den Vorschlag, mit ihm einige der kleinen Künstlercafés zu besuchen, in denen die jungen Unberühmten, Werdenden verkehrten. Das war ihr noch etwas Neues, und er meinte, es solle sie interessieren, und ihr einen Begriff von dem Treiben in jugendlichen Malerkreisen beibringen, an dem er so lebhaften Anteil nahm. Nebenher lief da ein kleiner selbstsüchtiger Hintergedanke mit unter. Er brauchte sich nicht umzuziehen, konnte in seiner bequemen Hausjacke bleiben und um Elf heimgehen.

Inge stimmte auch sehr erfreut zu, machte

aber große Augen, als er sie in ein ganz primitives Lokal führte, das nichts von dem schablonenhaften Talmieleganz der Restaurants besaß, in denen sie früher mit ihrem Vater zu speisen pflegte.

Hier waren die verräucherten Wände mit Karikaturen bedeckt, die sie abscheulich fand, weil ihr das Talentvolle drin entging. Rings um die dunkle Holzvertäfelung liefen ausgesessene Bänke, auf den Tischen lagen keine Servietten, und zwanglose Gruppen drängten sich mit aufgestützten Ellenbogen darum. Alte Kostümsetzen, groteske Holzpuppen, zinnerne Krüge hingen verstaubt an der Balkendecke, wo die übermütige Laune früherer studierender Generationen sie hingestiftet hatte.

In einer Ecke hockten ein paar Akademieschüler und stellten ganz laut tiefsinnige Betrachtungen über ‚das Weib' an, das als Einzelfall bisher wohl noch selten in ihr Leben getreten sein mochte, da sie noch einen durchaus grünen Eindruck machten. Um so eifriger und düsterer debattierten sie darüber, und stellten Begriffe auf, die Fried sehr erheiterten.

Am Nebentisch ging es lustiger und lärmender zu. Kameradschaftlich saßen hier junge Atelierschülerinnen und angehende Maler beisammen und disputierten über die Vorzüge der verschiedenen Modelle. ‚Der Symbolist' führte das große Wort, und richtig trug das Mädel auch wieder den roten sweater, ein Kleidungsstück, das offenbar allen Toilettenzwecken genügen mußte. Doch daran nahm nun niemand hier Anstoß, ebenso wenig wie an den durchgescheuerten Ärmeln und ausgefransten Röcken der andern. Ein kleines ruppiges Ding klimperte auf der Mandoline.

Fried wurde von allen achtungsvoll begrüßt. Dem Ansehen nach kannte ihn ja dies ganze leichtlebige, junge, namenlose Volk. Einige hatte er aber auch unentgeltlich aus reiner Gutmütigkeit unterrichtet. Von Inge nahm kaum jemand Notiz, nur die Akademieschüler rollten die Augen und verschlangen sie mit düstern Blicken.

„Hier ist es eklig!" sagte die junge Frau. „Und diese schlampigen Mädel finde ich schauderhaft. Sind denn das wirklich Künstlerinnen?"

„Angehende. Einige haben riesiges Talent. ‚Der Symbolist' zum Beispiel ist ein begabtes drolliges Kerlchen; wird sich schon durchbeißen, und seinen Anhang mit hinter sich her ziehen. Die drei gehören nämlich zusammen, sind geschworene Freundinnen, der Symbolist, die Rothaarige links, und das bleichsüchtige Ding mit der Mandoline, haben alle miteinander nur ein Stübchen, einen Regenschirm und einen eleganten Kragen, der reihum über den alten Lodenröcken getragen wird; selbstverständlich auch gemeinschaftliche Kasse. Da sie kein gemütliches Heim besitzen, ersetzt ihnen abends dieser Stammtisch die Häuslichkeit."

„Gräßlich! Aber sieh, da drüben sitzen drei junge Mädchen, die ordentlich aristokratisch in dieser Umgebung wirken. Wie kommen die nur hierher? Du grüßtest die eine vorhin ordentlich höflich."

„Das sind auch unsere Aristokratinnen, d. h. versteh mich recht, keine Adligen, denn die hätten eben nicht den Mut, etwas aus sich zu machen, aber die Töchter reicher Patrizier aus irgend einer großen nordischen Handelsstadt, die sich das Recht auf Persönlichkeit nicht verkümmern lassen wollen, und hergekommen sind, um zu studieren und zu versuchen, ob sie die Fähigkeit haben, etwas Ordentliches zu leisten. Es kommt ihnen nur auf die Ehre an, selbständig dastehen und eventuell die große Konkurrenz aufnehmen zu können. Sie leben verhältnismäßig einfach, wollen den Unterschied der Vermögensverhältnisse zwischen sich und den Kolleginnen möglichst verwischen und arbeiten tüchtig."

„Wie kann man nur freiwillig aus seiner Sphäre heraustreten und dann noch obendrein in dieser Spelunke verkehren!"

„Das betrachten sie als ihr gutes Recht. Du wirst sie nie in anderen Cafés herumziehen sehen, denn es sind sehr zurückhaltende, wohlerzogene Dämchen, aber dies ist ausschließlich ein Künstlerlokal, und da ist ihr Reich, da fühlen sie sich zu Hause und machen auch sehr nützliche Studien."

„Wie kann man!" wiederholte Inge. „Wenn man nicht muß!"

„Liebes Kind, das verstehst du nicht. Mir ist es auch höchst interessant, hin und wieder hier herein zu sehen. All die Jugend, die in dieser Stadt zusammenströmt, ist für uns das notwendige Verjüngungselement. Das macht ja gerade München so jung und gesund, daß die frischeste Kraft

aus aller Herren Ländern herkommt und ihren schäumenden Überfluß an grünen Ideen und gärenden neuen Gedanken bei uns absetzt. Das treibt uns Älteren vorwärts. — Prosit Symbolist!"

Fried schwenkte humoristisch seinen Maßkrug hinüber, rief dann den Wirt und bestellte auf seine Rechnung eine Punschbowle für die muntere Gesellschaft.

Großer Jubel am anderen Tisch.

Der Symbolist schwang sich behende auf die Bank und brachte in witzigen Worten ein Hoch auf den Spender aus.

Inge zupfte ihren Mann am Rock.

„Laß uns fortgehen. Mir wird schlecht hier."

Sie empfand Abscheu vor der Misère in jeder Gestalt, mochte nicht inmitten ihres neuen Luxus an ärmliche Verhältnisse erinnert werden. Da sie wirklich bleich aussah, brach Fried besorgt mit ihr auf, aber es machte ihn innerlich ungeduldig. Er hätte gern noch ein wenig mit dem tollen, lustigen Volk geschwatzt.

„In solche Lokale gehe ich nie wieder!" sagte sie draußen nachdrücklich. „Da ist es ordinär."

„Na meinetwegen!" gab er kurz zurück und lehnte es verstimmt ab, mit ihr noch in ein elegantes Restaurant zu gehen, wie sie es vorschlug.

„Ich denke, du schließest dich heute einer bekannten Familie an!" meinte er am nächsten Tage, als es sich um eine Abendgesellschaft bei einem der Bierkönige handelte. „Ich komme mit meinem neuen Bilde nicht von der Stelle und brauche Ruhe."

Inge merkte sofort, daß er seine Revanche für den vorhergehenden Abend nehmen wollte.

„Das geht nicht!" entschied sie rasch. „Was sollen die Leute davon denken, wenn du mich so allein umherziehen läßt. Dann muß ich eben auch auf Geselligkeit verzichten."

Und der zufällig anwesende Schwiegervater setzte ihm in aller Liebenswürdigkeit und Jovialität auseinander, daß er seiner Frau gerade jetzt Rücksichten schuldig sei.

Fried gab schließlich aus Gutmütigkeit nach, grollte aber innerlich und fand das Geselligkeitsbedürfnis seiner Frau zum erstenmal unerträglich. Wenn das so fort ging, wurde ihm die ganze Arbeitsfrische und Schaffenskraft unterbunden. Schon jetzt konnte er kaum noch einen vernünftigen Gedanken fassen. Seine Nerven waren dieser allabendlichen Unruhe nicht gewachsen.

Nicht lange danach trat etwas Neues an ihn heran, das ihm die schwerstwiegenden Bedenken erregte. Es handelte sich um einen Staatsauftrag, die Herstellung des Frieses und Deckengemäldes für den Sitzungssaal eines öffentlichen Gebäudes, auf historischer Grundlage in modern dekorativer Art, zu denen man ihn aufforderte, Skizzen und Entwürfe einzureichen, mit der fast bestimmten Zusicherung, ihm die Ausführung zu übertragen.

Das lag nun eigentlich ganz außerhalb seiner Sphäre, und er konnte sich nicht gleich entschließen, ob er den Antrag annehmen oder ablehnen solle.

„Was meinst du dazu?" fragte er Inge, mehr um mit sich selbst ins Reine zu kommen, als um ihr Urteil zu hören.

„Natürlich mußt du zugreifen!" rief sie eifrig. „Es ist doch sehr ehrenvoll für dich."

„Ich weiß nicht recht!" meinte er zögernd. „Meine Begabung liegt gar nicht in dieser Richtung."

„Ja, wenn du nicht einmal das kannst Wozu bist du denn solch eine Berühmtheit? Versuche es wenigstens."

„Ich mag mich keiner Ablehnung aussetzen."

„Daran ist wohl nicht zu denken. Ja, wenn du auch gar nichts wagen willst und dir nichts zutraust —! Man sollte meinen, du habest nicht die Spur von Selbstgefühl. So greife doch zu. Das wirst du wohl noch fertig bringen!" drängte sie.

Hätte Inge auch nur das leiseste Verständnis für seine Eigenart gehabt, so würde sie ihn nicht so dringlich überredet haben; aber bei ihr regte sich die Eitelkeit. Sein Name sollte noch mehr als bisher anerkannt werden und auf einem anderen Gebiet, als dem engen der kleinen feinen Empirebildchen, welche sie nicht für voll ansah und direkt langweilig fand. Und er, der sonst auf das, was sie sagte, nicht den geringsten Wert legte, ließ sich diesmal gern überreden, weil er selbst stolz darauf war, daß man sich gerade an ihn gewandt hatte.

Sie waren im Begriff gewesen, an diesem Abend einer Wohlthätigkeitsvorstellung

mit nachfolgender geselliger Vereinigung beizuwohnen. Nun Fried den Kopf voll hatte und sich in begreiflicher Aufregung befand, bat er seine Frau, statt seiner den Papa als Schutz anzunehmen.

„Nein, nein, ich bleibe bei dir!" sagte sie fröhlich. „Mich freut's ja riesig, daß du diesen vorteilhaften Auftrag erhalten hast, der deinem Namen für alle Zeiten ein Denkmal setzen wird" — sie wußte sich jetzt sehr hübsch auszudrücken — „und wenn du nicht in der Stimmung bist auszugehen, leiste ich dir gern Gesellschaft."

Er hatte sich eigentlich gedacht, daß er den freien Abend benutzen könne, um mit den Freunden die Sache zu besprechen und dann im Atelier ganz für sich Pläne und Entwürfe zu machen. Ihm lag heute nichts an ihrer Gesellschaft. Zwischen ehrgeizigem Wollen und Zweifel am eigenen Können hin und her schwankend, wäre es ihm erwünscht gewesen, sich selbst überlassen zu bleiben. Darum redete er ihr dringend zu, das hübsche Konzert nicht zu versäumen, sie werde sich gewiß gut unterhalten, und wenn es ihr lieb sei, wolle er sie auch um Mitternacht abholen; andernfalls bringe der Papa sie ja wohl sicher heim.

Inge gab schließlich nur zu gern nach, und Papa Garto, der eilig benachrichtigt wurde, fand sich bereit, sie zu begleiten. So wenig gewissenhaft er auch sonst war, machte er es sich doch zur Pflicht, seiner reichen Tochter stets zur Verfügung zu stehen und ihr dem Schwiegersohn gegenüber, den er im Grunde seines Herzens doch nicht ganz für voll ansah, einen Rückhalt zu geben.

Es war noch früh, als sie den Festsaal betraten. Inge legte Wert darauf, in der vordersten Reihe zu sitzen, um alles aus erster Hand hören und sehen zu können, und ihr Gesicht strahlte vor Erwartung. Der alte Herr stand unter den anderen Herren im Seitengang, weil er sich dort besser unterhielt und die Damenwelt ungenierter mustern konnte.

Inge plauderte mit einer Dame, die rechts neben ihr saß. Währenddem wurde der Platz an ihrer linken Seite von jemand eingenommen, dem sie im Verlauf des Winters schon mehrmals begegnet war, ohne ihn näher kennen zu lernen. Baron Bruckner besaß eine stark satirische Ader, der gegenüber sie waffenlos war, verkehrte auch fast ausschließlich in Kreisen, in denen ältere gewohnheitsmäßig noch immer gefeierte Schönheiten der großen Welt eine Freiheit des Tons eingeführt hatten, welche jede harmlose Art der Unterhaltung unmöglich machte. Er hatte sich bis daher nicht viel um Inge gekümmert, und sie ihrerseits fand auch kein Gefallen an dem weißblonden Riesen mit dem süffisanten Lächeln.

Etwas nervös warf sie den Kopf zurück und sagte nicht eben höflich: „Sie hätten sich auch nicht gerade hier ganz vorn hinzusetzen brauchen, Baron. Da sind noch eine Menge Damen, die keinen Platz haben."

„Geniere ich Sie vielleicht, schönste Frau?" gab er lachend zurück.

Sie wurde rot, denn er genierte sie wirklich, und das kleidete sie entzückend.

„Ach warum nicht gar!"

„Sehen Sie, meinetwegen können jene Damen sitzen, wo sie wollen. Ich bin nicht menschenfreundlich, dafür aber sehr neugierig, und es interessiert mich nun einmal zu beobachten, welchen Eindruck diese Hamburger Aalsuppe, die man uns da auftischen wird, auf die naive Jugend macht. Sie wissen, daß in eine solche Suppe die heterogensten Dinge zusammengepanscht werden. Unser heutiges Programm hat eine verzweifelte Ähnlichkeit damit. Musik, Recitation, Lustspielscene und wieder Musik! Herz was willst du noch mehr!"

Sie hegte den dunkeln Verdacht, er wolle sich ein wenig über sie lustig machen.

„Ich wußte nicht, daß sie sich auch für die Jugend interessieren."

„Bravo! Das war ein sehr geschickter Hieb, der sitzt. Erlauben Sie mir, Ihnen als Gegengabe einen kleinen Vers zu citieren, der übrigens recht niedlich in Musik gesetzt ist:

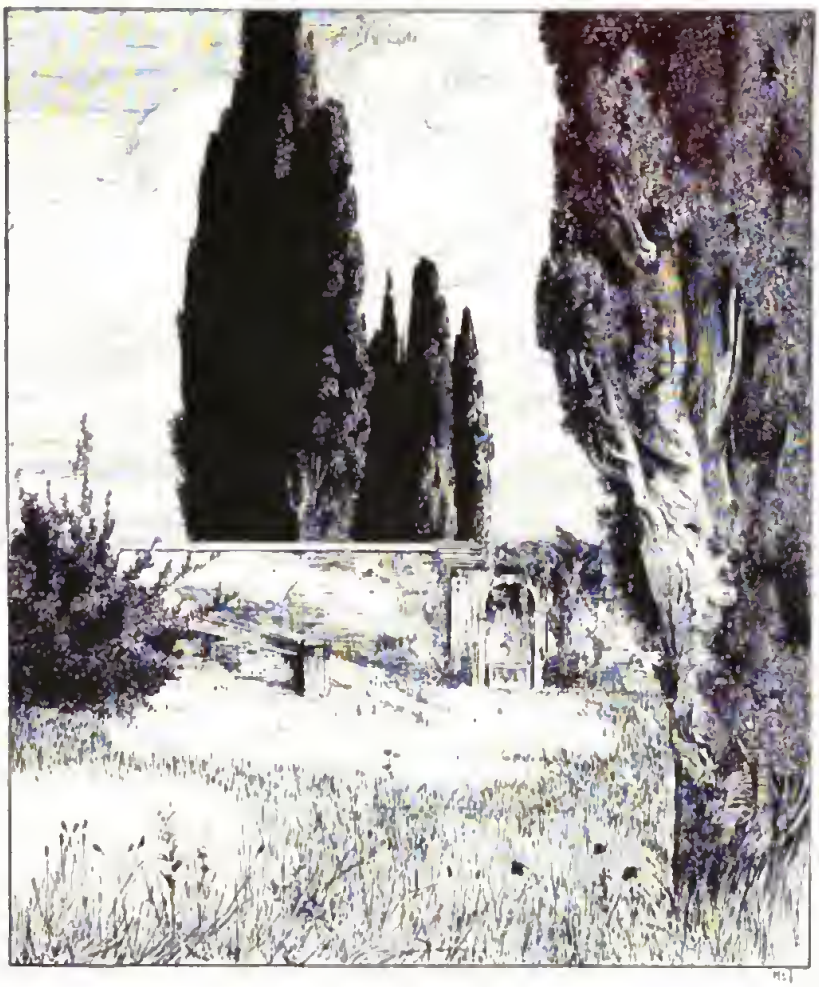
‚Du hast nicht immer neunzehn Jahr,
Nicht immer dieses Rot und Weiß,
Nicht immer dieses schwarze Haar,
Noch jemand, der dich liebt so heiß.'

Das bedeutet soviel als: ‚Nimm die Zeit wahr, in der du dies alles noch besitzest.'"

„Ich danke, Baron; doch ich glaube, das gethan zu haben."

„Oh Sie meinen, weil sie den Ehering am Finger tragen? Das wäre noch kein Beweis. Es gibt zahllose verheiratete Frauen, die erst, wenn sie älter sind, zu

Aus unserer Bildermappe:



Cypreſſen. Von H. Hirzel.
Illuſtration aus: Teuerdank, Fahrten und Träume deutſcher Maler. Verlag von Fiſcher & Franke in Berlin.

ſpät merken, daß ſie ihre Zeit nutzlos vorübergehen ließen."

Sie ſah ganz betroffen aus. Das amüſierte ihn.

„Wiſſen Sie, daß Sie mich mit etwas mehr Schonung behandeln ſollten, Gnädigſte? Ihr Herr Gemahl — apropos, iſt er nicht hier? — Nein? tant mieux! — alſo Ihr Herr Gemahl hat einen großen Auftrag erhalten, und ich gehöre zu der Kommiſſion, welche über Annahme oder Ablehnung der eingereichten Entwürfe zu entſcheiden hat. Nun? Was ſagen Sie dazu?"

„Ich ſage, daß ein Künſtler von Ruf, wie mein Mann es iſt, nicht der Protektion bedarf, und noch weniger Wert auf die Kritik von Laien legt. Übrigens iſt es auch gar nicht ſicher, ob er den Auftrag überhaupt annimmt."

„Stolz lieb' ich den Spanier! Verzeihung für dieſen Gemeinplatz; er lief mir nur ſo über die Zunge. Alſo wenn Sie befehlen, enthalte ich mich der Kritik."

Der Beginn der erſten Nummer des Programms machte dem Geſpräch, welches Inge doch mehr beluſtigte, als ſie ſich zu-

gestehen mochte, ein Ende. Man hörte ein Trio mit an und klatschte heftig, denn das war man den Musikern schuldig, die sich unentgeltlich in den Dienst der Wohlthätigkeit gestellt hatten.

Baron Bruckner applaudierte nur mit den Fingerspitzen und wandte sich wieder Inge zu.

„Wenn Sie wüßten, wie sehr ich als unmusikalischer Mensch unter diesem Konzert leide, würden Sie mich bedauern. Gehörte ich nicht zum Komitee, keine Macht der Welt hätte mich in dieses Mixtumkompositum hinein gebracht."

„Wozu gehören Sie eigentlich nicht?" unterbrach sie ihn ungeduldig.

„Jedenfalls nicht zu denjenigen, die Gnade vor Ihren Augen finden."

„Sie wären imstande, in der nächsten Pause auch das zu behaupten."

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Sie mir Gelegenheit zu der Behauptung gäben."

„Wie unvorsichtig, Baron! Wenn ich Sie nun den ganzen Abend über nicht von meiner Seite ließe und Ihnen dauernd meine Backfischsentimentalitäten ins Ohr flüsterte — denn die trauen Sie mir doch wohl zu —, was dann?"

„Ich wäre der glücklichste der Sterblichen."

„Aber ich habe Einsicht genug, Ihnen diese Qual zu erlassen."

Die schlagfertige junge Frau fing an, ihn über die Maßen zu erheitern. Doch das Verstummen des rauschenden Stimmendurcheinander im Saal zeigte den Beginn einer neuen Nummer an. Rainer betrat das Podium und trug einige seiner letzten Dichtungen vor. Wie er so frei und ungezwungen dastand, hübsch und liebenswürdig, galt der Beifall, der ihn bereits empfing, mehr noch seiner populären Erscheinung, als den Versen, die man zu erwarten hatte, obgleich auch diese einen wahren Sturm der Begeisterung entfachten.

Er verbeugte sich nach allen Seiten und speciell vor Inge, die ihm zunächst saß. Sie lächelte und winkte grüßend mit dem Fächer.

„Dieser junge Mensch erfreut sich offenbar Ihrer besonderen Gunst!" bemerkte Bruckner.

„Ein Freund meines Mannes!" entgegnete sie würdevoll.

„Vor den Freunden ihrer Männer sollen junge Frauen sich hüten und sie nicht in berückender Weise anlächeln. Der Lyriker muß Fischblut in den Adern haben. Ich bin in Ihren Augen vielleicht ein Greis, hätte ich jedoch statt seiner dort oben gestanden und Sie hätten mich so angelächelt, ich wäre vom Podium herabgesprungen, um einen Kniefall zu riskieren."

„Was ich im Interesse Ihrer Toilette bedauert haben würde; das Parkett ist staubig. Kniefälle sind auch seit der Wertherperiode aus der Mode."

„Gnädige Frau, Sie haben eine Art —"

„Auf Ihren Ton einzugehen? Ich amüsiere mich eben ein bischen auf meine Weise. Sie müssen das meinen neunzehn Jahren zu Gute halten."

Auch das längste Programm findet endlich ein Ende. Um die Wahrheit zu sagen, fühlte das Publikum sich wie erlöst, als die letzte Nummer vorüber war. Alles eilte in den Nebensaal, um sich zum Souper einen Tisch zu sichern. Baron Bruckner gab Inge den Arm und sagte: „Ich habe eine kleine Tafel für zwölf Personen im voraus belegen lassen. Sie werden mir die Ehre geben, mit daran Platz zu nehmen."

Sie sah sich nach ihrem Vater um, der nirgends zu erblicken war. Ihr wurde doch ein wenig beklommen zu Mut inmitten dieser durcheinanderflutenden Menschenmasse und der feste Arm, der sie sicher hindurchgeleitete, schien ihr im Augenblick sehr angenehm.

Als Rainer sich im Gedränge Bahn brach, um die junge Frau aufzusuchen, sah er sie inmitten eines Kreises, der ausschließlich der großen Welt angehörte und in dem Bruckner zu Hause war, an einem Tisch, auf den diensteifrige Kellner soeben Sektgläser stellten, während silberhalsige Flaschen bereits aus den Eiskübeln hervorguckten.

Die Damen dieses Kreises hatten sämtlich die Grenze der Jugend überschritten, doch mit ihren riesigen gebauschten Frisuren, wundervoll zurecht gemachten Gesichtern und hellen kostbaren Toiletten, die, mehr als gewagt ausgeschnitten, sich wie Schlangenhaut um die üppigen Glieder spannten, besonders aber mit dem sehnsüchtigen, stereotypen Lächeln verteidigten sie noch immer den Ruf einer Schönheit, der sie Jahrzehnte hindurch zum gefeierten Mittelpunkt der Gesellschaft gemacht hatte.

Dazwischen nahm sich nun Inges süßes Kindergesicht etwas seltsam aus. Ihr weiches Haar war ungebrannt in seidiger Fülle hochaufgenestelt und ließ den schlanken, weißen Nacken frei. Anmutig hoben sich die zartgerundeten Arme aus dem wassergrünen Seidenstoff des Kleides heraus, das nach Frieds Anordnung in künstlerischen Falten drapiert war. Sehr froh und naiv schaute sie umher und lachte mit ungeschminkten, frischen Lippen, wie Bruckner ihr ein wenig den Hof machte.

‚Oh!' dachte Rainer bedauernd. ‚In die Clique ist sie geraten? Schade drum!' Und er drückte sich seitwärts fort und suchte Papa Garto auf.

„Hören Sie, alter Herr, Ihre Frau Tochter ist da in einer Gesellschaft, in der Fried sie nicht gern sehen würde. Sie sollten sich ein wenig um sie kümmern."

„Ich kann sie nicht hindern, sich hinzusetzen, wo sie will. Auf jeden Fall wird sie sich gut unterhalten. Ihr Mann kommt ja auch sie abzuholen. Paßt ihm die Gesellschaft nicht, so ist das seine Sache."

Aber er ging doch hin und fragte Inge in hörbarem Flüsterton: „Hast du auch Geld bei dir, Kindchen? Ich dachte, du würdest mit mir und Rainer soupieren."

„Ich bitte, Herr von Garto, wollen Sie sich nicht auch zu uns setzen?" rief Bruckner, der den Alten, wo immer er ihm auch begegnet war, bisher geflissentlich übersehen hatte. „Ihre Frau Tochter wird so gütig sein, mir die Regelung des Soupers zu überlassen. Ich mache das dann gelegentlich mit Hallinger ab, falls es ihr peinlich ist, mein Gast zu sein."

„Danke! Ich für meine Person habe bereits eine Verabredung. Doch meine Tochter mag thun, was sie will. Du hast wohl nichts dagegen, Inge, wenn ich in den unteren Räumen ein Partiechen mache. Dein Mann holt dich ja ab." ·

Damit ging er davon, für seinen Geldbeutel fürchtend.

Die Damen waren Inge gegenüber sehr zuvorkommend, wenn es ihnen auch nicht lieb sein konnte, diese Nebenbuhlerin unter sich erstehen zu sehen. Doch Bruckner war nun einmal bei ihnen tonangebend, und paßte es ihm, das junge Ding zu lancieren, so mußten sie gute Miene dazu machen.

Inge unterhielt sich auch vortrefflich, trotzdem sie zuweilen entsetzt über den Ton war, der in dieser Clique herrschte. An die Ungebundenheit der Künstlerwelt hatte sie sich nun schon gewöhnt, aber wenn dort auch ein gut Teil jungenhafter Rüpelei mit unterlief, so ging es da doch verhältnismäßig harmlos zu. Hier indessen bewegte sich das Gespräch oft haarscharf auf der Messerschneide des Erlaubten. Verschiedene Herren mit großen Namen fanden sich dazu. Die Damen handhabten graziös mit Routine die Fächer, dabei immer die Vorteile ihrer Gestalten zur Geltung bringend. Der Sekt löste die Zungen, und es entstand allmählich an diesem Tisch ein Lärm, als seien die Inhaber desselben auch zugleich die einzig berechtigten Besucher des Lokals. Inges girrendes Lachen klang harmonisch in das schrille Stimmengewirr hinein.

„Wie das wohlthut, Ihnen zuzuhören!" sagte Bruckner halblaut. „Ihre Stimme hat einen wunderbaren Tonfall. Unbegreiflich, daß wir uns bis jetzt noch nicht gekannt haben!"

„Aber Baron, ich dächte doch, wir hätten uns bereits vor zwei Monaten kennen gelernt. Schlimm genug, daß dies so wenig Eindruck auf Sie gemacht hat."

„Der Vorwurf trifft mich mit Recht, insofern als ich damals dachte: ‚Tiens! Da ist eine neue reizende Frau aufgetaucht, aber so jung, daß sie jedenfalls nicht bis drei zählen kann. Es wäre verlorene Liebesmüh', wollte ich versuchen, mich mit ihr zu unterhalten.' Lernt man sich bei einer ersten Vorstellung denn überhaupt kennen?"

„Wenn man den guten Willen hat, doch."

„Ich vermißte auch bei Ihnen den guten Willen."

„Es hätte jedenfalls etwas Lächerliches gehabt, wenn er nur auf meiner Seite vorhanden gewesen wäre."

Die Zeit rückte vor. Eine Gruppe nach der anderen brach auf. Fried kam nicht. Das war Inge unlieb, aber sie unterdrückte tapfer die aufkeimende Mißstimmung darüber und sagte nur: „Bitte, Baron, wollen Sie die Freundlichkeit haben, sich nach meinem Vater umzuthun. Mein Mann verläßt sich offenbar darauf, daß Papa mich heimgeleitet. Jetzt möchte ich aufbrechen."

Bruckner verschwand und kehrte erst nach einer Weile zurück.

„Ihr Herr Vater ist unten so in sein Exarté vertieft, daß er bei meiner Mahnung ganz ungeduldig wurde. Es schien mir sündhaft, ihn zu stören."

„Ich kann ihm nicht helfen, fühle mich angegriffen und möchte nach Hause."

„Mein Wagen wartet draußen, gnädige Frau. Es würde mir eine Ehre sein, Sie heimfahren zu dürfen."

Inge schwankte. Sie war in der That erschöpft, wußte jedoch nicht recht, ob es schicklich sei, das Anerbieten anzunehmen.

„Ich möchte doch lieber, daß Papa —"

„Machen Sie doch keine Schwierigkeiten, Gnädigste. Wenn Ihnen meine Gesellschaft unangenehm ist, benutzen Sie eben den Wagen allein, und ich gehe zu Fuß."

„Das wäre mir nun erst recht peinlich. Bitte, veranlassen Sie meinen Vater, sein Spiel zu unterbrechen."

„Gnädige Frau, das ist geradezu kindlich. Sie sind müde zum umsinken, das sehe ich ja. Da ist nun ein Wagen zu Ihrer Verfügung, und Sie tragen Bedenken, sich meinem Schutze anzuvertrauen, weil Sie, wie eine kleine Provinzlerin, meinen, es sei unpassend. Mein Himmel! Ich bin ein alter Mann, und Sie sind eine verheiratete Frau."

Die anderen lachten, und Inge entschied sich rasch. Nein, für eine kleine Provinzlerin wollte sie doch nicht gelten.

Der Baron legte ihr in der Garderobe den pelzbesetzten Mantel um die Schultern und führte sie sehr respektvoll die Treppe hinab.

Nach anhaltendem Frost schlug die Witterung plötzlich um, und Bäume und Gesträuch des Königsplatzes waren bis in die feinsten Zweigspitzen von Rauhreif umhüllt. Im Scheine des elektrischen Lichtes machte dieses märchenhafte Weiß den Eindruck stiller Feierlichkeit. Ein Rest von Schnee deckte die weiten Rasenflächen, und der Himmel wölbte sich wie eine stahlgraue Glocke darüber.

Ein Gefühl der Sehnsucht stieg in Inge auf; sie wußte selbst nicht wonach, vielleicht nach Freiheit der Bewegung auf das lange Stillsitzen in heißen, überfüllten Räumen. Sie hätte aus dem Wagen springen und leichtfüßig über den herrlichen, winterlichen Platz fliegen mögen. Es machte sie rasend ungeduldig, sich elend zu fühlen und schonen zu müssen. Daneben regte sich wieder die Mißstimmung, daß Fried sie heute abend im Stich gelassen hatte. Es war ja richtig, er mußte annehmen, daß der Papa ihr Schutz genug sein werde, aber trotzdem kränkte es sie. Nein wahrhaftig, die Ehe hatte auch reichlich unangenehme Momente. Wenn sie als Mädchen nur gewußt hätte, was sie alles zu überwinden haben würde!

Vor Nervosität und Angegriffenheit kamen ihr die Thränen in die Augen. Das Alleinsein mit dem fremden Mann im engen Raum des Wagens und zu dieser Stunde machte sie befangen.

Er schwieg jetzt, wohl annehmend, daß sie übermüdet sei; doch wenn der Schein der Bogenlampen im flüchtigen Vorüberfahren über sein Gesicht glitt, konnte sie zuweilen nicht umhin, mißtrauisch nach ihm hinzusehen, der in seiner Ecke lehnte, und immer begegnete sie dem auf sie gerichteten Blick.

„Gnädige Frau!" sagte er endlich lachend. „Sie müssen zugeben, daß ich mich wie ein guter, ältlicher Onkel benehme. Sehen Sie mich also nicht an, als sei ich ein Menschenfresser. Erzählen Sie lieber noch, da wir ja doch unmittelbar vor Ihrer Wohnung sind, was Ihnen durch den Kopf ging. Das wäre für mich von psychologischem Interesse."

„Ich dachte, daß man als Mädchen gar nicht weiß, wie gut man es hat!" entgegnete sie ehrlich, so recht aus dem Herzen heraus.

Er lächelte, denn er wußte ja, welch ein Nichtschen sie vor ihrer Verheiratung gewesen war.

„Sie sehen wohl im Augenblick die Dinge etwas zu pessimistisch an, weil der Herr Gemahl es an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen ließ. Ja, ja, es ist doch 'was Schönes ums Verliebtsein."

Der Wagen hielt. Bruckner zog Inges Hand an seine Lippen und wartete, neben ihr stehend, bis das verschlafene Hausmädchen mit der Lampe herabkam und öffnete.

„Gute Nacht! Gnädige Frau. Sie werden mir gestatten, mich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Und wenn ich Ihnen raten soll: keine Gardinenpredigt!"

Fried saß richtig noch an seinem Stammtisch, nahm es heute einmal für voll. Als

Aus unserer Bildermappe:

Neuschnee. Von Ernst Liebermann.
Illustration aus: Teuerdank, Fahrten und Träume deutscher Maler. Verlag von Fischer & Franke in Berlin.

er gegen halb Zwei heimkam, that Inge, als ob sie schlief. Sie genierte sich, ihm zu erzählen, daß der Baron sie in seinem Wagen nach Hause gefahren habe und fürchtete, es könnte ihr dabei doch ein Vorwurf über die Lippen schlüpfen. Er hatte heute einen frohen Tag gehabt, den wollte sie ihm nicht zu guterletzt noch mit unerfreulichen Erörterungen verderben.

Am folgenden Morgen kam ein Korb mit taufrischen roten Rosen.

Fried war in sehr guter Stimmung, denn er hatte im Gespräch mit den Freunden seine Ideen fixiert und brannte darauf, die Entwürfe zu machen. Frohgelaunt nahm er den Korb und schüttelte den Inhalt über Inge aus, wie einen Regen von Blüten und sprühenden Tröpfchen.

„Hast du dir einen Verehrer angeschafft?" scherzte er. „Das muß ich mir denn doch verbitten. Da, wie du rot wirst! — Aha, hier ist ja auch eine Karte! — Baron Bruckner? — Ja, Schatz, wie kommst du nur zu dem?"

Inge erzählte, und seine Stirn runzelte sich.

„Du weißt wohl nicht, daß Bruckner in einem Kreise lebt, mit dem ich weder konkurrieren kann noch mag. Papa hätte besser auf dich aufpassen sollen."

„Mein Lieber, das wäre in erster Linie deine Pflicht gewesen. Ich stand ziemlich ratlos da, als die Vorstellung zu Ende ging, und der Baron nahm sich meiner freundlich an. Zum Schluß, wie ich vergeblich auf dich wartete und mich übermüdet und angegriffen fühlte, war mir sein Wagen sehr gelegen."

Da kam ihre innere leise Gereiztheit doch zum Durchbruch.

„Ich kann nicht immer wie eine Kinderfrau hinter dir herlaufen, und wenn Papa sich als ungenügender Schutz erweist, so mußt du deine gesellschaftlichen Unternehmungen in Zukunft einschränken. Herrgott! Hätte ich gewußt, wie schwer es ist, eine Frau zu hüten, ich hätte wahrhaftig nicht den wagehalsigen Sprung in die Ehe gethan!"

Er fuhr sich mit allen fünf Fingern durchs Haar.

„Ja, das wäre gewiß ganz gut gewesen!" gab sie mit bebenden Lippen zurück. „Dann hätte ich nicht in die Lage kommen können, mich von dir so barsch anfahren zu lassen."

„Na, ein für allemal: ich wünsche nicht, daß du dir von dem Manne den Hof machen läßt. Ich habe wahrhaftig jetzt den Kopf voll, muß alle Kräfte zusammennehmen, um diesem neuen Auftrag gerecht zu werden. Nun mach' mir keine Geschichten. Ich kann mich im Augenblick nicht von solchen Albernheiten ablenken lassen."

Keines von ihnen gab sich die Mühe, sich in das andere hinein zu versetzen, sie liehen ihrer Stimmung Worte, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und jedes meinte, das andere sei verpflichtet, Rücksicht zu nehmen.

„Du wirst immerhin mit Baron Bruckner zu rechnen haben," bemerkte Inge nach einiger Zeit etwas schadenfroh, „denn er gehört der Kommission an, die dir den Auftrag erteilt hat, wird also wohl eine Stimme bei Annahme oder Ablehnung haben."

„Der?" rief Fried betroffen. „Das wußte ich allerdings nicht. Hat er das gesagt?"

„Ja."

„Ich habe mich um die Zusammensetzung der Kommission bisher nicht gekümmert. Ist auch egal! Ich muß eben mein Bestes geben, und dies spricht dann für sich allein. Schien es dir, als käme er mir mit einem günstigen Vorurteil entgegen?"

„Wie kann ich das wissen!"

„Sei nicht so einsilbig! Er muß sich doch irgendwie geäußert haben. Was hat er denn gesagt? Du weißt nun, welch große Sache das für mich ist, und wie wichtig jede Kleinigkeit, die darauf Bezug hat, und dabei sitzest du da wie ein Ölgötze."

„Deine Ausdrucksweise ist nicht gerade die gewählteste."

„Na, es ist doch wahr."

„Rege dich nicht unnütz auf. Der Baron hat nicht weiter von dir gesprochen, nur der einfachen Thatsache Erwähnung gethan."

„Und du ermunterteſt ihn auch nicht, das Thema weiter zu verfolgen? Das ist nun wieder deine Gedankenlosigkeit. Dir fehlt eben jedes Interesse für mich."

„Ich sagte, du wüßtest noch gar nicht, ob du den Auftrag überhaupt annehmen würdest."

„Wahrhaftig? Das ist ja recht nett! Was sollen die Leute davon denken, wenn ich so wenig Eifer zeige, wo mir doch etwas angeboten wird, was im höchsten Grade ehrenvoll ist!"

„Aber Fried, du sagtest doch gestern morgen, du seiest unschlüssig."

„Und wenn ich es zehnmal gesagt habe, so etwas wiederholt man doch nicht öffentlich."

Sie waren jetzt wirklich erbittert aufeinander.

„Der Baron stellte seinen Besuch in Aussicht," sagte Inge mit einem unfreundlichen Seitenblick. „Doch da du den Verkehr mit ihm nicht für wünschenswert hälst, so werde ich ihn natürlich nicht annehmen."

„Doch! Du wirst die Güte haben, ihn zu empfangen und mich sofort benachrichtigen, falls ich im Atelier sein sollte. Daß du ihn allein annimmst, wünsche ich selbstverständlich nicht. Spiele nicht die Trotzige. Du verstehst sehr gut, daß man ihn nicht vor den Kopf stoßen darf, ich aber anderer-

seits auch kein Gefallen daran finde, ihn zu deinem Schleppenträger avanieren zu sehen."

„Wie du willst."

Sie stand vom Frühstückstisch auf und fing an, ihre Rosen in einer Schale zu ordnen. Fried lief ins Atelier hinüber. Die gute Arbeitsstimmung war ihm indessen verflogen. Er war gereizt und nervös geworden, dachte jeden Moment, der Baron könne gekommen sein, und man werde nach ihm schicken; und gerade, weil er in den Entwürfen zu Fries und Deckengemälde etwas Hervorragendes zu leisten gedachte, das ganz außerhalb seiner gewohnten künstlerischen Sphäre lag, mißlang ihm heute alles. Die Kohle bröckelte; die Gestalten wollten sich auf diesen ersten Skizzen nicht der Idee einfügen. Er zerriß ein Blatt nach dem andern und war geneigt, seiner Frau die Schuld an diesem Unbehagen zuzuschreiben. Hatte er in der Frühe Verdruß gehabt, so mißlang ihm regelmäßig die Arbeit. Fast sehnte er sich nach der Zeit zurück, in der Egbert hier faul umherzuliegen pflegte und ihn mit seinem tollen Geschwätz erheiterte. Da war er noch frei und ungebunden gewesen. Wie gut hatte man es doch als Junggeselle.

Als ihm nun einmal heute nichts von der Hand gehen wollte, schleuderte er die Kohlenstifte heftig zu Boden, daß sie zersplitterten, schloß das Atelier ab und ging zu Anna Martini hinüber.

Er hatte ein förmliches Verlangen nach beruhigender Unterhaltung und freute sich, sie zu Hause zu finden. Es lag eigentlich nicht in seiner Absicht, sich zu beklagen, nun er jedoch behaglich am Kaminfeuer saß und dem angenehm gleichmütigen Ton ihrer Stimme lauschte, drängten sich ihm die unmutigen Worte ungewollt über die Lippen, eins ums andere, immer heftiger, bis er sich das Herz gründlich erleichtert hatte.

Sie hörte still zu, mit dem teilnehmenden Ausdruck, der tieferes Interesse bekundet als eifrige Zwischenfragen, und sagte dann scherzend: „Wenn es etwas gibt, das mich zur älteren Frau stempelt, so ist es das Vertrauen, mit dem die gesamte Hausgenossenschaft nacheinander zu mir kommt, um sich auszusprechen. Heute früh war die Paulsen schon hier, um sich über Freund Perna zu beklagen."

„Warum läßt sie auch nicht die Finger davon?" meinte er ungeduldig, noch ganz mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt. „An dem ist Hopfen und Malz verloren."

„Das ist doch gerade das Hübsche an unserem Hausverkehr, daß wir alle Interesse aneinander nehmen und helfend eingreifen, wenn es irgendwo schief geht. Perna hat sich nun mehr als zwei Monate hindurch ganz gut bei der Paulsen gemacht, kam regelmäßig vormittags zu ihr und ließ sich beschäftigen, meist mit Dingen, die eine kleine körperliche Anstrengung erforderten und auch durchaus gemacht werden mußten, so daß er immer das Gefühl haben sollte, wirklich nützlich zu sein. Daß er mich während dieser Zeit vollständig vernachlässigte, kaum den Fuß über meine Schwelle setzte, trage ich ihm nicht nach. Er kann ja nie zwei Dinge miteinander verbinden, geht immer ganz in dem auf, was ihn gerade anzieht. Nun ist er wie ein Pferd, das beim Rennen vor dem Hindernis scheut, seitwärts ausgebrochen, kommt seit drei Tagen nicht mehr ins Atelier der Paulsen, blieb einfach ohne Entschuldigung und ohne Dank fort. Offenbar betrachtet er sie ebenso wie mich als überwundenen Standpunkt. Was ist da zu machen?"

„Nichts. Man soll ihn seiner Wege gehen lassen. Übrigens kann ich mich nicht für seine Angelegenheiten erwärmen, habe den Kopf zu voll von den meinigen."

„Und ich dachte gerade, Sie davon abzulenken. Sie nehmen diese kleinen zuwideren Dinge zu schwer, haben wohl bisher sehr wenig Unannehmlichkeiten im Leben durchgemacht. Bedenken Sie doch, daß Ihre Frau jung und unbedacht, außerdem begreiflicherweise jetzt reizbar ist. An Ihnen wäre es, Rücksicht zu nehmen."

„Solche Nörgeleien wirken bei mir nach und unterbinden mir die Schaffensfähigkeit."

„Morgen werden Sie die Dinge schon wieder anders ansehen. Was ist denn schließlich geschehen? Baron Bruckner hat Ihrer Frau ein wenig den Hof gemacht und sie dann, als sie zum umsinken müde war, in seinem Wagen heimgefahren. Das ist doch nichts Schlimmes. Und die Rosen heute? Ja, gönnen Sie ihr doch die Freude. Je weniger Aufhebens man von solchen Sachen macht, um so gleichgültiger erscheinen sie auch den Betreffenden. Ich

weite, die kleine Frau denkt jetzt erst ernstlich darüber nach, daß es mit diesen Rosen eine Bewandtnis haben könne. Ihr Gefühl als Ehemann lehnt sich dagegen auf, einem vielbesprochenen Lebemann Eintritt in Ihr Haus zu gewähren, und doch sind Sie ihm gewisse Rücksichten schuldig. Aber nichts ist doch einfacher, als mit richtigem Takt dem einen Grenzen zu ziehen und das andere im Auge zu behalten. Nur ums Himmelswillen keine cause célèbre daraus gestalten. Erlauben Sie mir auch noch, Ihnen zu bemerken, daß Sie unsere kleine Inge recht gut hätten in dieser Nacht abholen können, denn Sie wußten so wie wir alle, welch unzuverlässiger Schutz der Alte ist. Früher nahm er sie fast nie abends mit, weil er sich selbst kein Talent zum Chaperon zutraute."

„Ja, Sie haben recht, Gnädigste, aber es ist in der That eine Last, die man sich als Ehemann aufbürdet."

„Daran gewöhnt man sich. Und nun gehen Sie hinauf, geben Ihrer Frau einen Kuß und sind lieb mit ihr, dann werden Sie Ihr Unbehagen los."

„Und ich darf wiederkommen, wenn mir wieder der Kopf warm ist?"

„Gewiß. Das ist nun schon einmal so; ich habe für euch alle hier im Hause die Besonnenheit, deshalb kommt Ihr zu mir."

9. Kapitel.

Baron Bruckner erschien erst zwei Tage später bei dem Hallingerschen Ehepaar und war so allseitig liebenswürdig, daß Fried seine anfängliche Zugeknöpftheit bald aufsteckte und sich frisch und natürlich gab, wie es seinem Wesen entsprach. Es war ihm zuerst gegen den Strich gewesen, entgegenkommend zu sein, um etwas zu erreichen. Mit dem berechtigten Stolz des tüchtigen Künstlers wollte er seiner Arbeit allein den Erfolg verdanken, und außerdem trug er dem Baron die Rosen nach, welche dieser Inge geschickt hatte. Doch nach viertelstündiger Unterhaltung erklärte er ihn innerlich für einen charmanten Menschen und begriff nicht, daß seine Frau zurückhaltend blieb und sich so gut wie gar nicht an dem Gespräch beteiligte.

Es war von seinem Entwurf die Rede; Bruckner sagte, es könne wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß derselbe die allgemeine Billigung finden werde. Der Name Hallinger bürge allein schon für die künstlerische Qualität der Leistung.

Fried setzte nun eifrig auseinander, wie er sich's gedacht habe und welche Grundidee er festhalten wolle. Bruckner hörte ziemlich zerstreut zu, bemerkte nur, als jener schwieg und offenbar von ihm Beifall erwartete: „Gewiß, gewiß, das wird sich ausgezeichnet machen, und da wir nun Bundesgenossen sind, schlage ich vor, diesen Bund mit einer Flasche Sekt zu begießen. Wie wäre es denn, wenn Sie morgen bei mir speisten? Ganz en petit comité, wissen Sie; außer Ihnen noch vielleicht zwei Ehepaare. Ich denke, ich kann Ihnen Professor Hertler versprechen, der als einer der künstlerischen Beiräte unserer staatlichen Kommission angehört. Mit dem können Sie dann gleichfalls Ihre Pläne besprechen. Die gnädige Frau wird mir hoffentlich auch die Ehre geben."

Er wandte sich Inge zu, die im Begriffe stand, abzulehnen. Fried jedoch antwortete statt ihrer vergnügt: „Natürlich, Herr Baron, meine Frau und ich werden Ihrer Einladung sehr gern Folge leisten."

„Also abgemacht!" — Bruckner erhob sich, küßte der jungen Frau, der er anscheinend keine Beachtung geschenkt hatte, flüchtig die Hand und empfahl sich.

„Ein netter Kerl!" sagte Fried, zurückkehrend, nachdem er den Fortgehenden bis an die Treppe begleitet hatte. „Ich habe ihn mir gar nicht so umgänglich vorgestellt. Wir sind uns ja öfters begegnet, doch bisher immer kalt lächelnd aneinander vorübergegangen. Mir ist es in der That sehr wichtig, den Hertler bei ihm zu treffen. Der ganze Handel macht sich dadurch viel glatter ab, als ich gedacht, wenn ich diese zwei sehr ausschlaggebenden Stimmen für mich habe. — Nun, du bist ja so still? Sag' doch auch ein Wörtchen."

„Was ist da zu sagen! Wenn du meinst, daß wir hingehen müssen, so gehen wir eben."

„Ich begreife dich gar nicht. Vor ein paar Tagen noch behauptetest du, dich vortrefflich mit ihm unterhalten zu haben, und heute machst du nicht den Mund auf, hast dich nicht 'mal für die Rosen bedankt. Es ist doch liebenswürdig von ihm, sich so warm für meine Entwürfe zu interessieren."

Studienkopf. Von Emanuel Spitzer.

Digitized by Google

Inge hätte ihm entgegnen mögen: ‚Aber siehst du denn nicht, daß ihm deine Arbeit im Grunde höchst gleichgültig ist, daß er nur meinethalben gekommen ist?‘ schwieg jedoch.

Mit dem feinen Instinkt, den selbst die jüngsten Frauen in solchen Dingen vor den Männern voraus haben, hatte sie dies gefühlt, wenngleich der Baron seine Worte fast ausschließlich an Fried richtete; und sie wußte auch, daß die Einladung im Grunde nur ihr galt. Er war gar zu zerstreut gewesen, als ihr Mann seine Ideen auseinandersetzte, um Interesse dafür zu haben, und hatte sie selbst dabei mit einem lächelnden Seitenblick gestreift. Lehnte sie nun für sich jene Einladung ab, so würde Bruckner dies vielleicht ihren Mann entgelten lassen, wahrscheinlich in der unauffälligsten Weise und glattesten Form, aber doch zu seinem Schaden, und sie hatte doch den besten Willen, Fried, soweit sie es vermochte, zu helfen. Es war ihr jetzt auch ärgerlich, daß sie der Rosen nicht mit oberflächlichem Dank Erwähnung gethan hatte. Bruckner mußte wirklich aus ihrem Schweigen schließen, daß sie denselben besondere Bedeutung beilegte.

Sie sprang auf, lief zu ihrem Manne hin und drückte ihre Wange in sein Haar.

„Mein Friedl! Habe ich mich wieder dumm benommen?“

„Kleines Ding!“ sagte er und zog sie mit flüchtiger Verliebtheit in die Arme. „Wann wirst du anfangen, eine vernünftige Frau zu werden?“

„Morgen!“ gab sie neckend zurück. „Du sollst dein blaues Wunder erleben.“

Und Fried war wirklich sehr zufrieden mit ihr. Sie sprach angeregt und witzig, während sie an des Barons linker Seite, an dessen Tisch saß, und sah bildhübsch aus. Er konnte Staat mit ihr machen; es gelang ihr sogar, als die Rede sehr bald auf Frieds Skizzen kam, einige Phrasen dazwischen zu werfen, die außerordentlich sachverständig klangen und ihren Mann, der es nur zu genau wußte, wie wenig sie sich für Malerei interessierte, ungemein erheiterten.

Inge wußte selbst nicht recht, was sie antrieb, alle Quellen ihrer Unterhaltungsgabe springen zu lassen. Halb that sie es Frieds wegen, um eine gute Stimmung zu schaffen, halb aus Eitelkeit, denn es wurmte sie nun doch, tags zuvor so einsilbig und langweilig gewesen zu sein; endlich auch riß ihr lebhaftes Temperament sie fort. Und dabei empfand sie dem Baron gegenüber ein deutliches Mißbehagen, wurde nicht klug aus ihm. Zuweilen beachtete er sie gar nicht, widmete sich ausschließlich der Professorin Hertler, die an seiner rechten Seite saß; dann drängte es Inge, sich Beachtung zu erzwingen, und sie schwang sich zu Bemerkungen auf, die ihr allseitigen Lacherfolg sicherten. Wandte Bruckner sich jedoch ihr zu und flüsterte etwas, das einer versteckten Huldigung gleichkam, so regte sich in ihr der Wunsch, ihm direkt in das schwammige, weiße Aristokratengesicht zu schlagen. Der Blick, mit dem er sie ansah, schien ihr schon eine Beleidigung, und allein die Erwägung, daß Fried auf die freundschaftliche Gesinnung dieses Menschen Wert legte, hielt sie ab, eine Ungezogenheit zu begehen.

Geradezu eine Eroberung machte Inge an dem Professor. Der harmlos heitere alte Mann versicherte dem jungen Kollegen einmal ums andere, daß er die reizendste Frau unter der Sonne habe. Wie gesagt, Fried war sehr zufrieden, und da Bruckner, nach seiner Meinung, Inge nicht im entferntesten den Hof machte, verstand es sich von selbst, daß er von nun an alle Aufforderungen des Barons annahm, bald hier, bald dort mit ihm zusammen zu treffen. Wollte Inge einmal nicht mitgehen, so überredete er sie so eindringlich dazu, bis sie schließlich nachgab; aber immer regte sich dabei eine leise Nichtachtung in ihr, gegen ihn, der so selbstsüchtig blind sein konnte.

Er brauchte jetzt diese Zerstreuung, der er früher aus dem Wege gegangen war. Die Arbeit wollte ihm nicht so flott von der Hand gehen, wie er gedacht. Es machte ihm Mühe, sich in eine neue, ungewohnte Technik hineinzufinden, seiner Phantasie Gewalt anzuthun, auf dekorative Wirkung zu sehen, wo er doch sonst immer nur seine Töne und Stimmungen herausgearbeitet hatte. Oft trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Seine historischen, breit gedachten Entwürfe schienen ihm ebenso viele Ungeheuerlichkeiten; aber nun er den Auftrag einmal übernommen hatte, wäre es ihm gegen die Ehre gegangen, einzugestehen, daß er sich verrannt und auf ein Gebiet gewagt habe, das er eben nicht beherrschte.

„Du hast mich da hineingehetzt!“ warf er heftig Inge vor, wenn er mit rotem Kopf, verärgert aus dem Atelier in die Wohnung kam und jemand suchte, an dem er seine böse Laune auslassen konnte.

„Hätte ich dir abgeredet, würdest du mir auch Vorwürfe machen!“ gab sie ebenso heftig zurück. „Ich bin auf jeden Fall für dich der Sündenbock. Außerdem — wann hättest du denn je auf mein Zureden oder Abreden so ungeheueren Wert gelegt? Es paßt dir nur jetzt gerade so.“

Ende März glaubte er, seine Skizzen einreichen zu können. Zuvor bat er Schelde, einen Blick darauf zu werfen und seine Meinung zu sagen.

Dieser sah die Entwürfe lange an, paffte dann stark den Dampf der unvermeidlichen Cigarre vor sich hin und schüttelte den Kopf.

„Gefällt dir's nicht?“ fragte Fried, ihn unruhig beobachtend.

„Kitsch!“ sagte der andere lakonisch.

„Du, ich verbitte mir solche Kritik.“

„Gut. Dann hättest du mich auch nicht zu fragen brauchen.“

„Rund herausgefragt: was mißfällt dir daran?“

„Daß du aus deiner Eigenart herausgetreten bist und dich an etwas gemacht hast, was du nicht bewältigen kannst. Die ganze Sache hat etwas Geschraubtes, zu viel erkünsteltes Pathos, und die Figuren stehen auch nicht in den richtigen Größenverhältnissen zu einander. Du bist es eben nicht gewohnt, mit solchen Dimensionen zu rechnen. Dein großes Können liegt in einer anderen Richtung. Warum nicht dabei bleiben? Es hat dir geschmeichelt, daß man sich mit dieser Bestellung an dich gewandt hat. Das kann ich ja verstehen —“

„Aber dir wär's lieber gewesen, man hätte dich beauftragt!“ höhnte Fried verbittert.

„Du weißt, daß so etwas gar nicht meiner Art entspricht. Ich hätte glattweg abgelehnt.“

„Das kann jeder sagen.“

Der Lange zuckte die Achseln.

„Aus dir spricht im Augenblick die beleidigte Eitelkeit. Es ist ja möglich, sogar wahrscheinlich, daß die Kommission die Entwürfe annimmt, schon deines Namens wegen, und was verstehen solche Leute auch davon! Wer es aber mit der Kunst und mit der Freundschaft ehrlich meint, muß dir sagen, daß dieser Schritt auf ein fremdes Gebiet kein glücklicher gewesen ist. Wenn du mir daraufhin die Freundschaft kündigst, muß ich es tragen, doch gegen meine Überzeugung kann ich nicht sprechen. Es lag von jeher in deiner Natur, dich Hals über Kopf in die Dinge hineinzustürzen. Du kannst nichts dafür; dein Temperament treibt dich eben dazu.“

„Es fehlt nur noch, daß du mir sagst, ich sei von jeher ein Stümper gewesen.“

„In der Lebensklugheit allerdings. Im übrigen weißt du wohl, daß ich vor deinem Talent die höchste Achtung habe.“

„Ach, rede kein Blech! Du bist von vornherein mit der Absicht gekommen, mich zu kränken!“

Fried warf sich wütend auf den Divan, und Schelde ging still ohne Gruß hinaus.

Dem Zurückbleibenden war die Laune gründlich verdorben. Ihm verging die Lust, überhaupt noch einen Strich an den Arbeiten zu machen. Freilich glaubte er, die Sicherheit des Erfolges in der Tasche zu haben. Es war nicht anzunehmen, daß ihm eine Ablehnung zu teil werden könne. Bruckner und Hertler hatten Einfluß auf die maßgebenden Leute und jener konnte er ja wohl sicher sein. Aber Scheldes Worte gingen ihm im Kopf herum. Der verstand etwas. Sein hartes Urteil bedrückte ihn. Er mochte die Sachen, die ihn während der letzten Zeit so ausschließlich beschäftigt hatten, jetzt nicht mehr ansehen, fürchtete sich geradezu, nun selbst die Mängel darin zu entdecken, die der andere so lakonisch mit ‚Kitsch‘ bezeichnete. Gern hätte er sich zu irgend jemand das Herz frei gesprochen, und ohne lange zu überlegen, lief er zu Anna Martini. Das war ihm in letzter Zeit so zur Gewohnheit geworden. Ihre ruhige Teilnahme that ihm immer so wohl.

Doch heute zog sie die Augenbrauen ein wenig zusammen, wie er wieder mit seinen Kümmernissen zuerst zu ihr kam und sagte kurz: „Wissen Sie, Herr Hallinger, Ihre Frau wäre doch die Nächste, mit der Sie sich aussprechen und bei der Sie Trost suchen sollten. Ihr Vertrauen ehrt mich, ich finde es jedoch unangebracht.“

„Gnädige Frau!“ meinte er ganz betroffen, wie ein gescholtener Schuljunge, der

sich eines Fehlers nicht bewußt ist, „jetzt weisen Sie mir nur noch die Thür, weiter fehlt mir nichts, dann weiß ich gar nicht mehr, wo ich vernünftigen Zuspruch finden soll. Inge ist ein solches Kind, daß es nicht der Mühe lohnt, mit ihr etwas zu besprechen."

„Da täuschen Sie sich. Wenn Sie sich diese Mühe allerdings nicht geben, wird sie Ihnen zeitlebens fremd gegenüberstehen. Im übrigen ist sie ein sehr geweckes Geschöpf. Und nun muß ich Ihnen sagen, daß ich beschäftigt bin und Sie nicht auffordern kann, zu bleiben."

Er sah so unglücklich aus, daß sie doch schließlich Mitleid mit ihm fühlte und freundlichere Saiten aufzog, bis er etwas zuversichtlicher von ihr ging und nun, nachdem er sich einmal ausgesprochen, nicht mehr das Bedürfnis empfand, Inge etwas von dem zu sagen, was ihn bedrückte. Nur sein fahriges, zerstreutes Wesen verriet ihr, daß er Unannehmlichkeiten gehabt haben müsse, und im Laufe des Tages entnahm sie einer zufällig hingeworfenen Äußerung, daß er bei der Martini gewesen sei, um mit dieser zu besprechen, was er ihr selbst vorenthielt.

Das verletzte sie; und gerade heute hatte sie sich doch Mühe gegeben, seine Wünsche zu berücksichtigen und eine Änderung in der Tageseinteilung eintreten lassen, die ihm nie so recht bequem gewesen war, während sie ihr zusagte. Nun fand er kein Wort der Anerkennung für das kleine Opfer.

Beklemmend legte sich ihr das Gefühl aufs Herz, daß ihr Mann ihr innerlich ein Fremder geblieben sei, der mit ihr tändelte, sie putzte und reichlich oft auszankte, sich jedoch mit allem, was ihm nahe ging, an andere wandte. Sie begriff das gar nicht, war geneigt, die Schuld daran seinem mangelnden guten Willen beizumessen, und der leise Groll, der sich schon öfters gegen ihn geregt, wollte auch jetzt in ihr aufsteigen.

Für diesen Abend hatte das Ehepaar wieder eine Verabredung mit Bruckner. Sie wollten gemeinschaftlich das neu entstandene Theater in der Schwanthalerstraße besuchen.

Das kam Fried heute sehr gelegen. Er schärfte seiner Frau ein, besonders liebenswürdig mit dem Baron zu sein und that selbst sein Möglichstes in dieser Richtung. Es fiel ihm freilich nicht schwer, denn er fand den Baron charmant, hatte in seiner raschen, enthusiastischen Weise eine Art wirklicher Zuneigung für ihn gefaßt. Er war sich dessen gar nicht bewußt, daß er sein Entgegenkommen ein klein wenig mehr unterstrich, als notwendig gewesen wäre. Wer versucht hätte, ihm klar zu machen, daß er, der immer auf seine Unabhängigkeit von der Meinung anderer stolz gewesen, dem Baron den Hof mache, um sich seiner Zustimmung zu einem Werk zu versichern, dessen künstlerischer Wert ihm jetzt selbst problematisch schien, würde eine recht barsche Abfertigung erfahren haben.

Sie hatten eine Loge ganz für sich. Die beiden Herren waren von der gewissen nervösen Ausgelassenheit, die ihren Grund in innerer Erregung hat, und Inge, die ihrem Mann gern zeigen wollte, daß sie den guten Willen habe, seinen Wünschen nachzukommen, stimmte heiter mit ein.

Ganz unvermittelt dazwischen, so daß man merkte, seine Gedanken hatten sich unablässig damit beschäftigt, sagte Fried mit schlecht gespielter Nachlässigkeit: „Apropos! Morgen reiche ich meine Skizzen ein, Baron."

„Das ist recht. Je eher, um so besser."

„Ich verzichte auf die weitere Detailausführung, bin der Meinung, daß eine kunstverständige Kommission auch so, wie sie jetzt sind, meine Ideen und Auffassungen verstehen wird."

„Gewiß. Wir wollen ja nur Andeutungen in großen Umrissen. Was mich betrifft, so hätte ich auch darauf verzichtet und Ihnen von vornherein unbegrenzte Vollmacht gegeben, aber ich bin leider nur das einzelne Glied einer vielköpfigen Korporation. Meiner Stimme sind Sie natürlich sicher."

Fried drückte dem anderen dankbar die Hand.

Während der ersten großen Pause gingen sie in die Foyers. Hallinger entdeckte in dem Menschenstrom, der sich durch die prachtvoll ausgestatteten Nebenräume drängte, einen Bekannten, den er sprechen wollte, bat den Baron, seiner Frau einige Minuten Gesellschaft zu leisten, und verschwand in der Menge.

Bruckner führte Inge langsam weiter, dem kleinen Palmengarten zu, dessen sanftes Dämmerlicht vom großen Publikum, das

— und da wollte er in die friſche Luft," erklärte ſie ſtammelnd.

„So ſo! Kommt er wieder?"

„Ich weiß nicht."

„Er lebt zu gut!" lachte Fried. „Dieſer Rieſenkerl ſollte Holz hacken, um die nötige Bewegung zu haben."

Inge verbarg ihr flammendes Geſicht hinter dem Fächer, den ſie heftig handhabte. Zum Glück für ſie blieb der Neuhinzugekommene bei ihnen und lenkte ihres Mannes Aufmerkſamkeit von ihr ab.

„Ich muß mich wohl morgen nach Bruckners Befinden erkundigen?" bemerkte Fried, als das Ehepaar den Heimweg antrat. „Es iſt doch auffällig, daß er nicht wiederkam."

„Das wäre etwas zu aufmerkſam. Ich denke, du läßt das lieber."

„Iſt irgend etwas zwiſchen euch vorgefallen? Haſt du ihn verletzt?"

„Nein. — Ich ſagte ja, — er hatte einen Schwindelanfall."

„Wenn das nur von dir kein Schwindel iſt!"

„Unſinn! — Nein!"

Ihr ſtanden ſchreckliche Vorſtellungen vor Augen, heftige Scenen, Herausforderung, Duell und bittere Vorwürfe für ſie. Wie hatte ſie Bruckner auch überhaupt zu Wort laſſen können! An ihr lag die Schuld. Aber Fried hatte ſie doch ſtets angewieſen liebenswürdig zu ſein. Es kam ihr vor, als dächte er immer in erſter Linie an ſich ſelbſt und kümmere ſich verzweifelt wenig um ſie, die doch jung war und eines Haltes bedurfte; und nun ihr daran lag, eine Entſchuldigung für ſich zu finden, klagte ſie ihn innerlich an, nicht beſſer über ihr gewacht zu haben.

Am nächſten Morgen reichte Fried ſeine Entwürfe ein. Es konnte immerhin einige Zeit vergehen, bis die Kommiſſion zuſammentrat und ihre Entſcheidung fällte, und weil er ſich ganz und gar unſicher über das Ergebnis derſelben fühlte, wurde er unruhig und nörglich, lief viel draußen umher und war daheim launiſch.

„Was hat denn dein Mann?" fragte Papa Garto Inge im Vertrauen, nachdem er eben von ſeinem Schwiegerſohn um einer Kleinigkeit willen angefahren worden war. „Du mußt ja ſchrecklich unter ſeinen Launen leiden, armes Ding."

„Es iſt nicht ſo ſchlimm, Papachen!" verſicherte ſie mit erheuchelter Fröhlichkeit. „Er ſorgt ſich nur ein bißchen um dieſe entſetzliche Arbeit. Wenn er auch pekuniär nicht darauf angewieſen iſt, ſo kommt doch ſein Ehrgeiz ins Spiel, und es wäre ihm ein empfindlicher Schlag, falls man ihm den Auftrag ſchließlich doch nicht gäbe."

„Ja dieſe Künſtler! Eine unberechenbare Geſellſchaft! Wenn ich ſo ſehe, wie ſich jetzt alles geſtaltet hat, bereue ich es doch faſt, dich mit Hallinger verheiratet zu haben."

„Ich bin ja ganz zufrieden, Papachen."

Ihr blaſſes ernſthaftes Geſicht ſtrafte die Worte Lügen. Der alte Herr war nun einmal gereizt, und nicht gewohnt ſeiner Tochter ein Hehl aus dem zu machen, was ihm durch den Kopf ging.

„Rede mir nichts vor! Du leideſt unter ſeinen Rückſichtsloſigkeiten. Hätte ich damals, als er ſich um dich bewarb, gewußt, was ich jetzt weiß, nie und nimmer hätte er mein Herzblatt bekommen."

„Vergiß nicht, daß du es warſt, der ihn heranzog, mich ihm geradezu an den Hals warf!" kam es herb über ihre Lippen. „Ich bleibe doch immer ſeine Schuldnerin. All der Luxus, mit dem er mich umgibt, drückt mich mitunter zu Boden. Jeder Pfennig, den ich ausgebe, gehört ihm. Das iſt gräßlich demütigend."

„Rechne ihm den Luxus nur nicht extra an. Damit kauft er ſich von ſeinem ſchlechten Gewiſſen los."

„Du ergehſt dich in dunkeln Andeutungen. Rede lieber frei heraus. Welchen Vorwurf kannſt du ihm machen?"

„Kindchen, das iſt ſo 'ne Sache. Ich möchte dich nicht aufregen."

„Ich will aber meinen Mann nicht aus dem Hinterhalt heraus angegriffen ſehen, ohne ihn verteidigen zu können."

„Man ſollte glauben, du liebteſt ihn jetzt zärtlich," ſpöttelte er.

Sie wurde rot.

„Auf jeden Fall bin ich ſeine Frau. Alſo bitte! Was wirfſt du ihm vor?"

Der Alte fing an, ſich über den Ton zu ärgern, in dem ſeine Tochter zu ihm ſprach.

„Sollte es dir vielleicht unbekannt geblieben ſein, daß Hallinger ſich im verfloſſenen Frühjahr um die Martini bewarb? Nicht? Na alſo! Sie ſchob dem einen Riegel vor, weil es ſie langweilte,

und er verlobte sich mit dir, nur um ihr zu zeigen, daß er nicht der Mann sei, hinter ihr her zu jammern, aus Dépit, wie man zu sagen pflegt. Perna lief ihm als lustiger Gesellschafter den Rang bei der Martini ab, und weil der kleine Mensch nun nicht übel Lust zu haben schien, sich auch bei uns einzunisten, trieb ihn der Ärger über diesen dazu, ihm das Mädel wegzunehmen, auf das der Kleine, der sich im Grunde gar nichts aus der Martini macht, auch ein Auge geworfen hatte. Es war nur der letzte Trumpf, den dein berühmter Künstler ausspielte, nach einer schon lange währenden Folge von kleinen Reibereien zwischen den beiden."

Das that weh, doch Inge war als Soldatenkind härtlich und hielt den Schlag aus ohne mit der Wimper zu zucken.

„Woher weißt du das alles?"

„Perna hat es mir selbst in einem Moment großen moralischen Katzenjammers verraten."

„Er hätte auch etwas Besseres thun können, nachdem Fried ihn so freundschaftlich bei sich aufgenommen hat."

„Es scheint, du bist nun einmal entschlossen, unter allen Umständen Hallingers Partei zu nehmen."

„Wie du siehst, ja."

„Das ist sehr achtungswert, Kindchen, aber sonderbar, angesichts der Thatsache, daß er neuerdings seine Beziehungen zu der Martini wieder aufgenommen hat, und mit allem, was ihn beschäftigt, zu ihr läuft. Das ganze Haus spricht bereits davon. Und das sollte dir entgangen sein? Nee, versuche nicht, ihn zu entschuldigen."

Um ihre Mundwinkel zuckte es verräterisch wie von verhaltenen Thränen. Sie saß ganz still da und sah vor sich hin. In ihrem Gesicht lag ein so hilfloser Jammer, daß dem Alten das Gewissen schlug.

„Nimm es dir nicht zu Herzen! Es ist doch im Grunde alles Klatsch."

„Warum hast du ihn mir zugetragen? An dir wäre es gewesen zu begütigen, statt Öl ins Feuer zu gießen. Du siehst doch, daß meine Ehe nicht das ist, was sie sein sollte." — Inge fing an zu schluchzen und klammerte sich an ihn. — „Papachen, hilf mir lieber."

„Schscht! Kindchen!" — der alte Herr sah sich beunruhigt um, denn er fürchtete seinen energischen Schwiegersohn ein wenig. „Rege dich nicht auf. Es könnte dir schaden — Jesses! So weine doch nicht. Was soll dein Mann davon denken! Er kann ja jeden Augenblick hereinkommen."

Und der gute Papa machte sich los und ergriff die Flucht, mit dem stillen Vorsatz, die Hallingersche Häuslichkeit für einige Tage zu meiden, um nicht etwa für das, was er da brutal ausgeplaudert hatte, zur Verantwortung gezogen zu werden.

Inge trocknete ihre Thränen und zog trotzig die Stirn zusammen. Nun, da niemand mehr bei ihr war, dem gegenüber sie Fried in Schutz nehmen konnte, klagte sie ihrerseits ihn an, und um so härter, je mehr Zwang sie sich vorhin angethan hatte. Es kam ihr vor, als habe sich ein Riß zwischen ihm und ihr aufgethan, der immer dagewesen, nur bisher künstlich überbrückt worden war.

Fried wählte keine gute Stunde, als er gerade jetzt, mit dem Hut auf dem Kopf, bei ihr eintrat. Er hatte vorhin nach der kleinen Auseinandersetzung mit seinem Schwiegervater das Haus verlassen und kehrte nun heim, zu sehr mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, um an Höflichkeiten zu denken, die er seiner Frau gegenüber unangebracht fand. Sie aber hielt das Außerachtlassen derselben in diesem Augenblick für eine Mißachtung und fragte kalt: „Seit wann trägst du den Hut im Zimmer?"

Er riß ihn sich ab, schleuderte ihn zu Boden und steckte die Hände in die Taschen. „Ich war bei Bruckner, wollte fragen, wann ich die Entscheidung zu erwarten habe. Er nahm mich nicht an, obwohl er zu Hause war. Das schien mir etwas sonderbar. Überhaupt fällt es mir auf, daß wir diese ganze Woche hindurch nichts von ihm gehört und gesehen haben. Wenn ich nun an sein plötzliches Verschwinden neulich denke, kommt es mir fast vor, als sei etwas zwischen dir und ihm vorgefallen, was ihn veranlaßt, den Verkehr mit uns abzubrechen."

Inge schwieg.

„Antworte wenigstens!" rief er heftig. „Hat es Streit zwischen euch gegeben? Du überlegst ja nie, was du sagst, hast ihn vermutlich beleidigt."

„Kommt dir gar nicht der Gedanke, daß er mich beleidigt haben könne?"

„Der Baron? Dich? Das scheint mir nicht recht glaublich."

„Natürlich! Du bist gleich bereit, den Stein auf mich zu werfen."

„So? Was ist vorgefallen? Heraus mit der Sprache! Ich will wenigstens reinen Wein eingeschenkt haben. Du wußtest, wie viel mir gerade jetzt daran lag, in guten Beziehungen zu ihm zu bleiben; da konntest du dich wohl etwas zusammennehmen."

„Nicht, wenn es mir gegen die Ehre geht," flammte sie auf und schnellte empor. „Daß du so blind sein konntest, nicht zu sehen, wie Bruckner dir gegenüber Komödie spielte, von vornherein nur mit der Absicht kam, sich als Keil in unsere Ehe zu schieben, beweist mir, wie wenig du mich beachtest."

„Das ist nicht wahr! Sein Interesse für mich und meine Kunst war wahr ehrlich, als er zuerst kam. Wenn er es an der schuldigen Achtung gegen dich fehlen ließ, so hast du ihm durch deine verdammte Koketterie dazu Veranlassung gegeben."

„Ich bin keine Kokette! Und dein Vorwurf trifft mich nicht, denn du warst es, der mich immer wieder ermahnte, liebenswürdig zu sein. Ich habe die Grenzen des Erlaubten nicht um ein Haar überschritten. Bruckner aber sah, daß ich in deinen Augen gänzlich Nebenperson bin, und glaubte sich daher herausnehmen zu dürfen" — Sie brach ab.

„Was hat er sich herausgenommen? Werde ich das nun endlich erfahren?"

Inge war entschlossen gewesen, ihm den Vorfall zu verschweigen, aber sein Ton reizte sie, und so sprudelte sie jetzt zornbebend das ganze Erlebnis hervor, ohne zu bedenken, was vielleicht daraus entstehen konnte.

Fried mißhandelte derweil seinen Bart und starrte finster vor sich hin. Mit einmal hob er den Kopf und heftete die Augen streng auf ihr Gesicht.

„Und du meinst, ein Gentleman werde derartiges einer Dame bieten, ohne von ihr ermuntert zu sein? Vielleicht hast du dich hinter meinem Rücken über mich beklagt? Obgleich ich mir nicht bewußt bin, dir Gelegenheit dazu gegeben zu haben. Du warst bis jetzt ein oberflächliches Kind, das unmöglich beanspruchen konnte, im Leben eines ernst strebenden Künstlers in Betracht gezogen zu werden. Ich meinte, du würdest mir dankbar sein, daß ich dich mit allem was dein Herz wünschte, überschüttet habe; statt dessen fängst du nun an, mir Hindernisse und Unannehmlichkeiten in den Weg zu schieben, die mich in meinem künstlerischen Streben beeinträchtigen können; und da werde ich mich genötigt sehen, andere Saiten dir gegenüber aufzuziehen. Du verstehst eben die Stellung nicht, die ich dir gab, als ich dich von der Sklaverei der Armut befreite. Eine vornehme Dame läßt es nicht zwischen sich und einem Herrn zu derartigem kommen, weiß taktvoll vorzubeugen und abzulenken. Doch das Zigeunerleben, das du bis zu unserer Verheiratung mit deinem Vater geführt hast, steckt dir nun einmal im Blut. Vielleicht warst du sogar stolz auf deinen glänzenden Erfolg. Dem Baron mache ich nicht so sehr den Vorwurf als dir."

„Weil du ihn brauchst! Weil dir seine Protektion notwendig ist!" höhnte sie außer sich. „Geh doch hin und bitte ihn um Verzeihung! Kein anderer Mann würde sich so etwas bieten lassen und dann für den Beleidiger noch eine Entschuldigung suchen, — kein Aristokrat wenigstens."

Er fuhr auf, wie von einem Peitschenhieb getroffen, und packte sie beim Arm.

„Verlangst du, daß ich einen Skandal provoziere, eine Herausforderung an den Baron ergehen, und mich von ihm um der Unvorsichtigkeit eines Weibes willen zum Krüppel schießen lasse? Soviel ich aus deinen verworrenen Reden verstand, hast du ihm den Schlag ins Gesicht gegeben. Das war richtig, und ich stehe dafür ein. Will er mich daraufhin fordern, so werde ich nicht zurückweichen. Aber du siehst, daß ihm daran gelegen ist, die Beleidigung einzustecken und die Sache zu vertuschen. Er wird sich schon in anderer Weise an mir rächen; verlaß dich darauf! Und das werde ich dann dir zu danken haben. Wenn dir im übrigen das aristokratische Blut in den Adern spukt, so frage ich dich, weshalb du nicht einen von deinen Standesgenossen geheiratet hast? — Aha! da schweigst du! Vermutlich hat niemand diese Ehre beansprucht. — Himmel! Frauen! Frauen! Schöner Gedanke! Was für ein Esel war ich, meine Freiheit aufzugeben!"

Sie waren beide zu erregt, um noch

Die „Alte Liebe“ bei Cuxhaven.
Liebhaberaufnahme von Dr. Georg Lehnert-Berlin.

zu überlegen, was sie sagten. Jedes von ihnen gab der inneren Bitternis unbedachten Ausdruck.

„Ich dächte, du hättest deine Freiheit nur aufgegeben, um der Martini zu zeigen, daß du nicht der Mann bist, vergeblich hinter ihr her zu schmachten, aus dépit amoureux!“ rief Inge zitternd vor Zorn. „Deine Verlobung mit mir war ein Experiment, das nicht gerade glücklich zu nennen ist.“

„Mit der wäre ich freilich besser d'ran gewesen. Die weiß den Anstand in taktvollster Weise zu wahren!“ gab er schneidend zurück. „Kein Mann würde es gewagt haben, ihr zu nahe zu treten.“

„Mit dreiunddreißig Jahren hat man auch größere Urteilsfähigkeit als mit neunzehn. Warum hast du sie denn nicht geheiratet? — Aha! Da schweigst du! Vermutlich hat sie die Ehre, deine Frau zu werden, auch nicht beansprucht. Und du trägst ihr das offenbar nicht nach, da du bei jeder Gelegenheit zu ihr läufst, dir bei ihr Rat holst, und alles, was du mir vorenthältst, mit ihr besprichst. Das ganze Haus redet bereits darüber. Denke nur nicht, daß ich in Unkenntnis über die häufigen Besuche bin, die du im ersten Stock machst.“

„Wer hat den Zuträger bei dir gespielt?“

„Das ist ja gleichgültig.“

„Ich will es aber wissen, denn ich kann nicht dulden, daß meine rein freundschaftlichen Beziehungen zu einer ausgezeichneten Frau falsche Deutung finden.“

„Und ich will es nicht sagen.“

Feindselig mit funkelnden Augen standen sie sich gegenüber. Beide empfanden, daß eine Kluft zwischen ihnen entstand, über die selbst eine momentane Versöhnung sie nicht hinwegführen würde, und erschraken. Fried sagte sich, daß er zu weit gegangen, und Inge bereute ihre bitteren Worte, doch keines vermochte dies einzugestehen.

„Dann ist es ja gut!“ bemerkte er nach einer Weile eisigen Schweigens. „Dann ist ja wohl alles zwischen uns erledigt. Du wirst begreifen, daß mein Haus mir unter diesen Umständen nicht der angenehmste Aufenthalt ist, und entschuldigen, wenn ich den Tag außerhalb desselben verbringe.“

„Geniere dich nicht.“

Von da ab hatte ihr Verkehr etwas Gezwungenes, für beide Teile unendlich Quälendes. Sie sprachen kaum das Notwendigste zusammen. Fried speiste meist im Restaurant und verbrachte seine Abende in irgend einem Künstlercafé. Inge war sehr vereinsamt und verzehrte sich in Groll. Er hatte ihr ihre Armut ins Gesicht geworfen, das verzieh sie nicht, denn die Abhängigkeit von ihm war von Anbeginn an ein Stachel in ihrer Seele gewesen. Sie empörte sich auch dagegen, daß er sie ein oberflächliches Kind genannt und Anna Martinis Vorzüge hervorgehoben hatte, und seine Auffassung von Bruckners Benehmen schien ihr nun ganz und gar plebejisch und unbegreiflich. Dabei empfand sie eine angstvolle Spannung, zu wissen, welchen Ausgang ihres Mannes künstlerische Angelegenheit nehmen werde, forschte heimlich in seinem Gesicht nach Zeichen der Freude oder Enttäuschung.

Sie brauchte nicht allzulange zu warten. Eines Vormittags kam er mit Sturmschritten aus dem Atelier in die Wohnung und warf die Korridorthür krachend ins Schloß.

„Da!“ rief er, die Papierrollen, die er in der Hand hielt, ihr vor die Füße schleudernd. „Abgelehnt!“

„O Fried!“ stammelte sie. „Wie schrecklich!“

„Ja, freue dich doch! Das ist dein Werk! Das ist Bruckners Antwort auf den Schlag ins Gesicht, den du ihm gabst.“

„Seine Stimme allein konnte doch nicht ins Gewicht fallen.“

„Die Juroren sind ja fast alle mit Bruckner befreundet. Der Kerl verkehrt doch mit der halben Stadt. Hertler war eben bei mir, brachte mir die Entwürfe zurück, benahm sich persönlich sehr nett und kollegialisch, sagte, daß er unbedingt für mich gestimmt habe, mir jedoch nicht verhehlen wolle, daß Bruckner stark Stimmung gegen mich gemacht hätte.“

„Es thut mir so sehr leid.“

„Das dürfte mir wenig helfen, nachdem ich diesen Mißerfolg deiner Mitwirkung verdanke. Ich bin außer mir. Hertler bat mich im Namen der Kommission die Skizzen zu ändern oder neue zu entwerfen. Ich habe mich aber schönstens dafür bedankt. Die Gesellschaft mag sich willfährigere Künstler suchen, an denen sie herumnörgeln kann; ich lasse mich nicht schurigeln. Solch eine Blamage für mich! Das geht nun wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Ich kann

mich wahrhaftig nirgend mehr sehen lassen. Die historische Kunst entspräche wohl nicht ganz meiner Richtung, haben sie gesagt. Nun, ich will ihnen zeigen, daß ich auch auf diesem Gebiet etwas leisten kann. Sie sollen noch vor mir zu Kreuz kriechen."

Inge hatte lebhaftes Mitgefühl, wagte jedoch nicht ein begütigend freundliches Wort zu sagen; er war zu aufgeregt; und wie sie nun stumm und verschüchtert dasaß, meinte er, sie sei teilnahmlos, freue sich wohl gar heimlich über den Schlag, den sein Selbstgefühl erhalten, und ein Strom von bitteren Vorwürfen quoll ihm über die Lippen, deren Ungerechtigkeit sie empörte und ihr Mitgefühl in Gehässigkeit wandelte.

Die Blätter aufraffend, die sich vorhin beim Fallen entrollt hatten und über den Fußboden verstreut lagen, verließ er endlich das Zimmer. (Schluß folgt.)

Der Gast.

Von

Frida Schanz.

Im silbernen Becher schäumt der Met. —
Mit dem Willkommengruß vor dem König steht
Ragnit, die Jungfrau, im Linnenkleide. —

Auf dem Bondenhof in der öden Heide
Kehrte nach uralter Nordlandsweise
König Olaf ein auf der Eriksreise,
Wie stets nach drei Jahren, wie alle drei Jahr.
— — — — — — — — — — —

Dreihundert Mann sind seine Schar.
Und es dröhnt; — und es schallt; — Stahl und Silber strahlt.
Die rußigen Balken sind rot bemalt. —
Gastlicher Duft in der rauchigen Halle;
Prasselnde Freude im brodelnden Schwalle;
Lodernder Willkomm im Flammenrot.

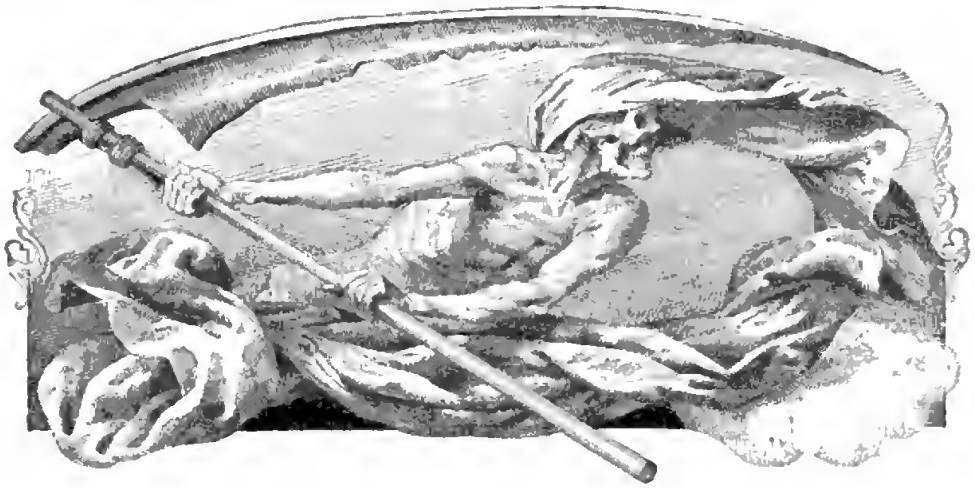
In getriebenem Becher bot
Ragnit, die Jungfrau, im wallenden Haar,
König Olaf den Willkomm dar.
Ernst war ihr Blick. — Der Met war gut,
Schäumend wie lachender Heldenmut. —

Und lachend sagte der König Dank.
Denn er wußte nicht, was er trank,
Wußte nicht, was an dem Trunke gelegen!
Jeder Schluck war ein heißer Segen,
Jeder Tropfen geweiht, gefeit,
Von verschwiegener Innigkeit,
Von einer Gewalt, die der Flamme glich:
König Olaf, mein König, ich liebe dich!
Du hast mich verzaubert, du hast mich gebannt!
Seit ich im Kinderkleid vor dir stand,
Hab' ich dies Glüh'n im Herzen getragen!
Und jeder Tropfen war wildes Klagen,
Wild wie der Sturm auf der öden Heide —:
König Olaf, Sonnenkönig, ich leide!
Du trinkst meinen Trunk, du siehst mich kaum!
König Olaf, mein Leben ward Staub und Traum,
Ward ein Wandern auf unfruchtbaren Wegen,
Dem einen Augenblicke entgegen,
Dem großen, dem leeren, dem wunderbaren,
Wiederkehrend von drei zu drei Jahren,
Da deine Hand nach dem Trunke greift,
Da dein blauer Blick mich im Fluge streift! — —
König Olaf, heute ist Seligkeit!
Morgen bist du schon weit! Wie weit!
Wenn du über die Heide gezogen,
Wenn der letzte Schall deiner Stimme verflogen,
König Olaf, du mein Glück, meine Lust,
Lieg' ich wund an der Heide Brust! — —
Im Dunkel wandl' ich dann wieder drei Jahre. —

Die Maid steht stolz im wallenden Haare.
Ihre ernsten Lippen regen sich nicht;
Kein Zucken ist in ihrem Gesicht.
Sie steht wie ein Bild vor dem hohen Zecher.
Entgegen nimmt sie den leeren Becher;
Sie wirkt geschäftig im rauchigen Saale;
Sie füllt die Hörner beim lauten Mahle;
Stolze Antwort gibt sie den Recken;
Ruhig geht sie durch Lärmen und Necken
In ihrem weißen Jungfrau'ngewand.

Nur manchmal zittert die Mädchenhand.

Digitized by Google



Die Rolle der Nagetiere bei der Verbreitung der Pest.

Von

Dr. M. Calm.

(Abdruck verboten.)

Der Ausgang des XIX. Jahrhunderts zeigt uns einen unheimlichen, schon lange nicht gesehenen Gast vor den Thoren Europas: die Pest. Nachdem die Seuche im Jahre 1894 aus dem Innern Chinas an die ostasiatische Küste vorgedrungen, 1896 nach Bombay verschleppt worden ist, beschränkt sie sich bis zum Jahre 1899 auf Vorderindien und China, um von dieser Zeit an plötzlich auch in verschiedenen anderen Ländern bald hier bald dort aufzutauchen mit der ausgesprochenen Neigung einen pandemischen Charakter anzunehmen. Die Kulturstaaten haben es nicht verabsäumt, Maßnahmen zu treffen, um den gefürchteten Feind möglichst an der Schwelle abzuweisen, und es gründen sich diese Maßnahmen nicht zum mindesten auf die vertiefsten Kenntnisse, die wir gleich im Beginn des gegenwärtigen Seuchenzuges über das Wesen der Krankheit erworben haben, Kenntnisse, durch welche gleichsam mit einem Schlage Licht in das geheimnisvolle Dunkel gebracht wurde, das Jahrtausende hindurch über der eigentlichen Natur dieser furchtbaren Krankheit gelagert hatte. Im Jahre 1894 konnten der japanische Forscher Kitasato und der französische Forscher Yersin, die beide seitens ihrer Regierungen nach Hongkong zum Studium der dort ausgebrochenen Seuche entsandt worden waren, fast gleichzeitig und unabhängig voneinander mittels der von Robert Koch in der Wissenschaft eingeführten Methoden den sicheren Nachweis erbringen, daß als Erreger der Krankheit ein charakteristischer Bacillus anzusprechen sei, dessen Anwesenheit im Körper der von der Pest Befallenen, insbesondere in den krankhaft veränderten Organen sich regelmäßig konstatieren läßt. Auf diese Entdeckung des Pestbacillus stützt sich die gesamte moderne Pestlehre; auf dem Studium seines Verhaltens innerhalb und außerhalb des menschlichen Organismus baut sich jeder moderne Plan zur Bekämpfung der Seuche auf.

Die experimentellen Studien, die mit dem Pesterreger angestellt wurden, ergaben nun zunächst unter anderem das interessante Resultat, daß zu den Tieren, die für ihn besonders empfänglich sind, mit in erster Reihe die Nagetiere gehören; vor allem sind Ratten und Meerschweinchen so außerordentlich empfindlich, daß schon das Bestreichen der glattrasierten Haut oder der unverletzten Schleimhaut mit Spuren einer Reinkultur von Pestbacillen genügt um den Tieren die Krankheit beizubringen, der sie innerhalb weniger Tage absolut sicher erliegen. Was aber noch größere Wichtigkeit beanspruchte, war die Feststellung, die man in neuerer Zeit, zumal nachdem die Aufmerksamkeit darauf gelenkt ist, bereits wiederholt gemacht hat, daß während einer an einem Orte wütenden Pestepidemie gleichzeitig ein *spontanes* massenhaftes Absterben von Nagetieren und zwar hauptsächlich von Ratten stattzufinden pflegt, ein Absterben, als dessen Ursache man eine Ansteckung mit demselben

Krankheitskeim fand, der die Seuche beim Menschen hervorruft. In der That ließen sich wiederholt in den solchermaßen erkrankten Tieren diese typischen Pestbakterien nachweisen; die Rattenpest ist demnach als eine mit der menschlichen Pest völlig identische Krankheit zu betrachten. Dieses Rattensterben zur Zeit der Pest nimmt mitunter eine außerordentlich große Ausdehnung an. In Hongkong zählte man in einzelnen Quartieren bis zu 20 000 Rattenleichen; in einer Straße sammelte man mehr als 1500 Kadaver. Bisweilen wurde Ähnliches bei den Mäusen beobachtet z. B. in Formosa; und im Innern von Asien, an den nördlichen Abhängen des Baikals, existiert ein Pestherd, wo das Erkranken der Menschen mit einer seuchenhaften Erkrankung der Murmeltiere einhergehen soll. Öfters ließ sich feststellen, daß die Tierseuche der menschlichen zeitlich vorausging. Wenn die Tiere von der Krankheit ergriffen werden, so pflegen sie ihre Scheu vor den Menschen zu verlieren, sie kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, zeigen sich auf den Straßen und in den Wohnräumen, sie taumeln, was besonders charakteristisch ist, wie trunken hin und her, lassen sich sogar ohne weiteres mit den Händen fangen und verenden schließlich in irgend einem Winkel. Hat die Seuche erst einmal unter den Ratten begonnen, so pflanzt sie sich rapide wie ein Lauffeuer unter ihnen fort, und selten entrinnt dann ein Tier dem Verderben. Das hängt damit zusammen, daß sie einerseits, wie erwähnt, von vornherein hochgradig für die Pest empfänglich sind, und daß andererseits die überlebenden Tiere die fatale Gewohnheit haben die Leichname der abgestorbenen zu benagen und sogar teilweise aufzufressen, wobei sie sich natürlich die Pestkeime ohne weiteres einverleiben. Infolgedessen sterben sie auch zumeist unter den typischen Symptomen der Darmpest.

Es lag natürlich nach solchen Erfahrungen nahe genug, die Rattenpest in engsten Zusammenhang mit der menschlichen zu bringen, ja in ihr geradezu eine Hauptquelle für die Entstehung und Verbreitung der letzteren zu erblicken. Gelingt es doch auf diese Weise auch unschwer, eine ganze Reihe bisher dunkler Punkte in der Epidemiologie der menschlichen Pest in befriedigender Weise klar zu stellen! So ist bekannt, daß wenn erst an einem Orte sich irgendwo ein Pestherd gebildet hat, oft an ganz ferngelegenen, mit diesem anscheinend in keiner Beziehung stehenden Stellen sich plötzlich neue Pestcentren etablieren, deren Entstehung bei der Annahme eines unterirdischen Verschleppungsweges durch die Nager sofort verständlich wird. In der That fand man auch an manchen Orten z. B. in Sydney (1900) stärkere Sterblichkeit der Ratten dort, wo ein neuer Herd auftauchte. Auf solche Weise wird es auch begreiflich, wie Schiffe, deren Mannschaften selbst vollkommen gesund sind, die Seuche an fremde Küsten verschleppen können, indem sie eben infizierte Ratten bergen, die vom Hafen aus sei es schwimmend sei es mittels der gelöschten Ladung das Land erreichen; und auf diese Art läßt sich auch die zunächst sehr rätselhafte, aber sicher beobachtete Erscheinung erklären, daß unter den ursprünglich absolut gesunden Passagieren oder Matrosen eines schon längere Zeit auf hoher See befindlichen Schiffes plötzlich die Seuche auftritt. Sehr beweisend für die Vermittlerrolle der Ratten ist das bei dem gegenwärtigen Seuchenzuge nun schon wiederholt beobachtete Erscheinen der ersten Pestfälle unter dem Personal von Getreidespeichern, Nahrungsmittelmagazinen, kurz solcher Lokalitäten, die bekanntlich einen bevorzugten Ansiedlungs- und Aufenthaltsort der Ratten bilden. So kamen in Alexandrien (1899) alle Fälle im Beginn der Epidemie in der Nähe von Krämereien, Lebensmittelniederlagen und Kornhäusern vor, in Djeddah (1898), dem Hafenplatz der Mekkapilger, brach die Seuche zuerst unter Packträgern großer Speicher aus, in Bombay und Oporto häuften sich die Pestfälle um große Getreidemagazine. Erwähnt sei auch, daß der letzte im Deutschen Reich zur Beobachtung gelangte Pestfall in Bremen Ende Oktober 1900 einen Seemann betraf, der kurz vorher mit dem Reinigen eines frisch entladenen Schiffsraumes eines Dampfers beauftragt gewesen war, auf dem vorher tote Ratten in großer Zahl gefunden waren, so daß auch hier möglicherweise beim Zusammensegen des mit pestbacillenhaltigen Ausscheidungen kranker Ratten verunreinigten Schiffskehrichts die Übertragung erfolgte.

Was die Wege betrifft, auf denen die Übertragung der Pestkeime von den Tieren auf den Menschen stattfindet, so ist vor allem darauf hinzuweisen, daß die pestkranken Ratten

mit ihren Ausſcheidungen, ſpeciell mit ihrem Urin und Kot maſſenhaft virulente Peſtbacillen entleeren und überall, wo ſie hinkommen, ablagern. Geſchieht letzteres auf Speiſevorräte und Lebensmittel, ſo können dieſe die Vermittlung übernehmen, geſchieht es auf den Fußboden der Wohnräume oder den Erdboden in den Straßen, ſo kann der ſo inficierte Staub entweder eingeatmet werden oder, was wohl das häufigere iſt, bei Berührung mit der Haut durch dieſe hindurch die Einimpfung bewerkſtelligen; ſpeciell bei einer barfuß gehenden Bevölkerung iſt hieran zu denken. Man hat aber neben dieſen toten Vehikeln auch noch lebende Zwiſchenträger als Transporteure der Seuche von Tier auf Menſch in Betracht gezogen und hier gewiſſen Inſekten, in erſter Reihe den — Flöhen eine erhebliche Bedeutung zuſchreiben zu müſſen geglaubt. Die Flöhe, die auf der Haut peſtkranker Tiere geſeſſen haben, ſollen, auf den Menſchen übertwandernd, die Keime auf ihn entweder unmittelbar durch Stich oder doch wenigſtens durch Ablagerung auf die Hautoberfläche übertragen. Von vornherein ſpricht auch mancherlei für eine ſolche Möglichkeit; ſo gelang es thatſächlich, in Flöhen, die auf Peſtratten geſeſſen hatten, Peſtbacillen nachzuweiſen; man ſah ſogar im Experiment die Peſt von erkrankten Ratten, die durch doppelte Käfiggitter von geſunden abgeſperrt waren, auf dieſe dadurch überwandern, daß die Rattenflöhe die erkaltenden Leichname der an der Krankheit verendeten Tiere verließen und ſich auf das Fell der geſunden Tiere begaben. Ob indeſſen eine ſolche Übertragung der Peſt mittels Flöhe auf den Menſchen öfters ſtatthat, muß ſchon deshalb als fraglich erſcheinen, weil die Flohraſſen, die die Haut der Ratten bevölkern, im allgemeinen nicht auf den Menſchen überzugehen, zum mindeſten ihn nicht zu beißen pflegen; jede Flohart — und es gibt deren eine große Zahl — hat nämlich zumeiſt die Gepflogenheit ein ſpecielles Wirtstier zu bevorzugen. Immerhin werden doch bis auf die jüngſte Zeit in manchen Peſtberichten die Flöhe in hohem Maße für die Übertragung verantwortlich gemacht. Übrigens konnte man auch in Fliegen, die auf toten Peſtratten geſeſſen, ſowie in Ameiſen, die ſolche gefreſſen hatten, Peſtbacillen nachweiſen; aber es iſt wohl mehr als zweifelhaft, ob dieſen Tieren je eine praktiſch in Betracht kommende Bedeutung bei der Infektion des Menſchen zufällt; keineswegs ſpielen ſie etwa bei der Peſt eine Rolle von der Art, wie man ſie neuerdings den Mosquitos bei der Propagation des Wechſelfiebers zuzuerkennen geneigt iſt.

Bei der erheblichen Tragweite, die wir jedenfalls den Ratten und Mäuſen für die Ausbreitung der Peſt beimeſſen müſſen, verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß dieſem lichtſcheuen Geſindel neuerdings an allen beteiligten Orten eine erhöhte Aufmerkſamkeit geſchenkt wird. In allen Berichten über Peſtepidemieen der letzten Jahre bildet die Schilderung des Verhaltens der Nager ein wichtiges Kapitel, vor allem bildet die Frage ihrer Ausrottung einen weſentlichen Programmpunkt unter den Maßnahmen, die auf die Bekämpfung der Peſtſeuche gerichtet ſind. Mit Recht haben ſogar Ärzte und Behörden aufgefordert, dieſe Vernichtung ſchon vorher, zumal an gefährdeten Orten, in die Wege zu leiten, um auf dieſe Weiſe der Entſtehung einer Epidemie von vornherein vorzubeugen. Denn ſo lange die Krankheit nur einzelne Menſchen ergriffen hat, iſt oft noch Ausſicht vorhanden, ſie bei rechtzeitiger Erkennung, ausreichender Iſolierung und ſtrenger Desinfektion auf den Ausgangsherd zu beſchränken; hat ſie ſich aber erſt der Ratten bemächtigt, dann ſind ihrer Ausbreitung und Verſchleppung Thür und Thor geöffnet. Thatſächlich iſt die Ausrottung dieſes Gelichters durchaus keine ganz einfache Sache, und es bedarf dazu nicht ſelten eines ſehr zähen und lange fortgeführten Kampfes. Gibt es doch beſonders in Hafenorten und Großſtädten gewiſſe Lokalitäten, die, wie z. B. Markthallen, Getreideſpeicher, Schiffsräume u. ſ. w., geradezu wahre Brutſtätten der Nagetiere darſtellen! Für Kanäle, Schiffsräume und dergleichen hat ſich vielfach ein wiederholtes Ausräuchern durch Verbrennen von Schwefel als wirkſam erwieſen. Auch durch konſequentes Legen von Gift (Phosphorlatwerge) erzielt man beträchtliche Erfolge; in Sydney beiſpielsweiſe gelang es hierdurch nachweislich, über 100 000 Ratten zu töten; hier wurde das Gift unentgeltlich an Privatperſonen verteilt, und außerdem ein Stab von Rattenfängern eigens von der Regierung zu dieſem Behufe angeſtellt. Anderwärts bewährte ſich auch das Aufſtellen von Fallen. In Altona, das, an der Elbmündung ge-

legen, der Einschleppungsgefahr besonders ausgesetzt ist, leitete man die Vernichtung der Ratten in den Sielen so in die Wege, daß man kleine Fische (Stinte) an der Bauchseite aufschnitt, die Bauchhöhlung mit Rattengift bestrich und die so behandelten Fische in den Sielen an trockenen Stellen niederlegte. An manchen Orten erwies es sich zweckmäßig die Bevölkerung zur Vertilgung des Ungeziefers dadurch zu ermuntern, daß man kleine Geldpreise für tot eingelieferte Ratten aussetzte. Bei der Epidemie in Kobe und Osaka in Japan (1899 und 1900) wurden auf diese Art 20 000 bezw. 15 000 Ratten vernichtet. Daß ein solcher Rattenvertilgungskrieg mitunter auch seitens der Bevölkerung auf Widerstand stoßen kann, zeigt das Beispiel des letzterwähnten Ortes, wo die reichen Kaufleute den Maßnahmen infolge ihres Aberglaubens, daß die Ratten Schutzengel des Reichtums seien, hinderlich waren. —

Ist auch der wissenschaftliche Nachweis von der Identität der Nagetier- und der menschlichen Pest durch die Feststellung des gleichen Krankheitserregers erst in neuerer Zeit erbracht worden, so sind doch die Thatsachen selbst, daß in Pestzeiten ein stärkeres Rattensterben stattfindet, daß dieses mit der menschlichen Seuche in gewissem Zusammenhang steht, ja daß sogar eine Berührung kranker und toter Ratten direkt gefährlich werden könne, der Volksbeobachtung auch früher durchaus nicht ganz entgangen. Aus alten indischen Pestschriften geht hervor, daß in den Heimatländern der Pest an den Abhängen des Himalaya diese Thatsachen schon vor Jahrhunderten bekannt waren. In China gelten allgemein im Volke tote Mäuse als Vorzeichen einer Pestepidemie. Vielfach wird das stärkere Absterben der Nager als ein so sicheres Signal eines Herannahens der Krankheit betrachtet, daß es die Eingeborenen geradezu zur schleunigen Flucht aus ihren Wohnsitzen veranlaßt. So verlassen im Baikalgebiet die dortigen Bewohner beim Auftreten der Murmeltierpest ihre Zelte und verbrennen sie, sobald sie nach Erlöschen der Seuche unter den Tieren zurückkehren. Auch in Kisiba, einem Ländchen am Südufer des Kageranils im Innern von Afrika, das seit einer Reihe von Jahren wiederholt von der Pest, hier Rubwunga genannt, heimgesucht wird, ist das große Rattensterben als Beginn einer Epidemie so regelmäßig wahrgenommen worden, daß die Leute schleunigst die Bananenhaine, die sie sonst bewohnen, verlassen, sobald „die Ratten zahm werden", wie sie sich in charakteristischer Weise ausdrücken; sie siedeln sich außerhalb der Haine im offenen, sonnigen Graslande in notdürftigen Hütten an, um erst nach Aufhören der Rattenpest zurückzukehren.

Forscht man nun aber weiter nach, ob und inwieweit man in Europa in früheren Zeiten, in denen, wie besonders im Mittelalter, die Pest wiederholt in verheerendster Weise hauste, über den Zusammenhang zwischen der Pest der Nagetiere und der des Menschen etwas Näheres wußte, so ergibt eine genauere Prüfung, daß diese Beziehung allem Anschein nach vielfach überhaupt nicht recht bekannt war, sicherlich aber nicht in der Bedeutung, die wir ihr heutzutage beimessen, gewürdigt wurde. Allerdings ist bei der Schilderung der Seuche sehr oft von Ratten und Mäusen die Rede, indessen meistens doch nicht im obigen Sinne. Das älteste Dokument, das hier anzuführen wäre, ist die Bibel. Im ersten Buch Samuelis wird berichtet, daß die Philister wegen des Raubes der Bundeslade mit einer schweren Beulenseuche gestraft wurden. Um davon befreit zu werden, sollten sie fünf goldene Beulen und fünf goldene Mäuse als Schuldopfer bringen. Dabei heißt es von den Mäusen: „Die euer Land verderbet haben." Das ist doch wohl nur derart zu deuten, daß es sich um eine Beulenpest handelte, die unter den Menschen wütete, und um eine Mäuseplage, welche die Ernten vernichtete. In diesem Sinne ist es wohl auch nur aufzufassen, wenn die alten Ägypter Maus und Ratte als Sinnbild der Vernichtung betrachteten. Im klassischen Altertum war die Thatsache, daß gewisse Krankheiten Mensch und Tier zugleich befallen können, gewiß nicht unbekannt. Schon in der Ilias wird bei Schilderung der von Apoll ins Lager der Griechen entsandten Seuche von Homer erwähnt, daß auch Maultiere und Hunde starben. Es lassen sich auch mit Bestimmtheit Epidemieen von Beulenpest bis ins III. Jahrhundert vor Christi zurück nachweisen; trotzdem aber vermißt man bei den Schriftstellern jener Zeit jeden Hinweis auf die Beteiligung der kleinen Nager bei Pestepidemieen. Aus der Zeit des Mittel-

alters, in dem die Seuche, insbeſondere während des XIV. Jahrhunderts unter dem Namen des ſchwarzen Todes, bei uns in Deutſchland beſonders heftig wütete, aber auch aus den ſpäteren Jahrhunderten beſitzen wir eine außerordentlich reiche Litteratur von Ärzten und Laien über die Peſt; hier geſchieht nun freilich auch ſehr oft der Ratten und Mäuſe Erwähnung; indeſſen finden ſich ſolche Angaben, die eine Kenntnis des wirklichen Zuſammenhangs verraten laſſen, nur ganz vereinzelt. So erwähnt allerdings Avicenna (um das Jahr 1000), es gehöre zu den Vorzeichen der Peſt, daß die Mäuſe aus den Löchern hervorkommen und ſich — wie wir es auch heute ſehen — wie trunken bewegen; aber er betont weder das Abſterben der Tiere noch ihre Bedeutung für die Verbreitung der Seuche. Von anderen Autoren, ſo beſonders auch von deutſchen Chroniſten, wird allerdings eine ſtarke Sterblichkeit der Haustiere zur Zeit der Peſt erwähnt; unter anderen erzählt Boccaccio in der Einleitung zu ſeinem Decamerone, jedes Tier, das einem Peſtkranken gehörende Dinge berührte, ſei geſtorben; aber weder er noch die meiſten anderen erwähnen dabei ausdrücklich die Ratten und Mäuſe, und wo es gelegentlich doch geſchieht, wird es jedenfalls nicht als bedeutungsvoll hervorgehoben. So iſt es auch bezeichnend, daß in Peſtordnungen, wie ſie früher zur Zeit der Seuche vielfach ſeitens der Behörden oder der Ärzte erlaſſen wurden, allerdings oft vor Anſchaffung und Berührung von Haustieren, wie Hunden, Katzen, Gänſen, Schweinen gewarnt wird, weil ſie an Peſt erkranken oder wenigſtens in ihrem Haar- und Federkleide den Anſteckungsſtoff verſchleppen oder endlich durch ihren Geſtank die Luft verderben können: indeſſen gerade der Ratten und Mäuſe wird hierbei niemals Erwähnung gethan. Dem gegenüber wird freilich ungemein häufig in der Peſtlitteratur betont, es ſei als ein Vorzeichen der Seuche zu betrachten, wenn Ratten und Mäuſe ſich vermehren und ihre Schlupfwinkel verlaſſen. Prüft man nun aber dieſe Angabe über die Vermehrung und den Wandertrieb der kleinen Nagetiere genauer, ſo legt der Umſtand, daß hierbei niemals von eigener Beobachtung die Rede iſt, und daß die Angabe in faſt gleichlautender Weiſe ſich immer wieder vorfindet, die Vermutung nahe, daß wir es hier mehr mit einer von einem Autor auf den anderen fortgepflanzten Überlieferung, als mit einer ſelbſtändig gemachten Beobachtung zu thun haben. Und was ferner ſehr bemerkenswert iſt, die erwähnte Erſcheinung wird nicht nur von den Ratten und Mäuſen berichtet, ſondern auch noch von zahlreichen anderen Tieren wie Fröſchen, Kröten, Eidechſen, Schlangen, Mücken, Raupen, Schnecken, allerhand Vögeln, ſelbſt Krokodilen ꝛc., von Tieren alſo, von denen wir wenigſtens zum Teil wiſſen, daß ſie für die Peſt gar nicht empfänglich ſind und mithin auch an ihrer Verbreitung gar nicht weſentlich beteiligt ſein können. Der Grund dafür, daß eine ſolche Schilderung ſich dauernd in den Schriften fortpflanzen konnte, iſt wohl darin zu finden, daß ein derartiges Verhalten der Tiere ſehr gut mit den Vorſtellungen übereinſtimmte, die in damaliger Zeit über das Weſen der Seuche allgemein die herrſchenden waren. Nach der damaligen Anſchauung beruhte die Peſt auf Zerſetzungs- und Fäulnisprozeſſen im Erdboden, die wiederum eine Fäulnis der Luft zur Folge hatten. Im faulenden Erdboden entſtanden aber auch nach der Anſicht jener Zeit allerhand Tiere wie Mäuſe, Ratten und dergleichen, und umgekehrt deutete auch eine ſtarke Vermehrung ſolcher Tiere auf Zerſetzungsvorgänge in der Erde hin. Außerdem aber ſchrieb man ſchon von alters her Ratten und Mäuſen die Fähigkeit zu, allerhand Unheil wie Erdbeben, Feuersbrunſt, Schiffsuntergang vorauszuahnen; ſchon bei Plinius heißt es in dieſem Sinne: Mures imminentibus ruinis praemigrant, die Mäuſe wandern bei drohendem Untergange vorher aus; ſo lag es denn auch nahe, ihnen das Vermögen zuzuerkennen, die Zerſetzung des Erdreichs, die die Peſt zur Folge hatte, im voraus zu merken und ſich der Seuche durch frühzeitige Flucht zu entziehen. Erwähnt ſei ſchließlich, daß auch in den maleriſchen Darſtellungen der Krankheit, die wir aus jener Zeit, ſei es auf Titelblättern von Peſtſchriften ſei es in beſonderen Gemälden, beſitzen, kein die Beziehungen der Nager zur Peſt kennzeichnender Hinweis ſich vorfindet, wie doch ſonſt zu erwarten wäre. Das Raffaelſche Bild Il Morbetto enthält neben menſchlichen Peſtkranken und -leichen nur zwei tote Schafe und einen Pferdekadaver. Ein hierher gehöriges Meiſterwerk Pouſſins (1630), das

ſich im Muſeum des Louvre befindet, läßt zwar neben den menſchlichen Geſtalten auch eine Anzahl von Mäuſen erkennen; indeſſen ſtellt das Gemälde die oben erwähnte bibliſche Peſt der Philiſter dar, und die auf ihm vorhandenen kleinen Tiere, ſollen offenbar nur die gleichzeitige Mäuſeplage illuſtrieren.

Wie erklärt ſich nun dies Verhalten der älteren Beobachter? Da man kaum annehmen kann, daß ihnen eine ſo auffällige Beziehung völlig entgangen wäre, ſo bleibt nur die Vermutung übrig, daß jene Beziehung in früherer Zeit keine ſo enge war, daß alſo in den damaligen Peſtepidemieen in Europa die Nagetiere keine oder doch wenigſtens keine ſo erhebliche Rolle bei der Peſtverbreitung ſpielten, wie es neuerdings wiederholt in Aſien, Afrika, Auſtralien geſehen wurde. Das iſt um ſo wahrſcheinlicher, als auch ſchon Beobachtungen aus dem gegenwärtigen Seuchenzuge vorliegen, die beweiſen, daß dieſe Tiere durchaus nicht immer und überall eine Bedeutung haben müſſen. So trugen ſie bei den Peſtfällen in Glasgow im vorigen Jahre nachweislich nichts zur Verbreitung bei, und auch gelegentlich einer kleinen Epidemie, die im Sommer 1899 in dem ruſſiſchen Dorfe Kolobowka im Gouvernement Aſtrachan ganz plötzlich ausbrach, ergab die an mehreren Tauſenden von Nagetieren der Umgegend vorgenommene Unterſuchung nach dieſer Richtung keinerlei Anhaltspunkt. Solche Erfahrungen, zuſammengehalten mit denen der Vergangenheit, lehren jedenfalls, daß es wohl etwas zu weit gegangen iſt, die Peſt, wie es neuerdings geſchah, in erſter Reihe als eine Tierkrankheit, als eine Krankheit der Nagetiere hinzuſtellen, die nur gelegentlich auf den Menſchen übergreife. So verſuchte man bereits die geſamte Epidemiologie der Peſt ſo zu deuten, daß die Krankheit, in ihren Heimatländern, im Innern Aſiens, unter den dortigen Ratten und Mäuſen in abgeſchwächter Form endemiſch herrſche. Dadurch, daß die Tiere von Zeit zu Zeit, vielleicht unter dem Einfluſſe gewiſſer telluriſcher Erſcheinungen, ſich auf die Wanderſchaft begeben, in andere Gegenden gelangen und dabei die dortigen peſtverſchonten Tierſtämme anſtecken, nehme ſie einen gefährlicheren, virulenteren Charakter an, in welcher Form ſie dann auch auf den Menſchen übertragbar werde. Inwieweit eine derartige Annahme zutreffend iſt, muß vorläufig dahingeſtellt bleiben; immerhin iſt es notwendig zu betonen, daß als Verbreiter der Peſt vor allem der Menſch ſelbſt in Betracht kommt. Über der wichtigen Rolle, die die Nagetiere hier ſpielen können, darf doch die Bedeutung nicht unterſchätzt werden, welche der Verbreitung der Krankheit von Menſch zu Menſch ſowie durch tote Gegenſtände, menſchliche Effekten, Kleider, Lumpen und dergleichen unbedingt zukommt.

Der Uhrmacher. Nach dem Gemälde von Joseph Kriwer.

Blick auf Bingen vom Rochusberg.

Auf dem Rheindampfer „Borussia.“

Von

M. K. Oellner.

Mit fünfzehn Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Rhein und Wein reimt nicht nur, sondern gehört auch zusammen, wie in Deutschland jedermann weiß. Aber wer beides recht und aus dem vollen genießen will, bedarf noch eines dritten: des Rheindampfers! Wer jemals den Rhein besucht und die Herrlichkeiten in sich aufgenommen hat, welche dort in verschwenderischer Fülle die Natur dem Menschen spendet, erinnert sich freudig der Stunden, die er auf den Dampfern verbrachte, welche ihn über die grünen Wellen des Stromes führten. Zwar begleiten den Rhein auf seinem schönsten Teil zwischen Rüdesheim und Bonn rechts und links Schienenwege, und sie schmiegen sich so eng an den Thalweg des Stromes an, daß stellenweise die Bahn mittels Tunnels durch die Felsen geführt ist, um den Windungen des Flusses folgen zu können; auch ist es wahr, daß man von der Eisenbahn aus manchen schönen Blick auf den Strom haben kann. Allein keinem Menschen wird es einfallen, die Schönheiten des Rheines auf einer Eisenbahnfahrt genießen zu wollen! Dazu die-

Der Mäuseturm bei Bingen.

Der Rheindampfer „Borussia."

nen vielmehr ausschließlich die Rheindampfer, und die Erfahrungen von fünfundsechzig Millionen Menschen haben in dieser Hinsicht endgültig entschieden. So groß ist nämlich die Zahl der Reisenden, welche die Rheindampfer seit ihrem Bestehen befördert haben. Wenn wir aber hier von Rheindampfern sprechen, so meinen wir selbstverständlich nur jene gelb und weißen Boote mit schwarzen und schwarzweißen Kaminen, welche die Flotten der vereinigten Kölner und Düsseldorfer Dampfschiffsgesellschaften repräsentieren und die so gut wie ausschließlich von den Reisenden, die den Rhein besuchen, benutzt werden. Ein Eisenbahnzug hat nichts Individuelles, keine Geschichte, nichts Anziehendes; ein Rheindampfer dagegen ist ein Individuum, an welches sich für Tausende liebe und schöne Erinnerungen knüpfen. Man braucht nur einzelne Namen zu nennen, und zahllose Herzen schlagen lebhafter in dem Gedanken an die Stunden, da der „Deutsche Kaiser", „Frauenlob", „Hansa", „Lohengrin", „Elsa" oder wie die Dampfer sonst heißen, sie zwischen den rebenbewachsenen Höhen, an den Ruinen der alten Burgen vorbeiführten und der weingefüllte Römer im Sonnenlicht funkelte. Auch wer die schönsten Punkte der Welt gesehen, gesteht gern, daß eine Rheinfahrt zu dem Herrlichsten gehört, was die Erde bietet, und fühlt dem Dichter nach, der da singt:

„Nur am Rheine will ich leben,
Nur am Rheine will ich sein!"

Das Buffet vor dem Eingang zum Speisesaal der „Borussia"

Allerdings ist es wahr, daß man alle Schönheiten des Rheinstroms und seiner Umgebung nur durchausgiebige Fußwanderungen kennen lernt, und wer nicht im Schweiße seines Angesichts jene schroffen Steine erstiegen hat, von deren Höhen die Trümmer vergangener Herrlichkeit über die Wasser schauen, kennt die vollen Reize des schönsten deutschen Stromes nicht. Aber auch der rüstigste Fußwanderer bedarf

der Fahrgelegenheit, und diese bieten ihm wie allen, die nicht Kraft und Lust haben, ins Gebirge zu wandern, unsere herrlichen Rheindampfer in reichster Fülle und mannigfachem Wechsel. —

Von Rüdesheim waren wir mit der Zahnradbahn zum Nationaldenkmal gestiegen und hatten noch einmal im Geiste an uns vorüberziehen lassen die großen Tage, da unser Volk in Waffen den Erbfeind zu Boden schmetterte. Vor uns breitet sich der Rheingau aus, prangend im lachenden Sonnenschein; drüben schaut der Rochusberg mit der neuen gotischen Kirche auf den Strom, und rechts rauscht dieser in die schmale Schlucht, welche erdgestaltende Kräfte vor unzähligen Jahrtausenden in das Felsplateau eingerissen haben. Gegen Süden aber verschwimmen Land und Strom in bläulichem Duft des Horizonts, und über der ganzen Gegend liegt es wie Festesstimmung, unwillkürlich mahnend an des Dichters Wort: „Das ist der Tag des Herrn!“ Da bemerkten wir fern ab am Horizont über dem Silberband des Stromes eine Rauchsäule und wußten nun, daß ein Dampfer nahte, der uns stromabwärts durch das romantische Rheinthal tragen würde. Also hieß es Abschied genommen von dem Zauberbild hier oben, um unten neue Bilder in uns aufzunehmen. Zwischen den Rebengeländen führte uns die Zahnradbahn bald hinab, und wir beeilten uns, das Gestade des Stromes zu erreichen. Aber was ist das? Welch' mächtiges, imposantes Schiff legt eben an die Brücke, ein Dampfer, wie wir solchen bis jetzt auf dem Rheine noch nicht gesehen hatten! Es war der neue Prachtdampfer „Borussia“ der Kölnischen Gesellschaft, welcher uns aufzunehmen bereit lag.

Schon die äußere Gestalt dieses Dampfers verkündigt, daß wir in ihm eins der Meisterwerke des modernen Schiffbaus vor uns haben. In einer Länge von 75 Meter bei einer Breite des Schiffskörpers von 8 und auf dem Radkasten von fast 15 Meter, baut sich der Dampfer in zwei Etagen übereinander auf, einem schwimmenden Palast vergleichbar. Zum Entzücken für das Auge des Kenners aber ist an dieser gewaltigen Masse jede Linie des Umrisses mit dem feinsten Gefühl für Schönheit der Formen gezogen. Die starren Eisenmassen sind, wie biegsames Wachs, mit unsagbarer Geschicklichkeit in diejenigen Linien und Kurven gebracht, welche die größte Stabilität und Geschwindigkeit des Schiffes mit der lieblichsten Form für das Auge des Beschauers vereinigen. Es ist etwas unsagbar Schönes, die „Borussia“, dieses herrlichste Schiff, das auf dem Rhein schwimmt!

Die unteren Salons der „Borussia.“

Für gewöhnlich halten die großen Salondampfer in Rüdesheim nicht an, sondern von Mainz ab nur in Biebrich, Koblenz, Bonn und Köln. Doppelt erfreut benutzen wir daher die ausnahmsweise Gelegenheit, hier an Bord des neuen Schiffes zu gehen, und wenige Minuten später setzt sich das gewaltige Boot stromabwärts in Bewegung. Schon grüßt der Mäuseturm von seinem Felsen im Rhein herüber und hat eine rote Fahne aufgesteckt, zum Zeichen, daß die Fahrt durch das gefürchtete Bingerloch frei ist.

Rauchſalon der „Boruſſia.“

Hoch gehen die Wellen, brauſend ſtrömt der Rhein in die Enge zwiſchen den Felsmaſſen, und pfeilſchnell gleitet der Dampfer durch die ſchäumende Flut. Rechts und links ragen Felsköpfe aus den rauſchenden Waſſern und drüben bezeugt der Giſcht der Brandung, daß dort nur wenig unter dem Waſſerſpiegel gefahrdrohende Felſen lauern; aber vom kundigen Lotſen geleitet, ſchießt der Dampfer ſicher an den Klippen vorüber. Nun wollen wir zunächſt einen Rundgang durch das prächtige Schiff machen. Welch' herrliche Promenade auf dem Oberdeck desſelben, einem freien Plateau von über 500 Quadratmeter Fläche! Hier tummelt ſich der Strom der Reiſenden. Fröhlichen Gruppen begegnen wir, bequem gelagert um Tiſche, auf denen Flaſchen und Weinpokale beweiſen, daß das Sprichwort: „Labt ſich Herz und Seele, dürſte nicht die Kehle,“ hier zur Wahrheit wird. Dort jenes Paar abſeits genießt ungeſtört von anderen die Schönheit der Gegend am ſchönſten Tage des gemeinſamen Lebens: Glück zu! Möge das Schifflein eures Lebens ſo glücklich und ſicher fahren wie der ſtattliche Dampfer, der euch heut zum erſtenmal fürs Leben vereinigt, trägt! Wir begeben uns unter Deck und treffen gleich im Vorderſchiffe auf einen prächtigen, in ſaftgrünen Farben gehaltenen Buffetraum, der wunderbar anheimelnd dem Eintretenden entgegenwinkt. Eine breite mit facettiertem Glaſe verſehene Flügelthür führt uns ihm zu, einem geräumigen, hellen und freundlichen Salon, von dem aus man ebenfalls einen vollen Blick auf die herrliche Umgebung des Stromes genießt. In dieſem höchſt gemütlichen Raume finden wir zahlreiche frohe Menſchen, und er bietet bei ungünſtigem Wetter den denkbar bequemſten Aufenthalt. Da er nach vorn einen weiten Ausblick gewährt, ſo kann man von hier aus, ohne durch Wind und Wetter beläſtigt zu werden, die wechſelnde Seenerie des Stromes in Augenſchein nehmen. Es ſind wirkliche Verwandlungsbilder, die ſich dem Beſchauer darbieten: bald rauſcht der Dampfer im Schatten düſterer Felsmaſſen dahin, dann öffnet ſich plötzlich der Vordergrund, und wie einen großen See ſieht man den Strom vor ſich, in der Ferne von Bergen umkrönt, auf deren Höhen Ruinen, einzelne

Häuschen, bisweilen auch kleine Dörfer liegen. Wir aber ſetzen zunächſt unſere Wanderung durch das Schiff fort. Zwiſchen dem Radkaſten und in dieſem ſelbſt finden ſich Räume für die Bedürfniſſe der Schiffsreſtauration und zum Aufenthalt für das Kellnerperſonal, Toilettenräume ꝛc. Fortſchreitend treffen wir im Obergeſchoß des Hinterſchiffes zunächſt wieder auf einen großen in hellen Farben mit reichen Goldverzierungen gehaltenen Büffetraum und treten aus dieſem in den Hauptſpeiſeſaal des Dampfers. Wer dieſen großen Raum zum erſtenmal betritt, iſt völlig überraſcht von dem prächtigen und doch anheimelnden Eindruck, den er hier empfängt. Die gepolſterten Sitze ſind in pfirſichblütenem Rot gehalten, ebenſo die Draperien der hohen und weiten Fenſter, durch welche der Blick, vor den direkten Sonnenſtrahlen geſchützt, frei über den Rheinſtrom ſchweift. Ein angenehmes gedämpftes Licht herrſcht in dem weiten Raume, in welchem bequem 120 Gäſte gleichzeitig tafeln können. Fröhlichere Tiſchgeſellſchaft als auf einem Rheindampfer findet man ſelten! Es trifft alles zuſammen zu gehobener Stimmung: die liebliche Umgebung und der Reiz der ungewohnten Situation, die Vortrefflichkeit der Speiſen und die über alles Lob erhabene Vorzüglichkeit der Weine. Von letzteren ſpäter noch ein Wort. Wir begeben uns zunächſt in die unteren Räume und finden dort noch einen zweiten großen Salon, in ernſterem Stile gehalten, wohin ſich diejenigen zurückziehen können, die nach den Anſtrengungen, welche ſie ihrem geiſtigen und leiblichen Menſchen zugemutet haben, auf ein Stündchen an einem ruhigeren Orte zu verweilen wünſchen. Für Damen iſt außerdem ein beſonderer Raum reſerviert, überhaupt finden wir auf dem ganzen Schiffe jenen Komfort, der unter Vermeidung nutzloſen Prunkes den Aufenthalt behaglich geſtaltet und die richtige Stimmung zu der Umgebung beſitzt. Auch der Maſchine gönnen wir nunmehr einen Blick des Intereſſes. Sie iſt eine zweizylindriſche Hoch- und Niederdruck-Maſchine mit je zwei zuſammengeſetzten Waſſerrohrkeſſeln, welche bei einer Dampfſpannung

Speiſeſaal der „Boruſſia“ vom Eingang geſehen.

von zehn Atmosphären Überdruck und verhältnismäßig geringem Kohlenverbrauch 1250 bis 1500 Pferdekräfte indiziert. Von dieser Macht getrieben, braust der Dampfer stolz und wellenmächtig durch die Fluten des Stromes mit einer Geschwindigkeit thalwärts von mehr als 25 Kilometer in der Stunde. Mit dieser Schnelligkeit steht die „Borussia“ an der Spitze aller Rheindampfer; ihr zunächst kommt das für die Düsseldorfer Gesellschaft

Die Falkenburg.

neuerbaute Schwesterschiff „Kaiserin Auguste Viktoria“, an Größe, Leistungsfähigkeit und innerer Eleganz dem ersteren gleich. Beide coursieren täglich, in entgegengesetzter Richtung laufend, zwischen Köln und Mainz und kreuzen einander gewöhnlich unterhalb Koblenz nach 1 Uhr mittags, zur Zeit, wo auf beiden Dampfern gerade große Tafel gehalten wird.

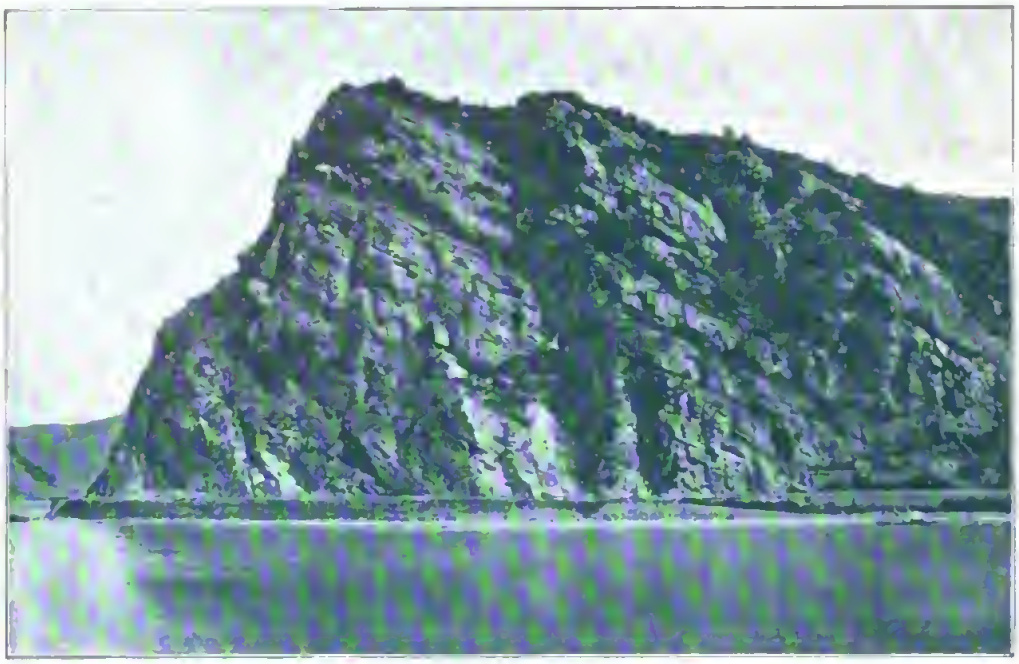
Nach der anstrengenden Wanderung durch alle für die Reisenden bestimmten Räume des großen Schiffes macht sich bei uns das Bedürfnis einer leiblichen Erquickung geltend. Ein bequemes Plätzchen, von dem aus doch genügende Aussicht auf den Strom und Umgebung möglich bleibt, ist leicht gefunden. Wir machen es uns auf dem Hinterschiffe behaglich unter dem mächtigen Zeltdache, und während der Sonnenschein goldig und heiß auf den Felsmassen ruht, die den Strom umrahmen, sitzen wir im Schatten und in der wohlthuenden Kühle einer frischen Brise. Jetzt ist der geeignete Moment gekommen, auch die Weinkarte der „Borussia“ zu studieren.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, gesegnet sei der Rhein,“ so sang der gute Claudius; es sind schon 125 Jahre her. Wer aber den echten Labewein aus diesen Reben kosten will, muß doch auch am Rheine genau wissen, wohin er seine Schritte lenkt. Dem Touristen aber, der fremd dorthin kommt und gern Bekanntschaft mit dem echten und rechten Saft der Reben machen möchte, kann man mit bestem Gewissen raten, nur an Bord des ersten

Bacharach.

besten gelbweißen Dampfers zu gehen, den er erreichen kann. Dort findet er ganz bestimmt, was er sucht, und wird zeitlebens dessen mit Freuden gedenken. Von dem Standpunkte ausgehend, daß der Vergnügungsreisende auf dem Rheine auch den besten Wein finden müsse, lassen die Leiter der beiden Gesellschaften schon seit Jahren auf ihren Dampfern nur Weine eigner Regie verabfolgen. Die Auswahl und der Ankauf dieser Weine geschieht alljährlich durch eine Kommission der besten Weinkenner, und zwar kauft die Kölnische Gesellschaft die Moselweine, die Düsseldorfer die Rheinweine ein. Es sind nicht allzu viel verschiedene Sorten, welche uns die Weinkarte der Rheindampfer bietet, im ganzen fünfzehn verschiedene Marken von Rhein- und Moselweinen, aber jede ist in ihrer Art von höchster Vorzüglichkeit, Reinheit und — Billigkeit. Da gibt es zunächst die kleinen Bodenheimer und Zeltinger, die vortrefflich den Durst löschen bei großer Hitze, dann den vortrefflichen Niersteiner und den Pisporter, die zu jeder Tageszeit schmecken, den duftigen Josefshöfer, von dem ein Glas bei Tisch wohl bekommt, den herrlichen Rüdesheimer und den feinen, duftigen Scharzhofberger, sowie den König der Weine: Schloß Johannisberger von 1886. Doch was lohnt es, diese herrlichen Crescenzen einzeln aufzuzählen; man muß sie „an Bord“ versuchen und lernt verstehen, weshalb die Gewächse vom Rhein und Mosel den Vergleich mit den edelsten Weinen der ganzen Welt bestehen. Wir brauchen uns aber gar nicht bis zu den „hochedlen Herren vom Rhein“

Die Pfalz.



Die Lorelei.

zu verſteigen, ſondern können ruhig bei den bürgerlichen verweilen, etwa bei den Herren aus Nierſtein oder aus Brauneberg. Es iſt eine ſehr gute Geſellſchaft, und wer ſich ein paar Stündchen mit mehreren dieſer Herren unterhalten hat, ſieht ſpäter den Untergang der Sonne mit leuchtenden Augen und doppelt ſchön. Dieſer Wein öffnet aber auch die Herzen, und unter den Reiſegenoſſen auf ſolch einem Dampfer herrſcht nach einigen Stunden vielfach eine Gemütlichkeit, die Rang und Stand in den Hintergrund drückt, ein gemeinſamer Frohſinn, der ſeinerſeits wieder dazu beiträgt, den Genuß der Fahrt zu erhöhen. Die großen Salondampfer dienen allerdings mehr dem internationalen Reiſeverkehr, beſonders viele Amerikaner benutzen ſie auf der Strecke von Mainz nach

Blick auf Boppard.

Köln. Dagegen ist die in früheren Jahren sehr zahlreich vertretene Species der sogenannten „Rheindampferengländer“, ausgezeichnet durch karierte Kleidung in grellen Farben, hohen Hut und stieren, dürren Blick, gegenwärtig fast völlig verschwunden. Von denselben kursieren aber noch vielerlei Anekdoten. So fuhr vor Jahren ein Engländer wochenlang Tag für Tag auf einem und demselben Schiffe zwischen Mainz und Köln hin und her. Ob dieses absonderlichen Vergnügens befragt, erklärte er kurz und bündig, niemals vorzüglichere Beefsteaks gegessen zu haben als hier, weshalb er sich diesen Genuß möglichst lange gönnen wolle. Ein anderer bestand darauf, vom Deck des Dampfers zu angeln, obgleich man ihm klar machte, daß der Radschlag die Fische verscheuche. Endlich zuckte doch die Angel, der Engländer schnellt sie empor und siehe da, ein Bratbückling steckt daran. Auch heute fehlt es nicht an interessanten Auftritten und lustigen Zufällen auf den Schiffen. Der wohlbekannte „Nachforscher in historischen Dingen“ erzählt folgende hübsche Geschichte: Fuhr da ein Ungar auf dem Rhein. Sechs prachtvolle Pferde, der Königin von England zum Geschenk bestimmt, hatte er zu beaufsichtigen. Er wollte die Tiere tränken lassen und verlangte Wasser. Behend ließ ein Matrose den Schiffseimer herab, zog behender noch das gefüllte Geschirr herauf. Das wollte er den Tieren darreichen. „Was,“ donnerte der Ungar, „meinen's, daß k. k. Pferde das schmutzige Wasser saufen sollen. Pumpenwasser will ich!“ Der bestürzte Matrose goß des Eimers Inhalt in den Rhein und füllte das Gefäß sogleich an der Schiffspumpe. „Nu ist recht,“ sprach der Ungar, und mit zwei blanken Zwanzigern hat er dem Schiffer seine Dankbarkeit bezeugt.

Die Anfänge der Rheindampfschiffahrt reichen bis zum Jahre 1823 zurück. Vier Jahre später wurde die Kölnische Dampfschiffahrtsgesellschaft gegründet und 1837 die Düsseldorfer. Beide Gesellschaften schlossen 1853 eine Vereinigung zu gemeinsamem Fahrbetrieb auf der Rheinstrecke von Mannheim bis Rotterdam, und von diesem Zeitpunkte ab datiert das Aufblühen der Rheindampfschiffahrt. Die Herstellung der Eisenbahnen auf beiden Ufern des Stromes, die anfangs den Untergang der Dampfschiffahrt auf demselben zu bedeuten schien, hat die weitere Entwickelung derselben nicht wesentlich gehemmt. Besonders seit dem Bau der großen Salondampfer, deren erste „Humboldt“ und „Friede“ im Jahre 1867 in Betrieb kamen, hat sich die Zahl der Vergnügungsreisenden stetig vermehrt, und an schönen Sommersonntagen sind gegenwärtig einzelne der

Der Königsstuhl.

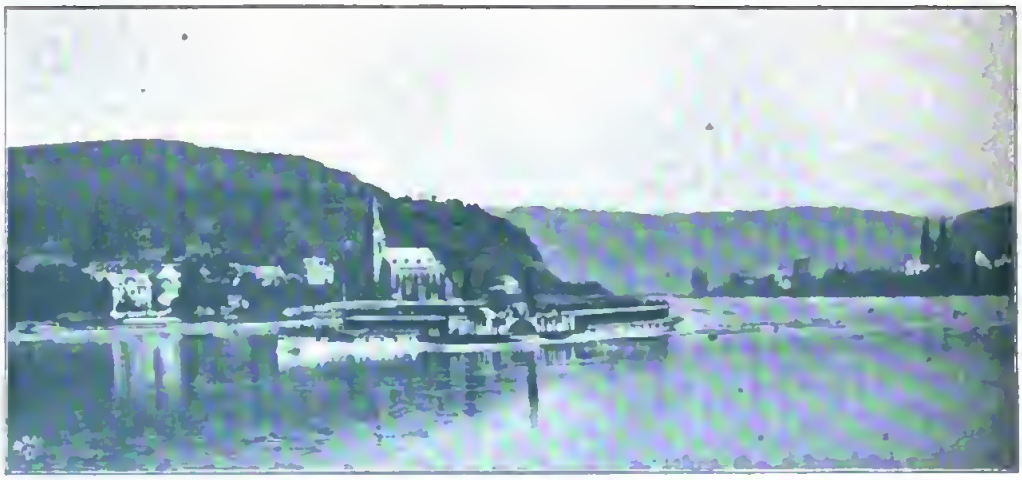
großen Schiffe mit anderthalbtausend Fahrgästen besetzt. Gewöhnlich sind die letzten Dampfer die am meisten besetzten. Kaum gibt es aber auch etwas Schöneres, als eine Fahrt auf solchem Schiffe, in lauer Sommernacht, wenn das Mondlicht auf den Wellen des Stromes glitzert und die rebenbewachsenen Höhen ihre schwarzen Schatten in die Fluten senden. Rings tiefe Stille in der umgebenden Natur; aber auf dem Schiff herrscht frohes Leben, im Glanze des elektrischen Lichtes funkeln die Pokale, und Musik und Gesang erschallen über den Wassern.

Wenn man erwägt, wie gewaltig der Strom der Reisenden ist, welche die Rheindampfer Jahr für Jahr benutzen, und daß

in der besseren Jahreszeit nicht weniger als 26 Dampfer täglich in Fahrt sind, so darf wohl als beredtes Zeichen der vortrefflichen Organisation und der Betriebssicherheit angeführt werden, daß während eines Zeitraums von mehr als 60 Jahren niemals ein Reisender durch Schuld der Beamten der beiden Gesellschaften bei einem Schiffsunfalle ums Leben gekommen ist. In dieser Beziehung kann sich kaum ein großes Kommunikationsmittel der Gegenwart mit der Rheindampfschiffahrt messen!

Burg Lahneck bei Oberlahnstein.

Während dieser Plauderei über die Geschichte der Rheindampfboote hat die „Borussia" ihren Lauf thalwärts weit gefördert. Am zierlichen „Rheinstein" vorbei, der sich auf scharfem Felsen emporstreckt, den Trümmern der „Falkenburg" vorüber, einem alten Raubneste, welches Rudolf von Habsburg brach, braust das Schiff auf Lorch zu; dann tritt links das alte Bacharach hervor, über dem sich die Reste der Wernerskirche in wunderbar zierlichen, roten Sandsteinbogen erheben wie ein stummes Denkmal der Vergänglichkeit alles Irdischen. Wiederum wechselt die Aussicht, und plötzlich tritt mitten aus dem Strome, auf Felsen gebaut, die turmreiche „Pfalz" in Sicht, deren erste Anlagen aus dem XIV. Jahrhundert stammen. Weiterhin erscheint links Oberwesel mit der malerisch gelegenen Martinskirche, die hoch über dem alten Orte thront, dann geht's vorüber am Kammereck, einer ungeheueren, zerklüfteten Felsmasse, deren Zusammenbruch nur eine Frage der Zeit ist; Bergköpfe springen weit in den Strom vor und zwingen ihn zu mehrfachen Windungen, bis er endlich an dem gewaltigen Massive der „Lurley" auf 200 m Breite zusammengedrängt wird. Ein großartig-wildes



Die „Borussia" in Thalfahrt gegenüber Eilzen

Panorama! Aber der Dampfer raſtet nicht. Vorbei geht es an St. Goar, einem uralten Orte, über dem ſich die gewaltigen Trümmer des „Rheinfels“ erheben, dann fließt der Strom zwiſchen freundlichen Geländen, und wir erreichen raſch das liebliche Boppard, dann Braubach mit der Marxburg, rechts Rhens mit dem (neuen) Königsſtuhl am Orte, wo ſich voreinſt die rheiniſchen Kurfürſten verſammelten, „um des Reichs Sachen zu verhandeln“. Gottlob, daß dieſe Zeiten vorüber ſind! Weiter abwärts tritt das betriebſame Städtchen Oberlahnſtein hervor, und hoch über ihm an der Lahn erſcheint Burg „Lahneck“, bis 1860 eine Ruine und ſagenberühmt, deren Anblick Goethe vor 125 Jahren zu dem Gedichte begeiſterte: „Hoch auf dem alten Turm ſteht des Helden edler Geiſt.“ An Stelle des „Menſchenſchifflein“ aber, das der alte Rittergeiſt ſegnet, iſt der heutige ſtolze Dampfer getreten, der nun an dem herrlichen „Stolzenfels“ vorüber, unter dem weiten Bogen der eiſernen Rheinbrücke paſſiert, die in erſter Linie erbaut iſt, um die gewaffneten Mannen Nord- und Oſtdeutſchland über den Strom zu tragen, falls der Erbfeind im Weſten ſein böſes Gelüſten nach dem Rhein jemals wieder zur That ausreifen laſſen ſollte. Noch unter einer zweiten Eiſenbahnbrücke fährt der Dampfer hindurch und legt endlich im Angeſicht des ungeheuren Denkmals, welches die Provinz dem Gedächtnis des guten und großen Kaiſers Wilhelm errichtet, bei der Landebrücke in Koblenz an. Hier verlaſſen wir das Schiff, das unmittelbar darauf ſeinen Lauf wieder beginnt nach Köln zu, welches den Endpunkt der Fahrt bildet. Ja, es iſt etwas Herrliches um ſolch eine Rheinfahrt auf einem ſolchen Dampfer, und herzlich ſtimmten wir ein in den Wunſch unſeres Gefährten: „Fahre wohl, du ſtolzes Schiff! Mögen glückliche Stunden allen beſchieden ſein, die deinen Bord betreten und unter deiner Flagge den deutſchen Rhein befahren!“

Auf dem Lande.

Roter Mohn, noch friſchbetaut,
Federnelken und Lupinen,
Hederich und Wegekraut,
Alles ſonnengelb beſchienen.
Nirgends Qualm und Schornſteinruß.
Düfte nur, die ſchmeicheln wollen,
Und ich ſelbſt mit bloßem Fuß
Übers Gras und feuchte Schollen.

Ach, ich armes Städtekind
Hab' mit Steinen ſpielen müſſen,
Die ſo ungefüge ſind,
Daß die Finger ſie zerriſſen.
Zwiſchen Mauern hochgetürmt,
Die die kleine Seele drücken,
Schlich mein Sehnen ungeſchirmt,
Um im Lärm faſt zu erſticken.

Daß ich fern dem Brauſen bin,
Schenkt mir Luſt, mich auszutollen;
Und ſo lauf' ich nur ſo hin
Über kühle Wieſenſchollen.
Über Mohn, der friſchbethaut,
Zwiſchen Nelken und Lupinen,
Wer noch nie ein Gras gekaut,
Geh' und mach betrübte Mienen.

Ludwig Jacobowski †.

Hansl!

Eine Rehbockgeschichte von

Anton Freiherr von Perfall.

(Abdruck verboten.)

In der ärmlichsten Verfassung wurde er ins Forsthaus gebracht. Sepp, der Holzknecht, war der Finder. Er schwitzte vor Anstrengung, und seine derbe Hand zitterte in der Besorgnis, dem gebrechlichen Wesen ein Leid zu thun.

Helle Freude im Haus. — Der Förster suchte nach gebrochenen Cigarren für den Sepp, die Mutter setzte ihm eine Schale Kaffee vor. Der Waldl wälzte sich vor Vergnügen vor dem zitternden und steif mit verdrehten Läufen auf der Diele stehenden Tierchen, selbst die Miez kam herbeigeschlichen und beschnupperte schnurrend den seltsamen Gast; am tollsten aber trieb es die blondzöpfige Marian.

Sie legte sich der Länge nach auf den Boden, küßte und herzte den Kleinen und taufte ihn, Thränen in den sonnigen Blauaugen: „Hansl!"

„Hansl! Mein lieber süßer Hansl!" Und der Hansl schmiegte sich in ihre kleinen weißen Hände und stieß mit dem Sammetschnäuzchen gegen ihre Brust, als ahne er dort die süße Lebensquelle, die ein böses Schicksal ihm geraubt.

Marian und Hansl waren unzertrennlich. Er wuchs und gedieh unter ihrer Pflege zum üppigen Spießer. Da er aber seine Liebe auf Marian konzentrierte, gegen alles übrige Lebendige aber nur Bosheit zeigte, that es kein gut mehr mit ihm im Hause. Er kam in einen Zwinger.

Marian brachte ihm sein Futter, Marian balgte mit ihm, Marian that mehr, sie warf sich schützend vor ihn, als der Förster in seinem Zorn über fortgesetzte Bosheiten des Tieres zu seiner Büchse griff.

Hansl sah ihr dafür so dankbar, so liebevoll in die großen blauen Augen, rieb seinen Kopf so zärtlich an ihren Wangen, daß Marian ihm dafür von neuem Schutz und treue Liebe schwor.

Wieder verging ein Jahr. Den Kopf des Hansl's zierte eine stattliche Gabel.

Es war Juli, erdrückend heiß. Der enge Zwinger war ihm schon lange verhaßt. Er ließ täglich seine Wut an ihm aus. Aber seit einigen Tagen war es ganz unerträglich. Das war ein Treiben und Drängen!

Dicht hinter dem Hause lag der Wald. Er kannte den Duft, der herüberwehte, aber heute lag so etwas ganz Besonderes darin, er konnte ihn nicht genug aufschnuppern. Er machte ihn zittern, trocknete seinen Gaumen aus.

Gegen Abend kam Marian mit seiner Lieblingsspeise, frischem Mais. Er berührte ihn nicht, seine schwarzen Augen glänzten wie im Fieber, sein Atem ging heiß.

„Was hat denn mein süßer Hansl?" Da senkte er die Gabel gegen sie und stieß zornig mit dem Lauf auf den Boden, wie er es sonst nur bei Fremden machte.

Marian zog sich erschrocken zurück, sie kannte das Zeichen.

Kaum hatte sie das Gatter hinter sich geschlossen, so bohrte Hansl mit einem zornigen Stoß sein Geweih in den Pfosten.

Marian blieb lange vor dem Zaune stehen. — Was hat er denn nur, der Hansl?

Digitized by Google

Jetzt streckte er wieder spielend den Lauf ihr entgegen und zwängte den Kopf heraus, als ob ihm sein Gebaren leid thue.

Sie kraute ihm die Stirne. Er leckte mit der weichen Zunge ihre Hand, ihr Gesicht, ihre Augen, ihr volles Haar, gierig fast. — Und wie seine Augen leuchteten! —

Marian blieb lange stehen, bis die Mutter rief. Der Hansl that ihr leid in dem engen Raume. Es war auch wirklich unheimlich schwül — ganz unheimlich. —

Die Hausthür schloß sich vor ihr.

Da kam es über ihn, eine wilde Sehnsucht, ein heißer Zorn. Alle Muskeln spannten sich, er kauerte sich nieder wie eine Katze, dann ein Satz, — drüben war er! — Am Haus vorbei — in den Wald. —

Stockdunkel war es, nur die weißen Stämme leuchteten.

Hansl blieb stehen. Eine jähe Angst packte ihn. Er blickte zurück, im Forsthaus leuchteten die zwei wohlbekannten Fenster.

Einen Augenblick zögerte er, zog den Wind ein von allen Seiten, den Geruch des Waldes, — plötzlich gab es ihm einen Riß, das Sammetschnäuzchen am Boden suchte er hastig umher; dann zielbewußt gerade ins Dickicht!

Etwas bricht vor ihm durch, etwas Rotes erscheint, verschwindet. — Ein wildes Lustgefühl packt ihn, ein strenges Müssen. Nach durch Dick und Dünn, über Gräben und Wasser — die Julinacht nahm ihn auf in ihren schwülen Schoß. — — —

— — — — — — — — — — —

Den Kopf des Hansl zierten sechs Sprossen, geperlt bis oben, haselnußbraun, nur die Enden weiß wie Elfenbein.

Er war der Stolz des Försters, der Traum des Gehilfen, das Lockmittel für jeden Jagdgast. Bis in die Stadt reichte seine Berühmtheit! „Auf hat er wie a Hirsch, weit und breit darfst suchen nach so ein'; a Fetz'n-, a Prügl-, a Kapitalbock!"

Je weniger man ihn zu Gesicht bekam, desto maßloser wuchs das Gerücht von ihm.

Man pürschte, riegelte, stellte sich an. Der Förster wendete seine ganze Schlauheit, der Gehilfe seine ganze Ausdauer daran. Alles umsonst! Höchstens, daß man es einmal rot aufblitzen sah in den Buchenstauden, oder seine tiefe Baßstimme hörte, mit der er seine Verfolger höhnte.

Niemand dachte an den Hansl, der doch hinter seinen Gattern das nicht gelernt haben konnte.

Aber gerade da hatte er es gelernt; womit hätte er sich denn sonst beschäftigt, den ganzen langen öden Tag?

Sein Sammetschnäuzchen war der feinsten Unterscheidung fähig.

Er roch den Schnupftabak des Försters auf zweihundert Gänge, und die Pfeife des Gehilfen, er roch ebensogut jedem verdächtigen Burschen die Pulverkörner aus der Tasche, den Schrotbeutel aus dem Rucksack, als dem parfümiertesten Stadtjäger seine englischen Patronen aus dem Saffiantäschchen. Er brauchte kein Gewehr und keine Riemen zu sehen. — Er kannte die dummen Gesichter der Treiber, die sich immer vor dem Försterhause versammelten, er wußte, daß von ihnen ihm keine Gefahr drohe. Er kannte jeden Hund, die gefährlichen Schleicher und die harmlosen Kläffer. Er kannte die Gefahren der Abend- und der Morgenstunden, und die Harmlosigkeit des Mittags, wenn der Förster mit der blonden Marian bei den Knödeln saß, und die Hunde in der Hütte schliefen. Unzähligemale hatte er den Förster belauscht, wie er zu Hochsommerzeit auf einer kleinen Pfeife schmähliche Verführungskünste einstudierte, denen unzählige der Genossen zum Opfer fielen. Kurz gesagt, er wußte alles, was ein Sechserbock nicht wissen soll.

In einem dichten Erlengrund hatte er sein Lager. Da herrschte immer kühle Feuchte, und die Schnaken konnten ihm nicht an. Er verließ es nur ums Dunkelwerden und bezog es wieder vor Tagesanbruch, höchstens, daß er zur Knödelzeit einen kleinen Ausflug wagte.

Ging das Jagen los, stahl er sich durch die Treiber und wartete ruhig den Lärm ab, um dann wieder seinen alten Stand einzunehmen.

Nur der Juli war eine ständige Gefahr, das Jägervolk mußte eine neue verteufelte Erfindung gemacht haben, es war oft mit aller Vorsicht nicht herauszuhören, ob es wirklich ein Geisl war, das den zarten, ihm durch alle Nerven gehenden Fiplaut abgab, oder so ein Mordbube; und am Ende ist man doch ein Sechserbock und hat seine Verpflichtungen.

Wieder war es Juli. Trockner heißer

Digitized by Google

Juli. Die luſtige Jagd war im vollen Gang. Einmal führte ſie ihn dicht am Förſterhaus vorbei. Blitzartig erwachten Erinnerungen, am liebſten hätte er Halt gemacht, ob er das Mädchen nicht ſehen könne, das ihm ſo viel Liebe erwieſen, — aber die kleine Rote lockte, er mußte folgen.

Ein weicher Abend. Am Nachmittag war ein Gewitter niedergegangen, der ganze Wald duftete. Hansl's ganzes Weſen war Liebe, und die kleine Rote, die es ihm für heuer nun einmal angethan, war nicht zu finden.

Eiferſucht, heißes Verlangen trieb ihn ruhelos umher.

Da ertönte der verführeriſche Laut, Piu — Piu — ganz ihre ſüße zärtliche Stimme.

Vorſichtig hingeſchlichen, überall Deckung ſuchend. Schmachvoll, daß man da noch an Verrat denken muß.

Piu — Piu — Wenn das nicht die kleine Rote iſt —

Zwei flüchtige Sätze vorwärts — alles ſtill — dort bei der Buche muß es geweſen ſein — Er zieht den Wind ein. —

Seltſam, wo hat er denn nur — — Die kleine Rote iſt es nicht, aber auch kein Holzknecht, auch kein Feind. Es gibt ihm auch nicht den wohlbekannten Riß. — Wo hat er denn nur? — Die Förſterſtube — der Zwinger —

Da zuckt er zuſammen, will fliehen und flieht doch nicht. — Etwas Weißes erſcheint vor dem grauen Stamm. — Er ſchnuppert, äugt, — das Mädchen vom Förſterhaus, ſeine Pflegerin! —

Die alte Liebe erwacht. Schon will er darauf zuſpringen, da bewegt ſie ſich, lacht; ein zweites Weſen tritt hinter der Buche hervor, beugt ſich über ſie, umſchlingt ſie, ein verdächtiger Geruch zieht zu Hansl herüber — aber er iſt wie erſtarrt, er begreift nicht — zwei Weſen und doch eins!

Oder iſt es Kampf? — Er ſchlägt den Boden mit den Läufen, ſtößt einen kurzen Laut der Überraſchung aus — aa—u!

Da trennt ſich das Weſen, er hört *ihre* Stimme, ſieht etwas blitzen, erkennt den Feind, will fliehen und kann nicht.

Die Freundin, die Pflegerin ſeiner Jugend — und Gefahr, Verrat —?

Da wirft es ihn ſchon auf die Knie, ein Feuerſtrahl, ein dumpfes Dröhnen, als ob der Wald zuſammenbräche. —

Entſetzen des Todes! — Auf! Zu ihr!

Da bricht er zuſammen, zu ihren Füßen.

Sie ſchreit auf. Er ſieht ſtarr in die großen blauen Augen.

Die kleine weiße Hand greift nach ſeinem Ohre, in das der Förſter einen Schnitt gemacht.

„Der Hansl! Der Hansl!“ ruft ſie laut und klatſcht in die Hände, und der Feind jubelt mit ihr, und wieder wird aus den Zweien ein Weſen.

Dann beugt ſie ſich herab, berührt mit der Hand die Todeswunde.

Da erhebt der Hansl mit letzter Kraft das Haupt. Unſägliches Erſtaunen liegt in dem feuchten Blick des ſchwarzen Auges.

Das Haupt ſinkt zurück, das Auge ſchließt ſich nicht; aber aus dem ſmaragdenen Grund leuchtete noch die ungelöſte Frage.

In der Stube der jungen Förſterin hängt der berühmte Sechſer vom Erlengrund.

Auf der Schale ſteht: „Hansl! den 25. Juli 1890.“

Die Frage auf dem ſmaragdenen Grund iſt noch immer nicht gelöſt.

Der Lotse.

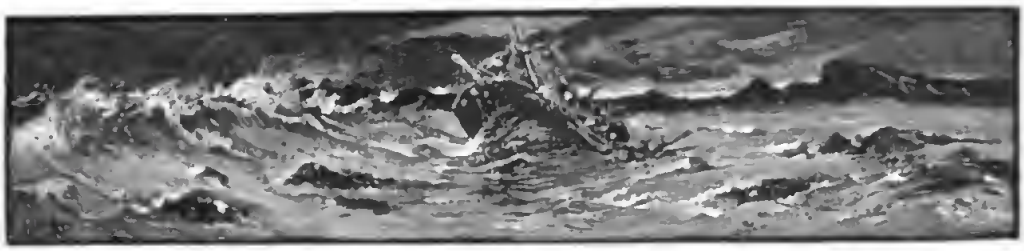
Der Lotſe treibt ſein Boot ans Land,
Die ſchöne Brigg liegt ſtill im Hafen,
Am meerbeſtreiften Himmelsrand
Sind Tag und Sonne eingeſchlafen.

Die großen Tiefen träumen all,
Der Lotſe läßt die Ruder gleiten
Und ſieht der Tropfen Silberfall
Vom Ruder in die Dunkelheiten.

Und denkt, wie er um Klipp' und Riff
Die Brigg geführt in ruhige Wogen...
Und drüben werden auf dem Schiff
Die Nachtlaternen aufgezogen.

Friedrich Karl Kretzmann.

Digitized by Google



Die Sicherung des Menschenlebens auf hoher See.

Ein Streifzug von

Ernst Foerster.

(Abdruck verboten.)

In eilender Fahrt durchpflügt der Schnelldampfer den Ocean. Das Donnern der eigenen Bugwellen, das schäumende Wirbeln der durch die Schrauben zurückgeschleuderten Wassermassen, wetteifert mit dem Rauschen der überbrechenden Wogenkämme und dem jagenden Gischt der vom Wind gepeitschten See.

Hoch oben über dem Kampf des riesigen Stahlleibes mit dem widerstehenden Wasser bewegt sich auf den Promenadendecks eine nach Hunderten zählende Menschenmenge in lebhaftem, offenbar festlich erregtem Durcheinander. Die Instrumente der Bordkapelle blinken in der Sonne. Der Wind trägt abgerissene Klänge lustiger Tanzmusik zu uns herüber. —

Schnell entschwindet das glänzende Bild, das wohl manchem als eine „schwimmende Insel der Seligen" erscheinen mag, zumal dem, der die feenhafte Pracht im Innern der stählernen, schwarzen Hülle ahnt oder davon weiß. —

Kleiner und kleiner erscheinen die massig und stolz aufstrebenden Schornsteine. Sprühende Wolken von Gischt entziehen das Hinterschiff unseren Blicken, so oft eine See dieses höher hebt, daß die Propeller halb aus dem Wasser arbeiten und in weitem Umkreis ein wogendes Feld von scheinbar kochendem Wasser aufwühlen. Das ganze Schiff erzittert dann unter den gewaltigen Schlägen der in beschleunigter Rotation auf die Wasseroberfläche niederhauenden Bronzeflügel.

Noch können wir das bunte Menschengewimmel auf den Decks durch das Doppelglas erkennen. Deutlich sehen wir, daß auf dem Achterdeck ein großes Tanzen veranstaltet ist. Mit bunten Flaggen sind die hinteren Deckshäuser verkleidet, um welche das lustige Völkchen herumschwirrt und flutet, das in diesem „Palast der Sorgenfreiheit" nach der anderen Seite des großen Wassers hinübergetragen wird. —

Wie vollkommen werden sie die sechs Tage Großstadtleben auf dem Ocean genießen! — Sorglos und sicher fahren sie dahin, unbekümmert um irgend eine Gefahr, die dem stolzen Riesenschiffe drohen könnte — diesem Ausbund an technischen und kunstgewerblichen Leistungen. Unsinkbar durch seine Zelleneinteilung unter Wasser, stets manövrier- und bewegungsfähig durch sein Doppelschraubensystem, wird das Schiff aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem Letzten gesichert sein. Und auch in jenem äußersten Falle, wenn das Schiff, mit der Todeswunde im Rumpfe, die letzten schweren Bewegungen macht, ehe es auf den Grund der See niedertaucht, sind noch zahlreiche Mittel zur Rettung derer, die sich dieser schwimmenden Stadt anvertraut hatten. Betrachten wir nun einmal, welche, dem unmittelbaren Zweck der Sicherung von Schiff und Menschenleben dienenden technischen Einrichtungen der Stahlschiffbau und die Navigationstechnik im gegenwärtigen Zeitpunkt zu bieten vermögen.

Jeder hat wohl schon das Schlagwort „Zelleneinteilung der Seeschiffe" gehört. Ihr Zweck ist, bei Havarieen des äußeren Schiffskörpers das eindringende Wasser auf einen möglichst kleinen, wasserdichten Raum zu beschränken, und so die Schwimmfähigkeit, womöglich sogar eine Schwimmlage zu erhalten, die dem Schiffe seine Seeeigenschaften läßt. Dreierlei verschiedene Einrichtungen

umfaßt dies Zellensystem. Die Haupteinteilung des Schiffes wird durch die sogenannten Querschotten gebildet, stählerne, querschiffs verlaufende Wände, deren es bei unseren Schnelldampfern größter Dimension bis zu sechzehn hinauf gibt, die das Schiff in siebzehn wasserdichte Abteilungen trennen. Diese Schotten erheben sich natürlich bis über die Wasserlinie, damit sie auch bei schon tief schwimmendem Schiffe keine Kommunikation der vollen Abteilungen mit den noch leeren zulassen. Zwei dieser Abteilungen können im allgemeinen vollaufen, ohne das Schiff an Freibord oder Gleichgewichtsverhältnissen gefährlich zu schädigen. Dies die Theorie. Die Praxis hat nun freilich in zahlreichen Fällen gezeigt, daß die Schotten, wenn der Wasserspiegel in den Kompartiments auch nur verhältnismäßig wenig über die gewöhnliche Wasserlinie steigt, an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit sind und die gefährlichsten Durchbiegungen zu zeigen beginnen. Insbesondere sind dann die Befestigungsstellen an der Außenhaut gefährdet, wo die — gleichviel wie starken — Schottenwände an die nicht immer besonders verstärkten Außenhautplatten angenietet sind. Thatsächlich existieren zahlreiche Beispiele dafür, daß Schotten unter dem Wasserdrucke geplatzt sind, oder, wie z. B. beim Wellenbruch des Schnelldampfers „Spree" in größter Eile starke provisorische Absteifungen erhalten mußten, um den Durchbruch des Wassers zu vermeiden. Nicht unwesentliche Verbesserungen sind allerdings auf diesem Gebiet der Anordnung und des Baues von wasserdichten Schottwänden durch die im Anschluß an den „Elbe"-Untergang aufgestellten neuen deutschen Schottvorschriften gemacht worden, so daß den neuen Schiffen fraglos eine bedeutend erhöhte Festigkeit der Schotte innewohnt; allein, da kaum jemals für die einzelnen Schottwände specielle Festigkeitsrechnungen für Bleche und Nietungen gemacht werden, so bleibt immerhin noch einiges zu wünschen übrig. Die Schotten erhalten nun sogenannte wasserdichte Thüren, welche die Kommunikation der Räume unter Deck zulassen sollen und meist Vorrichtungen haben, sie von Deck aus schließen zu können. Diese Thüren bilden mit ihren durchaus nicht zur Höhe entwickelten Schnellschließ-Vorrichtungen eine große Gefahr, und es sind Stimmen bedeutender Fachleute, welche den Fortfall von Öffnungen unter der Wasserlinie fordern und die größere Sicherung des Schiffes über die Bequemlichkeit der Reisenden und des Personals stellen. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Einrichtung der Querschotten im Prinzip einen enormen Fortschritt gegen früher darstellt und in zahlreichen Fällen die Rettung des Schiffes bewirkt hat. Zahlreich sind aber auch die Vorkommnisse, welche auf die praktische Unzulänglichkeit der Bauausführung zurückzuführen waren. Freilich wird eine wesentliche Verstärkung der Außenhaut an den Stellen der Schotten, sowie eine schwerere Ausführung der Schotten selbst auf die Rentabilität des Schiffes drücken.

Wir kommen zu der den Querschotten verwandten Einrichtung, den Längsschotten. Solche erstrecken sich in der Längsrichtung des Schiffes, werden aber verhältnismäßig wenig gern ausgeführt, da sie einem der Zwecke der Schotten — der Erhaltung einer erträglichen Schwimmlage nach der Verletzung des Schiffes — entgegenarbeiten. Der Schiffskörper wird einseitig wassererfüllt und krängt nach der Seite über, was dann bei schon tiefer Lage und hochgehender See die erhöhte Möglichkeit des Kenterns ergibt. Allerdings wird bei Doppelboden vielfach ein Längsschott zwischen den beiden Maschinen empfohlen, um bei Verletzungen an dieser Stelle des Schiffes nicht sofort die ganze Bewegungsfähigkeit einzubüßen.

Der dritte und vornehmste Faktor der Zelleneinteilung ist der Doppelboden. Zum unmittelbaren Verständnis dieser Einrichtung kann man sagen, daß derselbe — bei den Kriegsfahrzeugen — ein vollständiges Schiff im Schiffe darstellt: In den eigentlichen Schiffskörper wird — unter Vermittlung eines Systems zahlreicher Längs- und Querträger — gleichsam ein zweites Schiff eingebaut. Das innere Schiff reicht bis über die Wasserlinie des äußeren, so daß nicht nur bei Boden-, sondern auch bei Wasserlinien-Verletzungen durch Rammstoß oder Schuß kein sofortiges Vollaufen ganzer Abteilungen, sondern nur die Überflutung der Wallgänge hinter der Außenhaut stattfindet, was weder Tiefgang noch Schwimmlage gefährlich beeinflußt. In wesentlich geringerer Ausdehnung wird diese außerordentlich wertvolle Sicherung in der Handelsmarine angewendet. Die Handelsschiffe, einschließlich der großen

Birken. Nach der Radierung von H. Hirzel.

Schnelldampfer des Oceanverkehrs, haben nur den eigentlichen Bodenschutz, ohne daß ihre Wasserlinie auch nur im geringsten gegen die Folgen von Verletzungen geschützt wäre. Der Doppelboden hört an der „Kimm“ auf, dort, wo der Schiffsboden seine schärfste Krümmung beim Übergange in die Schiffsseiten zeigt. Freilich würde die Ausführung des schon oft von Werften und von „befahrenem“ Publikum gemachten Vorschlages, das Zellensystem auch seitlich bis über Wasser auszudehnen, eine nicht geringe Einbuße an Rentabilität, weil an Nutzladefähigkeit, bedeuten. Die Frage wäre nur, ob die dann sofort verzehnfachte Sicherheit des Schiffes gegen das Sinken nach Kollisionen ꝛc. den Reedereien, die an diese Verbesserungen herangingen, nicht alsbald den Löwenanteil am transatlantischen Personenverkehr in die Arme werfen würde, ungerechnet noch die Wahrscheinlichkeit, daß außerdem noch mancher Totalverlust großer Frachtschiffe vermieden werden könnte. Bewirkt doch allein schon der Ruf der Ordnung und Disciplin, den die deutschen Schnelldampfer bei allen Nationen haben, daß schon jetzt ein Hauptanteil des transatlantischen Personenverkehrs in den Händen der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd liegt.

Ebenso wichtig, wie der Schutz des Schiffskörpers vor den Folgen von Verletzungen, erscheint die Gewährleistung seiner Bewegungs- und Manövrierfähigkeit. Noch in den achtziger Jahren stellte man an den Passagierdampfer des Schnellverkehrs nicht die unbedingte Forderung des Zweischraubensystems. Noch 1890 wurde als letzter der Einschrauben-Schnelldampfer die „Havel“ gebaut. Die großen ungetakelten Einschraubenschiffe sind beim Bruche ihrer Propellerwelle oder sonstiger Maschinenhavarie sofort ein hilfloses Spiel der Wellen. Wenn man die endlose Reihe der verhängnisvollen Unfälle, im Grunde verursacht durch Brüche der Maschinenwellen, betrachtet, so erscheint es unbegreiflich, daß das Einschraubensystem sich selbst für diejenigen Schiffe, denen weit über tausend Menschenleben zur sicheren Überführung anvertraut werden sollten, so lange halten konnte. Heute wird niemand mehr daran denken, für den großen Passagier-Schnellverkehr Einschrauber in Bau geben zu wollen. Das oceanreisende Publikum verlangt die doppelte Sicherung durch zwei Maschinen.

Wenn wir nun wünschen und fordern müssen, daß Schiff und Maschine an sich so gebaut werden, daß den einmal noch nicht ganz zu vermeidenden Unfällen auf See die verhängnisvollen Folgen genommen werden, so ist es doch von gleicher Wichtigkeit, auch den letzteren durch Rettungseinrichtungen für die Passagiere zu begegnen. Hier wird vor allen Dingen das Rettungsboot die Hauptrolle zu spielen haben, das auch an sich zu einer gewissen Vollkommenheit entwickelt worden ist, seit der Stahl hier als Material eintrat: Metallene Luftkästen garantieren die Unsinkbarkeit, auch wenn der Sitzraum voll Wasser geschlagen ist. Starke Segeleinrichtung, Riemen, Proviant, Süßwasser u. s. w. bilden das allezeit in jedem Boote vorhandene Inventar. Auch ist den Booten vorzügliche Seetüchtigkeit nicht abzusprechen. Gleichwohl müssen gegen die Einrichtung, wie sie da ist, gewisse Bedenken geltend gemacht werden. Bekanntermaßen haben sich die Vorrichtungen für das Zuwasserfieren der Boote fast ohne Ausnahme bei den Schiffsunfällen als ungenügend erwiesen. Die Rettungskutter stehen bei unseren großen Schnelldampfern hoch oben auf dem sogenannten Bootsdeck. Zu jedem Boote gehört ein Paar „Davits“, Kräne, in welche das Boot mittels Flaschenzügen eingehängt wird. Diese Davits sind drehbar und können ausgeschwenkt werden, so daß das Boot dann frei über dem Wasser hängt, allerdings beim Herunterlassen weniger als einen Meter von der Schiffswand entfernt. — In den frostfreien Jahreszeiten, bei ruhigem Wetter und bei aufrechter Lage des Schiffes, also — um ein Beispiel zu nennen — etwa bei einem Schiffsbrande, ebenso bei allen Bootsmanövern im heimatlichen Hafenbassin ist diese Einrichtung eine ausreichende und praktische. Anders unter allen anderen Umständen. — Auf den hochgehenden Wogen der Nordsee rollt die schwer getroffene „Elbe“. Aus ihren Bewegungen schließt der besonnene Kapitän, daß ihr trotz Schotten und Doppelboden nur noch wenige Minuten gegeben sein können. „Boote zu Wasser!“ Die Boote der höher liegenden Seite des weit überkrängenden Schiffes sind außer Frage. An den Booten der anderen Seite müht sich die brave Mannschaft unter unmenschlichen Anstrengungen, die dick vereisten Trossen der Flaschenzüge zu lösen.

Endlich ist es gelungen, drei oder vier Boote auszuschwenken. Die zehnfache Anzahl der darin aufzunehmenden Passagiere stürzt sich darauf. Beim Niederfieren längs der Schiffswand bricht eine der durch Nässe und Kälte und vor allem durch die Zeit stockig gewordenen Hanftrossen. Das Boot ist erledigt. Ein zweites schlägt beim Rollen des Schiffes gegen die Bordwand. Auch dies wird unbrauchbar. Im dritten befindet sich der seebefahrene Nordseelotse der „Elbe". Dies kommt vom Schiffe frei und eilt aus der Nähe des sinkenden Kolosses, der im letzten Augenblick alles noch längsseit Befindliche wirbelnd mit in die Tiefe saugt. — Dies ein typisches Beispiel für einen Verlauf der Katastrophe, wie er alljährlich von den Überlebenden zahlreicher Totalverluste ähnlich gemeldet wird. Was könnte daran gebessert werden? Zweierlei: Der bisherige Flaschenzugbetrieb beim Niederfieren der Boote, der die Kraft zahlreicher Leute erfordert, wäre auszuschalten. Die Stahltrossen, welche an Stelle der den Witterungseinflüssen zu stark ausgesetzten Hanfstricke zu treten hätten, müßten über kleine Handwinden laufen, die bequem von zwei Leuten zu bedienen sind. Dies ist aber noch die Nebensache. Vor allen Dingen müßten die Boote nicht nur darauf angewiesen sein, von ihrem festen Aufstellungsort aus gefiert zu werden. Die Boote könnten etwa in wagenartigen Gestellen mit kleinen Rädern aufgestellt werden, und die Bootsdecks Einrichtungen erhalten, welche gestatten, die Boote von den Stellen, die bei stark überkrängendem Schiff für ein Zuwasser-Fieren außer Frage sind, zu denjenigen Punkten schnell hinzuschaffen, welche ein bequemes Über-Bordgeben und Einsteigen der Passagiere gestatten. Dann brauchte durchaus nicht für jedes Boot eine Kranvorrichtung vorhanden zu sein. Mehrere Kräne an geeigneten Stellen und mit starker Ausladung, wie bei unseren Kriegsschiffen, würden genügen. Diese könnten zum Teil so aufgestellt werden, daß sie in „Friedenszeiten" auch als Ladekräne verwendbar wären. Ein geeigneter Ort für einen solchen Universal-Bootskran wäre z. B. das Heck (Hinterteil) des Schiffes, an dem, unabhängig selbst von starker Krängung, nach hinten Boote ausgesetzt und bemannt werden könnten.

Die übrigen Rettungseinrichtungen der Seeschiffe wollen wir des beschränkten Raumes und der ebenso beschränkten Bedeutung halber nur kurz streifen. Es ließe sich zwar manches sagen über runde geschlossene Rettungsringe, in die kein Nichtschwimmer hineingelangen kann, und über Korkwesten, die der schlecht instruierte Passagier sich auf den Magen bindet anstatt auf den Rücken und damit sein Schicksal besiegelt. — — Sind doch auch im günstigsten Falle diese Rettungsmittel, ebenso wie die Flöße, die schwimmenden Sitzbänke (auf denen man aber im Wasser nicht sitzen kann), die Klappboote aus Leinewand und ähnliches nur von Bedeutung, wenn schon nahe Rettung winkt. Für längeren Aufenthalt auf dem Meere kommt nur der hochentwickelte Rettungskutter in Betracht.

Wir müssen zugeben, daß der Reingewinn der großen Seeschiffe zunächst ungünstiger werden würde, wollte man der Sicherung des Menschenlebens allzugroße Konzessionen machen. Wenn aber durch internationale Übereinkunft erreicht würde, daß alle für den interoceanischen Passagierverkehr in Betracht kommenden Reedereien jene Raum und Gewicht kostenden Einrichtungen treffen müßten, so könnte unter allgemeiner Steigerung der Fahrpreise, vielleicht aber auch ohne diese, der geschäftliche Mindergewinn einzelner, etwa verantwortungsvoller Denkender, vermieden werden.

Wir haben bisher die Sicherungseinrichtungen der Schiffe unter dem Gesichtspunkte vorhandener Havarie und Abwendung ihrer Folgen behandelt. Ein ungleich schwierigeres und, wenn erfolgreich, wertvolleres Gebiet betrifft die Einrichtungen zur Vorbeugung gegen Unfälle. Wir wollen unsere Darlegungen hier ganz auf die hohe See und die Gefahr der Kollision beschränken.

Gegen Zusammenstoß am hellen Tage und in klarer Nacht sind den Schiffen die Ausweicheregeln, resp. die Positionslichter vorgeschrieben. Wir brauchen darüber kein Wort zu verlieren. Bei Zusammenstößen in solchen Fällen wird auch in der Regel grobes Verschulden auf einer Seite nachgewiesen. So ist z. B. der Untergang der „Elbe" nach dem Rammstoß der „Crathie" unmittelbar der unseemännischen Faulheit des

englischen Steuermanns zuzuschreiben gewesen, der in der Nacht sein Steuerrad verließ, nachdem er es festgebunden hatte. Schwieriger gestaltet sich bei Nacht schon die Vermeidung treibender Wracks oder Eisberge. Erstere sind allerdings in den „Lotsenkarten" des Atlantischen Oceans in großer Anzahl ihrem Orte am Datum des ersten Gesehenwerdens und der wahrscheinlichen Richtung ihres Weitertreibens nach verzeichnet, sodaß der Seemann in gewissen Regionen nachts aufmerksameren Ausguck nach ihnen halten wird; die Eisberge melden sich schon kilometerweit durch den Niedergang der Wassertemperatur an, der ja bei den viertelstündlichen Messungen des direkt aus See in die Kondensatoren der Maschine gepumpten Wassers nicht übersehen werden kann. Bei einem solchen plötzlichen Sinken der Temperatur steigt dann wohl ein humorvoller Maschinist in stockfinsterer Nacht zur Kommandobrücke empor und meldet „Eisberg in Sicht", worauf die Navigation mit verdoppelter Vorsicht fortgeführt wird. Freilich sind die erwähnten Orientierungsmittel gegenüber dem Wrack und dem Eisberg unsicher genug, und ließe sich als ultima ratio für Schnellschiffe nur ein überaus starker elektrischer Scheinwerfer denken, der den Kurs der nächsten Minuten energisch abzuleuchten hätte.

Der ärgste, unbezwinglichste Feind des Seemanns aber ist und bleibt der Nebel. Nichts kommt ihm gleich an Gefährlichkeit, und nichts lähmt den gewissenhaften Schiffsführer vollkommener in seiner Bewegung, als er. Das stärkste elektrische Lichtbüschel ist machtlos gegen ihn. Die gewaltige sonore Stimme der Dampfsirene klingt schon in ganz geringer Entfernung als weichlicher ferner Ton und verlockt den Schiffsführer zu sorglosem Weitersahren, während vielleicht im nächsten Augenblick ganz nahe ein mächtiges Vorschiff als gespenstischer Schatten emporwächst.

Nachdem nun Schall und Licht versagt haben, und die Navigation im Nebel nach wie vor allein von der größten Vorsicht und dem glücklichen Zufall abhängig ist — beides Faktoren, die nur allzu oft im entscheidenden Augenblicke gefehlt haben, so wurde es von den Seeleuten sofort mit größter Aufmerksamkeit und erwartungsvoller Spannung aufgenommen, als vor wenigen Jahren erste Männer der Wissenschaft es als erreichbar und wahrscheinlich bezeichneten, daß die Telegraphie ohne Draht hier in nicht ferner Zeit entscheidend und hilfreich eingreifen werde. — Es ist jedem bekannt, daß man heute schon kilometerweit ohne Draht so starke elektrische Wellen versenden kann, daß damit die Morsetelegraphie — also die Umsetzung des empfangenen Stromes in die mechanische Arbeit eines Stiftes — ermöglicht werden kann. Die Telegraphie ohne Draht ist aus dem Stadium des Experiments herausgetreten und kann, wie vor wenigen Jahren die nie geahnten Röntgenstrahlen, in die praktische Anwendung des täglichen Lebens hineingezogen werden. Freilich werden des Elektrikers hier schwierigere Aufgaben harren, als auf irgend einem anderen Gebiete, denn es wird sich hier zur Erreichung weitergehender Anwendbarkeit nicht nur um die feinsten Gebe- und Empfangsapparate handeln, sondern auch um die Notwendigkeit, nicht zu einander gehörige Apparate von der Wirkung auseinander auszuschließen. An Land weiß man ja die Richtung und Entfernung, nach welcher hin man telegraphieren will, kann also durch Hilfsmittel, wie parabolische Hohlspiegel, immerhin eine Konzentration der elektrischen Wirkung in bestimmter Richtung erzielen. Wie aber an Bord, wenn uns die Aufgabe gestellt ist, im dichten Nebel die Anwesenheit, die Richtung und Entfernung fremder Schiffskörper festzustellen?

Vor allen Dingen ist es notwendig, daß jedes Schiff einen Gebe- und einen Empfangsapparat für drahtlose Telegraphie — jeder verbunden mit einem feinen Galvanometer — besitze. Sodann sind diese beiden Apparate von der Wirkung auseinander unabhängig zu machen. Zu diesem Zwecke schlägt der französische Physiker Branly nach seinen Versuchen vor, die beiden Apparate in metallene Käfige zu setzen, welche sich abwechselnd öffnen und schließen, zwar so, daß der Empfangsapparat stets geschlossen ist, wenn der Gebeapparat ein Signal aussendet und umgekehrt.

Branly schlägt nun vor, die ganze, sehr zart zu konstruierende und durch Glaskästen zu schützende Einrichtung jedes Apparates auf einem drehbaren Pivot anzuordnen und das Sichöffnen der Metallkäfige nur

auf einen Halbkreis zu beschränken. Den anderen Halbkreis umschließe ein fester parabolischer Metallmantel. Im Augenblicke, wo der Empfangsapparat eine Einwirkung von außen erhält, wird er sich — meint Branly — ungefähr symmetrisch zu der Quelle jener Einwirkung orientieren. Im gleichen Augenblicke hat sich dann der Gebeapparal des eigenen Schiffes durch eine Vorrichtung, etwa nach dem Prinzip des Siemensschen Zeigertelegraphen, im gleichen Sinne zu drehen und seine Strahlen der fremden Quelle entgegenzusenden. Damit ist sofort die Orientierung der beiden Schiffe über ihre gegenseitige Richtung geschaffen. Voraussetzung hierfür — und mehr noch für die nun folgende Bestimmung der Entfernung des anderen — ist, daß alle Schiffe der großen Fahrt mit gleichen Apparaten ausgerüstet sind und daß durch internationale Vereinbarung die Stärke der auszusendenden elektrischen Strahlen festgesetzt wird. Es ist die Wirkung dieser Strahlen auf das Galvanometer für die verschiedenen Entfernungen empirisch zu ermitteln und jedem Schiffskommandanten eine Tabelle an die Hand zu geben, welche ungefähren Entfernungen den verschiedenen Galvanometerausschlägen entsprechen.

Wenn auch der ganze Vorschlag in seiner praktischen Durchführung noch teilweise in der Luft schweben mag, und besonders der Einwand zu erheben sein wird, daß die Störungen durch die atmosphärische Elektrizität die Resultate recht oft in Frage ziehen werden, so muß doch zugegeben werden, daß die Idee Branlys der Originalität nicht entbehrt, und im Bereiche dieser Darlegungen jedenfalls des Erwähnens wert war. —

So lange wir noch keine sicheren Vorbeugungsmittel gegen die Kollision in Nacht und Nebel und sonstigen Unfälle auf hoher See besitzen, so lange unsere Schiffe noch nicht vor den Folgen solcher Vorkommnisse gesichert und die Rettungseinrichtungen für das Menschenleben bei Aufgabe des Schiffes noch verbesserungsfähig sind, muß eine ganz besondere Zusammensetzung und Qualität des Personals alle diese Mängel soweit als möglich auszugleichen suchen. Sicherlich wird später die Menschenarbeit, auch beim Klarmachen der Rettungsvorrichtungen, immer mehr gegenüber dem maschinellen und automatischen Betriebe in den Hintergrund treten. Heut aber gehören noch ganze Kräfte — und zahlreiche Kräfte — dazu, und wir dürfen nicht anstehen, zu sagen, daß bei den großen Passagierdampfern besonders des nordatlantischen Schnellverkehrs Größe und Passagier-Anzahl zu der Zahl der berufsmäßigen Seeleute in einem Mißverhältnisse stehen. Bei den größten der europäischen Schnelldampfer zum Beispiel kommen auf eine Gesamtbesatzung von etwa 450 Köpfen und eine Bewohnerzahl des Schiffes von mehr als anderthalbtausend Menschen nicht mehr als 42 Seeleute von Beruf. Ähnlich oder noch ungünstiger stellt sich das Verhältnis bei anderen Beispielen. Wie sollen nun 42 Seeleute auf einem Riesenschiff von 200 m Länge eine Panik unter fast 2000 Menschen verhüten, 20 Rettungskutter in möglichst wenigen Minuten mit der zweifelhaften Hilfe von 250 Heizern und Kohlenziehern zu Wasser lassen? Die Wahrscheinlichkeit, daß dann auch in jedes Boot gleichmäßig einige Seeleute hineingelangen, ist gering. Der — allerdings eklatante — Fall des Schnelldampfers „Bourgogne" hat vielmehr das scheinbar überraschende Resultat geliefert, daß in dem einzigen vom Schiffe freigekommenen Boote alle die Seeleute saßen, die nach der Bootsrolle auf alle Boote verteilt gewesen waren. — Das oft erhobene Verlangen nach mehr Seeleuten, besonders auf den großen Schnelldampfern hat zweifellos seine Berechtigung und müßte von den Behörden energisch angestrebt werden. Freilich würde dies zunächst eine weitere Einbuße an Rentabilität der Schiffe bedeuten, denn die jetzt vorhandene Anzahl Seeleute auf jenen Dampfern genügt für die Bordroutine; alles weitere ist Barverlust an Mannschaftsgagen. Wir meinen aber, daß die glanzvollen Großschiffahrtsbetriebe der Neuzeit, die durch ihre Leistungen zwei große Kontinente in zwei Jahrzehnten einander um die Hälfte nähergerückt haben und die darin wetteifern, die Geschwindigkeiten und den Luxus ihrer Schnellschiffe immer höher emporzutreiben, es sich vor allen Dingen angelegen sein lassen sollten, eingestandenermaßen gefährliche Verhältnisse zu bessern und, ohne Rücksicht auf Kosten und etwa verringerte Rentabilität, der ausgedehnten Sicherung des Menschenlebens die gleiche Wichtigkeit zuerkennen sollten, wie der Erzielung großen Nutzens der Schiffe.

Vier Gedichte.

Von

Julius Havemann.

Brunnen des Lebens.

Unter meinem Fenſter ein Brunnen rauſcht
Durch die ganze lange Nacht.
Meine zitternde Seele wacht
Und lauſcht.

In meine ſtillen Gedanken hinein,
In mein einſames Sehnen,
In mein Fluchen und Beten, in Wonne und Pein,
In meine heimlichen Thränen,

In alles rauſcht dem lauſchenden Ohr
Gleichgültig der Brunnen denſelben Chor.

Waldstation.

Nacht, Wald und Schweigen. Weit hinaus
Seh ich die Waſſer trübe glimmen.
Ein Tönen ſcheint heranzuſchwimmen
Und wächſt ſich dumpf und rollend aus.

Ein ſchriller Pfiff im toten Wald.
Rauchfetzen in den Föhren wehen.
Wie ſchwarze Blätter ſtieben kalt
Und krächzend vom Geäſt die Krähen.

Und am Perron der Waldſtation
Das gelbe Lämpchen ſchläfert trübe.
Ich lauſche nach dem Räderton.
Er rollt zur Heimat meiner Liebe.

Im Warten.

An der Ecke wart' ich im Flockentanz.
Die Kutſcher auf ihren Böcken
Dunkeln im froſtigen Lampenglanz,
Verknöpft in pelzigen Röcken.

Ich warte dein am froſtigen Eck
Manch langes, langes Weilchen.
Im Herzen liegt ein Sonnenfleck,
Da ſteht die Welt voll Veilchen.

Und mitten drunter ſitzt ein Traum
Und ſtötet voll Frohlocken.
Fern durch den maienblauen Raum
Hör' ich die Hochzeitsglocken.

Abendgang.

Nun des Tages Licht zerging,
Hebt die Seele ſacht,
Wie ein ſtummer Schmetterling
Auf ſich in die Nacht.

Über Fluß und Wieſenſtrich
Nebelt Mondenduft.
Kleine Schatten regen ſich
Durch die linde Luft.

Leiſe her und leiſe hin. —
So in Heimlichkeit
Fühl' ich, daß ich nahe bin
Fremdem Glück und Leid.

Meine Trauer, meine Luſt
Sind des Lebens nur
In der fremden Bruderbruſt
Ahnungsvolle Spur.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Was ist modern? Diese Frage bildet den Titel einer kleinen Schrift, welche Arthur Seidl vor kurzem im Verlage der Berliner „Harmonie" veröffentlicht hat. Eine erschöpfende Antwort gibt der Verfasser nicht, aber sein Gedankengang hat viel Ansprechendes und Anregendes. Um sich nicht ins allzu Weite zu verlieren, schränkt er die Titelfrage in gewisse Grenzen ein. „Darüber müssen wir uns", meint Seidl, „ein für allemal im klaren sein, daß die Frage ‚Was ist modern?' zunächst immer nur lauten kann: Was ist für unsere Zeit gerade das Moderne? Oder genauer gesagt: Was ist heute das Lebendige und für unser Dasein besonders wirksam?" Die Wurzeln dieses Lebendigen, der heutigen Modernität sieht Seidl in den großen Entdeckungen und neuen Erkenntnissen unserer Zeit. „Unser Blick hat sich nach außen hin realistisch, das will sagen nach Seite einer täuschungslosen Erfassung der Erscheinungswelt, beträchtlich geschärft, ... und nach innen hin hat sich unser Leben ebenso erstaunlich zur Feinnervigkeit fortgebildet, wenn man will, auch zur Feinfühligkeit veredelt." Weiterhin äußert sich die moderne Eigenart nicht zum wenigsten in der Abwendung von allem dogmatisch Starren, das der Idee der Entwickelung zu widerstreben scheint. Für den Künstler „gibt es kein objektiv Schönes mehr; nichts ist an sich weder schön noch häßlich, ein lebendiges Subjekt muß erst hinzutreten" und das eine als schön, das andere als häßlich empfinden. Diese Neuanschauung zeugt nicht nur neue Formen und neue Stile, sondern führt auch zu neuem Gehalt, zu einem neuen Ideal. Letzteres erblickt Seidl in der „langsam, aber sicher fortschreitenden Losringung der Persönlichkeit zum Rechte freier Selbstbestimmung nach inneren Eigengesetzen, ohne Zwang irgend einer äußeren Autarität."

Wie man sieht, stellt sich Seidl durchaus auf die Seite des Neuen, er fühlt sich selbst als Modernen. Über das, was die sogenannte Moderne an bedenklichen Erscheinungen umspannt, geht er mit ein paar Worten hinweg. Und doch wäre scharf zu unterscheiden zwischen einer gesunden, wurzelechten und einer krankhaften, angelernten und anempfundenen Modernität. Zwischen Sucht und Sehnsucht nach dem Neuen, zwischen Entwickelungsfreude und Entwickelungsgier, zwischen dem Vorwärtsdrang, der eine Frucht der Reife, der Vollendung im Bisherigen ist, der nach dem Neuen verlangt, weil es eine Erhöhung und Erweiterung des Lebens in Aussicht stellt, und jenem Vorwärtshasten, das aus der Unreife entspringt und nach dem Neuen nur begehrt, weil es eben das Neue ist. Das wahrhaft Moderne steht nirgendwo im schrassen Gegensatz zu dem Gewordenen; ernster Entwickelungsdrang ist ohne weiteres vereinbar mit der Beharrungsfreude an dem Tüchtigen, was die Vergangenheit hervorgebracht; in derselben Persönlichkeit kann bald dies, bald jenes überwiegen. Zu Entartungen und Auswüchsen führt einzig und allein auf der einen Seite die blinde Abneigung gegen alles Neue, die Rückwärtserei, und auf der anderen die blinde Neuerungssucht, die den Mangel an Tiefe und Innerlichkeit mit äußerer Übertreibung und Überhitzung zu verdecken strebt. Gerade diese unklare und unreife Modernität aber drängt sich am meisten in den Vordergrund. Die Auswüchse erregen weit mehr das Interesse, sei es auch nur die Spottsucht, als der gesunde, triebkräftige Kern. Allerdings kommt dieser Kern, wenigstens in der Litteratur, nur langsam und unauffällig zur Entfaltung. Das Moderne, von dem Seidl kündet, offenbart sich bis jetzt mehr in Einzelzügen, im Kleinen und Nebensächlichen, als in umfassenden Schöpfungen großen Stils, mehr im Wollen und Versuchen, als im Können und Vollbringen. Die stärksten Ansätze zeigt die Lyrik, weit schwächer ist das, was sich im Drama bietet, mag es auch die Öffentlichkeit noch so sehr beschäftigen, die geringste Ausbeute aber an moderner Kunst im großen Sinne und großem Stile bietet der Roman. So bacillenhaft unsere Romanlitteratur wächst und gedeiht, so wenig Ebenbürtiges hat sie der Prosaepik des Auslandes entgegenzustellen; an wackerer Mittelmäßigkeit ein strömender Überfluß, aber wie selten ein Werk, das mit den modernen Meisterwerken der französischen, russischen und skandinavischen Erzählungslitteratur auch nur verglichen werden kann. Das auszusprechen, ist alles andere als eine Sünde gegen den Nationalgeist, es läuft nicht auf Herabsetzung, sondern auf Ansporn hinaus. Und bei all dem segelt unter

der Flagge „modern“ so vieles, dem die Bezeichnung nicht viel besser ansteht, als etwa einem bänglichen Hansierer des Ostens der Name Leu.

Als ein Führer, eine Säule der Modernen gilt hier und da Arthur Schnitzler, der Verfasser der „Liebelei“ und des „Freiwilds“. Und doch ist er vom Hauch neuartigen Denkens und Empfindens höchstens gestreift worden, selbst seine Darstellungsweise zeigt nur in Spuren ein schärferes modernes Gepräge. Wie wenig seine innerste Eigenart von modernem Geist durchsetzt ist, das bezeugt mit voller Deutlichkeit „Frau Bertha Gaelan (Berlin, S. Fischer), Schnitzlers Erstlingsroman. Im Roman kann ein Dichter sein eigenstes Wesen weit entschiedener und unumschränkter entfalten, als im Drama, das von Rücksichten auf die Bühne nur zu leicht bestimmt zu werden pflegt. Und daher gewährt im allgemeinen der Roman einen tieferen Einblick in das eigenste Fühlen und Wollen des Schaffenden. Schnitzlers Art hat im Grunde etwas Zeitloses, die Menschen, die er mit Vorliebe zeichnet, gehören zu jenem ewig gleichen Beiwerk der Entwickelung, das niemals Geschichte macht und das vom Strom der Geschichte kaum berührt wird. Im lieben Österreich hat diese Menschenspecies, die mehr vegetiert als lebt, die sich geistig und gemütlich in möglichst enge Beziehungen einspinnt, besonders zahlreiche Vertreter. Und die Wiener Litteratur fühlte sich von jeher unter diesen Leutchen außerordentlich wohl; um Liebelei und Schnäbelei drehte sich fast ihr ganzes Interesse. Schnitzler gehört aber menschlich wie litterarisch zu den typischen Wienern. Wie er aussieht, so ist und schreibt er auch. Ein Poet, wie ihn jedes Mädchenherz sich träumt, für den Salon wie geboren. Weichlichkeit, mit viel Sentimentalität und ein bißchen Schalkhaftigkeit durchsetzt, bildet den Grundzug seines Wesens; dazu paßt das Sinnige, Verträumte, Melancholische, das durch die anmutige Koketterie, mit der es der Dichter zur Geltung bringt, einen besonderen Reiz gewinnt. Daß eine solche Natur mehr dem Kleinen und Alltäglichen, als dem Großen und Ungewöhnlichen zuneigt, erscheint fast selbstverständlich; hie und da freilich verirrt sich der Sinn fürs kleine bis ins kleinliche. So im „Grünen Kakadu“, einem Einakter, in dem der Dichter die gewaltige Zeit der Revolution aus der Tiefsicht eines Mauselochs betrachtet. Allzuviel höher und weiter erscheint die Weltbetrachtung, zu der sich Schnitzlers erster Roman erhebt, keineswegs. Nicht in der Dürftigkeit des Menschenschicksals, das der Dichter behandelt, liegt das Kleinliche — es läßt sich auch Kleines im großen Sinne gestalten —, sondern in der breiten Ausführlichkeit, die der Dichter seinem winzigen Thema widmet. Wie fern muß ein Künstler allem Ernsten und Großen seiner Zeit stehen, wenn er einen Stoff, der gerade für eine novellistische Skizze ausreicht, dessen Geistes- und Empfindungsgehalt den einer Anekdote nicht allzusehr überragt, zu einem Roman von zweieinhalb hundert Seiten breitschlägt. Die Heldin des Romans ist selbstverständlich ein Weib; ein Wiener Poet, wie er sein muß, geriete in Verlegenheit, wenn er Männer schildern sollte, und Schnitzlers Helden sind fast durchweg Weiber, mögen sie nun Unter- oder Überröcke tragen. Frau Bertha Garlan ist das Gegenteil einer Romanheldin im älteren Sinne des Worts. Das Moderne an ihr ist einzig, daß sie nichts Besonderes erlebt und erfährt, was des Erzählens wert wäre. Sie hat ihr Leben verbracht, wie elf Zwölftel ihres Geschlechts. Eines Tages, als es die höchste Zeit für sie war, hat sie einen älteren Herrn geheiratet, nicht weil sie ihn liebte, sondern weil er allein ihr die Gelegenheit bot, noch vor Thoresschluß unter die Haube zu kommen. Nicht lange darauf stirbt der ältere Herr und läßt Frau Bertha mit ihrem Söhnchen in äußerlich nicht glänzenden, aber befriedigenden Verhältnissen zurück. Ohne sonderliche Erregungen und Erlebnisse vegetiert nun die Witwe in einer Kleinstadt dahin. Nur einmal wird die verstaubte Ruhe ihres Daseins auf ein paar Tage unterbrochen. Als Backfisch hat Frau Bertha ein wenig mit einem Jüngling geliebelt, der später ein berühmter Virtuose geworden ist. Alles, was in der Witwe an romantischen Empfindungen steckt, verknüpft sie mit diesem Jugendverhältnis; in der Erinnerung verklärt es sich zu einem süßen Wunder. Ein äußerer Anlaß gibt Frau Bertha Gelegenheit, mit dem einst Geliebten in neue persönliche Verbindung zu treten. Von Johannistrieben gequält, schreibt sie an Emil Lindbach, den großen Geigenvirtuosen, ob er ihrer noch gedenke, ob sie ihn einmal wiedersehen dürfe? Und er, dem jedes Abenteuer mit Weibern recht ist, antwortet alsbald ebenso kurz wie herzlich; huldvoll gewährt er das Wiedersehen. Sehnsuchts- und hoffnungsfreudig fährt die Witwe nach Wien, sie träumt bereits von einer Anzeige in den Zeitungen: Emil Lindbach und Bertha Lindbach verw. Garlan geb. N. N. empfehlen sich als Vermählte. Aber Emil ist über alle Romantik längst hinaus, er steht in Frau Bertha ein Liebchen mehr, eine Nummer mehr im Verzeichnis seiner Don Juaneeien, weiter nichts. Und ein Tag und eine Nacht genügen, um die minnigliche Witwe gründlichst zu enttäuschen. Beschämt und hoffnungslos kehrt sie in ihr enges Nest zurück und wird dort entsagungsvoll verstauben . . . . Eine Geschichte, schlicht und ganz unaufregend, fast inhaltslos; aber das ist eben, wie man mir sagen wird, das Moderne daran. Eine Modernität meiner Ansicht, so alt wie die Litteratur selbst. Besonders da das innere Leben der liebebedürftigen Witwe nicht viel reicher ist, als ihr äußeres. In den beschränkten Grenzen, die sich Schnitzler gesteckt hat, zeigt er sich auch diesmal als fein- und zartempfindenden Poeten. Als Meister in sanften Stimmungen, zierlichen Schilderungen, milder Rührung. Es liegt über der Erzählung wie der Hauch eines Sonntagnachmittags in der Kleinstadt. Idyllisch nennen dergleichen die Wohlwollenden, einschläfernd die Böswilligen. Aber so bestrickend ist diese Stimmungspoesie, so überwältigend die Meisterschaft Schnitzlers keinenfalls, daß man ganz ohne Pein 250 Seiten ertrüge, wo 50 ausreichen würden. Mit dem Inhalt des Romans steht die Sprache in gutem Einklang. Auch sie hat etwas Weiches, Sanfthinfließendes; sie ist bis ins kleinste abgetönt und ausgeglättet, ohne Scheuffen und Kanten.

Eine stärkere, ausgeprägte Eigenart verrät sie nirgends.

Moderner in geistiger Hinsicht mutet die Erzählung „Inkarrekt“ (Dresden, C. Reißner) van Emma Böhmer an. Frau Bertha Garlan könnte ihrer ganzen Denk- und Empfindungsweise nach ebensowohl im XVIII. Jahrhundert gelebt haben, wie im XIX.; Grete Dernwitz aber ist sicherlich ein Kind unserer Zeit; eine Maid wie sie war früher vielleicht schon möglich als Einzelerscheinung, aber einen Typus bildet sie erst in der unmittelbaren Gegenwart. Emma Böhmer erzählt van zwei Schwestern, Töchtern aus gutem Hause; Vater Dernwitz ist Excellenz. Auguste, die ältere, entwickelt sich zur Freude der Eltern zu einer Dame, die an Korrektheit und Weltgewandtheit nichts zu wünschen übrig läßt. Innerlich hohl und leer, ein bißchen moralisch angefault, gibt sie sich doch nach außen hin stets als ein weibliches Musterwesen. All ihr Sinnen und Trachten geht auf eine gute, standesgemäße Heirat, und die erreicht sie denn auch schließlich mit „Geschick und Schläue“. Im Gegensatz zu ihr benimmt sich das jüngere Töchterlein von früh auf so inkorrekt wie möglich. Ihr Sinn für die Ansarderungen der guten Gesellschaft, für die Pflichten einer höheren Tochter ist äußerst mangelhaft entwickelt. Statt sich zu einem gesellschaftlichen Normalwesen zu entfalten, strebt sie danach, ein Individuum für sich zu werden, das geistig wie im Empfinden seine eignen Wege gehen will. Eine Nora en miniature, die denn auch einen echt Ibsenschen Wahrheitsfanatismus entwickelt. Freilich nicht in allen Stücken. Zu jeder ihrer Thaten sich offen zu bekennen, dazu hat sie denn dach nicht den Mut; man kann das dem jungen Dinge auch kaum verdenken. Heimlich schriftstellert sie für eine Zeitschrift, die allerlei unheimliche, moderne Tendenzen vertritt, und heimlich verlobt sie sich eines Tages mit dem Redakteur besagter Zeitschrift. Dann aber wird Grete des Versteckspiels müde. Tapfer entschließt sie sich, von ihrer Liebe Zeugnis abzulegen vor versammelter Familie. In grausamer Weise aber kommt ihr das Schicksal mit der Enthüllung zuvar. Der geliebte Redakteur hat das Unglück, an demselben Morgen, wa er mit Grete vor Excellenz Dernwitz hintreten will, unter die Räder der elektrischen Straßendahn zu geraten. Er und mit ihm Gretes Liebesglück wird zermalmt. Ihre Heimlichkeiten kammen an den Tag, statt Mitleid jedoch und Tröstung findet sie dei ihren Angehörigen nur Vorwurf, Groll und Bitterkeit. Eine Zeit lang erträgt die Ärmste alle Quälerei mit resignierter Geduld. Schließlich aber wird es ihr zu viel, sie entflieht dem Elternhaus und wendet sich nach Zürich, um dort zum modernen Vollmenschen auszureisen ... Die Verfasserin erzählt frisch und lebendig; ihre Darstellung Ist licht und klar, in allen Linien überaus einfach und prunklos. Ihre Schwärmerei aber für das Moderne hat etwas hold Naives. Wie sie den Gegensatz zwischen den Schwestern ausmalt, auf der einen Seite lauter Licht, auf der andern lauter Schatten, das mutet ein wenig märchenhaft an. Und ebenso wundersam der Eifer, die kleine Grete und ihren Redakteur als etwas ganz Besanderes hinzustellen, als einzigartige Blüten neuer Menschlichkeit. Liliput-Revolutionäre van dieser Art laufen in der Großstadt zu hunderten herum, nur nehmen sie sich nicht immer sa nett und lieblich aus wie Grete Dernwitz. Daß die Verfasserin jedoch auch feiner und objektiver zu charakterisieren versteht, das bezeugt die ebensa lebensvoll wie intim gezeichnete Gestalt der alten Excellenz.

Anspruchsvoller als dieses Märlein van der inkorrekten Grete gibt sich Ottomar Enkings Raman „Die Ikariden“ (Dresden, C. Reißner). Gleich der Titel nimmt sich ein bissel hassärtig aus; es gehört Mut dazu, das harmlose Pärchen, das im Mittelpunkt der Erzählung steht, ob seines bescheidenen Ehrgeizes zum Geschlecht des Sonnenfliegers Ikarus zu zählen. Sa hoch strebt es denn doch mit seinen wächsernen Flügeln nicht, um von der Sonne gesährdet zu werden. Lene Rittner, gebürtig aus Groß-Queeren, wahnhaft zu Wettorp in Schleswig-Holstein, wirkt und strebt als wackre Volksschullehrerin. Ein ebenso hübsches wie energisches Mädchen sucht sie frühzeitig eine Position im Leben zu gewinnen, die über das, was sie nach Geburt, Beruf und sanstigen Verhältnissen zu erwarten hat, hinausgeht. Da jedach ihre eignen Fähigkeiten nicht ausreichen, sie höher hinaufzuführen, sucht sie, wenn auch mehr unbewußt, als bewußt, ihr Ziel durch Anschluß an irgendeine Männlichkeit zu erreichen. Ihre ersten Beziehungen aber zu einem Manne bringen ihr eine bittere Enttäuschung. Der Oberlehrer Lentrodt, den sie als Ideal verehrt, dem sie ihr jungfräuliches Herz zu Füßen legt, ist sehr geneigt, ein süßes Verhältnis mit ihr zu unterhalten, aber sich ehelich zu fesseln, verspürt er nicht die geringste Luft. Er geht eines Tages auf und davon, um als journalistischer Wartführer à la Harden, Naumann, Göhre eine Rolle auf der politischen Bühne zu spielen. Lene Ritter trägt bitter Leid um ihn, aber sie ist keine Natur, die am gebrachenen Herzen stirbt. Wenn es der eine nicht ist, so ist's der andere. Lene findet Ersatz in dem jungen Pastor loci, er heiratet sie nicht, er wird von ihr geheiratet. Inzwischen hat sich Lene mit moderner Weisheit erfüllt; sie liest fleißig in den Schriften des entwichenen Lentrodt und eignet sich seine Meinungen und Ideen rückhaltslos an. Eitel wie sie ist, fühlt sie sich aber keineswegs als Schülerin, sondern sie meint, all die Weisheit durch eigenes Denken und Sinnen erworben zu haben. Dieses Bewußtsein kräftigt ihren Ehrgeiz; sie hält es für ihre Aufgabe, gemeinsam mit ihrem Gatten ebenfalls eine Rolle in der Öffentlichkeit zu spielen, wie der große Lentrodt. Ihr Gatte aber ist alles andere als ein Kirchenlicht; sein ganzes Wesen ist aufs Korrekte gestimmt, er glaubt, was vorgeschrieben ist, erstirbt in Demut vor aller Obrigkeit, und sein Ehrgeiz bewegt sich in den allerbescheidensten Grenzen. Aber da er auch ein karrekter Ehemann ist, so macht schließlich Frau Lene mit ihm, was sie will. Sie ruckt und reißt an ihm, bis er widerstandsmüde in den Weg einlenkt, den sie ihm vorgezeichnet hat. Er verfällt freisinnigen Anwandlungen, er lernt sich als etwas Besanderes fühlen, er kämpft, wenn auch zaghaft, gegen die „gatt-

Digitized by Google

gewollten Autoritäten" an, und zuguterletzt ist er, dank dem beständigen Vorwärtsstoßen seiner Eheliebsten, soweit, daß er sich entschließt, sein geistliches Amt niederzulegen und unter die Socialpolitiker zu gehen. Nur zu bald jedoch erkennen beide, Mann und Frau, daß sie nichts Eigenes zu bieten haben, daß sie nur Nachläufer sein können, aber nicht Führer. Und demütig kehren beide zur Krippe zurück, die sie verlassen. Der Pastor a. D. ist glücklich, daß er in Gnaden wieder aufgenommen wird. Als Vorsteher und Vorsteherin einer Heilanstalt für Trinker finden Klaus und Lene ein idyllisches Glück, das von ehrgeizigen Gelüsten ungetrübt bleibt . . . Eine starke litterarische Eigenart offenbart sich in der Erzählung nicht, wohl aber ein tüchtiges, in dieser und jener Hinsicht hervorragendes Können. Mit großer Feinheit, in einer Folge von lebensvollen Einzelzügen zeichnet der Verfasser das Verhältnis zwischen Mann und Frau; wie Frau Lene Schritt für Schritt den Gatten aus seiner Bahn drängt, wie sie dann zur besseren Einsicht kommt und den Mann, den sie anfangs nicht sonderlich hoch schätzt, um seiner Gemütseigenschaften willen lieben lernt, das wirkt alles ebenso echt wie anmutend. Es sind Genrebilder, in der Charakteristik wie im geistigen Gehalt, die der Verfasser bietet, aber diese Kleinkunst hat in ihrer Art etwas Vollendetes. Litterarisch noch erfreulicher, als das psychologische Element, wirken die Schilderungen aus dem Kleinstadtleben; kein tiefer, aber ein gefälliger Humor, keine große, aber stets ergötzliche Satire. Nur hie und da, wie in der Zeichnung des Naturheilmenschen, erscheint die Karikatur zu grell, zu derb aufgetragen.

Fröhlicher Humor macht auch den Roman „Ein Dichterling" von F. v. Stenglin (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) zu einer erquicklichen Lektüre. Die Sprache wie die Darstellung haben etwas überaus Schlichtes, fast Kunstloses; der Verfasser erzählt so einfach, so leichthin, wie ein Journalist referiert. Aber im Vergleich zu dem pomphaften Stil, der in modernen Erzählungen gebräuchlich ist, verglichen mit all den Symbolismen und all dem Überschwang, mit dem uns die Jünger Maeterlincks und d'Annunzios überschütten, spricht diese Schlichtheit herzhaft an, wie ein Trunk klaren Wassers nach allzureichlichem Genuß von Würzwein und Likören. Einfach wie die Form ist der Inhalt; man könnte den Roman zu den pädagogischen, zu den Erziehungsromanen rechnen. Ein Dichterling wird durch die Not des Lebens von Künstlereitelkeit und Größenwahn belehrt. Leicht umrissene Charaktere; milde, behagliche Satire; geistig hie und da harmloser, als eigentlich erlaubt sein sollte.

Eine arge Enttäuschung bereitet der Roman, den Ernst Eckstein hinterlassen hat, „Die Märchenprinzessin" (Dresden, C. Reißner). Süßes Naschwerk für Backfischseelen, und nicht einmal unverfälschtes Naschwerk. Der erste Akt der Erzählung verspricht etwas ganz anderes, als die Fortsetzung hält. Ein junges Mädchen wächst in abgeschlossener Einsamkeit auf; von der Welt da draußen erfährt sie weiter nichts, als was aus Märchen und märchenhaften Romanen zu erfahren ist. Ihre Lektüre macht ihr Leben aus. Und so träumt sie sich in die Rolle eines Dornröschen hinein, das auf den Prinzen oder den fahrenden Ritter harrt, der die Schlummernde mit seinem Kusse zu einem Dasein voll ewiger Minne erwecken wird. Daß es Männer gibt, die nicht Prinzen oder fahrende Ritter sind, davon hat Fräulein Wilma keine Ahnung. Es gibt eine Erzählung, die genau in derselben Weise beginnt; die Heldin dieser Geschichte erliegt dann der Verführung des ersten Mannes, den sie erblickt, und geht an der Enttäuschung zu Grunde. Etwas Aehnliches erwartet man nach der Einleitung, mit der Eckstein seine Erzählung anhebt, und man hat ein Recht, dergleichen zu erwarten. Aber Ernst Eckstein ist ein viel zu zärtlicher Vater seiner Phantasiegeschöpfe, um ihnen ernstlich wehe zu thun. Der erste junge Mann, den Wilma kennen lernt, verliebt sich beim ersten Blick in die holde Fee, wirbt um sie und heiratet sie. Bei der Unerfahrenheit des Fräuleins könnte ihre Neigung leicht irre gegangen sein; sie müßte es sogar, wenn die Einleitung irgendwelchen Sinn haben sollte. Aber zum Glück für sie war künstlerische Konsequenz Ecksteins Sache nicht. Wilmas Erkorener ist ein wahres Ideal hehrer Männlichkeit. Ganz der Prinz, von dem die Dornröschen zu träumen pflegen. Ritter und Sänger zugleich. Durch Geburt mit Adelswappen und Rittergütern reich gesegnet, von Gottes Gnaden ein Dichter, der sich gleich mit seinem Erstlingswerk unter die Größen der Weltlitteratur einreiht. Mehr kann man in einer Person nicht gut verlangen. Frau Wilma ist denn auch durchaus zufrieden mit dem Los, das ihr zuteil geworden. Nur zuweilen trübt ein Schatten ihr Glück. Jedesmal wenn Felix, der Gatte, ins Dichten kommt, wird er ein wenig rabbiat; dann darf ihn niemand stören, selbst die geliebte Gattin nicht. Eine Weile erträgt Wilma die Launen des Dichters, ohne zu mucken; mit der Zeit aber wird sie immer eifersüchtiger auf die Muse, die den Gatten inspiriert. Und schließlich steigert sich bei der Frau, die nichts anderes zu thun hat, als sich mit Phantasiesorgen zu quälen, die Eifersucht derart, daß sie den Gedanken faßt — zu sterben. Rasch entschlossen stürzt sie sich in den Teich, der auf Rittergütern nur allzuleicht erreichbar ist. In eben der Stunde spaziert aber gerade Meister Felix im Park, um sich vom Dichten zu erholen; er rettet sein Weib und macht ihr begreiflich, daß die Gattenliebe mit der Musenliebe durchaus vereinbar sei. Wilma sieht das plötzlich ein, und alles ist wieder gut. Vergeblich fragt man sich, wie dieser fünfte Akt der Tragikomödie mit dem ersten zusammenhängt. Um sich in thörichte Eifersucht einzuspinnen, braucht man doch nicht als welteinsames Dornröschen aufgewachsen zu sein; jedes beliebige Gänschen würde dasselbe leisten. Und wenn die Geschichte wenigstens humoristisch gehalten wäre; aber zu aller Unwahrscheinlichkeit muß man auch noch eine gerüttelte Portion tragischen Pathos mit in Kauf nehmen. Ernst Eckstein ist tot. Sein Andenken hätte man würdiger geehrt, wenn man den Roman im Familienarchiv begraben hätte.

Rundschau.

Das Leipziger Goethedenkmal. — Von der Kunstausstellung in Dresden. — Von der Künstlerkolonie Darmstadt. — L. Dettmann, der neue Direktor der Kunstakademie in Königsberg. — Die Bauerntheatergastspiele in Berlin: I. „Schlierseer". II. „Elsässer". III. „Schwarzwälder". — Zu unsern Bildern.

Das Goethedenkmal in Leipzig.
Nach dem Entwurf von Prof. Carl Seffner.

Als Standort für das von Prof. Carl Seffner entworfene Leipziger Goethedenkmal ist nunmehr der Naschmarkt gewählt worden. Da das Monument nur in einem bescheidenen Größenmaßstab ausgeführt werden wird, so empfahl sich schon deshalb dieser nicht große Platz, auf dem es voll zur Geltung kommen dürfte und wo es sich überdies in einer Umgebung befindet, die noch heute fast denselben Anblick bietet wie zu Goethes Zeit. Das Standbild, das in Bronze gegossen werden wird, stellt Goethe als jungen Studenten dar, wie er etwa an einem Frühlingstage durch die Natur gewandelt sein könnte. Die Seiten des Sockels werden Bronzekartuschen mit den Medaillonbildern Friederike Oesers und Käthchen Schönkopfs zieren.

Die Internationale Kunstausstellung in Dresden, seit dem Jahre 1897 eine ständige, alle zwei Jahre sich wiederholende Erscheinung im deutschen Kunstleben, darf diesmal besondere Aufmerksamkeit für sich beanspruchen. Es liegt ein Hauptanziehungspunkt der Ausstellung sicherlich in der Skulpturenabteilung, und hier ist es unstreitig das gewaltige Grabmonument des Franzosen Albert Bartholomé: „Aux Morts", das die meiste Aufmerksamkeit verdient; war doch das herrliche Werk, eine Nachbildung in Gips nach dem Original, das sich auf dem Père Lachaise in Paris befindet, bereits im vorigen Jahre auf der Pariser Ausstellung der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Das Denkmal stellt ein antikes Tempelportal dar, dessen in völlige Finsternis sich verlierender Eingang zum Reich des Todes führt. Der Architrav trägt daher die Inschrift: „Aux Morts". Auf der Schwelle dieser düstern Pforte stehen ein Mann und ein Weib. Er geht mit festem Entschluß dem dunklen Geschick entgegen, sie stützt sich noch angesichts des Todes vertrauend auf den treuen Gefährten ihres Lebens. Die Gruppe rechts zeigt in bewegter, packender Darstellung einen Greis, eine Mutter, die, vergebens von den verzweifelnden Lieben zurückgehalten, dem finstern Fürsten der Schatten zuwandern,

Von der Internationalen Kunstausstellung in Dresden: Wohn- und Speisezimmer, entworfen von Architekt E. Schaudt, ausgeführt von den Werkstätten für Handwerkskunst von Schmidt & Müller in Dresden.
Aufnahme von M. Fischer, Dresden.

Salon, entworfen von Architekt Melichar in Wien, ausgeführt von R. Hoffmann in Dresden.

und ein zartes Mägdlein, deſſen letzter Gruß an das ſcheidende Leben dem Geliebten gilt. Links vom Portal iſt in einer vollendet komponierten Gruppe der Schmerz der Hinterbliebenen in allen Äußerungsformen, von völliger Zerſchmetterung bis zu apathiſcher Abgeſtumpftheit, ergreifend zum Ausdruck gebracht. Der untere Teil des Monuments iſt eine Grabkammer, in der Mann und Frau im Tode vereint ſchlummern; ein Kind, die nie erlöſchende Treue ſymboliſierend, ſchlingt verhüllten Hauptes die Hände um die teuren Leiber, und darüber breitet der Genius des Friedens ſtillſegnend ſeine Hände. — Auch die kunſtgewerbliche Abteilung bringt viel Sehenswertes. Wir zeigen davon einen Salon und einen als Wohn- und Speiſezimmer gedachten Raum, deren Mobiliar ſich durch gefällige Formen und geſchmackvolle Ausführung auszeichnet.

Die Darmſtädter Künſtlerkolonie hat endlich ihre Pforten aufgethan. Man kennt ihre

„Ahx Morte“. Grabmonument von Albert Baelholomé-Paris.
Von der Internationalen Kunſtausſtellung in Dresden.
Aufnahme von M. Fiſcher in Dresden.

Vorgeschichte: Großherzog Ernst Ludwig von Hessen ist ein begeisterter und verständnisreicher Freund des Kunstgewerbes. Er hat seinen künstlerischen Wünschen und Bestrebungen eine gesicherte Grundlage geben wollen, indem er ein Siebengestirn jüngerer, begabter Künstler zu sich berief, um ihnen in großherziger, weitgehender Freigebigkeit die Möglichkeit glücklichen Schaffens zu gewähren, frei von jeder äußeren Sorge und frei von allen Schranken amtlicher Pflichten. Die sieben Künstler sind: Prof. Jos. Olbrich, der Wiener Baumeister, Prof. Hans Christiansen, der farbenfrohe Schleswiger, Rud. Bossett, der Kleinplastiker, Patriz Huber, ausgezeichnet besonders in Entwürfen für Möbel, Peter Behrens und Paul Bürck, treffliche vielseitige dekorative Künstler, Ludwig Habich, ein vielversprechender Bildhauer. Auf der Mathildenhöhe erhebt sich die kleine Kolonie mit dem Ernst-Ludwig-Haus, das die Ateliers der Sieben und gemeinsame Repräsentations- und Geselligkeitsräume birgt, und den Villen der einzelnen Künstler; diesen dauernden Baulichkeiten sind provisorische Bauten hinzugefügt worden: ein Theaterchen, eine Ausstellungshalle für Flächenkunst, für Blumenkunst 2c., alles umschlossen von einem höchst originellen Geländer, in dem sich ein ebenso origineller Eingang öffnet. Originell ist übrigens wohl das Wort, das bisher von den Besuchern am häufigsten gebraucht wurde. Es ist viel Schönes hier auf verhältnismäßig engem Raum vereinigt, das Beste in den Künstlerhäusern selbst, die mit ihrer

Der Eingang zur Darmstädter Künstlerkolonie.
(Im Hintergrund die russische Kapelle.)

Das Theater der Künstlerkolonie in Darmstadt.

Das Haus von Professor Behrens.
Aufnahme von Chr. Heibst, Hofphotograph in Worms.

scharfen Betonung des persönlichen Geschmacks, der Eigenart der einzelnen Herren höchst sehenswert sind, so sehr man über Einzelheiten streiten mag. Ob das Ganze wirklich als ein „Dokument deutscher Kunst" bezeichnet werden darf, wie es die Künstler selbst zu

nennen beliebten, erscheint aber denn doch vorläufig noch zweifelhaft — man möchte es eher, bescheidener, als einen außerordentlich interessanten, äußerst dankenswerten Versuch kennzeichnen, dem vielleicht sehr viel Gutes für unsere Kunst entsprießen kann. Allen denen freilich, die von der heutigen Bewegung eine segensreiche Einwirkung auf breitere Kreise erhaffen, wird hier verhältnismäßig wenig gegeben; es ist, den Künstlern selbst anscheinend nicht einmal voll bewußt, eine äußerst exklusive Kunst, die von den Darmstädtern geboten wird: eine Kunst für Künstler und solche, denen ein auserlesener Geschmack und — eine außergewöhnlich gefüllte Börse das Eingehen auf die Intentionen jener ermöglichen.

Südwesten haben dort gastiert, davon drei im Mai zu gleicher Zeit. Von ihnen sind die Gäste aus Oberbayern, die „Schlierseer", den Berlinern, wie auch vielen anderen deutschen Städten, gut bekannt. Unsere Bilder zeigen eine Scene aus einem ihrer Hauptzugstücke, Rauchenegger s „Jägerblut", den Dichter dieses Volksstücks und den trefflichen artistischen Leiter des Ensembles, Direktor Konrad Dreher. — Eine große Überraschung für Berlin waren die „Elsässer", sah man doch hier zum erstenmal die Gestalten eines deutschen Volksstamms auf der Bühne, der erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit wieder dem deutschen Vaterlande angegliedert ist. Die Aufnahme war überaus herzlich; es war, als fühlte

Ludwig Dettmann, der neue Direktor der Kunstakademie in Königsberg.
Aufnahme der Photo-Illustration, Berlin.

Die Kunsthochschule in Königsberg hat, nachdem ihr Direktorat gerade zehn Jahre hindurch verwaist gewesen ist, nunmehr in dem ausgezeichneten Maler Ludwig Dettmann wieder einen Leiter erhalten, von dem sie wohl das Beste erhaffen darf. Der neue Akademiedirektor, ein gebarener Flensburger, nimmt eine hochgeachtete Stellung innerhalb der deutschen Künstlerschaft ein und ist auf den Ausstellungen in Berlin, Paris, Wien und Dresden mit der goldenen oder silbernen Medaille ausgezeichnet worden. Von seinen Schöpfungen sind seine großen geschichtlichen Wandbilder für das Altonaer Rathaus, sein Triptychon: „Die heilige Nacht" und das Kolossalgemälde: „Die Überführung der Leiche Kaiser Wilhelms I. nach dem Dom" besonders zu nennen.

Berlin stand diesmal in der Nachsaison im Zeichen der Dialektschauspiele. Nicht weniger als vier Bauerntheater aus dem deutschen Süden und

man die Bedeutung dieses immerhin geschichtlichen Augenblicks, wo zum erstenmal die Laute des Elsässer „Dülsch" von einer reichshauptstädtischen Bühne schallten. Zwar war es zunächst für die meisten Hörer nicht ganz leicht, sich in den etwas fremdländisch klingenden Dialekt hineinzufinden; indessen allmählich gewöhnte sich das Ohr an die gemütvalle, trotz mancher Rauheit doch anheimelnde Mundart, und die vortreffliche Schilderung des elsässischen Lebens in Dorf und Stadt, wie sie namentlich in den prächtig charakterisierenden Volksstücken Gustav Stoskopfs, des Dichters des „Herrn Maire", enthalten ist, fand wärmstes Interesse. — Zum erstenmale in Berlin waren auch die Bauern aus dem Schwarzwald. Was ihre schauspielerischen Leistungen anlangt, so litten diese offenbar unter der Thatsache, daß ihnen eine heimatliche dichterische Kraft fehlte, wie sie ihren glücklicheren Kollegen aus

dem Elsaß zur Verfügung stand. Ihre Repertoirestücke: „Die Spatze verzähle es", „Die Mühle im Schwarzwald" oder „Die Else vom Erlenhof" waren herzlich schwache Stücke ohne jede Charakteristik nach dem Leben. Die Darsteller hatten also keine leichte Arbeit, wenn sie aus den ihnen zugeteilten farb- und kraftlosen Gestalten etwas machen wollten. Wenn das manchen von ihnen dennoch überraschend gelang, wie z. B. ganz besonders dem wirklich prächtigen Herrn Hauberger, so beweist das eben, daß in ihnen ein tüchtiger schauspielerischer Kern steckt. Der Hauptreiz dieser Truppe liegt jedenfalls in den anmutenden ländlichen Tänzen Gesängen und scenischen Bildern, die so reizende Dorfidyllen darstellen.

* * *

Bruno Rauchenegger, der Hausvogt der „Schlierseer". Aufnahme der Photo-Illustration, Berlin.

Konrad Dreher, der Direktor der „Schlierseer".

Als meisterlicher Porträtist ist der ungarische Historienmaler Fülöp Laszlo bekannt. Eine Reihe seiner vortrefflichen Bildnisse, die sich durch

Scene aus dem Volksstück „Jägerblut". Von den Bauerntheater-Gastspielern in Berlin: I. Die „Schlierseer" (Oberbayern). Aufnahmen von Zander & Labisch, Berlin.

Herr Horsch als „Maire".

Frl. Hornecker als „Marie".

polla (zw. S. 488 und 489). — In Emanuel Spitzers weiblichem Studienkopf (zwischen S. 536 u. 537) offenbart sich die vollendete Technik dieses Künstlers, dessen prächtige, meist humoristische Zeichnungen ihm schon seit langem einen Namen geschaffen haben. — Von künstlerischer Wirkung und feiner Stimmung ist geistige Belebung und charakteristische Auffassung der Persönlichkeit auszeichnen, war unlängst bei Schulte in Berlin ausgestellt, unter ihnen das Porträt des bekannten päpstlichen Staatssekretärs, des Kardinals Rampolla (zw. S. 488 und 489). — In Emanuel Spitzers weiblichem Studienkopf (zwischen S. 536 u. 537) offenbart sich die vollendete Technik dieses Künstlers, dessen prächtige, meist humoristische Zeichnungen ihm schon seit langem einen Namen geschaffen haben. — Von künstlerischer Wirkung und feiner Stimmung ist die vorzüglichgelungene photographische Liebhaberaufnahme der „Alten Liebe" bei Cuxhaven von Dr. Georg Lehnert-Berlin, die wir zwischen S. 544 u. 545 reproduzieren. — „Der Uhrmacher"

Gustav Stoskopf, der Dichter des „Herrn Maire".

(zwischen S. 552 u. 553) spiegelt die intime Beobachtung und liebevolle Vertiefung wieder, die künstlerische Merkmale des Malers Joseph Kriwer, eines Meisterschülers von Professor A. v. Wagner in München, sind. Dem ländlichen Kleinleben, das dieser Künstler mit Vorliebe behandelt, ist auch der vorliegende Stoff

Scene aus dem ersten Aufzug des Lustspiels „Der Herr Maire".
Von den Bauerntheater-Gastspielen in Berlin: II. Die „Elsässer".

entnommen. — Den vielseitigen H. Hirzel, dessen kunstgewerblichen Arbeiten wir in dem vorigen Heft einen breiten Raum zugewiesen hatten, führen wir heute mit seinem Bilde „Birken“ als feinsinnigen Radierer vor. — Schließlich bringen wir noch einige Stichproben aus einem interessanten neuen Illustrationswerke, dem „Teuerdank“, das jetzt im Erscheinen begriffen ist. Das vom Kunstverlag von Fischer & Franke in Berlin herausgegebene Sammelwerk will, ähnlich wie das gleichnamige mittelalterliche Prachtwerk, ein Spiegelbild der Kunst unserer Tage, der Stimmungen und Einfälle unserer Künstler geben. Wir greifen auch hier eine Hirzelsche Landschaft „Cypressen“ (auf Seite 529), eine kraftvolle Zeichnung „Neuschnee“ (Seite 533) von Ernst Liebermann-München und Müllers-Münster gedankenvolle Skizze „Der Tod und die Jugend“ (Seite 541) heraus.

P. Gr.

Aus dem Volksstück: „Die Mühle im Schwarzwald“.
Von den Bauerntheater-Gastspielen in Berlin: III. Die „Schwarzwälder“.
Aufnahmen von Zander & Labisch, Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Holländisches Mädchen.
Ölstudie von Hans von Barteis.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 12, August 1901.

Die Marienburg.

Eine Perle deutscher Baukunst.

Von

W. v. Bremen.

Mit dreiundzwanzig Textabbildungen nach Aufnahme von Ferd. Schwarz in Marienburg.

(Abdruck verboten.)

Wen heute die Eisenbahn von der Hauptstadt des Deutschen Reiches an den fruchtbaren Niederungen der Warthe und Netze entlang und durch die reichen Kornfelder der alten Landschaft Pommerellen dem Weichselstrome zuführt, der durcheilt Gebiete, in denen jahrhundertelang Deutsche gegen Slawen gerungen haben. In Zielenzig, Driesen, Nakel, Konitz standen feste Burgen, oft mit stürmender Hand, bald von Deutschen, bald von Polen, genommen. Bei Dirschau überschreitet unser Zug die Weichsel. Auch hier war vor sechshundert Jahren schon ein fester Platz, den der Deutsche Ritterorden den Brandenburger Markgrafen entriß. Weiter geht es an freundlichen Dörfern mit holländischen Häusern vorüber durch den reichen blühenden Werder, wo zu derselben Zeit deutsche Arbeit die Wut des Stromes bändigte und das lieblichste Unterland aller deutschen Ströme schuf, und wo mit Recht der Ordensritter mit dem Wasserrade unter den Steinbildern der Dirschauer Brücke prangt. Wir nahen uns der Nogat, schon winken von drüben hoher Turm und ragende Zinnen, und während unser Zug auf kühnen Gitterbogen den Fluß überschreitet, steigt machtvoll und gewaltig ein Bauwerk vor uns auf, das dem Sturm der Jahrhunderte getrotzt hat und nun in alter Schöne neu ersteht — die Marienburg!

Wohl gibt es viele Burgen in deutschen Landen, die auf luftigen Bergeshöhen, an lieblichen Stromesufern oder im Kranze reicher Wälder gelegen, unser Auge entzücken, aber sie alle — auch das herrliche Heidelberger Schloß nicht ausgenommen — bringen uns immer nur die Geschichte einzelner fürstlicher oder adliger Geschlechter zum Ausdruck. In der Marienburg verkörpert sich aber das Wesen eines ganzen Staates, ja die Geschichte unseres deutschen Ostens überhaupt. Und mehr noch. Der schwarze einköpfige Adler, den der große Staufer Friedrich II. dem Ordensschilde Hermanns von Salza verlieh, blieb auch dem Herzogsschilde Albrechts von Brandenburg, als das schwarze Ordenskreuz daraus verschwand, ihn nahm sich das Königtum der Hohenzollern zum Sinnbild mit hinüber, und er weht heute mit der Farbe der dem deutschen Orden eng verbündeten Hansen zusammen in der Reichskriegsflagge des neuen Deutschen Reiches. Die heidnischen Preußen aber, die zu bekehren einst die „Dienstleute Sankt Mariens vom deutschen Hause“ in diese unwirtlichen Gegenden gezogen

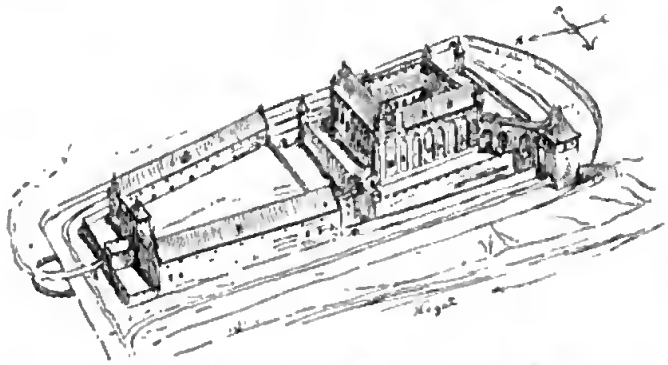


Abb. 1. Die Komturei Marienburg, 1280.
(Aus dem „Führer durch die Marienburg von Geh. Baurat Steinbrecht," Verlag von Julius Springer in Berlin.)

denn halbjahrtausendjährigen Kreislauf der Geschichte schließen, und der schwarze Adler, der einst mit scharfen Fängen dieses Land gewann, breitet nun als Kaiseraar seine Schwingen darüber für alle Zeit. Solche Gedanken bewegen uns wohl, wenn wir vor dem Denkmal des großen Königs stehen, der von der Stelle, wo einst die Vorburg des Schlosses ihre Mauern zog, sinnend seinen Blick hinüberwendet nach dem alten Hochmeisterschloß selbst.

waren, gaben ein halbes Jahrtausend später ihren Namen an den Staat der Hohenzollern, und als am 14. September 1772 preußische Trommeln durch Marienburgs Straßen wirbelten, da war mit der Wiedererwerbung Westpreußens durch Friedrich den Großen das deutsche Kulturwerk Winrichs von Kniprode gegen polnische Unkultur für immer gerettet. Wo einst das schwarze Kreuz der deutschen Ritter ruhmlos untergegangen war, da erhob sich schöner und ruhmvoller in der Zeit der Bedrängnis das schwarze Kreuz des preußischen Landwehrmannes. So sehen wir sich den mehr

Es ist das edelste weltliche Bauwerk mittelalterlicher Baukunst, wie es sich nun aus der Zerstörung der Jahrhunderte vor unseren Augen erhebt. Vollendet in der Blütezeit des Ordens unter dem glänzenden Winrich von Kniprode, finden wir in seiner Entstehung, seiner Vollendung und seinem Verfall auch Wachsen, Blühen und Vergehen des Ordens wieder. Nachdem 1228 Hermann Balk mit sieben Rittern, vom polnischen Teilfürsten Konrad von Masovien zur Hilfe gegen die ihn bedrängenden heidnischen Preußen gerufen, vom Lande Culm Besitz

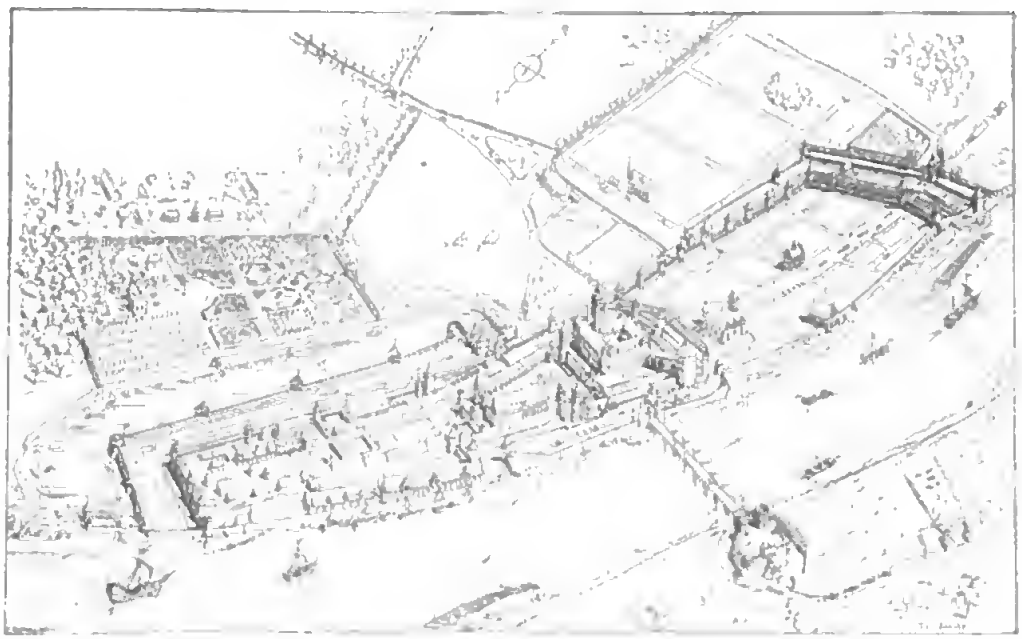


Abb. 2. Die Marienburg, Schloß und Stadt, zur Zeit der Hochmeister.
Zeichnung von Geh. Baurat Steinbrecht.

ergriffen hatte, folgte ein halbes Jahrhundert furchtbarer Kämpfe, in denen wiederholt die Wage des Sieges schwankte. An die Stelle der Kreuzzüge ins Morgenland waren die Kreuzfahrten nach dem deutschen Osten getreten, mit deren Hilfe die Ordensritter die Grenzen ihres Besitzes weit bis an Pregel und Memel ausdehnten und durch zahlreiche Burgen sicherten. Es war die Heldenzeit des Ordens, in der er seine höchsten Tugenden entfaltete. Der blutigen Eroberung folgte die friedliche Besiedelung durch deutsche Kolonisten, die den Kreuzheeren folgten. Auch die Unterworfenen erhielten feste Verwaltungsordnungen, deren Mittelpunkte die Burgen wurden. In ihren Schutz flüchteten in die daran befindlichen Befestigungen — die sogenannten Hakelwerke — die Umwohner, wenn feindlicher Einbruch oder Aufstand drohten.

Schon erhob sich an der Weichsel von Thorn bis Elbing und von dort an den Haffen entlang eine Reihe stattlicher Ordensburgen. Die Sicherung der Verbindung vom Culmer Land zu den Haffgauen hin fehlte noch. So wurde um 1280 auf dem hohen Nogatufer vom Landmeister Conrad von Thierberg eine Komturburg erbaut, die ihren Namen nach der gnadenreichen Jungfrau, in deren Dienst der Orden stand, empfing. Es ist der älteste Teil, das sogenannte Hochschloß, das auch heute noch durch seine hohe Lage alles weit überragt. Von ihrem Aussehen mag uns Abb. 1 ein Bild gewähren. Sie unterschied sich zunächst nicht wesentlich von mancher anderen Ordensburg, und daran stieß wie bei allen

Abb. 3. Das Hochmeisterschloß im früheren Zustand. (Nach Frick.)

nach einer Seite — hier nach Norden — die Vorburg für die Wirtschaftsräume, denn bedeutenden Landbesitz hatte die Komturei zu besorgen. An der durch die Vorburg geschützten Seite erhoben sich Kirche und Kapitelsaal, die beiden wichtigsten Räume, die kirchliche und ritterliche Grundlage des Ordens darstellend. Nach der Nogat zu lagen des Komturs Wohnung und ein Absteigequartier für den Landmeister. Niedriger erhoben sich Süd- und Ostflügel, in diesem die Schlafsäle, die Dormitorien, in jenem der Speiseraum, der Konventsremter der

Ritterbrüder, gelegen. Unter diesen Diensträumen zogen sich weite Keller, darüber Speicher und Wehrgänge hin. Den inneren Hof umzog ein Kreuzgang, in jener Zeit wohl zum Teil noch aus Holz. Aus der südwestlichen Ecke führte ein langer Gang zu einem Turm, dem Herrendansker, der über dem fließenden Mühlbach die heimlichen Gemächer enthielt.

So trug das Ganze das Gepräge eines zum Kastell gewandelten Klosters, das außen von einem breiten Umgang, dem Parcham, sowie von Mauern und Gräben umzogen war. Sankt Mariens trugen, drei ins Wanken gekommen, Armenien, Apulien und Romanien, in Alemannien und Österreich war der Orden vergewaltigt, in Livland, wo seit 1232 der Schwertorden mit ihm vereinigt war, mußte er seine Macht mit der Kirche teilen. Nur in Preußen hatte er die Stellung eines Landesherrn. Da faßte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen 1309 den großen Gedanken, den Schwerpunkt seiner Macht nach eben diesem Preußen zu verlegen, und wählte Marienburg zum Meistersitz. War der Orden einst zur

Abb. 4. Westseite der Marienburg.

Schon hatte der Orden nach Unterwerfung Preußens seine Macht auf das strittige Land westlich der Weichsel ausgedehnt und hier mit Gewalt und List sich zu Beginn des XIV. Jahrhunderts festgesetzt. Da drohte ihm neue schwere Gefahr, das Ordenshaus Accon im Orient war, vornehmlich durch die Zuchtlosigkeit der älteren Ritterorden, der Templer und Johanniter, 1231 verloren gegangen. Seitdem hielt der Hochmeister seinen Hof zu Venedig. Schon waren von den sieben Säulen, die nach dem alten Ordensbuche das Haus Ausbreitung des christlichen Glaubens in den rauhen Osten gezogen und hatte im Kampfe für das Kreuz weite Gebiete errungen, so trat nun der neue Gedanke, die Gründung eines Staates, hinzu.

Hiermit beginnt für die Marienburg die Zeit ihrer Blüte. Jetzt reichte die alte Komturei nicht mehr für die Bedürfnisse der neuen Landesregierung. Das Hochschloß wurde erweitert, und an Stelle der alten Vorburg entstand ein neuer gewaltiger Bau, das Mittelschloß, während die Vorburg mit ihren Wirtschaftsräumen wieder vor das

Mittelschloß nach Norden geschoben wurde, nach Süden aber erhob sich bald im Schutze des Hochschlosses die Stadt (Abb. 2). Unter den Hochmeistern Werner von Orselen, der es unternahm, die alten einfachen Satzungen der Mariendienstleute nach den kühnen Bestrebungen einer fürstlichen Herrschaft zu ändern, dem sangesfrohen Luther von Braunschweig, dem bautenkundigen Dietrich von Altenburg, endlich aber unter dem glänzendsten von allen, dem prachtliebenden, freudigen Sohne des Rheinlandes, Winrich von Kniprode, stieg der Orden zur Höhe seines Ruhmes, und die Marienburg entwickelte sich aus der einfachen Komturei zum Sitze fürstlicher Pracht. Während in

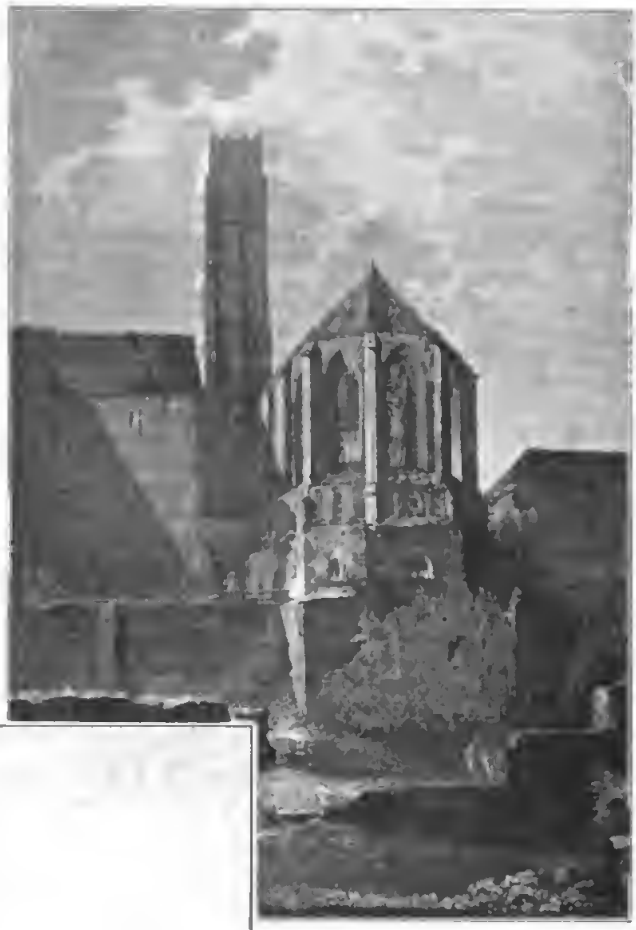


Abb. 6. Die Schloßkirche um 1799. (Nach Frick.)

Abb. 5. Schloßkirche und Pfaffenturm heute.

Deutschland das Rittertum längst zu würdeloser Spielerei herabgesunken war, wußten die Hochmeister die Strenge geistlicher Zucht noch aufrecht zu erhalten. „In Preußen, da ward er zum Ritter," war der höchste Stolz jedes christlichen Edelmannes, Könige wurden unter die Halbbrüder aufgenommen, und einmal fuhren zwei Könige, Ludwig von Ungarn und Johann von Böhmen, zugleich mit dem Orden gegen die Litauer aus. Während so der Orden im Jahre 1370 in der furchtbaren Rudauschlacht, die noch heute im Gedächtnis der

Preußen lebt, nach außen seine höchste Macht entfaltete, wußte er zugleich im Innern, in der Verwaltung des Landes eine Ordnung einzuführen, die erst Jahrhunderte später in dem Militär- und Beamtenstaat Friedrich Wilhelms I. wieder auflebt. Während im Reiche der Adel sang: „Reiten, rauben, das ist keine Schande, das thun die besten im Lande," konnten hier auf sicheren Straßen Handel und Wandel ihre Wege ziehen.

Abb. 7. Aufgang zum Hochmeisterpalast.

Unablässig standen Pferde im Stalle gesattelt, um des Meisters Befehle durchs Land oder fernhin ins Reich zu tragen, jeden Augenblick konnte auf einer Burg ein Visitierer des Ordens erscheinen und die Rechnungen abfordern, aus dem Süden hatten die Meister die Kenntnis der sarazenischen Staatskunst heimgebracht,

Abb. 8. Nordwestecke des Hochschlosses.

die Kraft der eng mit ihnen im Bunde stehenden Hansa hob den Handel der Küsten; ein jungfräulicher Boden spendete in verständiger Bewirtschaftung reiche Schätze; was wunder, daß hier ein Wohlstand erwuchs, wie ihn das Reich im Innern nicht kannte, und daß die Reichtümer des Ordens sich bald zu großer Höhe erhoben. Auch den Ordensschatz, der im Munde des Volkes märchenhafte Vorstellungen annahm, beherbergte die Marienburg. „Zu Marienburg" — so spricht der Pfennig beim Dichter — „da bin ich Wirt und wohl behaust." Wo die Gewalt nicht weiter hilft, da tritt dann das Geld ein, die Neumark wird den märkischen Lützelburgern in Zeiten ihrer Geldnot abgekauft, die Ansprüche der brandenburgischen Markgrafen auf Pommerellen werden abgelöst, der Nogatwerder wird erworben. Aber schon hatte der Orden angefangen, die Berechtigung seines Daseins zu verlieren, denn als der Litauerfürst Jagello 1387 die Taufe empfangen hatte und sein Volk dem christlichen Glauben zuführte, da hatten die Heidenfahrten ihr Ende erreicht, und nun mußte die mönchisch-militärische Einrichtung, die bisher die Stärke des Ordens gewesen und eine Umwandlung nach ihrem innersten Wesen nicht vertragen konnte, auch zu seinem Untergange führen. Durch die Heirat Jagellos mit der Erbtochter von Polen erstand dem Orden eine gewaltige Gefahr, im Innern wurden die sittlichen Grundlagen untergraben, und der deutsche Herr, der nach des Ordens strenger Satzung seine eigne Mutter nicht küssen durfte, sah längst nach anderen Frauen aus, ja nach dem Sprichwort mußte der Hausvater seine Hinterthür schließen vor den Weißmänteln. Die besonnenen Meister konnten nicht mehr den Uebermut der Ritter zähmen, und so brach schließlich eine gewaltige Schlacht auf der Heide von Tannenberg 1410 des Ordens Macht. Was nützte es, daß sich noch einzelne aus den Reihen des Ordens zu alter Größe erhoben, so jener Heinrich Reuß von Plauen aus dem heutigen Geschlecht der Fürsten von Reuß, die schon einen ihres Namens als Sieger in der Schlacht von Plowze gesehen hatten. Mit 3000 Mann warf sich Plauen in die Marienburg, und als das Polenheer nahte, zündete er die Stadt an, um so eine Belagerung von dieser Seite unmöglich zu machen. Zwei Monate wehrte er heldenmütig alle Angriffe ab, der Feind mußte unverrichteter Sache davonziehen.

So konnte noch einmal der Thorner

Abb. 9. Kreuzgang zu Meisters Sommer-Remter im früheren Zustande. (Nach Frick.)

Friede 1411 dem Orden fast sein ganzes Gebiet wiedergeben, aber die inneren Verhältnisse blieben unverändert. Heinrich von Plauen, der es unternehmen wollte, durch frischere Kraft des Landes in der Einrichtung von Landständen den wankenden Orden zu stützen, ward seines Meisteramtes entsetzt und endete schließlich sein großes Heldenleben in einem kleinen Amte. Ritterschaft und Städte schlossen sogar 1440 „den preußischen Bund" gegen den Orden. Fremde

Abb. 10. Meisters Wohnstube.

1460 sein Haupt auf den Henkersblock legen. Der „ewige“ Friede von Thorn 1466 macht die Weichsel wieder zu einem polnischen Strom. Der Hochmeister, nun in Königsberg residierend, empfängt den ihm verbliebenen Rest als polnisches Lehen und wird „Fürst und Rat des Reiches zu Polen“. Ohnmächtig sah das Deutsche Reich diesem Vorgange zu. Nur ein Fürst hatte schon sein Auge auf „das neue Deutschland“ im Osten gerichtet, Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg. Sein Ehrgeiz war, diesem Lande ein deutscher Erbfürst zu werden, aber noch reichte seine Macht hierzu nicht, und er mußte sich begnügen, die Neumark zurückzuerwerben und dies Land wenigstens vor den Slawen zu sichern.

So hausten nun polnische Starosten und Woiwoden in den weiten Hallen, und polnische Könige nahmen oft ihre Wohnung in den hochmeisterlichen Räumen. Jesuiten predigten polnisch von der Kanzel der Schloßkirche, ja einmal wurde sogar in Anwesenheit des polnischen Königs Sigismund die Hochzeit eines Herrn Scepansky, „Hauptmannssohn von Graudenz und Mirchau“, auf dem Hochschlosse gefeiert, und die heiligen Räume, die keines Weibes Fuß betreten durfte, wurden durch Bankett und Tanz entweiht; die Königin tanzte hierbei mit einem Prinzen. „Es haben aber“ — sagt der Chronist — „die Söldner mußte er in seinen Dienst nehmen, und als er sie schließlich nicht mehr bezahlen kann, öffnen sie am Pfingsttage 1457 die Marienburg polnischen Reitern. Am Pfingstmontag muß der Meister fliehend auf einem Kahne die Burg verlassen, wo 148 Jahre lang die Gebietiger stolz gesessen hatten. Aber in dieser pflicht- und ehrlosen Zeit erhebt sich noch einmal eine Gestalt zu heldenhafter Größe. Bartholomäus Blume, der Bürgermeister von Marienburg, der, vom Orden empfangenen Wohlthaten eingedenk, beschließt, die Stadt zu halten. Drei Jahre kämpft er den heroischen Kampf. Wieder ist's ein Reuß von Plauen, der ihn zu entsetzen sucht. Aber beider Heldenmut vermag nicht auf die Dauer zu widerstehen. Die Stadt fällt, und der wackere Blume muß am 8. August

Abb. 11. Kellergewölbe im früheren Zustande. Nach Frick.

Hayducken wenig von Bürgern, Frauenperſonen gantz keine eingelaſſen, damit es nicht zu gedrenge ſein möchte, auch das nicht die pohlen, wenn ſie ſich beſoffen, mit den deutſchen ein purlament anfangen möchten."

Auch nachdem der monarchiſche Gedanke endlich geſiegt hatte und Albrecht von Brandenburg den Orden in ein weltliches, von der Krone Polen abhängiges Herzogtum verwandelt hatte, blieb die Marienburg mit dem Weichſellande polniſch. Im Jahre 1644 brannte das Dach des Hochſchloſſes bei einem Fronleichnamsfeſt ab, als der polniſche Büchſenmeiſter ſeine Lunte auf dem Boden vergeſſen hatte, nachdem er „aus Böllern wacker kanoniert", und 60 Jahre blieb das Hochſchloß ohne Dach. Wenig ſpäter erbauten die Jeſuiten zwiſchen Hochſchloß und Mittelſchloß ein plumpes Haus, ein Jeſuitenkollegium an Stelle des alten Pfaffenturmes, in dem die geiſtlichen Brüder des Ordens ihre Wohnung gehabt hatten. Auch die Särge der Hochmeiſter entfernten ſie aus ihrer Gruft unter der Annakapelle und begruben dort die Jeſuitenpater. In der ehemaligen Vorburg durften „Schotten, Juden und Paudelkremer" ihr Gewerbe treiben. Alle Proteſte der Stadt gegen „die Weinſchenke, die Vendeter, Krämer, Höcker und dergleichen" halfen nichts. Dann gaben die Kriege zwiſchen Polen und Schweden erneuten Anlaß zu wiederholter Beſetzung von Burg und Stadt und neuer Zerſtörung. Daß Auguſt II. von Sachſen dort eine Weile Hof hielt, brachte dem Hochſchloß nur ein neues Dach, und daß die Gräfin Coſel ihre ſeidenen Gewänder durch die hehren Räume rauſchen ließ, wo einſt Speer und Sporen der deutſchen Ritter geklirrt hatten, war eine neue Unehre der alten Burg.

Abb. 12. Portal-Niſche des Hochſchloſſes.

Wohl zog mit dem preußiſchen Regiment von Sydow 1772 preußiſche Zucht in die verwahrloſte Stätte an Stelle polniſcher Lotterei, aber das alte Haus mußte ſich noch manche Unbill gefallen laſſen. Die ſparſame Wirtſchaft Friedrichs des Großen ſchuf Kaſernenräume in dem Hochſchloß. Die damaligen Baumeiſter ſahen darin auch nichts weiter als „einen ungeheuren Steinklumpen" und berichteten, „daß die Durchhauung der Fenſter eine unbeſchreiblich ſchwere Arbeit ſei, indem man eher von einem Felſen, als von den alten dicken Mauern etwas wegzuſpalten imſtande iſt". Überall wurden Zwiſchendecken eingeſchoben und kleine Fenſter herausgehauen, ſodaß ſchließlich über hundert Stuben im hohen Schloß entſtanden. Der ſtolze Hochmeiſterpalaſt wurde mit zellenartigen Einteilungen verſehen und eine Weberkolonie darin untergebracht. Schließlich wurde unter Friedrich Wilhelm III. die Kaſerne in ein Kornmagazin verwandelt, und die Arbeiten hierfür

von 1801 bis 1803 vollendeten die Zerstörung fast. Eben war man dabei, auch den Hochmeisterpalast zum Kornmagazin umzuwandeln, als Max von Schenkendorff im „Freimütigen“, einem damals vielgelesenen Blatte, mit flammenden Worten die Geister wachrüttelte und zum Einhalt der Zerstörung aufforderte.

Wenige Jahre früher hatten der Hofbauinspektor Gilly und Friedrich Frick den Zustand der Marienburg in einem großen mit vorzüglichen Kupfertafeln ausgestatteten Werke festgehalten, mit dem Wunsche, „das alte Denkmal der Baukunst der Zerstörung der Zeit und der Entstellung durch Menschenhände zu entreißen“. Das gab dem Könige Anlaß, 1804 die Erhaltung des Schlosses zu befehlen, und schon 1806 wurde mit Ausbesserung der Dächer begonnen. Dann kamen die schweren Zeiten der Napoleonischen Invasion, aber aus der Begeisterung der Befreiungskriege wurde der Gedanke der Wiederherstellung geboren, und der erste Burggraf des neu erstehenden Ordensschlosses war der Oberpräsident Theodor v. Schön.

Abb. 14. Die oberen Kreuzganglauben.

Abb. 13. Hof im Hochschloß.

Diese erste Wiederherstellungsperiode währte bis 1848. Die Archäologen Voigt und Häbler suchten aus den Urkunden der Archive die Grundlage für die alten Formen zu gewinnen, die dann die Architekten Schinkel, Stüler und Gersdorff wieder aufleben zu lassen strebten. Wohl muß man dem Opfersinn und der Begeisterung, mit der fast nur aus freiwilligen Gaben der Bau gefördert wurde, hohe Anerkennung zollen, und nicht minder dem geschichtlichen Sinn, mit dem man bei der Ausführung vorging, aber noch fehlte es doch an der festen Grundlage für die Kenntnis mittelalterlicher Baukunst. So sind einerseits wichtige Anlagen, die thatsächlich aus der Ordenszeit stammten, die man aber wie unter anderm eine Freitreppe im Schloßhof wegen eines später angebrachten polnischen Wappens aus polnischer Zeit stammend glaubte, beseitigt, es sind auch andererseits zahlreiche Aus- und An-

bauten, Türmchen, Zinnen, Balkone und dergleichen, die man mit Recht „Theatergotik“ genannt hat, ausgeführt worden und bis heute erhalten. Erst die Schriften des ersten preußischen Konservators der Kunstdenkmäler v. Quast brachten von 1848 an durch scharfsinnige Beobachtungen des Baus selber und richtige Anwendung urkundlicher Nachrichten endlich die der Wahrheit entsprechenden Anschauungen über das frühere Aussehen des Hochmeisterschlosses, die bis in unsere Tage die Grundlage für die Wiederherstellung der meisten Teile des edlen Bauwerkes gebildet haben.

Zunächst hatte man den Westflügel des Mittelschlosses (Abb. 3 u. 4), die alten Hochmeisterräume, in Angriff genommen, während das Hochschloß mit seinen Erinnerungen an die älteste Zeit des Ordens noch länger harren sollte. Erst die Hundertjahrfeier der Wiedererwerbung Marienburgs in den Septembertagen 1872 gab hierzu erneuten Anstoß. Zum erstenmal sah das ruhmvolle Denkmal deutscher Geschichte einen deutschen Kaiser in seinen Hallen. In demselben Remter, in dem einst Winrich von Kniprode glänzenden Hof gehalten, strahlten die Kerzen zu Kaiser Wilhelms Empfang, und seinem Sohn, dem kunstbegeisterten und verständnisvollen Kronprinzen erweckten diese Tage das höchste Interesse, das er seitdem ungemindert dem weiteren Ausbau entgegengebracht hat. Es muß als ein besonderes günstiges Geschick betrachtet werden, daß es gelang, als Bauleiter einen Mann zu gewinnen, der diese Wiederherstellung seither als sein Lebenswerk betrachtet hat. Es war der damalige Bauinspektor, jetzige Geheime Baurat Steinbrecht, der von 1881 bis zum heutigen Tage das edle Bauwerk in einer Weise seiner Wiedererstehung in alter Pracht und Schönheit nahe gebracht hat, die die höchste Bewunderung eines jeden erwecken muß, dessen Sinn für die gewaltige Sprache der Kunst und Geschichte, welche diese Mauern reden, erschlossen ist. Wesen und Empfinden längst vergangener Zeiten treten uns hier so eindringlich entgegen wie wohl bei keinem Bauwerk unseres deutschen Vaterlandes. Wenn wir bedenken, daß von der Pracht der alten deutschen Kaiserpaläste keine Spur auf unsere Tage gekommen ist, daß wir hier aber durch die Räume wan-

Abb. 15. Kapitelsaal II.

dern, wie sie die Ordensmeister als Gebieter eines großen weltlichen Staates mit starkem Willen und im Selbstbewußtsein ihrer hohen Stellung errichteten, dann weht uns beim Versenken in diese kühne Formensprache auch wieder ein Hauch jener großen Zeit an.

Auch Deutschlands dritter Kaiser, Wilhelm II., hat im Jahre 1894 in den wiederhergestellten Räumen des alten Hochschlosses, dem großen Speiseremter, die Festtafel ge-

Abb. 16. Goldene Pforte, Portal der Schloßkirche.

halten. Das Wappen von Hohenzollern und Schleswig-Holstein sowie des Kaisers Worte, die er damals gesprochen, zieren zur Erinnerung den Raum, und wieder wird er, wenn ihn die großen Heeresübungen in diesem Herbst nach Westpreußen führen, den immer schöner erstehenden Hochmeistersitz besuchen. Voraussichtlich können dann schon in den wiederhergestellten Gastkammern des Mittelschlosses die Feierlichkeiten stattfinden. So treten wir, nachdem vor unsern Augen die Geschichte sich abgerollt von den gewaltigen Tagen, da auf den Nogathöhen die erste Komturburg entstand, bis zu unseren Zeiten, wo Deutschlands Kaiser in jenen Räumen weilen, unsere Wanderung an.

Vom Bahnhofe kommend, gehen wir auf der alten Elbinger Landstraße auf das mächtig vor uns aufsteigende Hochschloß zu, überschreiten den Mühlgraben, den Rest der bereits bald nach Gründung der Burg vom Landmeister Mangold von Sternberg sieben Meilen weit von Süden über Thal und Hügel hergeführten Wasserleitung, die heute noch zum Teil die Stadt mit Trinkwasser versorgt, und stehen bald vor dem tiefen, heute trockenen, ehemals mit Wasser gefüllten zweiten Graben der Befestigung. Steil erheben sich drüben die doppelten Wehrgänge mit Schießluken und Ziegeldach wie zur Zeit des Ordens, dahinter steigt trotzig die gewaltige Ostwand des Hochschlosses empor, während rechts die Schloßkirche weit bis an den Graben vorspringt. Hier strahlt uns aus einer vertieften Nische des Chors das ganz mit farbigen Mosaiksteinen bekleidete, 8 Meter hohe Reliefbild der gnadenreichen Jungfrau auf goldenem Hintergrunde entgegen, wie es schon zu Meister Winrichs Tagen weit in die preußischen Lande als Schutzpatronin des Ordens blickte (Abb. 5 u. 6). Weiter uns nach rechts wendend, sehen wir das kräftige Massiv des Pfaffenturms, mit der Kirche in Verbindung stehend und einst Wohnung der geistlichen Brüder des Ordens, jetzt zum Archiv bestimmt; dann schreiten wir an der niedrigeren Ostwand des Mittelschlosses mit den „Gastkammern“ vorüber, lassen einen hohen Turm rechts liegen, den sogenannten „Schnitzturm“, einst die Werkstätte der Armbrustschnitzer beherbergend und den Eingang der Elbinger Landstraße in die Vorburg deckend, und stehen nun vor der Nordfront des Mittelschlosses auf dem Raum der ehemaligen Vorburg vor der Statue des großen Königs. Von den Gebäuden, die einst diese Stätte füllten, steht noch die ebenfalls in der Wiederherstellung begriffene Lorenzkirche und der zum Landwehrzeughaus aus-

gebaute Karwan, das alte Ordenszeughaus, während die Knechte-Firmarie sowie das Malz- und Brauhaus verschwunden sind. Den Sockel, auf dem sich das von Siemering modellierte Königsstandbild erhebt, umgeben die markigen Gestalten Hermanns von Salza, der den Orden nach Preußen sandte, Siegfrieds von Feuchtwangen, der den Hochmeistersitz dorthin verlegte, Winrichs von Kniprode, der die höchste Blütezeit schuf, und Albrechts von Brandenburg, des letzten Hochmeisters. Nun liegt vor uns der Flügel, der einst die Herren-Firmarie — die Krankenkammern — enthielt und jetzt Dienstwohnungen aufgenommen hat. Der Portalbau, in jener ersten Periode der Wiederherstellung stilwidrig durch allerhand Zuthaten erneuert, wird gegenwärtig im alten Geiste umgebaut.

Abb. 18. Schlafsaal.

Abb. 17. Inneres der Schloßkirche.

In den Hof des Mittelschlosses eingetreten, umschließt uns der gewaltige Bau des XIV. Jahrhunderts, mehr und mehr in seiner alten schönen und ergreifenden Formensprache zu uns redend, links die ihrer Wiederherstellung entgegengehenden „Gastkammern", mit einer eigens für die Gäste bestimmten Kirche, rechts der stolze heitere Palast des Hochmeisters (Abb. 3 u. 7), während vor uns der düstere Bau des Hochschlosses (Abb. 4 u. 8) mächtig alles überragt. Die ganze ernste Hoheit und Strenge des nordischen Backsteinbaus ist hier zur höchsten Vollendung gebracht, gemildert durch die in mannigfacher Weise verwendeten bunt glasierten Ziegel, die, im Sonnenlicht glänzend, dem

Auge angenehme Abwechslung bieten. Während sonst überall die strengen Formen der Frühgotik herrschen, hat entsprechend seiner fürstlichen Verwendung der Hochmeisterpalast schon an seiner Hoffassade ebenso wie an dem weit nach der Nogat vorspringenden Bau eigenartige Abweichungen, indem die Strebepfeiler durch doppelte Granitsäulen unterbrochen werden, was dem Bau etwas Leichtes, Kühnes gewährt. Auf der Nogatseite des Hochmeisterpalastes gibt das gewaltige zinnengekrönte Kranzgesims diesem Teile des Baus einen gewissen majestätischen Abschluß. So finden wir in der That die ganze fürstliche Hoheit und Pracht des Gebietigers trefflich hierdurch zum Ausdruck gebracht.

Auf einer Stiege betreten wir einen mit Waffen und Geweihen geschmückten Flur und eine hohe, lichte, gewölbte Halle, deren Strebepfeiler dieselbe eigenartige Unterbrechung durch doppelte Granitsäulen zeigen wie die Außenseiten. Sitzbänke zwischen den Pfeilern und ein Brunnen mit Handfaß deuten auch die Verwendung als Vorraum für Wartende oder Diener an (Abb. 9). Nun öffnet sich vor uns, nach der Nogat auf drei Seiten freiliegend, das herrlichste Gemach des ganzen Schlosses, Meisters Sommerremter. Auf einer einzigen schlanken Granitsäule ruhend, wie der Orden auf der Kraft seines Meisters, spannt sich kühn über den Saal ein wundervolles Sternengewölbe, an die Palmen des Orients erinnernd, die die Ritter so in ihr nordisches Heim verpflanzten. Eine Fülle des Lichtes dringt durch die reich gruppierten Fenster, kein Bildwerk unterbricht die feinen Gliederungen, an denen unser Auge bewundernd emporgleitet. Fürstliche Ruhe und Vornehmheit atmet der herrliche Raum. Wohl sind damals die Fenster nicht ganz so bunt gewesen, und auch die Motive der Stifter, die ihn nach 1815 geschmückt, sind manchmal mehr gut gemeint als sinnvoll, wie der ostpreußische blaue Landwehrmann, aber das soll uns den Gesamteindruck nicht stören, ebenso wenig wie die zwar an und für sich meisterhaft von Menzel gemalten Hochmeistergestalten, die aber in ihrer Form und Farbe nicht recht zu dem Raume passen wollen. Daß sie außerdem zugemauerte Öffnungen einer ehemaligen Musikempore bedecken, sei noch erwähnt. Wir können uns hier eher Pfeifer und Sänger an festlichen Tagen des Ordens denken. Die Ost-

Abb. 19. Der Konventsremter.

wand zeigt noch über dem Kamin die eingemauerte große Geschützkugel, mit der die Polen die Säule des Remters 1410 zu zertrümmern gedachten. Die nach einem Dienergange hinaus sich öffnende Schenkbank zeigt, daß auch für die Bedienung der Gäste in durchaus praktischer Weise gesorgt wurde. Daß der Saal übrigens auch in bunten Farben gehalten war, darauf deuten die aufgefundenen Reste alter Bemalung.

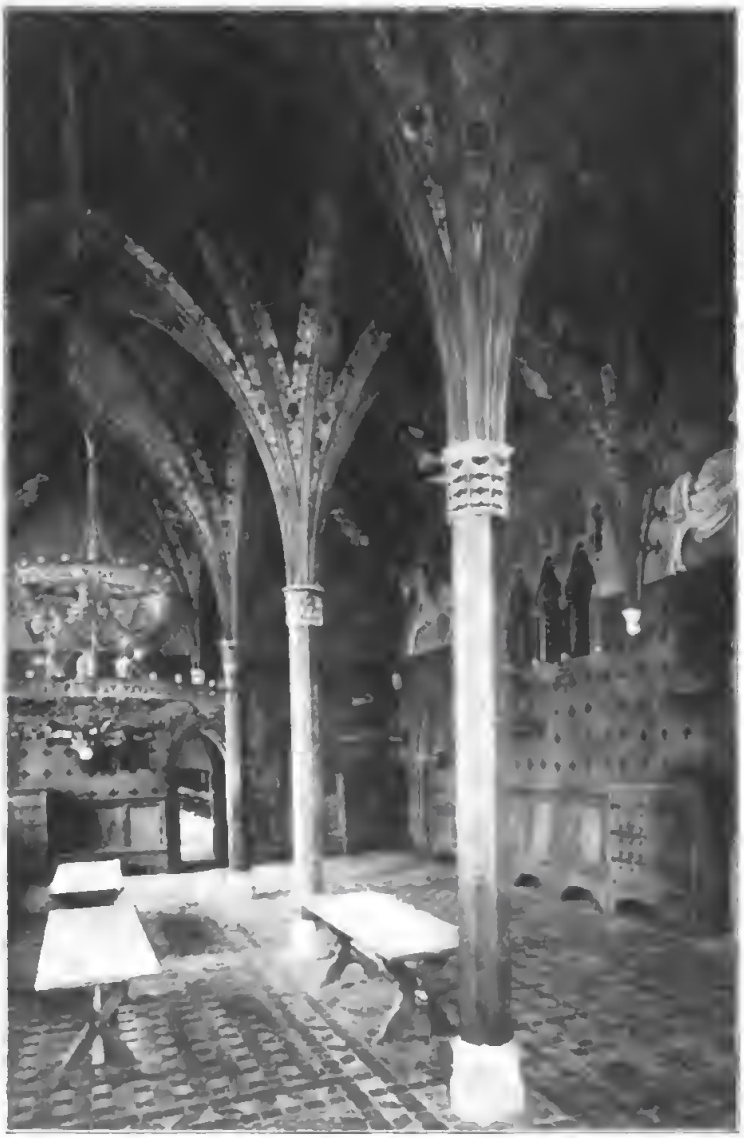


Abb. 20. Erholungs-Remter.

Vom Sommerremter schreiten wir durch eine Thüre in Meisters Winterremter, einem ähnlich gehaltenen aber in bescheideneren Maßen ausgeführten Raum, der durch einen Ofen unter dem Fußboden erwärmt werden konnte. Auch hier zeugen Reste von Hochmeistergestalten von der Zeit vor der verhängnisvollen Schlacht bei Tannenberg. Conrad und Ulrich von Jungingen ließen sie malen. Weiter geht's durch des Meisters Wohnräume (Abb. 10) zu seiner Hauskapelle. Hier mögen wir ihn uns denken im stillen Gebet Kraft zu folgenschweren Entschlüssen fassend. Ein sogenannter Feldaltar, d. h. ein kostbares, silbernes, reich vergoldetes und mit Edelsteinen besetztes Kunstwerk, etwa in Form eines Buches, mit kleinen Reliquien darin, wird hier aufbewahrt. Es begleitete den Meister in seine Kriege, so auch nach der Sage Ulrich von Jungingen in die Tanneberger Schlacht, wo es den Polen zur Beute ward. Aus dem Dome zu Gnesen, wohin sie es brachten, wurde es dann hierher überwiesen. Neben der Kapelle liegt des Meisters Schlafgemach, das nur durch ein kleines Fenster sein Licht empfing, daneben ein Bade- und Dienerzimmer.

Eine schmale, enge Stiege führt uns hinab in den glänzenden Rittersaal — den großen Remter —, der nun auch seiner Herstellung entgegen sieht. Es war der glänzende Festraum für die Gäste des Meisters. Auf drei Granitsäulen — vielleicht als Sinnbild der Dreieinigkeit — wölbten sich auch hier die Palmen über dem prächtigen Raum, der mit seinen acht bunten

Fenstern auf der einen, sechs auf der andern Seite und seiner farbigen Bemalung gewiß einen festlichen Anblick gewährte. Die Schenkbank und die großen Küchenanlagen daneben zeugen von der fürstlichen Gastfreiheit des Ordens. Die gewaltigen Kellergewölbe darunter gewährten Raum für unermeßliche Vorräte (Abb. 11).

Gegenüber dem Hochmeisterpalast erstreckten sich die „Gastkammern" zur Aufnahme der Gäste. Wie zugemauerte Thüröffnungen zeigen, lagen hier eine Reihe von Kammern nebeneinander, die nun miteinander verbunden, mit bunten Farben bemalt, einen behaglichen Anblick gewähren und voraussichtlich bei dem in Aussicht stehenden Kaiserbesuch in Benutzung genommen werden.

Hat uns so die Wanderung durch das Mittelschloß das Bild eines mittelalterlichen fürstlichen Hofhaltes gewährt, so wird die Empfindung beim Betreten des Hochschlosses völlig verändert. Auf der Zugbrücke schreiten wir über den tiefen Graben hinweg, der Hoch- und Mittelschloß voneinander trennt, durchs Vorthor und den Zwinger weiter und stehen nun vor der hohen Portalnische, die seltsame maurische Anklänge an die Jugendzeit des Ordens zeigt (Abb. 12). Ein langer finsterer Thorweg führt uns in den Hof, und hier umfängt uns klösterliche Stille (Abb. 13). Ernste Kreuzgänge umgeben in zwei Stockwerken den geräumigen Hof auf allen Seiten, unten starke Gewölbe von mächtigen Säulen oder Pfeilern getragen im romanischen Stil, oben in den reicheren Formen der Gotik. Inmitten steht das Brunnenhäuschen mit den Schöpfeimern. Zahlreiche Thüren der im Erdgeschoß liegenden Wirtschaftsräume münden in den untern Kreuzgang. Die oberen Kreuzgangslauben (Abb. 14) erwecken in ihrem reichen Farbenschmuck mit den hohen Spitzbogen eine feierliche Stimmung, mit der wir nun in den Kapitelsaal (Abb. 15) im Nordflügel eintreten. Es ist der Raum, in dem alle wichtigen Handlungen des Ordens vorgenommen wurden, die Hochmeisterwahlen, die Beratungen über Krieg und Frieden, die Ordenskapitel. Welche Fülle von Erinnerungen an die große Zeit seiner Kämpfe, seiner Blüte strömt auf uns nieder. Von Heinrich Walpot bis Conrad von Erlichshausen blicken alle Gebietiger von den Wänden herab, mit Mantel und Schild, darauf das schwarze Kreuz. Die feierlichen Sternengewölbe geben auch hier ein klösterliches Ansehen. Noch vor 150 Jahren zeigten sich hier die alten Gemäldereste: Füße mit Kettenpanzer, Sporen und Beinschienen, Schildreste mit dem schwarzen Balkenkreuz und dem goldenen Krückenkreuz der Hochmeister, die Falten gelblicher Mäntel. Auch die Namen einzelner Meister wurden damals noch entziffert, Luther von Braunschweig, Hermann von Salza, Conrad von Thüringen. Noch konnten sogar einzelne Verse gelesen werden. Unter dem Namen Conrads von Doringe stand der Vers:

Demut und gotis vurchte
vil ereftlich an ym wurchte
Daz her dieser werlde gust
versmehte sam geringe lust.

Es war in Temperafarben, dick und pastenartig aufgetragen, in die sich dann die spätere Übertünchung einsetzte, so daß beim Reinigen das meiste abbröckelte. Conrad Schaper hat auf Grund dessen, was noch zu erkennen war, die Meisterbilder neu geschaffen.

In demselben Flügel liegt nun auch der geweihte Raum des Hochschlosses, die Konventskirche, in die uns vom Kreuzgang ein herrliches Portal, die viel bewunderte „goldene Pforte" führt (Abb. 16), eines der edelsten Werke des frühgotischen Stils. Das vergoldete Rankenwerk in den Spitzbögen hat ihr den Namen gegeben. Fast vollständig ist auch in der Kirche die alte Bemalung erhalten (Abb. 17), die uns die Geschichte der christlichen Kirche von der ersten Heilsverkündigung bis zum letzten Gericht darstellt. Alles andere, Gestühl, Altäre, die bunten Fenster, die Leuchterkronen, der Fußboden, ist nach teilweise erhaltenen Vorbildern nachgebildet und gibt dem ganzen Raume einen wunderbaren Reiz. Auch hier wird unser innerer Sinn die Ritterschar in frommer Andacht oder den Segen zum Kampfe erflehend erblicken. Mitten in der Nacht, wenn sie drei Stunden geruht hatten, führte die strenge Klosterordnung die Ritter aus ihren Schlafsälen zur Andacht in die Kirche. So mußten auch diese der Ruhe gewidmeten Räume, die Dormitorien (Abb. 18), neben der Kirche liegen, sie füllten den Ost- und Südflügel und sind teils in Kreuzgewölben, teils niedrig

Die Marienburg. Nach dem Gemälde von Karl Ludwig.

auf Granitsäulen gewölbt. Im Westflügel liegen endlich noch die Wohnungen der höchsten Beamten, des Hauskomturs und des Treßlers, mit der Silberkammer für den Ordensschatz.

Im Obergestock des Ost- und Westflügels zogen sich Speicher und Waffensöller hin, im Südflügel aber liegt hier der lange Speiseraum der Ritter, der Konventsremter (Abb. 19). Auf sieben Säulen, an die Säulen des Ordens erinnernd, ruht seine Decke. Wappen und Leuchterkronen zieren ihn. Hier fand 1894 die Kaisertafel statt. Zwei Fahnen in den Farben zu Bewegung in freier Luft Gelegenheit bietend, der sogenannte Parcham. Auf der Ostseite nahm dieser Parcham die Gebeine der Ritter nach ihrem kampfesreichen Leben zur letzten Ruhe auf. Um vom Ostparcham nach dem Nordparcham zu gelangen, muß man durch die unter dem Chor der Konventskirche gelegene Annenkapelle (Abb. 21) hindurch, die alte Hochmeistergruft. Zwei wundervoll erhaltene Portale führen hinein. Hier wurden auch die Ritter auf ihrer letzten Fahrt hindurchgetragen und eingesegnet. Düster und ernst wirkt der niedrig gewölbte Raum, und sin-

Abb. 21. Die Annenkapelle.

von Hohenzollern und Schleswig-Holstein geben außer dem schon erwähnten Wappen die Erinnerung daran. Daneben liegt der dreipfeilerige Erholungsremter (Abb. 20), der mit reichem Schmuck und wohnlicher Ausstattung den Rittern einen behaglichen Raum bot. Ein Gang an diesen Sälen entlang erleichterte die Bedienung, auch eine Anlage für Handwäsche findet sich hier.

In dem höchsten Stockwerk ziehen sich überall Wehrgänge hin, so den burgartigen Charakter zum Ausdruck bringend. Unten am Fuße aber erstreckt sich um das ganze Hochschloß ein breiter Umgang, den Rittern nend stehen wir vor den drei Grabplatten der Hochmeister Dietrich von Altenburg, Heinrich Dusemer und Heinrich von Plauen, die man aufgefunden und hierher gebracht hat. Wo ihre Gebeine ruhen, weiß niemand, seit die Jesuiten die Leichen der elf hier bestatteten Hochmeister entfernten.

An der Gruft der Hochmeister schließen wir unsern Gang, um nun durch den Pfaffenturm in das Mittelschloß zurückzukehren und von hier auf dem Wege, den wir gekommen, an dem Graben entlang zur Stadt uns zu wenden, werfen noch einen Blick von der Südostecke auf das Schloß

Abb. 22. Die Südostecke.

zurück (Abb. 22) und auf das hier gegenüberstehende bescheidene Denkmal, das die Stadt 1860 der Erinnerung ihres besten Sohnes, des Bürgermeisters Blume, widmete, der seine Treue mit dem Tode bezahlte. Dann betreten wir den Marktplatz, wo jetzt die durch den furchtbaren Brand von 1899 zerstörten Häuser mit ihren Lauben, wie sie einst die Ritter aus dem Süden hier heimisch machten, sich wieder erheben, auch hier ein mittelalterliches Bild von eigenartigem Reiz. Dann wandern wir zur Nogatseite herab an dem in alter Stärke wiedererstandenen Brückenthor vorbei, das zur Ordenszeit den Übergang über die hier befindliche Pfahlbrücke deckte, und weiter über die Schiffbrücke zum andern Nogatufer, wo uns, wenn wir den Blick zurücksenden, das Schloß in seiner ganzen ernsten Hoheit erscheint. (Abb. 4.) Nirgends vermögen wir so dessen ganze Erscheinung in uns aufzunehmen, wie hier, das kastellartige Hochschloß mit seinem schlanken Turm und dem vergoldeten Ordensritter darauf, den weit vorspringenden majestätischen Hochmeisterpalast, das langgestreckte Mittelschloß, und malerisch vom Fluß daran in die Höhe steigend kleine Häuser, als ob sie Schutz suchten an dem gewaltigen Bau. Wir aber freuen uns, daß er wiederersteht aus der Zerstörung, die die Jahrhunderte daran geübt, als ein Wahrzeichen, was deutsche Arbeit in diesen Landen erreicht hat. — Wohl mußte der Orden vergehen, zumeist durch eigene Schuld, aber was er geschaffen, ist uns geblieben, ein deutsches Land dem Slawentum durch die gute Arbeit vieler Geschlechter abgerungen. Und dreihundertjährige polnische Herrschaft hat es nicht vermocht, diese Arbeit ganz zu vernichten. Aber noch heute ist der Wohlstand nicht wieder erreicht, der hier vor der unglücklichen Tannenberger Schlacht herrschte. Darum sei der Deutsche, der sich am Anblick dieses herrlichen Werkes deutscher Baukunst erfreut, eingedenk, daß er mit daran zu arbeiten habe, daß das Land, das seine Vorfahren einst im harten Kampf und in langer Arbeit dem Deutschtum gewonnen, auch dem wieder erwachenden und erstarkenden Slawentum gegenüber deutsch bleibe für alle Zeiten!

Come in, Sir..!

Eine seltsame Geschichte von

Hans Olden.

(Abdruck verboten.)

Ich nenne das Begebnis, das ich hier wiedergeben will, mit gutem Bedacht „seltsam" — aber ich bitte im vorhinein ausdrücklich, diesem Wörtchen keine weitergehende Bedeutung beizulegen, als ihm nach dem simplen Sprachgebrauch eben zukommt.

Es besteht im Seelenleben der heutigen Menschen einmal wieder eine starke Hinneigung zum Wunderbaren, Außerirdischen, oder wenn man es — wozu ebenfalls viel Neigung vorhanden ist — wissenschaftlich benamsen will: zum Mystischen, Transcendentalen, Metaphysischen, und wie die schönen Termini alle lauten, durch die man sich das Gruseln der alten Gespenstergeschichten in seine aufgeklärte Freiheit — ach, so gern — herüberretten möchte.

Es hat immer solche Zeiten gegeben. Sie folgen gewöhnlich auf Perioden des krassen Rationalismus, in denen irgendwelche naturwissenschaftlichen Entdeckungen die Welträtsel mit einem Schlage zu lösen vermeinten. Ich brauche nicht ausdrücklich daran zu erinnern, daß wir eine solche Triumphzeit des Menschengeistes gerade hinter uns haben. Mein letzter Klassenlehrer wenigstens wußte „alles", und erteilte auch prompt und erschöpfend Auskunft — über „alles".

Und nun haben wir eben den Rückschlag.

Noch erfüllt von dem geliebten wissenschaftlichen Hochmut, schielen wir doch schon mit lüsternem Interesse nach „Geistern", nach Seelen von Verstorbenen, die in spiritistischen Séancen Spieluhren aufziehen und unter rückenden Tischen leichtgläubige Waden kneifen.

Der Leser sieht, daß ich zu den bei den Wunderkonventikeln so argverpönten — weil angeblich störenden — Skeptischen gehöre, darf sich meiner wahrheitsgetreuen Darstellung daher mit einigem Vertrauen überlassen.

— — — — — — — — — — —

In einer Februarnacht des letztvergangenen Jahres trat gegen die zwölfte Stunde eine kleine Schar von Herren in Paletots, weißen Kravatten und Cylinderhüten aus dem Glasportal des Hotel de Rome an der Ecke der Linden und Charlottenstraße.

Es war nach einem der sechs allwinterlich stattfindenden Diners der Litterarischen Gesellschaft.

Wir hatten uns — etwa vierzig bis fünfzig Mannen der Feder — der uns durch das opulente Menü gestellten Aufgabe mit Würde und Genuß entledigt, hatten dann wie stets bei der dampfenden Cigarre, bei Kaffee und Likören um die kleinen Tische des als Wintergarten hergerichteten Lichthofes gesessen, wie stets gute Reden über Litteratur und Zeitungswesen, Zeitungswesen und Litteratur gepflogen, und das Besondere an eben diesem Abend bildete nur die Anwesenheit eines interessanten Gastes: des Sir Henry Napier.

Einer der englischen Herren, die als Korrespondenten Londoner Zeitungen in Berlin leben und gerngesehene Mitglieder unserer Gesellschaft sind, hatte ihn eingeführt, um seinem Landsmann mit einem Schlage die mehr oder minder hohen Spitzen des Berliner Schrifttums vorzuführen.

Schon bei Tisch hatte man den Fremden, der neben seinem Chaperon saß, bemerkt und sich hin und her nach ihm erkundigt.

Es war eine distinguierte Erscheinung. Von mittlerer Größe, schlank und von geschlossener Haltung, ein scharfgeschnittenes

Profil, kleine aber helle blaue Augen, gerötete Gesichtsfarbe, über den schmallippigen Mund breit herabhängend der dicke, fast weiße Schnurrbart.

Nach Aufhebung der Tafel erfuhr dann, wer ein Interesse daran nahm, daß der Gast ein weitläufiger Vetter des Lord Napier sei — also ein Mitglied des englischen Hochadels —, daß er früher vorübergehend im diplomatischen Dienst gestanden, nun seit Jahren aber seinen Neigungen lebe, die Reisen, Jagden, auch der internationalen Kunst und Dichtung galten.

Im Anfang nahm ich — natürlich gerade in eine tiefgründige Fachsimpelei vertieft — von Sir Henry nicht übermäßig Notiz. Nachdem aber andere mit dem Bericht erschienen, der Engländer sei ein famoser Kerl, suchte ich ebenfalls von der neuen Erscheinung zu profitieren.

Mein ungeübtes Englisch, das ich zum Eingang anstrengen zu sollen meinte, erwies sich bald als überflüssig, Napier beherrschte, zwar mit ausgesprochen englischem Accent, aber sonst durchaus fließend die deutsche Sprache.

Als ich an seinen Tisch trat, war er gerade in der Schilderung einer Tigerjagd begriffen, die er als Gast des Vicekönigs in den Dschungeln des Ganges vor einigen Jahren mitgemacht hatte. Das heißt, es war eigentlich keine Schilderung — eher ein knapper Bericht, in telegraphisch prägnanten Sätzen. Aber mit so treffend gefundenen Worten, daß die fremdartigen Vorgänge plastisch vor einem standen. Es war da namentlich ein Augenblick der Gefahr, wo dem kleinen sehnigen Mann eine aus der Treiberkette gehetzte weibliche Bestie zum Ansprung bereit gegenüber stand ... Zwischen den Zügen an seiner Cigarette setzte er die einzelnen Phasen der Begegnung in knappen sicheren Strichen hin, und diesen stählernen Blicken, diesen schneidigen Gesichtszügen war die geistesgegenwärtige Überlegenheit bei solch ungemütlichem Aug' in Auge auch zuzutrauen. Man sah ihn vor sich, wie er das linke Augenlid zusammen kniff und die großkalibrige Büchse zur Wange hob ... Wir Leute vom Fach nickten uns bewundernd lächelnd zu: der wäre ein Journalist geworden. — — —

Im übrigen war er ein Mensch von so umfassender Bildung, wie man sie bei uns so leicht nicht findet. Er kannte die deutsche Litteratur bis in ihre neuesten Phasen und vermochte zu einem angeschlagenen Thema auch stets analoge Erscheinungen aus dem Französischen, Russischen, Norwegischen ungezwungen anzuziehen.

Der angeregte Kreis um Napier hielt sich länger, als sonst in der „Litterarischen" üblich ist. Nachdem die Themata von allgemeiner Bedeutung erschöpft waren, entstand eine gemütliche Fidelitas. Über das vorher ernst Betrachtete schwirrten nun mehr oder minder gute Witze, die neuesten Simplicissimushumore wurden dem Engländer mit Stolz aufgetischt, sogar die wider das weibliche Oberhaupt seines Vaterlandes geschnellten boshaften Spitzen. Er nahm sie schmunzelnd hin, erwies sich durch einige kräftig pointierte exotische Schnurren selbst als witziger Mann und fuhr als Revanche für die Queenspäße entsprechende Retourkutschen aus englischen Witzblättern auf.

Dann empfahl sich allmählich einer und der andere, und kurz vor zwölf erhob sich auch Sir Henry. Das bedeutete den Beschluß, es gingen nun alle.

Als wir auf der Straße standen, mußte zunächst mit Bedauern ein unangenehmer Wetterumschlag konstatiert werden. Bei mondhellem Himmel und leichtem kaltem Wind war man gegen neun Uhr eingelaufen — jetzt war es wärmer geworden, aber am Himmel ballten sich grauschwarze Massen, und ein heftiger Zugwind blies ein dichtes Gemisch von Flocken und Schneewasser um die Straßenecken.

Hastig wurden die Regenschirme über die glänzenden Hüte gespannt und Droschken aufgesucht.

„Ich würde trotz des Wetters vorziehen zu gehen," wandte sich in englischer Sprache Napier an seinen Bekannten. „Ich brauche noch etwas frische Luft — und Regen verdirbt nur die Kleider."

Der andere zog ein bedenkliches Gesicht.

„O, wenn es Ihnen nicht angenehm ist," lenkte Napier sogleich ein, „dann bin ich auch bereit, zu fahren."

„Wo wohnen Sie, Sir Henry?" mischte ich mich ebenfalls in englischer Sprache ein.

„Im Palasthotel."

„Das ist auch mein Weg, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, Sie zu begleiten."

„Sehr gütig."

Der Journalist fuhr in einem Wagen davon, und Napier und ich stapften mutig unter unseren Regenschirmen durch das Schneegeschmelz quer über die Linden und die Friedrichstraße entlang.

Wir mußten die Schirme vor uns halten und kamen nur langsam vom Fleck, denn der Sturm wehte uns hier direkt entgegen.

Lachend unterhielten wir uns über den von keinem Unwetter zu lähmenden Berliner Nachttrubel. Den Faschingstagen zu Ehren hatte er heute sogar ein wenig karnevalistischen Charakter angenommen. An den Eingangsthüren der Bierrestaurants und Cafés standen halbgeschützt lustige Gruppen angesammelt, ausgelassene „Damen" und ihre Begleiter, einzelne mit ramponierten bunten Narrenmützen, die Passanten harangierend und allerhand Unfug verübend. Offene Droschken — mit kreischenden, johlenden Insassen beiderlei Geschlechts, unter triefenden Schirmen — rollten klatschend über den schwimmenden Asphalt.

Als wir uns endlich bis zur Ecke der Leipzigerstraße durchgekämpft hatten, nahm der Schneesturm aber plötzlich einen so bedrohlichen Charakter an, daß an der belebten Straßenkreuzung eine allgemeine Flucht entstand. Die Menschen hasteten nach jeder schützenden Stelle, preßten sich in Reihen an die Wände der Häuser und suchten wettlaufend die wenigen Nachtdroschken zu erobern.

Wir drückten die Hüte fester und sahen uns einen Moment mit unschlüssigem Lächeln an. Unser Wettertrotz schien bedenklich abgeflaut.

„Well, wir werden nun charaktervoll doch in einen Wagen steigen," lachte Napier.

Aber nun war keiner mehr vorhanden.

Ich sah mich um und bemerkte aus der Richtung des Dönhoffsplatzes die roten Laternen der elektrischen Bahn.

„Chance is everything," sagte ich, „this car will take us just to the Hôtel."

Keine Minute, und der elektrische Wagen surrte heran und hielt. Er schien schon ziemlich besetzt, auch der Hinterperron war mit Menschen angefüllt, und man sah auch hier im Schein der elektrischen Lampen ein paar bunte Karnevalsabzeichen. Nun drängte sich an der Haltestelle noch ein Gewühl Schutzsuchender an den Auftritt.

Napier sah mit der ihm eigenen Ruhe dem Treiben zu.

„Come along, Sir," rief ich, „make haste!" Ich bahnte mir mit Schultern und Ellbogen den Weg durch das Gedränge, „come in, Sir, come in!" dabei wiederholt hinter mich rufend.

Der Schaffner schien angesichts der Wetterunbill menschliches Rühren zu fühlen, denn er ließ trotz der Überfüllung alle sich Hineinquetschenden gewähren. Der ganze Gang stand voll nasser Menschen.

Ich hatte, ein wenig nervös geworden, immer wieder „Come in, Sir, come in . . ." gerufen, nun war ich oben, glaubte Napier sei mir gefolgt und hinter mir . . . aber ich sah ihn plötzlich, gute drei Schritt hinter dem Wagen, mitten auf den Schienen stehen.

„Halloo, what is the matter?" rief ich befremdet.

Um mich herum wurde geulkt und gelacht . . .

An der hinteren Brüstung des Perrons stand eine groteske Gestalt: ein langer, magerer Kerl in einem wehenden schwarzen Havelock, den hohen Kragen um den dünnen Hals geknüpft, das hagere, bartlose Gesicht weiß angemalt, auf den strähnig herabhängenden Haaren einen hohen verwüsteten Cylinder mit einem lächerlichen schwarzen Federbusch.

Jetzt fiel mir auf, daß ich — das heißt mein unruhiges Bemühen um Napier — die Ursache der allgemeinen Heiterkeit war. Der schwarze Kerl hatte sich erlaubt, mich zum Gegenstand seiner unverschämten Späße zu machen: er spottete mir nach. Mit verrückten Verbeugungen lehnte er sich weit über die Brüstung, schlenkerte die Arme, schwenkte den unsinnig verzierten Hut, grinste und dienerte und schrie immerfort in einem gemeinen heisern Ton — den englischen Accent parodierend, als ob er eine Kartoffel im Munde hätte —:

„Come in, Sir, come in — I am waiting for you!"

Verwirrt trat ich eine Stufe hinab, um Napier herbei zu winken — aber nun sah ich im grellen Licht der Bogenlampe sein totblasses Gesicht, die offenen Lippen blutlos und zitternd, die sonst so überlegenfreundlich blickenden Augen verzerrt in einem wahnsinnigen Schrecken.

So starrte er nach dem Spaßmacher an meiner Seite.

Er hatte den offenen Schirm niedersinken lassen, der Regen klatschte ihm ins Gesicht — er stand wie paralysiert, nicht fähig, sich von der Stelle zu bewegen.

Ich stieg geschwind völlig hinunter — der Gedanke schoß mir durch den Kopf, er litte vielleicht an plötzlichen Krampfanfällen, an Epilepsie — ich wollte zu ihm eilen ...

Aber in diesem Moment entstand ein allseitiges Geschrei, Zusammenlaufen und das wütende Geschimpfe eines Kutschers. Eine Equipage hatte die Leipzigerstraße kreuzen wollen und den angewurzelten Napier bei einem Haar überfahren. Ein Schutzmann war auf den Damm gesprungen, hatte ihn am Arm erfaßt und noch im letzten Moment zur Seite gerissen. Dabei war ihm der Hut vom Kopf gefallen.

Ein kleiner Auflauf entstand.

Ich war natürlich sofort neben dem armen Gefährten, führte ihn auf das Trottoir und reinigte, so gut es ging, seinen beschmutzten Cylinder.

Er schien gleich viel beruhigter. Die Starre seiner Züge löste sich, er nickte mit naßwerdenden Augen tief schmerzlich vor sich hin, verwandte aber noch immer den Blick nicht von dem inzwischen weiter gefahrenen elektrischen Wagen.

Der ekelhafte schwarze Lümmel trieb noch immer seine Kapriolen. Die Zipfel des Mantelkragens flatterten um die knochigen Arme, und während die Gestalt allmählich verschwand, war es mir, als hörte ich noch immer sein kauendes Gekeife: „Come in, Sir, come in — waiting for you ..."

„O, seien Sie mir nicht böse, lieber Herr — o, ich bitte Sie, ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht ..." stammelte Napier, indem er sich schwer in meinen Arm hing und sich mühselig weiter half. Seine Beine schienen völlig kraftlos.

„Stützen Sie sich nur fest auf mich," redete ich ihm zu.

„O, es ist eine Schwäche — o, es ist so eine verdammte, gemeine Schwäche ..."

„Beruhigen Sie sich jetzt nur," bat ich, „lassen Sie uns einen Augenblick hier eintreten." Wir standen an der Knoop'schen Weinstube. „Sie setzen sich ein paar Augenblicke und trinken ein paar Glas Selterwasser, und dann ist's vorbei."

„Recht, recht," lallte er müde.

Aber im Begriff einzutreten, sah er noch einmal mit umflortem Blick die lange Straßenflucht entlang und murmelte mit einem hoffnungslosen Klang vor sich hin:

„Mir war es, als ob ich ‚Wieder ...' verstünde. ‚Immer wieder ...' ‚Again — always, always again.'"

Wir setzten uns in eine Nische, und nachdem er eine Zeit lang ausgeruht und reichlich Wasser getrunken hatte, schien der Anfall vorüber. Ich forderte ihn bereits auf, nunmehr den Heimweg anzutreten, und er erhob sich willig. Zum erstenmal glitt wieder das hübsche humoristische Lächeln über sein Gesicht.

„Und es würde Sie gar nicht interessieren, zu erfahren, was für eine dumme Geschichte mir da eben begegnet ist?"

„Wenn Sie es mir erzählen wollen — gewiß."

„Well, ich würde es Ihnen sehr gern erzählen."

Wir setzen uns wieder, und nach einem nachdenklichen Schweigen begann er sehr ruhig:

„Ich glaube, ich leide an einer fixen Idee ... o nein, nein, ich will nicht lügen, ich bin leider überzeugt, daß ich *nicht* an einer fixen Idee leide ... Wir kennen uns erst seit wenigen Stunden, aber Sie werden doch schon einen annähernden Begriff haben, was für eine Art Mensch ich bin und womit mein Leben ungefähr ausgefüllt ist. Mit nicht viel Gescheitem und Nützlichem — aber andrerseits auch nicht mit albernen Dummheiten. Ich bin sehr früh allein gewesen. Meine Eltern starben, als ich noch ein Knabe war, zwei Brüder und eine Schwester sind ebenfalls längst nicht mehr am Leben. Außer ein paar guten Freunden habe ich keinen Anhang. Ich bin nicht reich von Haus aus, aber ich durfte mir von vornherein sagen: ich kann mit dem, was ich besitze, auskommen ohne zu verdienen, ich brauche keinen Beruf zu erwählen und brauche nicht zu heiraten — beides nicht mein Geschmack — aber ich habe Freude an allen interessanten Dingen dieser Erde, also schauen wir sie uns an ...

„Sie lächeln — ja, es ist kein besonders origineller Charakter, den ich Ihnen hiermit vorführe, speciell das britische Reich produciert uns im Hundert, uns Welt-

bummler ohne Zweck und Nutzen, die nirgends hingehören und, wenn sie irgendwo eines Tages verschwinden, keine Lücke hinterlassen. Bei Gott, kein Original, weit eher ein recht kühler und nüchterner Gentleman, der sein Eisenbahnkursbuch wie ein pedantischer Gelehrter studiert und allabendlich seine kleinen Ausgaben für dinner und supper minutiös notiert . . . Alles eher, als excentrisch. Im übrigen: ich bin nun bald sechzig . . . Ich rauche wenig, ich trinke fast niemals Wein, ich gehe früh zu Bett, ich verbringe dreiviertel des Jahres auf dem Lande, ich reite, rudere und jage . . .“ Er mußte unwillkürlich lachen. „Ich spreche mit Ihnen, als ob ich eine Fünf-Sovereign-Konsultation bei einem berühmten Arzt hätte. Es liegt mir nur daran, Ihnen zu zeigen, daß ich im Vorbesitz all meiner Kräfte bin: die Muskeln meiner Arme sind so straff wie die Nerven meines Gehirns . . .“

„Sie brauchen das wirklich nicht zu versichern,“ warf ich ein, „man sieht und hört es.“

Er preßte die Zähne zusammen, eine Blutwelle stieg ihm ins Gesicht, er drückte in hilfloser Verzweiflung die Fäuste an die Schläfe . . .

„Und wenn ich jetzt weiter rede, so werden Sie mich in zwei Minuten dennoch für wahnsinnig halten, und jeder, jeder würde das thun . . . ich selbst, wenn ich außer mir stünde und mich hörte.“

Er schloß gequält die Augen und stieß wie mit sich selbst redend hervor:

„Ja, kann man denn nicht für einen Moment aus sich heraustreten, sein eigener kluger Freund sein und wie zu einem andern sagen: ‚Sieh' das und das und dies und jenes — Hirngespinste, mein Alter! Du denkst und schaust ja sonst ruhig und klar — also da sitzt irgendwo eine schadhafte Stelle. Recht schlimm — aber, da sonst alles ordentlich funktioniert, doch kein großes Unglück . . . Nimm an, du habest am Abend ein Stückchen unverdauliche Käserinde hinuntergeschluckt, und die macht dir einen bösen Traum. Wenn du erwachst, ist's vorüber . . .‘“

Er legte schüttelnd den Kopf zurück.

„Ich kann nicht — ich kann nicht! Hier sitzen S i e — hier bin i c h — hier steht mein Glas Wasser . . . Und so ist a l l e s wahr — a l l e s — — eben einfach — wahr.“

Ich hielt meine Blicke spannungsvoll auf ihn gerichtet und unterbrach nicht mehr.

Er sah auf seine schmale, dickgeäderte Hand und begann dann wieder zu sprechen, leiser und scheinbar ruhig:

„Vor drei Jahren war das eigentliche Geschehnis. Im Herbst vor drei Jahren. Ich war in Schottland, auf dem Landsitz meines Freundes Churchill, eines entfernten Verwandten des Ministers, dessen Namen Sie ja kennen. Ich war zur Jagd auf Hochwild eingeladen und verbrachte dort mehrere Wochen. Es waren außer mir nur wenige Gäste da — etwa fünf oder sechs Herren, wenn ich recht erinnere. Auch logierten wir nicht in Churchill-Castle, dem eigentlichen Herrenhaus, das weiter unten im Thal liegt, sondern in einem kleinen Jagdschlößchen in unmittelbarer Nähe der Waldungen. Die große Chaussee nach Glasgow führt daran vorüber.

‚Hunting-Box‘ — so ist das kleine Schloß genannt — besteht nur aus einem einzigen Stockwerk, mit einem hohen gewölbten Schieferdach darüber. Ein schmaler Gartenstreif, von einem hohen Staket eingefaßt, zieht sich rings um das Haus. In der Nähe am Waldsaum befinden sich noch ein paar kleine Ansiedlungen für Waldhüter und Dienerschaft mit ihren Familien.

Die wenigen Wohnräume von Hunting-Box waren von den Jagdgästen besetzt. Sie lagen nach allen vier Fronten des Schlößchens — das meinige nach der vorbeiführenden Landstraße —, und jedes Zimmer hatte nach außen einen kleinen Balkon, dessen Thür zur Nacht von hohen grünen Laden verschlossen war.

Allmorgendlich, eine Stunde vor Sonnenaufgang, umschritt der diensthabende Wildhüter das Haus und klopfte mit seinem Knüppel an die Läden derjenigen Herren, die an dem betreffenden Tage auf die Pirsche gehen wollten.

Well — ich habe nun heutigen Tages noch einen außerordentlich festen Schlaf, und es war mir damals ein paarmal begegnet, daß ich das ‚knock-knock‘ des Wildhüters wohl gehört, auch im Halbwachen beantwortet hatte, aber dann doch wieder eingeschlafen war und so die Zeit verpaßte. Man hatte mich dann geneckt, ich war ärgerlich über diese Schwäche, und so legte ich mich zuletzt schon mit einem ängstlichen

Gefühl zu Bett, daß ich am andern Morgen auch den richtigen Moment zum Aufstehen nicht versäume. Daraus wurde dann ein nervöser Schlaf, und es begegnete mir verschiedensach, daß ich im Lauf der Nacht auffuhr, Licht machte und dann auf meiner Uhr sehen mußte, daß ich kaum eine oder zwei Stunden geschlafen hatte.

Aber an jenem Morgen" — Napier sagte das mit tonloser Überzeugtheit — „an jenem Morgen ..." Seine Hand mit dem Siegelring berührte unwillkürlich die Tischplatte, und er markierte wiederholentlich das Klopfzeichen, das ihm vorschwebte: knock-knock — knock-knock — knock-knock. „An jenem Morgen hatte es an meinem Laden geklopft, es hatte dreimal geklopft. Ich war in so schwerem Schlaf, daß ich das erste Klopfzeichen, obwohl ich es hörte, nicht zu beantworten vermochte, auch noch bei dem zweiten rang ich mit meiner Betäubung und brachte keinen Laut hervor, aber bei dem dritten sprang ich mit beiden Füßen jäh aus dem Bett, stand im Nachthemd mitten im Zimmer, riß gewaltsam die Augen auf und zwang ein hartes ‚Ja!' aus der Kehle.

Mir war's, als hörte ich draußen gewohntermaßen das Fortschreiten des Wildhüters ...

Ich entzündete das Licht, ging nach der Balkonthür, öffnete den Riegel und schlug die Flügel der Läden auseinander ..."

Napier hielt jetzt ängstlich und unsicher den Blick auf mich geheftet, der eine Mundwinkel zitterte nervös.

„Ich sagte Ihnen doch, daß das vor drei Jahren jetzt war?"

„Ja gewiß, das sagten Sie."

„Es war am 17. Oktober im Jahre ..."

Er griff mechanisch in die innere Seite des Fracks, legte eine Brieftasche auf den Tisch und holte mit zitternder Hand eine Notiztafel daraus hervor, aus mehreren übereinander geschobenen Elfenbeinblättchen bestehend.

„Ja, zum erstenmal war es in der Nacht vom 16. zum 17. Oktober im Jahre 96."

In seinen Augen blitzte es plötzlich wie eine Genugthuung auf. Er hielt mir die gelblichen Täfelchen aufgeschoben hin und deutete mit dem Zeigefinger auf eine eingeschriebene Stelle.

Ich sah Zahlen und Daten, die ich nicht gleich verstand ...

„Nein, hier — hier!" insistierte Napier.

Ich las in diesem Augenblick inmitten von anderen Aufzeichnungen deutlich die Worte: „Come in, Sir — I am waiting for you."

„Nun — was sagen Sie?"

Ich war sehr verwirrt.

„Ich glaube, das sind wirklich die gleichen Worte, die vorhin auf der elektrischen Bahn ..."

Aber ehrlich gesagt, es war mir in diesem Augenblick nicht mehr völlig klar, ob ich eben diese, genau diese Worte, vorhin vernommen hatte, oder ob ich, wo sie mir jetzt so abrupt hingehalten wurden, mir nachträglich einbildete, daß sie bis auf die Silbe die gleichen seien.

Aber Napier tippte mit einem unheimlichen Triumph auf seine Stirn.

„Es ist gut — es ist alles gut."

„Und wie Sie die Läden Ihres Zimmers geöffnet hatten —?" sagte ich in ängstlicher Spannung.

Er lachte auf.

„Es war ein Uhr in der Nacht. Ein Uhr! Wir waren lange zusammen gewesen, und ich hatte überhaupt erst eine Viertelstunde in meinem Bett gelegen."

„Seltsam."

„Totenstille draußen. Schwarze tiefhängende Wolken am Himmel, vom nahen Wald her das Rauschen der Bäume, auf den Wiesen aufsteigende Nebel, die Chaussee als ein breiter heller Streifen in der Dunkelheit schwimmend und sich verlierend ...

Ich bemerkte zunächst nichts Besonderes, dachte, ich sei nach meiner gewohnten Unart aus dem Schlaf aufgefahren und wollte bereits wieder abschließen ...

Da war's mir, als hörte ich von links her, dicht beim Staket, aus der Stockfinsternis das Schnauben von Pferden. Ich drehte mich natürlich sofort nach dem Platz, strengte die Augen an ...

Da stand ein mit einer großen schwarzen Decke verhängter Wagen, und Pferdeaugen leuchteten im Dunkel. Still hastiges Treiben und Bewegung — aber es war zu finster, um das Einzelne genauer zu erkennen. Plötzlich schimmert ein Licht — und eine Gestalt löst sich. Ein langer schwarzer Mensch, der eine große Laterne trug, schritt an der

Längsseite des Wagens her in der Richtung nach meinem Fenster . . .

Ich war ganz ruhig, ich weiß noch genau, wie ich mir das alles im Moment kombinierte: Aus der kleinen Ansiedlung drüben, aus den Familien der Jäger und Diener, war offenbar irgend jemand gestorben, man wollte die gute Stimmung der Jagdgesellschaft nicht durch eine fatale Ceremonie stören, da wurde die Leiche eben bei Nacht fortgeschafft — und von dem Lärm war ich aufgeweckt worden, die Sache schien sehr natürlich.

Da rückt die Gestalt mit der Laterne bis dicht vor mein Fenster, steigt auf das Steinfundament des Stakets, beugt sich herüber — er war auf zehn Schritt Angesicht zu Angesicht zu mir — winkt und sagt grinsend devot . . ."

Napier legte die Hand auf das Elfenbeinblatt.

„Nun eben die Worte da: ‚Come in . . . waiting . . .'

Ich sah den Kerl ganz genau. Ich sah das weiße Gesicht und dieses Rudiment von einer Nase — oder hatte er überhaupt keine . . . Nun, Sie haben ihn ja ebenfalls vorhin gesehen!!"

„Wie — ich habe . . .?"

„Aber ich schwöre Ihnen zu: ich blieb damals ganz ruhig, verlor auch nicht für einen Moment meine Fassung. Ich glaubte einfach an den unverschämten Streich eines betrunkenen Schuftes. Und wurde in dieser Annahme bestärkt. Denn da ich ihn mit einem verachtenden Blick ruhig ins Auge nahm, so verging ihm offenbar seine Frechheit — er stieg wieder hinab und bewegte sich schlenkernd zurück, von wo er gekommen war.

Schon unterschied ich nur noch den Lichtschein am Boden — da mußte er sich nochmals umgedreht haben . . .

Denn ich sah plötzlich wieder das weiße Oval des Gesichts. Und gleich darauf zu seiner Rechten ein schwarzes Geflatter über Kopfhöhe — der Ärmel seines Mantels — aus dem nun auch wie ein heller Knäuel die gekrampfte Faust hervorragte.

Alles konturenlose Schatten — Dunkel in Dunkel . . .

Aber die Bewegung hatte doch deutlichen Charakter: die Gestalt drohte. Gleichsam wie: ‚Warte — wir werden uns wiedersehen . . .'

Dann war sie wieder schwarz und verlor sich, wie fallendes Tuch, nach dem Wagen hin.

Aber deutlich setzte sich der Zug nun in Bewegung und schritt langsam an meinem Fenster vorbei — an Haus und Garten vorbei — bis er allmählich in der Ferne der Landstraße, in Dunst und Nebel verschwand, immer von dem einen Laternenlicht geleitet.

Ich schloß die Läden, legte mich wieder ins Bett und — schlief ein. Das wirre Zeug hatte meine Seele also nicht in besonderen Aufruhr gebracht.

Ich muß sogar sehr fest geschlafen haben und lange — denn als ich endlich von selbst erwachte, drang durch die Stäbe der Läden Tageslicht.

Es war Regenwetter.

Schon zwischen drei und vier hatte es begonnen, und so war die beabsichtigte Morgenbirsche ausgefallen, und es war überhaupt nicht geweckt worden.

Beim Erwachen fiel mir das Erlebnis der Nacht natürlich sogleich wieder ein. Es lag wie ein seltsam dunkles je-ne-sais-pas-quoi vor mir, um das ich neugierig betrachtend herumging . . .

Ob es am Ende nur ein Traum gewesen war?

Aber nein, das war es nicht. So greifbar in jedem kleinsten Detail wird auch der klarste Traum nicht.

Und ein unbedeutendes Merkmal bewies mir, daß wenigstens einiges thatsächlich gewesen sein mußte: meine Uhr war nämlich nicht auf dem Nachttisch am Bett, wo ich sie stets beim Schlafengehen niederlegte, sondern auf einem Tischchen in der Nähe des Fensters. Ich mußte sie in der Nacht von da nach dorthin getragen haben, war also aus dem Bett gewesen. Und da dies eine stimmte, so war wohl auch das andere Wahrheit . . . Oder eine Hallucination? . . .

Da der Regen nicht nachließ, so verbrachten wir den Tag mit Plaudern und Lesen, mit Kartenspielen, mit Pistolenschießen nach der Scheibe . . .

Ich war nicht durchaus beherrscht von dem Ding in der Nacht, es gab Stunden, wo ich überhaupt nicht daran dachte.

Aber wenn sich meine Gedanken wieder damit beschäftigten, so stand es immer klarer

und sicherer vor mir — es war eben doch ein Erlebtes.

Als ich im Lauf des Nachmittags versonnen an einem Fenster lehnte und auf die Straße guckte, trat Churchill zu mir."

„Nun, von was für einer guten Sache träumen Sie, Napier?"

„Well, nicht gerade von einer guten Sache," antwortete ich, „Ihr habt da heut' nacht einen Toten fortgeschafft — sehr diskret, aber der stille Mann hat mich zuguterletzt doch noch aus dem Schlaf geweckt."

„Was —? Ich glaube, Sie phantasieren."

„Aber es ist doch heute nacht . . . so um eins herum . . . ist doch da draußen so etwas wie eine Beerdigung gewesen."

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sie haben geträumt."

„Nein."

„Aber ich schwöre Ihnen zu, daß im Lauf dieses ganzen Sommers weder in Hunting-Box, noch drum herum auch nur eine einzige Menschenseele das Zeitliche gesegnet hat."

„Wirklich —?"

„Mein Ehrenwort darauf. Warum sollt' ich es denn leugnen?"

„Unbegreifliche Geschichte.

Aber schließlich: über wieviel Unbegreiflichkeiten geht man im Leben hinweg. Schon nach ein paar Tagen war mir der Vorfall sehr fern gerückt und ziemlich gleichgültig geworden.

Am Ende der Brunstzeit hatte ich eine anständige Zahl von Hirschen erlegt und nahm mit vielem Dank für die fröhlich verlebte Zeit von Churchill Abschied."

„Hm, hm," machte ich kopfnickend.

„Aber nun passen Sie auf, wie das Ding eines Tages wieder wichtig — wichtig und namenlos gräßlich wurde.

„Es war etwa ein Jahr später" — er sah auf sein Notiztäfelchen — „mehr als ein Jahr, es war schon November. Ich hielt mich für kurze Zeit in Paris auf und wohnte in der Rue Rivoli im Windsor-Hotel . . . das bekannte Haus, das ein Stückchen nach Paris verpflanztes England bildet, denn es ist stets fast ausschließlich von meinen Landsleuten bevölkert, und selbst der Portier, die Kellner und Hausknechte sind zum Teil Engländer oder bedienen sich doch der englischen Sprache.

Ich hatte mich an dem Tag vom Morgen an im Louvremuseum herumgetrieben, dann um sieben bei meinem Freunde Hillmans, der Attaché an der Botschaft ist, zu Mittag gegessen und kam eine Viertelstunde vor neun ins Hotel zurück. Noch eine halbe Stunde ausruhen war meine Absicht, mich dann umziehen und in den Klub gehen.

Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich, wie viele andere, stets im fünften Stock von Windsor-Hotel logiere, wo man es am ruhigsten hat und außerdem eine herrliche Aussicht über den Tuileriengarten genießt — und zwar ohne jede Unbequemlichkeit, denn zwei komfortable Personenaufzüge vermitteln bei Tag und Nacht einen ununterbrochenen Verkehr. Die beiden Lifts steigen nebeneinander inmitten des Treppenhauses empor.

Also ich kam nach Haus, die kleinen Livreeboys öffneten die Glasthür, der Portier, der in seiner Loge stand, begrüßte mich, auch der in Overcoat und weißer Weste auf- und abschreitende Direktor machte seine Reverenz.

In der großen Halle war das gewöhnliche rege Leben, Gruppen von Herren saßen rauchend und schwatzend umher, einzelne Paare in Abendtoilette kamen die zu beiden Seiten des Liftschachtes ausmündenden Treppen herab, die Damen in weiten Mänteln und Spitzentüchern, um in die Theater zu fahren. Und der ganze hohe elegante Raum in einer Fülle von elektrischem Licht, das einem beim Eintritt von der Straße zunächst die Augen blendete . . .

Also, nicht wahr, das ist kein unheimlich spukhafter Ort, kein Platz, an dem phantastisch-sensitive Leute, überreizte Gehirne das Umgehen von Geistern wahrnehmen . . . Und ich muß es zum zehntenmal wiederholen: ich gehöre nicht zu solchen Leuten. Und wenn ich je in meinem Leben klar, nüchtern und fröhlich gestimmt war, so war es in diesen Minuten an jenem Abend.

Ich machte den gewohnten geraden Weg quer durch die Halle gegen den bronzenen Gitterkäfig, hinter dem die beiden Lifts auf- und niederfuhren.

Ich blieb einige Schritte davor stehen, denn die eine Box kam mit einer Ladung von Herren und Damen gerade von oben.

Während sie hielt, und die Passagiere

Aus unserer Bildermappe:

Germane. Modelliert von Ch. Roth.

aus der engen Pforte allmählich herausquollen, blickte ich mich im Kreiſe rings um, halb verträumt, halb in der Idee, vielleicht irgendwo einen Bekannten zu entdecken . . . Wie mechaniſch richtete ich erſt dann — ich meine nach dem Ablauf der halben Minute, die das Ausſteigen der Herabgekommenen und die Neubeſetzung durch die Hinaufwollenden etwa in Anſpruch nehmen mußte — alſo erſt in dieſem Moment richtete ſich mein Augenmerk wieder auf die offenſtehende Gitterthür des Aufzugs . . . Aber ich mußte doch wohl ſchon ein wenig zu lange Umſchau gehalten haben, denn der innere Raum des Liſt war ſchon ganz beſetzt, und man wartete offenbar nur noch auf mich. Die Leute ſchienen unwillig, man blickte ungeduldig auf den zerſtreuten Herrn, der da bei fünf Schritt geiſtesabweſend ſtand und die ganze Welt vergeſſen zu haben ſchien. Die allgemeine auf mich gerichtete Aufmerkſamkeit berührte mir plötzlich fühlbar die Haut. Es war wie ein Erwachen. Meine aufgeſperrten Augen hefteten ſich auf den Eingang . . .

‚Ja, kann er ſich denn noch immer nicht entſchließen?‘ ſchien es von den gedrängten Leuten herzurauſchen . . .

Da bewegt sich's unter ihnen — es drückt sich einer heraus — in die schmale Umrahmung der Schiebethür — setzt den Fuß einen Schritt über den Rand, verbeugt sich spöttisch . . . eine lange, knochige, schwarzbehängte Gestalt, ein blasser, bartloser Kopf — er zieht den Cylinder von den glatt niederhängenden Haaren . . .

Verstehen Sie mich, lieber Herr, verstehen Sie mich?

Wie schwarze Wolken schien's um mich niederzufallen, ein eiskaltes Sausen durchschütterte mein Gehör, es war alles wie in Nacht und Tosen, und ich hörte nur ganz deutlich und genau, unverkennbar genau, in jenem längst von mir vergessenen Ton — die alten Worte, die mir längst entschwunden waren: ‚Come in. Sir — I am waiting for you!'

Mir war plötzlich ganz einsam inmitten der glänzenden Umgebung, wie verirrt in nächtiger Einöde — ein zitterndes Geschöpf, wehrlos einem grausam höhnischen Dämon preisgegeben. Die Glieder wurden schlaff zum Hinsinken.

Aber mit einer übermenschlichen Anstrengung suchte ich mich zu fassen. Ich wollte nicht schwach sein, ich wollte ihm trotzen — ich wollte!

Wie ein Soldat rückte ich die Arme zur Seite, faßte den ganzen Corpus fest zusammen, und den Blick grad auf den Feind geheftet, sagte ich mit klappernden Zähnen:

‚Ich danke Ihnen, Herr, ich gehe über die Treppe.'

Die Schlösser des metallnen Thores fielen klirrend ineinander — und wie ein unterdrücktes Hohnlachen scholl es aus dem Menschenknäuel, während er langsam in die Höhe aufstieg. Das Lachen rührte wohl nur von den übrigen Gästen her und galt einem seltsamen Wirrkopf, der in komischer Ratlosigkeit ein albernes Benehmen gezeigt hatte.

Ich sah jetzt wieder alles klar um mich her, fühlte lächelnde Blicke auf mich geheftet, genierte mich und eilte plötzlich in hastigem Entschluß die zur Rechten emporführende Treppe hinan.

Ich stieg, so schnell mich meine zitternden Beine tragen wollten, über die Plattform im Entresol und in der gleichen ununterbrochenen Hast die Stufen zur ersten Etage empor. Immer eiliger, immer gehetzter . . .

Ich war im vollen Lauf schon auf der Treppe zwischen dem dritten und vierten Stock. Ich hatte den innerhalb des Treppensystems aufsteigenden Lift beinahe eingeholt — er hatte nur an zwei Stationen für einen Moment angehalten — ich hörte über mir das luftzugartige Emporsteigen in den Schienen und das Schwingen der Drahtseile. Ich lief und lief . . .

Wie in einem dunklen Drang . . .

Als ob ich ihn an der Endstation noch erreichen müßte und mich überzeugen, ob da einer — einer, der mich etwas anging! — drinnen wäre und herauskäme . . .

Ihn stellen, war mein wütender Gedanke, die Faust um seine hagere Kehle gepreßt, ihn zur Rede und Antwort zwingen!

Ich raste empor, schon völlig atemlos, und fühlte meine trockene Zunge . . .

Da ertönt über mir ein seltsam unheimliches Knacken, ein knirschendes Dehnen und Zerren, wie wenn auf einem Segelschiff der Sturm die Taue keuchend auf ihr Letztes anspannt. Dann — aber das alles war die Wahrnehmung des Bruchteils einer Sekunde — dann ein langhinkrachendes Zerreißen . . .

Und im gleichen Moment saust es von droben nieder. Eine ungeheure Masse stürzt mir zu Häupten herab — ein kalter modriger Luftzug schlägt in mein zur Seite gewandtes Gesicht, daß mir der Schnurrbart aufwirbelt und ich unwillkürlich die Augen zusammenpresse.

Und währenddem ein herzzerreißendes Angstgeschrei aus Menschenkehlen, das droben leise anhebt, mir dann aus unmittelbarer Nähe betäubend ans Ohr schlägt — während der menschengefüllte Kasten dicht neben mir herunterstürzt.

O, haben Sie schon einmal Menschen in Todesangst schreien hören? Das ist ein Laut, der sich unvergeßbar eingräbt.

Und dann, was nun kommen mußte: — das Aufschlagen!

Wie von einer Dynamitexplosion erbebte das ganze Gebäude in seinen Festen.

Einen Moment eisige Stille.

Dann ein wildes, verworrenes Geschrei, ein Laufen und Hasten und Rufen . . .

Geschrei und Rufen und Fragen aus allen Stockwerken . . .

Thürenschlagen — todeserschreckte Menschen aus allen Zimmern hervorstürzend . . .

Sie beugen sich mit verzerrten Gesichtern über die Treppengeländer — Männer und Frauen — sie rennen die Treppe hinab . . .

Unten ist eine wildbewegte, tobende, schreiende Menge um die Stätte des gräßlichen Unfalls geknäuelt.

Ich war von den Herabstürmenden mitgerissen worden — ich konnte mich niemals besinnen, wie ich eigentlich hinabgekommen war.

Unten wurden schon die ersten herausgetragen. Aus einem Trümmerhaufen von zersplitterten Brettern und Balken, Glasscherben, zerbogenem und zerbrochenen Eisengestänge . . .

Zunächst eine Dame in hellem Seidenkleid — der Kopf nur eine blutige Form. Das Blut träufte aus den herabgerissenen Haaren und von der Garnierung am Korsage dick und schwer über das Gewand. Ich mußte näher treten und sah das dunkelklaffende Loch in ihrer Stirn.

Neben mir ein gelles Lachen — eine Frau war in Krämpfen hingefallen.

Dann wurden fast gleichzeitig zwei Herren hervorgewühlt, hängend die blassen Köpfe und Arme . . .

Und überall Blut, überall Blut — der Boden, die Kleider, die zerrissene Leibwäsche . . . auf allem dicke Platschen von Blut . . .

Und in dem staubigen Haufen hinter der wie Binsen zerknickten Bronzethür noch immer zuckende und sich windende Körper — Beine von Männern und Frauen . . .

Mit einer schmerzhaft gesteigerten Klarheit sah und betrachtete ich das alles. Mit kaltem Herzen, mit einer Art wissenschaftlichem Interesse. Ich legte nicht mit Hand an, wie unter anderen Umständen mein sicherer Impuls gewesen wäre. Ich sah einen Greis mit weißem Haar, der über ein schwer verwundetes junges Mädchen laut heulend und wimmernd hingesunken war — und auch nicht die leiseste Regung menschlicher Teilnahme war in mir. Ich trat ganz dicht an die Trümmerstätte und blickte hinein in die gräßliche Bescherung . . . Ich beachtete es kaum, daß mich die hin- und hereilenden Thätigen, Helfenden zur Seite stießen, ich hörte nicht das Schreien, Kommandieren, Jammern, Hilferufen — für mich war dieses Ganze ein raffiniert anregends Bild.

Und mit einem Cynismus, der mir noch heute am Herzen frißt, und gegen den sich die Anständigkeit meiner Gesinnung aufbäumt, wo ich je seiner denke, sagte ich für mich selber hörbar, klar und kalt:

‚Entwischt, mein Junge — noch gerade entwischt! Bei einem Haar, und du hättest da ebenfalls in der ekelhaften Grube voll Trümmer und Scherben gezuckt — in deinem und der andern klebrigem, heißem Blut. Bei einem Haar! — wenn du der teuflischen Lockung nicht widerstanden hättest und dem Mörder die Zähne gezeigt!‘

Und ich rieb mir mit pfiffigem Lachen die Hände:

‚Hast's gut gemacht, mein Junge — hast's gut gemacht!‘

Eine Stunde oder zwei nachher — nachdem die Spuren des geschehenen Unglücks nach Möglichkeit beseitigt waren, und der Direktor eifrig bemüht darüber wachte, daß der Hotelbetrieb sich wieder in der gewohnten stillen Eleganz vollzog — da war es mein Drang, mich mit möglichst allen mehr oder minder nahe gewesenen Augenzeugen über den Fall zu besprechen. Der eine hatte dies gesehen und gehört, der andere jenes; es war schon ein ganzer Legendenkreis, eines paßte nicht zum andern, lauter Widersprüche.

Und die Ursache für den Accident —? Es gab gar keine. Der Apparat war auf das solideste gebaut, von der Coventry-Elevator-Company, der ältesten und renommiertesten Gesellschaft für solche Anlagen, bei der noch niemals etwas vorgekommen war. Auch dieser Aufzug hatte seit Jahren, vom ersten Tage seiner Inbetriebsetzung bis zum heutigen, tadellos funktioniert. Er war allwöchentlich von bewährten Fachleuten der Gesellschaft auf das peinlichste kontrolliert worden . . .

Ja, es war da kein Schuldiger — es gab eben unberechenbare, nicht vorauszusehende Zufälle . . .

Schrecklich! Aber in diesem Zeitalter kühner Technik waren solch schreckliche Zufälle eben unvermeidlich. Opfer, die immer aufs neue einmal gefordert wurden . . .

Mit möglichster Unauffälligkeit erkundigte ich mich auch — nach dem ‚schlanken, schwarzgekleideten Herrn‘, der mich vor der kritischen Auffahrt ‚so höflich‘ zum Einsteigen aufgefordert hatte . . .

Digitized by Google

Einer oder der andere glaubte, sich dunkel an den unbedeutenden Vorgang zu erinnern. Man gratulierte mir zu meiner glücklichen Errettung, und ich strich die freundlichen Worte verbindlich lächelnd ein.

Unter den Verunglückten war der schwarze Herr jedenfalls nicht gewesen, er war wohl unterwegs in der zweiten oder dritten Etage ausgestiegen. Darüber wußte man natürlich nichts Gewisses.

Aber kurz vor der Endstation war es gewesen, wo die Drahtseile gerissen waren. Der Fußboden der Aufzugbox hatte kaum noch einen Meter bis zum Niveau des fünften Stockwerks gehabt — um eine kleine Sekunde hatte es sich gehandelt, dann war die Verankerung eingeschnappt, und alle wären in Sicherheit gewesen ...

Also dicht vor dem fünften Stockwerk — in dem mein Zimmer lag! — einen Meter, vordem ich aussteigen mußte! Ich hätte wohl schon den Fuß gehoben — und dann die Eilfahrt in die Tiefe mitgemacht. Ah — der Schlag war genau nach mir geführt!"

Napier trank ein Glas Wasser und blieb dann scheinbar gleichgültig.

„Und was folgt nun weiter?" unterbrach ich nach einigen Minuten das Schweigen.

„Hm — ich hatte damals doch als Nachwirkung der schrecklichen Geschichte eine heftige Nervenkrise zu bestehen. Die unnatürliche Ruhe im unmittelbaren Anschluß an das Geschehnis war wohl schon das erste Symptom gewesen. Ich konnte überhaupt nicht mehr schlafen, und starkes Fieber stellte sich ein. Ich ließ mich nach einer Klinik schaffen, wo ich drei Wochen blieb und von einem tüchtigen Arzt mit Bädern und feuchten Packungen behandelt wurde. Es war wohl doch ein kleines Nervenfieber."

„Und seitdem —?"

„Ja, sehen Sie — ich bin ja von so klarem, gesundem Verstand, daß ich es mir ganz ruhig selber eingestehen kann — seitdem bin ich nicht mehr unbefangen. Ich habe Angst. Nicht immer, aber doch häufig. Eine dumme, kindische Angst — vor diesem Feind, vor diesem häßlichen, schwarzen Kerl. Und ich sage es Ihnen, — wie Sie sehen, lächelnd, wenn auch mit einem traurigen Lächeln: Er wird mich endlich doch holen. Hoffentlich nicht gar zu scheußlich und schmerzvoll.

Denn das ist doch klar, und jeder denkende Mensch muß es einsehen: die Affäre mit dem Lift, das war doch die einfach logische Bestätigung jener ersten Attacke auf Churchillhouse. Und wenn ich mir vorher, vor Paris, häufig einzureden versucht habe, daß jener erste Anfall eben ein Anfall gewesen sei — nur im Innern meines Gehirns bestehend und nicht objektiv wirklich — die zerschmetterten Leichen in der Halle des Windsor-Hotels, die waren doch effektiv. Ihr wirkliches Blut mußte von den Steinplatten mit wirklichem Wasser und wirklicher Seife beseitigt werden.

... Übrigens weil Sie ein so skeptisches ‚Und seitdem?' gefragt haben — well, es gab seitdem ein paar Momente, ein paar Gelegenheiten ... ich möchte sagen ein paar undeutlichere Begegnungen. Mal da, mal dort — und immer wieder in Augenblicken, wo ich mit keinem Hauch an mein Verhängnis dachte. Da war es dann so, als ob er sich irgendwo zeige, als ob er sich nicht hervorwage, oder als ob er seine Maßnahmen noch nicht genügend getroffen hätte — entweder, als ob es ihm noch nicht passe, oder als ob er mich in dem betreffenden Augenblick für zu stark taxiere. Und beim späteren Nachdenken darüber verschwamm es mir auch wieder. Es wurde mir unklar, ob es überhaupt etwas Thatsächliches gewesen oder nur nachwirkende Schauer der Einbildung."

„Aha!"

„Ja, ich hab's Ihnen ja ganz offen eingestanden, und ich wiederhole es ohne Scham: ich bin nicht mehr harmlos. Ich habe jetzt Furcht vor dem Steamer in Dover oder Calais, vor dem sleeping-car im Schnellzug ... Nun, ich reise trotzdem, wie Sie sehen — ich will nicht als ein erbärmlicher Feigling durchs Leben kriechen."

Er sann wieder mit einem müden, ergebenen Ausdruck.

„Ja, und nun heute abend — dort drüben an der Straßenkreuzung. Denken Sie doch: im Centrum der deutschen Hauptstadt, in fröhlichster, beruhigtester Stimmung, mit einem liebenswürdigen und vernünftigen Gentleman an meiner Seite. Und in meiner Muttersprache! Dieses verdammte: ‚Come in, Sir ...' Mitten in Berlin — englisch!!"

„Aber das war ein entschiedener Zu-

fall!“ rief ich nun erleichtert auf. „Das war offenbar ein betrunkener Nachtbummler aus einem Vorort, der in seinem Maskenballübermut einfach die Worte nachäffte, die ich zuerst gesprochen hatte. Verehrtester Herr, ich — ich hatte ja zuerst und zwar wiederholt: ‚Come in, Sir!‘ gerufen und mich durch meine Unruhe und mein Englisch auffallend gemacht.

„Aber er war es.“

„Es war ja viel zu dunkel, um irgend jemanden zu erkennen. Und in dem Menschengewühl, in Schnee und Regen, unter den aufgespannten Schirmen . . .“

„Er war es. O, lieber Herr, lassen Sie's für heute gut sein — oder lachen wir auch meinethalb darüber. Schließlich müssen wir alle einmal dran. Der eine da, der andre dort, einer so, und jener anders . . . Wir wissen alle, daß uns der schwarze Kerl endlich antreten muß! Das gehört einmal zu dem Menschheitsfluch, den wir unser Ichbewußtsein oder unsere Gottähnlichkeit, oder wie immer benennen — und der uns über die Tiere so wohlthuend erhebt. Also wodurch unterscheide ich mich viel von Euch andern? — Kommen Sie, gehen wir nach Haus.“

Wir sprachen auf dem Heimweg von gleichgültigen Dingen. Ich erinnere mich nur noch, daß ich, in einer plötzlichen Berufsanwandlung, sagte:

„Es ist jedenfalls so interessant, was Sie mir erzählt haben, Sir Henry — nach welcher Richtung hin man es auch auffassen will —, daß man es niederschreiben und weiterer Beurteilung unterbreiten sollte.“

„O, thun Sie's nicht!“

„Selbstverständlich nicht ohne Ihre Einwilligung.“

„Nein. Wenn mir das zu Gesicht käme, oder wenn ich darüber sprechen hörte — nein, das ist unmöglich. Sie müssen mir Ihr Manneswort geben, daß das Geheimnis zwischen uns bleibt.“

Er blieb stehen und faßte mich fest ins Auge.

„Das heißt, bis nach meinem Tod. Wenn Sie die sichere Nachricht erhalten haben, daß ich gestorben bin, dann sollen Sie alles, was ich erzählt, und was Sie selbst gesehen haben, veröffentlichen.“ Er lächelte melancholisch. „Ich fürchte, Sie werden Ihre indiskretionslüsterne Feder nicht lange im Zaum zu halten brauchen. Good night, mister O.“

Wir waren am Palasthotel angekommen und trennten uns.

— — — — — — — — — — —

Ich ging an diesem Abend natürlich mit recht erhitztem Kopf nach Hause und zergrübelte mich schlaflos über die Unbegreiflichkeiten, die mir in so eindringlicher Weise nahe gerückt waren.

Aber schon am andern Tage sah ich sie weit ruhiger und ungläubiger an. Ich sagte mir, daß man geradezu die Pflicht habe — die Pflicht gegen sich selbst, gegen seinen Verstand, seine ernsthaft erworbene Weltanschauung — sich gegen dergleichen im Wagen irrende Spukgeschichten zu wehren.

Wo war in dieser ganzen Kette sogenannter Erlebnisse auch nur eine einzige Kausalverbindung, die einer nüchternen Prüfung standzuhalten vermocht hätte? Alles Dinge, die zugestandenermaßen halb Einbildungen, halb mit erregten, verschleierten Sinnen Wahrgenommenes waren — lauter an sich Bedeutungsloses, das von einem einmal vom Spuk Inficierten in willkürlichen Zusammenhang gebracht war.

Endlich erschien mir gar nichts mehr absonderlich.

Napiers scheinbar geistige Klarheit: eine von den Irrenärzten oft beobachtete Vortäuschung der mit fixen Ideen Behafteten.

Das erste Nachtgesicht auf dem schottischen Jagdschloß — Schottland überhaupt schon so der Boden für zweite Gesichter und ähnlichen Gespensterunfug: einfach der erste Ausbruch der Erkrankung!

Und darauf die sogenannte Bestätigung in dem Pariser Hotel: ein entsetzensvoller Unglücksfall, der auch gesündere Nerven zu erschüttern vermocht hätte.

Wie weit war denn überhaupt zu konstatieren, was unter der betäubenden Wucht der Schreckensseene das Vorher und das Nachher gewesen war?!

Er war nicht in den Lift eingestiegen, und der Lift war nachher verunglückt. Jeder Reisende, der durch irgendwelchen glücklichen Zufall einer allgemeinen Katastrophe noch gerade entging, hat später von absonderlichen Zeichen und Warnungen erzählt.

Dann gar jene Begegnungen, die er selbst als „undeutliche Attacken“ bezeichnete . . .!

Und endlich! Was war im Grunde

dieſe völlig aller inneren Bedeutung entbehrende Spektakelſcene in der Leipzigerſtraße, deren Augenzeuge ich geweſen war? Ja, da zeigte ſich's, was es eigentlich auf ſich hatte mit dem „Augenzeugeſein" eines übernatürlichen Geſchehniſſes!

Für mich war es ja an ſich ein Garnichts, eine Albernheit, in der auch nicht das mindeſte Außergewöhnliche zu entdecken geweſen wäre, wenn — ja wenn der halbverrückte Engländer, der da auf dem naſſen Damm ſeinen Anfall hatte, mir nicht eine ungeheuerliche Expoſition dazu nachträglich geliefert hätte!

Und ebenſo dies unheimliche Wort, dieſes allſtündlich hunderttauſendmal vorkommende „Come in, Sir . . ."

Ja, einer, der bei einem jeden „Come in, Sir" in den Tod erſchrickt, den konnten allerdings am hellen lichten Tage die Geiſter necken.

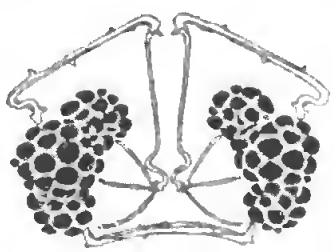
Alſo mit der ganzen Schaudermär war ich bald fertig geworden, hatte ſie ſogar nach Ablauf von ein paar Tagen oder Wochen völlig aus dem Gedächtnis verloren.

Und ich würde ihrer wohl niemals wieder anders als mit ironiſchem Lachen gedacht haben, wäre ich in dieſen Tagen nicht in einer furchtbaren Weiſe daran erinnert worden.

Denn mein Begleiter in jener Februarnacht des vorigen Jahres iſt der ſelbe Napier, deſſen Name — der Leſer wird ſich nun darauf beſinnen — vor ein paar Wochen durch alle Zeitungen ging: der vornehme Engländer, der bei dem Eiſenbahnunglück an der Kreuzung vor Lyon — veranlaßt durch den Zuſammenſtoß der beiden Luxuszüge — in ſeinem Coupé verbrannt iſt. Sir Henry Napier.

Einer der letzten der vielen durch alle Blätter gegangenen Berichte über die Kataſtrophe liegt vor mir und enthält in wörtlicher Wiedergabe die folgende Stelle:

„Eine endgültige Feſtſtellung der zu Schaden Gekommenen- und Getöteten bietet immer erneute Schwierigkeiten und wird ſich bei der ſtarken Beſetzung des Zuges, ſowie wegen der völligen Vernichtung des durch Feuer zerſtörten Schlafwagens wohl niemals mit abſoluter Genauigkeit ermöglichen laſſen. Jedenfalls muß befürchtet werden, daß die in den letzten Tagen veröffentlichte Liſte der Opfer ſich noch erweitern wird. Daß auch die beiden Kondukteure des Schlafwagens dazu gehören, iſt bereits gemeldet worden. Indeſſen laufen noch immer Meldungen über angeblich Vermißte ein. So geben jetzt verſchiedene der geretteten Paſſagiere mit voller Beſtimmtheit an, daß auf dem Bahnhofe in Valence, der letzten Station vor der Unfallſtelle, noch ein Herr in den Zug eingeſtiegen ſei, den ſie als einen großen, ſchwarz gekleideten Mann von auffallend blaſſer Geſichtsfarbe kennzeichnen. Man habe ihn im Moment vor der Abfahrt eilig und ohne jedes Handgepäck den Perron kreuzen und in den Schlafwagen verſchwinden ſehen. Beruhen dieſe Ausſagen auf Richtigkeit, woran bei ihrer Übereinſtimmung kaum zu zweifeln iſt, ſo muß ſich der Fremde ebenfalls in unmittelbarer Nähe des Feuerherdes befunden haben. Die Kondukteure der übrigen Waggons ſtellen die Aufnahme eines Paſſagieres in Valence entſchieden in Abrede. Trotz genaueſter Nachforſchung unter den Trümmern und Reſten war von der fraglichen Perſon bis jetzt allerdings auch nicht die leiſeſte Spur aufzufinden." — —



Matinée musicale. Nach dem Ge

ıemälde von José Benlliure y Gil.

Die Enten.

Von

Christian Schwarzkopf.

Mit zehn Aquarellen von Ch. Votteler.

(Abdruck verboten.)

Die Enten gehören für den Tierfreund zu den ansprechendsten Vögeln. Sie sind sehr klug und lebhaft, und es macht dem Beobachter viel Vergnügen, ihrem munteren Treiben zuzusehen. Die Landwirte wollen zwar von den zahmen Enten meist nichts wissen, weil diese ihnen mit ihren Plattfüßen die ärgerlichsten Gänge durch das Korn treten, aber ihre Hausfrauen pflegen in diesem Punkt anderer Meinung zu sein und können ihren Entenstall gar nicht voll genug haben. Die Enten gewähren eben nicht nur einen vortrefflich mundenden Braten, sondern gehören auch zu dem Geflügel, das sich leicht verkauft. Auch kostet ihr Unterhalt nicht allzuviel, denn die Ente ist kein Kostverächter und weiß während der warmen Jahreszeit im Freien überall Nahrung zu finden. Oft ist diese Nahrung allerdings sehr unappetitlicher Art.

Ungleich interessanter noch als die zahmen sind aber die wilden Enten. Da diese in der freien Natur nicht nur ungemein scheu sind, sondern auch ihr regstes Leben nur in der Dämmerung der ersten Morgen- und der letzten Abendstunden entfalten, waren früher nur leidenschaftliche Jäger in der Lage, ihr Treiben eingehend zu beobachten. Neuerdings ist das aber anders geworden. Die bei uns am häufigsten vorkommende Ente, die schöne Stockente, hat allmählich die Entdeckung gemacht, daß sie auf den Teichen der großstädtischen Anlagen vor ihren Feinden sicherer ist, als auf den einsamsten Waldseen, und bevölkert

Stockente.

Digitized by Google

Krickenten.

erstere jetzt in stets steigender Zahl. Sie hat alle Furcht vor den Menschen verloren, brütet in den Parks und schwimmt mit ihren Jungen so sorglos zu den Spaziergängern heran, wie es nur irgend zahme Hausenten thun können. Man kann die Stockenten jetzt im Berliner Tiergarten ungleich besser beobachten als irgendwo in einer menschenleeren Wildnis. Und wer das thut, der wird viel Vergnügen daran finden.

Während des Winters scheint ein Teil der Tiergarten-Enten das heimische Revier zu verlassen und mit anderen Stockenten umherzuschweifen.

Ob sie mit diesen bis in die Mittelmeerländer ziehen, in denen die Stockenten in den Wintermonaten in ungeheueren Scharen erscheinen, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls sieht man sie während des Winters nur in sehr verminderter Zahl auf der Spree und dem Landwehrkanal. Hier sammeln sie sich mit Vorliebe unter den Brücken, weil mitleidige Spaziergänger sie von diesen aus füttern. Sobald aber die Märzsonne scheint, entwickelt sich wieder das gewohnte Bild. Schon während noch eine Eisdecke die Teiche bedeckt, sondern sich die Enten in Paare. Dabei geht es nicht immer friedlich her, denn die Erpel sind in der Überzahl, und es entbrennen heiße Kämpfe um die Ente. Diese sucht sich ihren Verfolgern zunächst zu entziehen. In sausendem Fluge geht es über die noch laublosen Baumgipfel hin oder durch sie hindurch, die Ente voran, hinter ihr her die Erpel. Endlich fällt sie

Eisente.

mit weit vorgeſtreckten Füßen laut ſchreiend ins Waſſer ein, und ihre Verehrer folgen ihrem Beiſpiel. An dem nun entbrennenden Kampf der Bewerber nimmt ſie keinen weiteren Anteil, ſondern wartet ruhig den Ausgang ab: wer ſich als der Stärkere erweiſt, wird ihr Gatte. Das Sichjagen hört übrigens mit der Vereinigung der Paare keineswegs auf, nur nimmt es jetzt den Charakter eines Liebesſpiels an. Geht auch jetzt die Jagd durch die Lüfte, ſo endet ſie doch ſehr liebevoll auf dem Waſſer, und die Ente ſcheint durch den Umſtand nicht weiter beläſtigt zu werden, daß der Gatte ihr bei dieſer Gelegenheit den Kopf lange unter das Waſſer drückt. Das Paar führt auch ſonſt gelegentlich ganz merkwürdige Balzſpiele auf. Erpel und Ente ſtecken, dicht nebeneinander ſchwimmend, den Kopf ins Waſſer und drehen ſich dabei langſam um ſich ſelbſt und zugleich umeinander. Von Zeit zu Zeit wird Luft geſchnappt, und dann geht das merkwürdige Vergnügen weiter.

Tafelente.

Die Enten des Tiergartens leiden, wie alle Berliner, unter einer furchtbaren Wohnungsnot. Der Zuzug vom Lande ist eben übergroß, und man sieht die Entenpärchen ratlos das Gebüsch durchwatscheln. Es gibt ja in den Teichen einige Inseln, aber was wollen diese paar Brutstätten für so viele Brutlustige bedeuten. Ob unsere Enten auch gelegentlich in Bäumen nisten, weiß ich nicht, die meisten legen jedenfalls ihr Nest auf dem Boden an und verstecken dieses so gut wie möglich. Die Ente legt in dieses Nest 8—14 Eier und verläßt es nur auf kurze Zeit und nur nachdem sie es möglichst mit Daunen zugedeckt hat. Es sieht sehr komisch aus, wenn sie sich mit der äußersten Vorsicht von ihm entfernt oder sich ihm ebenso nähert. Immerhin scheinen im Tiergarten keineswegs alle Enten zu brüten; man sieht wenigstens auch während der Brutzeit immer Enten, die sich unter den Erpeln bewegen und von diesen gelegentlich arg belästigt werden. Während die Gattinnen brüten, pflegen sich nämlich die Erpel mit anderen Strohwitwern und den Junggesellen zu Klubs zusammenzuthun. Es fällt dem Enterich gar nicht ein, etwa die brütende Gattin zu bewachen wie der Schwan die Schwänin. Hat das kurze Liebesglück ein Ende, ist das Nest errichtet und brütet Frau Ente, so

Reiherenten im Aufflug.

Kleiner Säger.

glaubt er ſich aller Pflichten los und ledig und kümmert ſich nicht weiter um Weib und Kinder.

Im Tiergarten müſſen ſehr viele Enteneier zu Grunde gehen, denn die Zahl der kleinen Enten iſt meiſt eine verhältnismäßig geringe. Man ſieht ja wohl glückliche Mamas, hinter denen zehn, ja zwölf kleine Enten herſchwimmen, aber viele andere haben auch nur fünf oder vier, oder zwei, oder gar nur ein Junges. Hier kommt es mitunter vor, daß zwei Mütter und ihr Anhang ſich zuſammenthuen und ſtundenlang gemeinſam umherſchwimmen. Ob das nur infolge des beſchränkten Raumes geſchieht, bleibe dahingeſtellt.

Die kleinen Entchen ſind ganz allerliebſte Geſchöpfe. Es läßt ſich kein anmutigerer Anblick denken, als wenn ſie auf der Jagd nach Mücken auf der Waſſerfläche hingleiten wie auf Schlittſchuhen und die Mutter ihre liebe Not hat, ſie nicht aus den Augen zu verlieren. Die Stockente, die in der freien Natur ihre Jungen auf einem kleinen Teich ausbrütete, hat die Neigung, ſie möglichſt bald auf ein größeres Waſſer zu bringen. Aus dieſem Triebe iſt wohl die Thatſache zu erklären, daß man immer wieder Entenmütter mit ganz kleinen Entchen auf dem Landwehrkanal ſieht. Es wäre intereſſant zu beobachten, wie die Mutter ſie dahin bringt, denn die Wände des Kanals ſind hoch und ſteil. Wahrſcheinlich ſpringen die kleinen Geſchöpfe ruhig hinunter, denn man will beobachtet haben, daß Entchen, die in einem alten Krähenneſt ausgebrütet wurden, ſich von dieſem einfach hinabfallen ließen und unten unverletzt ankamen.

Auch im Tiergarten wandern die Entenmütter von einem Teich zum andern, und ich verdanke dieſer Neigung einen unvergeßlichen Anblick. An einem herrlichen Maimorgen überſchritt eine Ente mit einem Dutzend ganz kleiner Entchen die ſehr belebte Hofjägerallee. Die Mutter und die ſich in ein Häufchen zuſammendrängenden Kinder waren ſichtlich in größter Aufregung,

Pfeifente.

und es war ja eigentlich auch ein ſtarkes Stück, zu verkehrsreicher Zeit die breite Straße zu paſſieren. Aber die Gutmütigkeit der Berliner kam den Bedrängten zu Hilfe. Nicht nur die Fußgänger blieben ſtehen, nein auch die Droſchken- und Rollwagenkutſcher hielten ihre Pferde an und ſelbſt der Kutſcher eines Pferdebahnwagens bremſte unter allgemeinem Beifall der Fahrgäſte, bis die Entenfamilie glücklich die andere Seite der Straße erreicht hatte.

Viele Eier der Enten mögen von den unglaublich großen Ratten, die den Tiergarten bevölkern, aufgefreſſen werden, manche auch den Krähen zum Opfer fallen, die ich mehrfach in ſehr verdächtiger Weiſe im Gebüſch revieren ſah. Die jungen Entchen ſelbſt ſcheinen nicht weiter gefährdet zu ſein, denn ich habe mir oft gleich anfangs gemerkt, wieviele Entchen die einzelnen Enten führten, und nie bemerkt, daß ſpäter eins fehlte, obgleich ich darauf achtete.

Bald nachdem die Ente ihre Jungen führt, tritt bei den Erpeln die Mauſer ein. Der Kopf, der bisher in der Sonne von Grün zu Blau funkelte wie ein Edelſtein, färbt ſich trübe, das leuchtende Hochzeitsgewand wird überhaupt für vier Monate abgelegt und an ſeine Stelle tritt ein Anzug, der ſich in ſeinem Ausſehen an das beſcheidene Kleid der Ente anlehnt.

Intereſſant iſt es, daß unter den Erpeln im Tiergarten eine ſehr ſchöne Spielart vorkommt, bei der nicht nur die Bruſt braun iſt, ſondern auch die Seiten eine braune Färbung zeigen. Sie iſt alljährlich in ein paar Exemplaren vertreten.

Die jungen Enten wachſen ſehr ſchnell

Großer Säger.

Mandarinenente.

heran und ſtreichen bald mit den alten von Teich zu Teich. Von den Falken mögen ſie wenig beläſtigt werden, denn dieſe dürften ſich meiſt an die unzähligen Taubenſchwärme halten; der in Berlin ſehr ſtark vertretene Habicht ſchlägt aber gewiß manche Ente. Dieſer Raubvogel iſt in Berlin ganz ſo furchtlos wie die übrige Vogelwelt der Großſtadt. Ich habe ein ſtarkes Exemplar einen ganzen Sommer lang faſt täglich um fünf Uhr nachmittags dicht unter meinem Balkon hinſtreichen ſehen. Vor drei Jahren ſchlug ſich ein Habicht, während er eine Ente verfolgte, an der Baluſtrade der beim Lützowplatz über den Landwehrkanal führenden Brücke den Kopf ein.

Über das Leben der Stockenten außerhalb Berlins iſt, ohne ſchon Geſagtes zu wiederholen, nicht mehr viel zu berichten. Sie bewohnen ganz Europa und Aſien bis zum 65. Grad nördlicher Breite im Norden und bis zum Mittelmeer reſpektive den centralaſiatiſchen Wüſten im Süden. Sie niſten in ſtark mit Sumpf- und Waſſerpflanzen bewachſenen Landſeen und Teichen und legen ihr Neſt an teils in den Pflanzen am Boden — oft unter Gebüſchen, die ein paar hundert Schritt vom Waſſer abliegen — teils auf Kopfbäumen, in Krähennestern ꝛc. Ihr Wandertrieb iſt nicht ſtark und ſie weichen meiſt nur vor der Kälte. Im Winter gehen ſie im Süden auch auf die Lagunen des Adriatiſchen Meeres, z. B. bei Venedig. Die Stockente nährt ſich von Waſſerpflanzen, Knoſpen, Wurzeln, Waſſerinſekten, Regenwürmern, Fiſchleich, kleinen Fiſchen und überhaupt allem, was ſie bewältigen kann.

Auf denſelben Teichen, auf denen die Stockente niſtet, findet man mitunter auch eine reizende kleine Ente, die Krickente. Sie niſtet eigentlich mehr im Norden, und Norddeutſchland bildet für ſie die Südgrenze ihres Gebietes, ſie kommt aber in ihm noch allenthalben vor. Auf dem Durchzuge iſt ſie bei uns ſehr häufig und wird viel erlegt. Dieſe allerliebſte Ente niſtet oft in noch größerer Entfernung vom Waſſer als die Stockente. Sie und ihre Jungen tauchen überaus geſchickt, und die alten Krickenten fliegen auch vorzüglich. Die den Krickenten nahe verwandten Knäckenten ſind weder ſo hübſch noch ſo zierlich wie ſie. Dieſe beiden kleinen Enten lieben dicht verwachſene ſtehende Gewäſſer. Die Namen beider ſind nach den Lauten gebildet, die ſie hören laſſen.

Ein prächtiges Gefieder hat die Eisente, doch bekommt der Binnenländer ſie nur ſelten zu Geſicht, denn die Eisente iſt außerhalb der Brutzeit durchaus eine Bewohnerin des Meeres. Sie bewohnt cirkumpolar den Norden und kommt von dort aus in großer Zahl an unſere Nord- und Oſtſeeküſten.

Dagegen ist die hübsche Tafelente ein deutscher Vogel, obgleich sie im Osten Europas besonders zahlreich ist. Im östlichen Deutschland findet man sie auf großen Landseen, deren Ufer mit Rohr bedeckt sind. Sie lebt oft zusammen mit der braunen Moorente. Beide leben mehr von pflanzlicher Nahrung als von tierischer, und beide werden auch, wo sie nicht verfolgt werden, gleich zutraulich.

Ebenso wie die Tafel- und die Moorente ist auch die Reiherente eine ausgesprochene Tauchente. Sie hat ihren Namen von dem langen hängenden Schopf, der den Erpel im Hochzeitsgewande ziert und ist mit den weißen Seiten, die sich scharf von dem schwarzen Gefieder abheben, eine sehr ansprechende Erscheinung. In Deutschland brütet sie hauptsächlich in den Küstenlandschaften Mecklenburgs und Pommerns. In Schweden kommt sie übrigens noch viel mehr vor, und auch ihr Brutgebiet erstreckt sich durch Sibirien bis an den Stillen Ocean.

Die Pfeifente nistet in Deutschland nur selten, ihr eigentliches Brutgebiet beginnt erst in Livland und Schweden, sie passiert es aber in großer Zahl und wird nicht selten erlegt. Die gelbe Bläße auf der Stirn hebt sich hübsch von dem braunen Kopf ab. Sie soll mehr als andere Enten auf dem Lande weiden; ich habe das aber an den gefangenen Pfeifenten in den zoologischen Gärten keineswegs wahrnehmen können. Diese verlassen den Teich nicht mehr als die Tauchentenarten auch.

Man zählt die Säger nicht mehr zu den Enten, sie stehen diesen aber so nahe, daß wir sie hier auch zum Gegenstand unserer Beachtung machen können.

Die Säger, die in drei Arten in Deutschland vorkommen, fliegen sehr geschickt und tauchen vorzüglich. Da sie arge Fischräuber sind, sieht man sie ungern und stellt ihnen nach, obgleich ihr Fleisch nicht genießbar ist. An sich ist zumal der Zwergsäger ein reizender Vogel, dem man, wenn er im Winter aus seiner nordischen Heimat auf unsere Flüsse kommt, gern bei seiner Jagd zusieht. Er fängt die kleinen Fische mit der größten Geschicklichkeit und kann erstaunlich lange unter dem Wasser verweilen. Während der Zwergsäger nur die Größe einer Tauchente hat, ist der Gänsesäger ein stattlicher Vogel von 80 Centimeter Länge. Er schwimmt unter dem Wasser so schnell wie ein Fisch, und da sein Hunger fast nie gestillt ist, so wird er uns zu einem sehr gefährlichen Konkurrenten. Der Gänsesäger nistet mitunter in unseren Küstenlandschaften, hat aber auch seine eigentliche

Brautente.

Heimat im Norden In Schweden errichtet man an Bäumen Brutkäſten für ihn und nimmt ihm dafür einen Teil der Eier. Sein Fleiſch iſt nicht genießbar.

Unter den Enten, die wir als reine Ziervögel auf unſeren Teichen halten, ſieht die Mandarinenente am ſeltſamſten aus. Wer ſie zum erſtenmal gewahr wird, iſt ſehr geneigt anzunehmen, daß er ein Gebilde von Menſchenhand vor ſich hat, eine Ente, von einem Künſtler erdacht und aus Holz und allerlei Federn hergeſtellt. Hat man ſich davon überzeugt, ein lebendes Weſen vor ſich zu haben, ſo iſt man wieder geneigt anzunehmen, dieſe Ente könne nur das Erzeugnis einer künſtlichen Züchtung ſein. Aber auch dieſe Annahme iſt irrig, das ſeltſame Geſchöpf lebt wirklich in aller Freiheit im nördlichen China, der Heimat von Lady Amhurſt- und Goldfaſanen, an die es erinnert. Die Mandarinenente ſitzt in der Gefangenſchaft gern auf Baumzweigen und niſtet in hohlen Baumſtämmen. Ich habe leider nie Gelegenheit gehabt, junge Mandarinenentchen in ihrer Entwickelung zu beobachten.

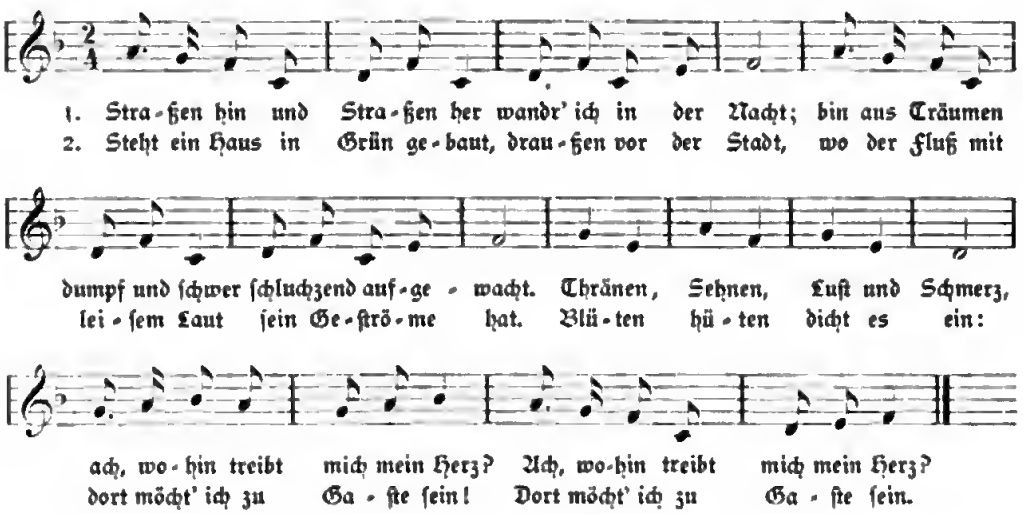
Weniger auffallend geſtaltet und gefärbt als die Mandarinenente, aber wunderhübſch iſt die aus Nordamerika ſtammende Brautente. Sie bewohnt das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten, bis an die Felſengebirge und bleibt, wo es die Beſchaffenheit des Winters irgend zuläßt, auch in der kalten Jahreszeit in ihrer Heimat. Nur die in den nördlichen Staaten lebenden Brautenten ziehen im Winter nach Weſtindien. Die Brautente ſoll vorzüglich fliegen und auch geſchickt tauchen. Da ich gefangene Brautenten noch nie tauchen ſah, ſo werden ſie wohl wie unſere Stockenten von dieſer Fähigkeit nur in Augenblicken der Gefahr Gebrauch machen. Sie niſten in Baumhöhlen und legen 7—12 Eier.

Man kann ſich für einen Parkteich keinen ſchöneren Ziervogel denken als die Brautente und ſie wird als ſolcher auch in Deutſchland ſchon viel gehalten.

Lied in der Nacht.

Worte und Weiſe von

Otto Julius Bierbaum.



Die marokkanische Frage.

Von

Dr. Charpentier.

(Abdruck verboten.)

Seit Jahrzehnten bildet die Zukunft Marokkos eine der Sorgen der politischen Welt. Immer aufs neue macht sich in Frankreich der lebhafte Wunsch bemerkbar, den nordafrikanischen Besitz auf Kosten des Maurenreichs bis zum Atlantischen Ocean auszudehnen. Dem gegenüber betonen die öffentliche Meinung und die Regierung Spaniens jedesmal sehr energisch, daß Spanien es nicht dulden könne, daß Frankreich sich in seine natürliche Interessensphäre in Afrika eindränge. Nicht minder schroffer Widerspruch hat sich ferner noch immer in England gegen Frankreichs Pläne geregt. Hat man es schon von alters her an der Themse schmerzlich empfunden, daß Frankreich Algier und Tunis besetzt und sich an der Südküste des Mittelmeers eine so starke Stellung geschaffen hat, daß es im Kriegsfalle den nächsten Weg nach Indien ernstlich gefährden könnte, so ist man anscheinend entschlossen, Frankreichs Festsetzung am Thore des Mittelmeers nicht zu dulden. Weniger entschieden ist der Widerstand der interessierten Kreise in anderen Staaten gegen Frankreichs Absichten. Immerhin kann es der Türkei nicht gleichgültig sein, wenn auch der letzte vorgeschobene Posten des Muhammedanismus an der afrikanischen Nordküste Afrikas fällt; und in Deutschland, Italien, Österreich sträubt sich die Handelswelt dagegen, auch Marokkos Markt durch das französische Absperrungssystem zu verlieren. Unter diesen Umständen kann die marokkanische Angelegenheit jeden Augenblick zu den allerschwersten Verwickelungen Anlaß geben, wenn es nicht gelingt, sie auf irgend eine Weise in einem passenden Zeitpunkte aus der Welt zu schaffen. Fraglich ist nur, ob ein solcher in absehbarer Zukunft eintritt, wenn auch in Frankreich anscheinend gegenwärtig der Glaube Platz gegriffen hat, daß die lang erwartete Gelegenheit immer näher rücke. Unter allen Umständen verlohnt es sich, einen Blick auf die verschiedenen Phasen der Entwickelung der marokkanischen Frage zu werfen.

Frankreich ist nicht die erste europäische Macht gewesen, welche ihre Blicke auf das alte Maurenreich geworfen hat. Lange vor ihm haben Portugal und Spanien versucht, sich seiner zu bemächtigen. Hier bethätigte sich zum erstenmal der Ausdehnungsdrang der Portugiesen, der bald darauf zu ihren Unternehmungen in Indien und Brasilien Veranlassung gab. Vom XV. Jahrhundert an haben die portugiesischen Könige an den Küsten Marokkos ungezählte Schlachten ausgefochten und allmählich die wichtigsten Punkte den Mauren abgerungen. Mehrfach haben Prinzen des Königshauses dabei ihr Leben gelassen. Es ist bekannt, daß 1578 der König Sebastian selbst in Marokko umgekommen ist. Er verscholl spurlos in einem Gefechte. Die Zerrüttung der Finanzen Portugals, die ihren Grund nicht zum wenigsten in den kostspieligen Kriegen mit Marokko hatte, und der Mangel männlicher Nachkommen des verschollenen Monarchen waren dann der Anlaß, daß das Königreich 1590 an Spanien fiel und seines alten Glanzes für immer verlustig ging! Mit allen anderen Kolonien Portugals kamen damals auch die marokkanischen Besitzungen an Spanien. Froh wurde es freilich ihrer so wenig wie die Portugiesen, denn immer weiter dauerten die Kämpfe mit den räuberischen und tapferen Maurenstämmen.

Ohne besonderes Bedauern dürfte daher Spanien im XVII. Jahrhundert bei Gelegenheit des Aufstandes und der Losreißung Portugals von seinem Joche den Verlust der unbedeutenden Stationen an der marokkanischen Küste gesehen haben. Um so höheren Wert legte Portugal ihnen wieder bei. Trotz aller inneren und äußeren Verlegenheiten schritt es sogleich wieder zu Maßnahmen für Sicherung und Ausdehnung dieses Besitzes. Im Jahre 1643 eroberte es den wichtigsten Hafenplatz Marokkos, Tanger, und suchte hier einen Stützpunkt zur Beherrschung Nordafrikas und zur Vernichtung des Seeraubes der Barbareskenstaaten zu schaffen. Doch diese Absichten erwiesen sich als undurchführbar. Tanger wurde eine Quelle ewiger Ausgaben und Verlegenheiten, und die Regierung glaubte schließlich ein gutes Geschäft zu machen, als sie es 1661 England überließ.

Der Anlaß dazu war die Vermählung König Karls II. von England mit der Infantin Katharina von Portugal. Als Mitgift gab ihr ihr königlicher Bruder außer dem Flecken Bombay die Stadt Tanger. Dafür versprach England, die Holländer zu zwingen, mit Portugal, dem sie große Stücke seines Kolonialbesitzes entrissen hatten, einen diesem genehmen Frieden zu schließen. In England wurde dieses Abkommen mit Jubel begrüßt. Man vergaß darüber für den Augenblick die Abneigung gegen eine Prinzessin aus dem stockkatholischen Portugal. Tanger hatte ja schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit englischer Seeleute erregt. Sie hofften hier einen Stützpunkt für die englische Machtstellung im Mittelmeer zu finden, wo sie damals noch über kein Gibraltar verfügten. Doch diese Erwartungen erwiesen sich als trügerisch. Auch England vermochte der Mauren nicht Herr zu werden. Da es keine Lust hatte, einen Krieg von unabsehbarer Dauer zu führen und große Garnisonen zu unterhalten, nur um sich innerhalb der Mauern Tangers behaupten zu können, entschloß es sich nach wenigen Jahren, den zu kostspieligen Besitz aufzugeben. Im Jahre 1684 zog es sich nach Sprengung der Befestigungen aus Tanger und damit aus Marokko zurück. Frankreich, das vor ihm den Versuch gemacht hatte, sich Mogadors zu bemächtigen, ließ sich Englands Erfahrungen zur Lehre gereichen. Es begnügte sich, mit Marokko Freundschafts- und Handelsverträge zu schließen. Auch die Staaten der Pyrenäischen Halbinsel gaben lange alle Pläne auf Ausdehnung ihrer Macht in marokkanischem Gebiete auf.

Ungestört von außen, entwickelte sich so Marokko im XVIII. Jahrhundert zum mächtigsten Staate von Nordafrika und zum Beherrscher des Mittelmeers. Seine Piratenschiffe hielten jeden Kauffahrer an und beschlagnahmten ihn, wenn er nicht einem Staate angehörte, der dem Kaiser Marokkos Tribut zahlte. Marokkanische Kreuzer drangen bis weit nach Norden, ja gelegentlich bis zur Elbmündung vor. Zahlreiche Weiße wurden als Sklaven in Marokko gefangen gehalten, bis ihr Heimatland sie auslöste. An Sendung von Handelsschiffen nach dem Mittelmeere ohne Begleitung von Kriegsschiffen war nicht mehr zu denken. Selbst England und Frankreich zahlten Marokko jährlich ansehnliche Summen, um Sicherheit für ihren Handel zu erkaufen. Auch sie sahen sich jedoch gelegentlich genötigt, durch Bombardement marokkanischer Plätze die Mauren zur genauen Beachtung der Verträge anzuhalten. Staaten, die über eine Seemacht nicht verfügten, wie das damalige Deutschland, waren von der Fahrt nach dem Mittelmeer lange Zeit hindurch so gut wie abgesperrt.

Dieses Unwesen dauerte auch im XIX. Jahrhundert fort. Alle Versuche, den Barbaresken das Handwerk zu legen, scheiterten an der Uneinigkeit der Mächte. Die öffentliche Meinung Europas beschuldigte die Engländer, es nicht ungern zu sehen, wenn die Piraten den Handel der meisten Staaten im Mittelmeer lahmlegten. Ihrerseits waren sie dank der Stationen in Gibraltar und Malta und ihrer starken Flotte wenig dabei in Mitleidenschaft gezogen und konnten in Ruhe das Hauptgeschäft machen. Ernstliche Schritte gegen diese Seeräuber sind in der That von ihrer Seite nur sehr selten erfolgt. — Wer weiß daher, wie lange der schmähliche Zustand fortgedauert hätte, wenn nicht Streitigkeiten Frankreichs mit dem Bey von Algier zu der großen Expedition gegen letzteres und der Eroberung dieser Stadt geführt hätten. Das Schicksal des Raubstaates flößte seinen Nachbaren einen heilsamen Schrecken ein. Sie überzeugten sich,

daß die civilisierte Welt dieser Brandschatzungen müde und entschlossen sei, das Mittelmeer dem freien Verkehr zu öffnen. Wohl oder übel stellten sie die großen Raubzüge ein und sahen sich nach Hilfe unter den Mächten gegen Frankreich um. Sie wandten sich nicht allein an die Türkei, mit der sie der muhammedanische Glaube verband, und zu der sie früher in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis gestanden hatten, sondern auch an England und andere Staaten. Die Folge war, daß der französischen Regierung aus der Eroberung Algiers allerlei internationale Schwierigkeiten erwuchsen, und daß sie längere Zeit schwankte, ob sie den neuen Besitz überhaupt behalten sollte. Ganz ernstlich wurde in Paris der Gedanke erwogen, Algier dem Pascha von Ägypten zu übergeben und durch ihn in einer modernen Ansprüchen gemäßen Weise regieren zu lassen. Später, als England sich nachdrücklich gegen diesen Plan verwahrte, kam man auf den Einfall, den Bey von Tunis mit der Verwaltung Algiers zu betrauen. Einige Jahre nachher wurde daran gedacht, das Gebiet von Constantine an Tunis, das von Oran an Marokko zu verpachten und nur Algier selbst zu behalten. Bei der Absperrungspolitik Marokkos gab man den Gedanken, es in das französische Interesse zu ziehen, allerdings bald wieder auf. Dafür hat man in der That Constantine und sogar Oran eine Zeit lang an den Bey von Tunis verpachtet.

Wenn schließlich alle diese Pläne scheiterten und Frankreich die Besetzung und Kolonisierung von ganz Algier in die Hand nahm, waren der Anlaß die Widerspenstigkeit der Eingeborenen und das Auftreten des aus der Provinz Oran stammenden Häuptlings Abd-el-Kader. Alle Versuche, die Eingeborenen niederzuhalten und Abd-el-Kader zu bewegen, friedlich in einer sehr losen Abhängigkeit von Frankreich in seinem ausgedehnten Gebiete zu regieren, erwiesen sich als fruchtlos. Wollte man nicht Gefahr laufen, eines Tages die französischen Posten überrannt und Algier wieder in eingeborenen Händen zu sehen, so mußte man Ernst mit der vollen Unterwerfung des Landes machen. So brachen die jahrelangen, blutigen Kämpfe mit Abd-el-Kader aus. Nach vielen Wechselfällen führten sie dazu, daß der Emir nach Verlust seines Lagers 1843 über die Grenze nach Marokko flüchtete.

Dieses Ereignis hatte wichtige Folgen. Die Marokkaner, die bis dahin sich strenger Neutralität befleißigt und Streitigkeiten mit den Franzosen vermieden hatten, wurden durch den Einfluß Abd-el-Kaders bewogen, für ihn Partei zu nehmen. Sie erhoben Ansprüche auf verschiedene wichtigere Grenzpunkte, die Frankreich zum Schutz gegen Angriffe Abd-el-Kaders befestigen wollte, und als die Franzosen sich durch ihre Drohungen nicht beirren ließen, griffen marokkanische Truppen Ende Mai 1844 ohne jede Veranlassung unter Führung eines Prinzen das Lager des Generals de Lamoricière an. — Einen solchen Friedensbruch konnte Frankreich nicht ungestraft hinnehmen. Der Generalkonsul in Tanger erhielt Befehl, auf der Stelle Abberufung der marokkanischen Truppen von der Grenze, Preisgebung und Ausweisung Abd-el-Kaders und gebührende Genugthuung durch Bestrafung der für den Überfall verantwortlichen Personen zu fordern. Dabei sollte er aber dem Kaiser von Marokko die ausdrückliche Versicherung geben, daß Frankreich mit ihm in Frieden und Freundschaft zu leben wünsche und keinen Zoll marokkanischen Boden beanspruche. Um das Auftreten des Generalkonsuls zu unterstützen, erschien eine ansehnliche französische Flotte unter dem Befehl des Prinzen Joinville an der marokkanischen Küste. Die Forderungen Frankreichs waren, wie auch Lord Aberdeen anerkannte, recht und billig. Doch der religiöse Fanatismus der Marokkaner war unter dem Einfluß Abd-el-Kaders erwacht, und der Kaiser Abder-Rhaman schwankte unentschlossen zwischen den Ansichten seiner Ratgeber hin und her. Während er zögerte, kam es an der Grenze zu neuen Zusammenstößen. Die marokkanischen Behörden bestanden darauf, daß die Franzosen den Fluß Tafna als Grenze anerkennen sollten. Als diese darauf nicht eingingen, wurden sie angegriffen und zu einem Gefecht gezwungen. Der Verlust zahlreicher Leute erbitterte die Marokkaner noch weiter. Sie rüsteten aus Leibeskräften und zeigten deutlich, daß sie es auf Gewalt ankommen lassen wollten. — Unter diesen Umständen entschlossen sich auch die Franzosen zu energischem Vorgehen. Am 6. August

erschien ihre Flotte vor Tanger und zerstörte seine Befestigungen. Kurz darauf griff der Marschall Bugeaud zu Lande das Lager der Marokkaner bei Isly an, wo der Sohn des Kaisers sich aufhielt. Es wurde ihnen eine furchtbare Niederlage beigebracht. Am 15. August bombardierte die französische Flotte auch noch Mogador und bemächtigte sich einer den Hafeneingang beherrschenden Insel.

Diese Erfolge, die arge Bestürzung unter den Marokkanern hervorriefen, machten auch in England Besorgnisse rege. Es entstand in London die Furcht, daß die Franzosen einen oder mehrere marokkanische Häfen in Besitz nehmen und damit Englands Stellung in Gibraltar gefährden könnten. Sir Robert Peel begann in Paris schleunigen Abbruch des Feldzugs zu fordern und gab so deutliche Beweise dafür, daß er unter keinen Umständen eine Gefährdung Marokkos dulden würde, daß Frankreich es für angezeigt sah, einzulenken. Man beeilte sich, Friedensverhandlungen einzuleiten. Schon am 10. September 1844 wurde mit einem Bevollmächtigten des Kaisers von Marokko ein Vertrag zustande gebracht. Letzterer verpflichtete sich danach, seine Truppen von der Grenze zurückzuziehen und nie mehr als 2000 Mann dort ohne Zustimmung Frankreichs zu unterhalten. Ferner sollten die Häuptlinge, welche an den Streitigkeiten Schuld trugen, exemplarisch bestraft, Abd-el-Kader gewaltsam unterworfen und gefangen gesetzt und algerischen Aufständischen jede Unterstützung verweigert werden. In einem ferneren Artikel war ausgemacht, daß die Grenze genau so bleiben solle, wie sie zur Zeit der türkischen Herrschaft in Algier verlaufen sei. Ihre Festlegung wurde einer besonderen Kommission übertragen. Einen besonderen Schadenersatz oder eine weitere Genugthuung für sich auszubedingen, war Frankreich durch das Vorgehen Englands verhindert.

Die Arbeiten der Kommission zur Feststellung der Grenze begannen in den ersten Tagen des Jahres 1845. Es kam Frankreich dabei besonders darauf an, für die Zukunft hier neuen Streitigkeiten vorzubeugen. Zu diesem Zwecke war beabsichtigt, möglichst die Trennung von Gebieten, die einem Stamme gehörten, zu vermeiden, und in diesem Sinne wurde im Laufe von zwei Monaten die Aufgabe durchgeführt. Ein neuer Vertrag vom 18. März 1845 stellte die Grenze vom Meere bis zur Sahara fest. Innerhalb dieser wurde eine Teilung des Landes als unthunlich bezeichnet und bestimmt, daß jeder Teil hier ohne Rücksicht auf den jeweiligen Wohnsitz der Leute die Oberhoheit über eine Anzahl näher bezeichneter Stämme besitzen solle. Die Oasen Yiche und Figuig wurden in Artikel ausdrücklich Marokko zugesprochen.

Die Vereinbarung wurde damals als nicht unvorteilhaft betrachtet. Sie gab Frankreich die Möglichkeit, der unruhigen Bewegungen im Westen Algiers Herr zu werden und in Ruhe seine Herrschaft zu begründen. Man konnte auch hoffen, Abd-el-Kaders ledig zu sein. Diese Erwartung erfüllte sich freilich zunächst nicht. Der Emir, der seinen Aufenthalt in Marokko bedroht sah, sammelte noch einmal alle Kräfte und machte Ende 1845 einen letzten verzweifelten Angriff auf die Franzosen in Algier. Monatelang hielt er sie in Atem und verursachte ihnen schweren Schaden. Doch die Auseinandersetzung mit Marokko trug ihre Früchte. Die Marokkaner wagten keine offene Unterstützung des Emirs mehr und, als er sich nach verschiedenen Niederlagen auf dem Wege durch die Wüste, wieder zu ihnen geflüchtet hatte, entschlossen sie sich, gegen ihn versprochenermaßen mit Gewalt vorzugehen. Dabei unterlag Abd-el-Kaders Macht. Er mußte flüchten und sich endlich Dezember 1847 den Franzosen ergeben. Damit war diese Gefahr für sie beseitigt, und die algerische Kolonie konnte endlich völlig unterworfen und beruhigt werden.

Mit Marokko jedoch dauerten die Reibereien fort. Ohne Rücksicht auf die Grenze befehdeten sich dort die Stämme. In den Jahren 1852 und 1859 fanden förmliche Kämpfe zwischen ihnen statt, bei denen schließlich das Militär eingreifen mußte. Dazu kamen gelegentlich auch noch Seeräubereien von marokkanischen Küstenstämmen vor. Anfang 1870 führten französische Truppen anläßlich eines Angriffs von Grenzstämmen einen förmlichen Feldzug in Marokko. Während diese Zwischenfälle ohne ernstere Folgen blieben, hatten Streitigkeiten Marokkos mit Spanien und nach dem deutschen Kriege zwischen Frankreich und Marokko über die Ausübung des Schutzrechts einen drohenderen Charak-

ter. Bekanntlich sträubte sich Marokko wie andere orientalische Staaten seit langem gegen die Gewohnheit der europäischen Mächte, einzelne marokkanische Unterthanen unter ihren Schutz zu stellen und sie damit der heimischen Gerichtsbarkeit zu entziehen. Nach den Niederlagen Frankreichs im deutschen Kriege hoffte Marokko seine Wünsche wenigstens ihm gegenüber durchsetzen zu können. Frankreich aber dachte nicht an Nachgeben, und auf seine Seite traten die anderen in gleicher Weise interessierten Mächte. Der Streit führte dazu, daß Spanien im Mai 1880 eine Konferenz der verschiedenen Staaten nach Madrid berief, auf der eine Reform der Ausübung des europäischen Schutzes in Marokko beraten werden sollte. Nach langen Verhandlungen kam ein Abkommen vom 3. Juli 1880 zustande, das nicht allein die erwähnte Angelegenheit, sondern auch die Fragen des Landerwerbs, der Grundsteuern, der Naturalisation regelte und allen vertretenen Mächten das Recht der Meistbegünstigung in Marokko sicherte. Deutschland hat auf der Konferenz in jedem Punkte Frankreich unterstützt, da es, wie Fürst Bismarck ausführte, eigne Interessen in Marokko nicht besaß.

Ungeregelt blieben bei diesem Anlaß wie früher die Grenzfragen. Sie führten daher weiter zu Schwierigkeiten, und 1881 und 1882 kamen neue Angriffe durch Marokkaner vor. Der letztere Fall war besonders bedenklich, da es sich um ein französisches Vermessungsdetachement handelte und die Sache in Frankreich und Algier gewaltiges Aufsehen machte. Die öffentliche Meinung verlangte hier Besetzung von Figuig, wohin die marokkanischen Banden sich regelmäßig flüchteten. Die französische Regierung wagte aber nicht, den Vertrag von 1845 offen zu verletzen, und versprach sich von einer einmaligen Züchtigung der Räuber mit Zustimmung Marokkos keinen Erfolg. Trotz alles Geschreis ließ sie die Sache auf sich beruhen und begnügte sich mit Verstärkung des Schutzes der algerischen Grenze.

Im Jahre 1891 tauchte die Marokkofrage aus einem anderen Anlasse wieder auf. Einzelne Stämme der Nachbarschaft Tangers waren mit dem dortigen marokkanischen Gouverneur in Streit geraten und marschierten gegen die Stadt. Verschiedene Staaten sahen sich dadurch veranlaßt, zum Schutze ihrer Unterthanen Schiffe nach Tanger zu senden. Während sich aber die anderen Mächte darauf beschränken wollten, schlug England eine Landung und gewaltsame Herstellung der Ruhe vor. Bei dem Mißtrauen, das Englands Vorgehen im Jahre 1882 in Ägypten erregt hatte, vermutete man sogleich, daß es einen Handstreich gegen Tanger und Festsetzung in Marokko beabsichtige. Man widersetzte sich daher den Plänen Englands und drückte auf die marokkanische Regierung, damit sie selbst die Ordnung herstelle. Das hatte den Erfolg, daß der Kaiser den Gouverneur Tangers abberief und damit der Bewegung ein Ende machte.

Doch kaum war diese Angelegenheit aus der Welt geschafft, so tauchte eine neue bedenkliche Schwierigkeit auf. Im Jahre 1896 griffen marokkanische Riffpiraten bei Melilla ein französisches Schiff an und fingen die Besatzung. Ein spanischer Dampfer versuchte umsonst den Franzosen Hilfe zu bringen. Er konnte nur einige Leute der Besatzung befreien. Um weiteren Folgen vorzubeugen, zahlte Marokko den Franzosen eine Geldentschädigung und setzte die Freigabe der Gefangenen, zu welchem Zweck schon ein Kriegsschiff an der Küste erschienen war, durch die Piraten durch. Kaum war das aber geschehen, so griffen letztere 1897 ein italienisches und ein portugiesisches Schiff an und nahmen die aus Angehörigen verschiedener Staaten bestehenden Besatzungen gefangen. Diesmal entstand solche Entrüstung darüber in Europa, daß Kriegsschiffe von fünf verschiedenen Staaten in Tanger erschienen und ein Angriff auf Marokko bevorzustehen schien. Es war wohl hauptsächlich wieder die Eifersucht der Mächte, die ein gewaltsames Eingreifen verhinderte und zu einem lahmen Frieden Veranlassung gab. Man begnügte sich mit Auslieferung der Gefangenen seitens der Piraten gegen Rückgabe einiger früher festgenommener Riffpiraten.

Seitdem ist von dieser Seite Ruhe eingetreten, dafür beginnen aber die Grenzverhältnisse zwischen Marokko und Algier eine immer wichtigere Rolle zu spielen. Noch im Jahre 1897 flüchteten einige marokkanische Stämme, die mit den Behörden in Streit geraten waren, auf französisches Gebiet. Es fanden dort Kämpfe

Digitized by Google

statt, die auch die algerischen Eingeborenen in Mitleidenschaft zogen. Es bedurfte militärischen Einschreitens, um die Ruhe wieder herzustellen. Und diese Schwierigkeiten wurden immer größer, je weiter Frankreich seine Herrschaft in der Sahara vorschob und damit in nähere Berührung mit den wilden und unbotmäßigen Stämmen des Innern kam. Seitdem ist bei den algerischen Behörden der Wunsch, sich der wichtigsten Oasen des Hinterlandes von Marokko zu bemächtigen, so lebhaft geworden, daß er kaum noch zu zügeln war. Man berief sich hier darauf, daß die frühere Rücksichtnahme auf England in diesem Punkte nicht mehr nötig sei, da das Abkommen vom 5. August 1890 mit den Briten ausdrücklich Frankreich das Hinterland seiner nordafrikanischen Gebiete bis zur Linie Say—Barrua am Niger zugesprochen habe. Das Bedenken, daß die Tuat-Oasen durch den Vertrag von 1845 Marokko überlassen sind, nahm man auf die leichte Schulter mit Rücksicht auf die immer steigende Ohnmacht der Maurenregierung. Der Wunsch nach dem Besitze der Tuat-Oasen wurde noch heftiger bei den Franzosen, seit sie sich Timbuktus bemächtigt hatten, und nach den Auseinandersetzungen mit England von 1898 und 1899 über den Besitz des ganzen Nordafrika die Pläne wegen Erbauung von Transsahara-Bahnen aufgetaucht sind.

Aber die französische Regierung sträubte sich gegen die Verwirklichung dieser Pläne sowohl mit Rücksicht auf Spanien, das sich des Wüstenlands im Süden Marokkos am Meere bemächtigt hat, als im Hinblick auf die großen Schwierigkeiten und Kosten der Festsetzung im Wüstengebiet. Erst im Jahre 1900 hat sie sich dem Drängen der Militärs gefügt und hat die Besetzung von Tuat genehmigt. Nach einigen energischen Schlägen ist Frankreich jetzt Herr dieser von etwa 200 000 bis 250 000 Menschen bewohnten Oasen und damit des Hauptstützpunktes des marokkanischen Karawanenhandels ins Innere. England hat bisher im Hinblick auf den Vertrag von 1890 den Schritt ruhig hingenommen, und Marokko hat anscheinend nicht einmal einen ernstlichen Einspruch gegen diese Verletzung des Vertrags von 1845 gewagt. Es hatte zuerst die Stämme der Tuat-Oasen zum Widerstand aufgefordert. Auf Drohungen Frankreichs hin hat es sich aber vollständig gefügt. Schon ist man jetzt in den französischen Kolonialkreisen eifrig dabei, Pläne wegen Baues von Eisenbahnen nach Tuat und von dort bis Timbuktu zu entwerfen. — So ist denn Marokko heute von allen Seiten durch europäischen Besitz eingeschlossen und in der Hauptsache auf das Gebirgsland beschränkt. Im Südwesten hat es mit Spanien, im Südosten und Süden mit Frankreich als Nachbarn zu rechnen. Trotzdem verfügt es aber immer noch über ein recht ausgedehntes und teilweise sehr reiches Gebiet, das nicht weniger als früher die Begehrlichkeit verschiedener Mächte zu erregen geeignet ist.

Nach den vorliegenden statistischen Nachrichten besaß der Handel der marokkanischen Häfen allein im Jahre 1898 einen Umfang von 58 090 000 Mark. Die Einfuhr hatte einen Wert von 34 868 000 Mark. Die Zolleinnahmen der Häfen werden auf $6^1/_2$ bis $9^1/_2$ Millionen Mark im Jahre veranschlagt. Das etwa 439 000 qkm große Land wird dabei vor der Hand kaum von mehr als 8 Millionen Menschen bewohnt. Bei besser geregelter Verwaltung, Erschließung durch Straßen und Bahnen, Entwickelung der Industrie und des Bergbaus würde es wahrscheinlich binnen kurzem Algier und Tunis in den Schatten stellen. Dazu kommt noch seine Bedeutung für Handel und Schiffahrt infolge seiner günstigen Lage an der Spitze des Mittelmeers!

Je wertvoller aber Marokko ist, um so zäher dürften die verschiedenen Mächte, die seit Jahrhunderten seinen Besitz erstrebt haben, an ihren Wünschen und Ansprüchen festhalten. Dieses Land befindet sich somit in einer Lage, die einigermaßen an die Belgiens und Hollands erinnert. Wie diese Staaten nicht zum wenigsten Bestand und Sicherheit der nie schlummernden Eifersucht der großen Mächte verdanken, so dürfte Marokko, wenn seine Regierung es einigermaßen geschickt anfängt, sich durch gewandte Ausnutzung der Weltlage seine Unabhängigkeit noch lange wahren können. Die Frage ist nur, ob der schwachen dortigen Regierung, die der mächtigen Stammeshäupter kaum noch Herr werden kann, diese Geschicklichkeit gegeben sein wird. Läßt sie sich in einem für Frankreich günstigen

Augenblick zu ernſten Streitigkeiten mit dieſem hinreißen und unterliegt ſie, wie mit Sicherheit anzunehmen iſt, ſo wird die Zukunft Marokkos allerdings ſtark in Frage geſtellt. Im Intereſſe des Weltfriedens iſt jedenfalls zu wünſchen, daß dieſe Angelegenheit noch recht lange nicht aufgerollt wird.

Aus unſerer Bildermappe:

Centaur und Nymphe. Gruppe von Reinhold Begas im Zoologiſchen Garten zu Berlin.

Die vier Glocken des Herrn von Perna.

Roman von

A. von Klinckowstroem.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

10. Kapitel.

Inge und Fried gingen in ſtillem Ingrimm nebeneinander her, der allmählich, wie die Zeit verrann, zur kalten Gleichgültigkeit wurde. Wenn es ſich nicht umgehen ließ, ſprachen ſie zuſammen, bei Tiſch und in Gegenwart von Gäſten. Fried zahlte regelmäßig am Erſten eines jeden Monats das reichliche Haushaltungs- und Toilettengeld aus, und Inge führte den Hausſtand mit muſterhafter Pünktlichkeit; aber ſie that es ohne Freudigkeit. Er hatte ſie nun einmal gekauft, ſie gab ſein Geld aus und war dafür eine Gegenleiſtung ſchuldig. Das fiel ihr jeden Tag ein.

Fried arbeitete viel, blieb zuweilen ſogar abends im Atelier. Seit Scheldes abfälliger Kritik war er mit dieſem auseinandergekommen. Er konnte keinen Tadel vertragen, und jener wurmte ihn am meiſten, weil er wußte, daß er berechtigt geweſen war. Perna hatte ſich ſchon ſeit Monaten ganz zurückgezogen, obwohl ſie in demſelben Hauſe wohnten, und Rainer hielt ſich gleichfalls fern. Er ging nicht gern irgendwo hin, wo er fürchten mußte, einem Mißton zu begegnen, der ihm die glückliche Dichterſtimmung verderben konnte. —

Der freundſchaftliche Verkehr fehlte Fried. Er vergrub ſich jetzt in ſeine Werkſtätte und brütete über neuen Plänen, nicht um ſie abermals der Kommiſſion zu unterbreiten, die ſich inzwiſchen auf ſeine ſchroffe Ablehnung hin an einen anderen Künſtler gewandt hatte, ſondern um für die große Sommerausſtellung ein hiſtoriſches Koloſſalgemälde zu komponieren und damit zu beweiſen, daß er auch befähigt ſei, anderes als kleine Stimmungsbilder im Empireſtil zu malen.

Er arbeitete nicht aus innerem Schaffensdrang. Ehrgeiz und verletzte Eitelkeit führten ihm die Hand und trieben ihn aus ſeiner eigentlichen Sphäre, in der er Wundervolles geleiſtet hatte, hinaus. Bisweilen fühlte er ſich wie ein Schwimmer, der ſich kopfüber in ein Waſſer geſtürzt hat, deſſen Grenzen er vorher nicht berechnet hat. Dann ſetzte er mit einer Art Verbiſſenheit ſeine ganze Kraft ein und änderte immer wieder, wo er glaubte, in der Form zu pathetiſch geweſen zu ſein. Sein ſchönes, ſicheres Zugreifen war ihm vollſtändig abhanden gekommen. Er wollte es den Leuten nur klar machen, daß er kein Specialiſt, ſondern ein univerſelles Genie ſei. Aber es ſollte ihm niemand vorzeitig in die Karten ſehen. Keine Menſchenſeele erhielt jetzt Zutritt ins Atelier außer den zahlreichen notwendigen Modellen, und zu keinem Menſchen ſprach er ſich aus.

Inge gegenüber ſchwieg er aus Princip. Die geringſte Bemerkung von ihr über ſeine Arbeit hätte ihn gereizt; und ſeine Beſuche bei Anna Martini hatten aufgehört, ſeitdem ſie einer ſo falſchen Deutung unterworfen wurden. Er vermißte ſie. Jeden Augenblick ertappte er ſich auf dem Verlangen, zu ihr zu gehen, nur um ſich im Geſpräch von all den Zweifeln zu entlaſten, die ihm in Betreff ſeiner künſtleriſchen Fähigkeiten kamen, und dieſe ſich ſelbſt auferlegte Reſerve ließ ihm die blonde Frau anziehender denn je erſcheinen. Er trug es Inge nach, daß er ihretwegen etwas entbehren mußte. Das blaſſe trotzige Geſchöpf, deſſen Frohſinn verſtummte, langweilte ihn. Seine Heirat kam ihm jetzt wie eine unbegreifliche Übereilung vor.

Unter dieſen Umſtänden wurde es für beide Teile eine Erleichterung, als der beginnende Sommer für Inge einen Landaufenthalt notwendig machte. Ihr ſelbſt war es mehr als lieb, fortgehen zu können;

nur daß sie von ihm die Mittel dazu annehmen mußte, verbitterte ihr die Freude an der kleinen Reise, die ihr etwas so Neues war, denn in früheren Zeiten hatte die Gartosche Kasse keinen Sommerausflug gestattet.

Man wählte einen nahgelegenen Gebirgsort, dessen Lage es Fried ermöglichen sollte, seine Frau hie und da auf einen Tag zu besuchen. Daß er in der Stadt blieb, verstand sich von selbst. Die beginnende Ausstellung hielt ihn dort fest; außerdem war er mit seinem Gemälde noch im Rückstand, hatte dasselbe, obgleich die Eröffnung vorüber war, noch nicht eingeschickt. Als Eingeladener fand er dafür ohnehin juryfreie Aufnahme und einen guten reservierten Platz; es machte nichts aus, daß es verspätet dorthin kam. Trotzdem brach er zuletzt die Vollendung übers Knie.

In Künstlerkreisen sah man diesem Gemälde mit einer gewissen Spannung entgegen. Die Ablehnung von Hallingers Entwürfen für den Staatsauftrag hatte begreifliches Aufsehen erregt; in der Presse war viel dafür und dagegen geredet worden; und daß er nun insgeheim, ganz abweichend von seiner bisherigen Richtung, an einem großen historischen Bilde arbeite, um einen noch nicht dagewesenen Schlager herauszubringen, gelangte doch halb und halb an die Öffentlichkeit; schon durch die Modelle, die bei Hallinger ein- und ausgingen und oft von ihm barsch angefahren wurden, wenn sie seinen Wünschen nicht entsprachen.

Als das Gemälde nun endlich an Ort und Stelle hing, schlich Fried in aller Frühe hin, um festzustellen, welchen Eindruck es in der neuen Umgebung machte. Er wagte thatsächlich nicht, sich davor zu einer Zeit sehen zu lassen, in der die Ausstellungsräume voller Menschen waren. Allein für sich wollte er zunächst die Befriedigung auskosten, ein Meisterwerk geschaffen zu haben, das die andern im nämlichen Saal hängenden Bilder tot mache.

Solange es im Atelier stand, täglich unter seinen Händen und Blicken, hatte er sich dermaßen hineingesehen, daß ihm jedes Urteil abhanden gekommen war. Wie er es nun jetzt betrachtete, sah es ihn von der Wand herab und in anderer Beleuchtung erschreckend fremd an. Er besaß ja ein so unendlich feines künstlerisches Empfinden, und mit einemmal beschlich ihn erkältend die Überzeugung, daß der erwartete große Erfolg sich in einen Mißerfolg wandeln werde. Koloristisch stand das Bild ja ganz auf der Höhe, dafür war er eben ein Meister der Farbentechnik, aber die Formbehandlung ermangelte der Plotitheit und Großartigkeit, die der Stoff und die Wirkung den Größenverhältnissen nach erforderten. Die Bewegung in der Handlung schien nicht frei und natürlich. Alle Gestalten trugen eine erkünstelte Pose zur Schau, eine gewisse Geziertheit, die nicht zu dem Vorwurf paßte.

Das alles entging Frieds kritischen Blicken nicht. Ihm trat der Schweiß auf die Stirn. Es machte ihn rasend, zu sehen, daß seinem Können eine Grenze gesteckt sei, über die er nicht hinaus kam; und sich auf dem Absatz umwendend, stürzte er heim, schloß sich ins Atelier ein und lief wie ein wildes Tier stundenlang hin und her, bis er es sich zurechtgelegt hatte, daß die Stimmungslosigkeit der letzten Monate, die ihren Grund in seinen häuslichen Verhältnissen fand, an dem ganzen Unglück schuld sei.

Am liebsten wäre er sofort abgereist, irgendwohin, wo er nichts von Kunst und Ausstellungströdel zu hören brauchte, einmal ausspannen konnte; doch es hielt ihn trotzdem wie mit Ketten hier fest. Begierig durchflog er die Zeitungen, wartete, daß man seines Gemäldes Erwähnung thun werde. Und das geschah denn auch bald genug. Die einen sprachen kühl und obenhin davon, lobten was zu loben war und umgingen das, worauf es ihm in erster Linie ankam. Andere, und die Mehrzahl, fielen schadenfroh darüber her, und zerrissen es förmlich mit beißender Satire.

Nichtsdestoweniger blieb er in der Stadt, obgleich die Hitze zunahm, sammelte immer noch verspätete Besprechungen der Ausstellung und hoffte jedesmal, einer Kritik zu begegnen, die ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Wenn Fried auch die Orte mied, an denen sich die Kollegen zu versammeln pflegten, traf er doch hie und da mit Bekannten zusammen, die dann thaten, als legten sie seinem künstlerischen Fehlgriff keine Wichtigkeit bei, ihm jedoch nicht vorenthielten, daß Bruckner sich dahin geäußert habe,

Digitized by Google

man sehe nun wohl, daß die Kommission berechtigt gewesen sei, die Hallingerschen Skizzen zurückzuweisen. Der Mann habe eben nicht das Zeug für historische Vorwürfe. Im Grunde hatten ihm ja alle bisher seine großen Erfolge und günstigen Verkäufe mißgönnt und freuten sich jetzt an der Schlappe, die er erlitt.

Das träufelte noch Wermut in den Becher der Bitternis, den er hinunterwürgen mußte, und es war begreiflich, daß er bei alledem keine Lust empfand, seine Frau öfters in ihrer Villeggiatur aufzusuchen. In Wahrheit fuhr er während des Sommers nur einmal zu ihr hinaus, aus Pflichtgefühl und weil sie schrieb, daß sie sich elend fühle. Demselben Gefühl der Pflicht entsprangen auch seine wöchentlichen Briefe an sie, kurze sachliche Zettelchen, die von ihr ebenso sachlich knapp beantwortet wurden.

Inge hatte den Mißerfolg seines Bildes aus den Zeitungskritiken erfahren, doch da er brieflich desselben nicht Erwähnung that, schwieg auch sie darüber. Als er sie besuchte, führte sie ihn in der schönen Umgegend umher wie einen fremden Gast und merkte ihm derweil die innere Ungeduld an, hier von den Bergen eingeschlossen zu sein, sich beengt zu fühlen. Beide vermieden es, Gesprächsthemata zu berühren, welche etwaige Erregungen herbeiführen konnten, und im Grunde atmeten sie wie befreit auf, als die zwei Tage seiner Anwesenheit vorüber waren. Wenn sie von ihrer Wiedervereinigung im Spätherbst sprachen, geschah es wie von etwas Fernabliegendem, das vorerst noch nicht in Betracht zu ziehen sei.

Mitte September erhielt Fried die telegraphische Mitteilung, daß ihm ein Söhnchen geboren sei.

Er hatte schon in den ersten Tagen des Monats eine erfahrene Pflegerin zu seiner Frau hinausspediert und fuhr selbst sofort nach Empfang des Telegramms hin.

Es war ihm ganz wunderbar zu Mut. Die Nachricht riß ihn aus der schwülen weltfeindlichen Stimmung heraus, der er sich den ganzen Sommer über hingegeben, und während welcher er keine Lust zu anderer Arbeit gefunden hatte. Er meinte, es müsse jetzt für ihn eine neue Ära beginnen, sah in steigender Spannung der ersten Begegnung mit seinem Kinde entgegen und wurde nicht müde sich vorzustellen, wie es aussehen werde. So viel stand fest, daß es ein starker Bub sein müsse. Es war ihm auch nicht recht klar, wie er sich zu benehmen habe, und er empfand eine gewisse Verlegenheit, als er auf den Zehenspitzen das dämmerige Gemach betrat, in dem Inge sich mit dem Neugeborenen befand.

Ja, war das wirklich Inge, dieses blasse, ernste Geschöpf mit den großen, stillen Augen? Er hatte sich ihrer so ganz entwöhnt. Es war ihm, als sei da eine Fremde, deren Gegenwart ihn befangen machte. Und das winzige Lebewesen in der plumpen Bauernwiege, das war sein Sohn? Staunend beugte er sich nieder und betrachtete ihn. Eine reine überströmende Freude stieg in seinem Herzen auf. Er hätte niederknien und Frau und Kind mit beiden Armen umfassen mögen, doch die Erinnerung an die vorangegangene Kälte zwischen ihm und Inge, an alle unfreundlichen bösen Worte, die von beiden Seiten gefallen waren, machte ihn linkisch. Er wußte nicht recht, ob er sich nicht mit diesem plötzlichen Gefühlsausbruch lächerlich machte, und die warmen, glücklichen Worte wollten ihm nicht über die Lippen. Er begnügte sich mit der förmlichen Frage nach Inges Befinden, küßte sie flüchtig auf die Stirn und nahm dann ziemlich ungeschickt das Bübchen auf den Arm, um über die planlosen Bewegungen der spinnenartigen Fäustchen zu lachen.

Unter dem Vorwand es in hellerem Licht bewundern zu müssen, trug er es ins Nebenzimmer, und hier, unbeobachtet, berührte er zärtlich mit den Lippen das kleine Köpfchen, dessen rötliche Haut mit einem Schimmer von dunkeln Härchen bedeckt war, versenkte sich mit einer Art Andacht in die Betrachtung dieses winzigen Weltwunders. Zuweilen drückte er es sanft und behutsam gegen sein Gesicht, freute sich an dem warmen Leben, das in dem weichen Körperchen pulsierte, und lächelte über den Duft von Milch und Fenchel, der ihm entströmte.

Das Bübchen blinzelte, die ernsten, begriffslosen Augen waren noch lichtempfindlich, zudem mochte der Vater es ein wenig unbequem halten, und es begann zu schreien. Bei dem quäkenden Laut erschien die Wärterin.

„Ich bitt schön, Herr Hallinger. Gnädige Frau beunruhigen sich, sind noch sehr

angegriffen. Ich muß das Prinzchen schon wieder hineintragen."

„Lassen Sie es mir doch noch etwas. Es ist ein so merkwürdiges Dingelchen."

„Wir dürfen gnädige Frau nicht aufregen, und das Kleine muß a sei Ruh habn. Ich muß Herr Hallinger darauf aufmerksam machen, daß es ein sehr schwaches Kinderl ist. Wir dachten zuerst sogar, es müsse gleich die Nottauf haben."

„Schwach?" wiederholte er bestürzt. „Sind denn nicht alle so klein?"

„I was gar! Ich habe schon achtpfündige Kinder gehabt, und dies hier wiegt nur fünf a halbs Pfund. Aber da rufen gnäd'ge Frau schon. Geben S' schnell 's Würmerl her."

Fried stieg das Blut ins Gesicht. Er meinte, seine Frau gönne ihm den Sohn nicht, wolle jetzt ihm gegenüber ihre Mutterrechte ins Gewicht fallen lassen, — und überhaupt, — nicht einmal einen starken, kräftigen Buben konnte sie ihm schenken! Die warme gehobene Stimmung verflog. Er sah in Inge nur noch das Weib, das ihn bei jeder Gelegenheit kränkte und dem er um seiner neuen Wichtigkeit willen doppelte Rücksicht zu Teil werden lassen müsse. Immer und immer nahm sie dieselbe für sich in Anspruch! Ja, wann hatte sie denn je Rücksicht für ihn gehabt? Statt wieder zu ihr hinein zu gehen, trat er vor die Thür und fing an zu rauchen.

Inge aber lag ganz still und sah zur Balkendecke empor, zählte die Fliegen, die daran umherkrabbelten, und bemühte sich über dieser mechanischen Beschäftigung der furchtbaren Enttäuschung Herr zu werden, die ihr zuerst die Kehle zusammengeschnürt hatte.

Sie war so stolz und glücklich gewesen, hatte Frieds erstem Besuch nach dem großen Ereignis mit solcher Sehnsucht entgegengesehen. Er war der Vater ihres Kindes; sie gedachte seiner mit einem ganz neuen köstlichen Gefühl der Zugehörigkeit. Das kleine Wesen sollte ein Band zwischen ihnen bilden, das sie einander nahe bringen würde. Man mußte ihr die Bahnzüge nennen, mit denen er eintreffen konnte, und sie berechnete heimlich die Stunden, die bis dahin noch verfließen würden. Es regte sich in ihr das Verlangen, ihre Arme um seinen Hals zu schlingen, ihn nahe zu sich herabzuziehen und so eng an ihn gedrückt, die Freude auszukosten, sich eins mit ihm in der jungen Elternliebe zu fühlen.

Und dann war er eingetreten. Ihr stockte der Herzschlag. Die Hände, die sich ihm entgegenstrecken wollten, sanken herab. Sie wollte abwarten, wie er sich benehmen, ob er sich auch wirklich freuen würde. Und er hatte nur ihre Stirn ganz obenhin geküßt, eine förmliche Frage nach ihrem Befinden hervorgebracht und über das Bübchen gelacht.

Jetzt zählte sie mit den Lippen noch immer die Fliegen, und dabei liefen ihr die Thränen unaufhaltsam über das Gesicht. Da schrie das Kind im Nebenzimmer. Nervös richtete sie sich auf und verlangte nach ihm.

Wie die Wärterin es ihr brachte, nahm sie es hastig in die Arme, sah zu, während das Fläschchen mit dem Gemisch von warmer Milch und Fenchelthee bereitet wurde und freute sich, als das schwache Gequäke in glucksenden, befriedigten Lauten endete. Es war ihr alles so unendlich wichtig und interessant, was mit dem kleinen Wesen in Zusammenhang stand.

„Du, du!" murmelte sie leidenschaftlich. „Du Liebchen! Du Schätzchen! Mir gehörst du. Wir wollen schon allein miteinander froh werden. Da soll uns niemand dazwischen kommen! Nicht wahr, mein Kerlchen?"

Fried blieb nun einige Zeit auf dem Land, saß zuweilen pflichtschuldig bei seiner Frau, las ihr vor oder erzählte dies und jenes aus der Stadt; ganz gleichgültige Dinge; und sie hörte gleichmütig zu, ging auch darauf ein, genau so wie sie es einem andern Gast gegenüber gethan hätte. Nun der Augenblick vorüber war, in dem es sie mächtig zu einander hingedrängt hatte, konnten sie den Ton nicht finden, der in ihrem Herzen wiedergeklungen wäre, und bewegten sich auf der Oberfläche des Gesprächs, vorsichtig alles vermeidend, was sie innerlich hätte berühren können.

Er meinte es gut, wollte ihr ein wenig Unterhaltung schaffen und gab sich Mühe damit. Machte er jedoch dazwischen Miene, den Kleinen auf den Arm zu nehmen, so wehrte sie eifersüchtig.

„Laß nur! Du weckst ihn." — Oder: „Du greifst ihn ungeschickt an. Ich mag das nicht."

Digitized by Google

Dann war er verletzt, und weil sie doch geschont werden sollte, stand er gewöhnlich schweigend auf, ging hinaus und hielt sich hinterher schadlos, indem er dem morgendlichen Bad und den abendlichen Waschungen seines Sohnes beiwohnte, die im Nebenzimmer vor sich gingen, selbst die Hände ins Wasser tauchte und sich an dem schreckhaften Gezappel der kleinen Glieder erheiterte.

„Die Wasserscheu hat er nicht von mir!“ scherzte er. „Holla Schlingel! Wo will er denn hin? Wohl gar davonschwimmen? — Warten Sie, Frau! Ich will ihm das Badetuch überwerfen! — War's so recht?“

Die alte Wärterin fand ihn allerliebst in seiner jungenhaften Väterlichkeit und begriff es gar nicht, daß Frau Hallinger keine Freude daran hatte. Aber Inge, wenn sie all das durch die offene Thür mit anhören mußte, verzehrte sich inzwischen vor Ungeduld.

‚Er behandelt den Kleinen schon wie sein ausschließliches Eigentum!‘ dachte sie bitter. ‚Bin ich nur erst wieder auf den Füßen, so soll er ihn mir nicht nehmen. Sonst kann er alles behalten, was er will, aber mein Junge gehört nun 'mal mir.‘

Sie erholte sich sehr langsam, doch als sie anfing, wieder ein wenig umher zu gehen, meinte Fried, es sei nun nicht mehr nötig, daß er sich den Zwang anthue, ihr Gesellschaft zu leisten, was schließlich beiden Teilen nicht zum Vergnügen gereiche. Er begann auf eigene Hand in den Bergen umher zu streifen, die ihm jetzt nicht mehr so beengend erschienen wie im Sommer unter dem Einfluß der Hitze und seiner gedrückten Stimmung.

Er dachte bei diesen einsamen Streifereien viel über seine Ehe nach. Sie erschien ihm so unendlich verfehlt, daß eine Trennung für ihn sowohl wie für Inge das Ersprießlichste gewesen wäre. Doch nun das Kind da war, konnte davon natürlich keine Rede mehr sein. Sie mußten sehen, miteinander fertig zu werden. Jedes würde seine eigenen Wege gehen. Er hatte ja schließlich die Kunst, die sein Leben ausfüllte, und den Sohn, für den er arbeiten konnte.

Mitte Oktober kehrte er zur Stadt zurück, um alles für die Übersiedlung seiner Familie vorzubereiten und auch um ein neues Bild anzufangen, das in ihm während der einsamen Spaziergänge entstand, wiederum ein historisches Motiv, denn er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, auf diesem Gebiet Lorbeeren zu erringen.

Inge folgte mit dem Kleinen und der Wärterin gegen Ende des Monats, und das häusliche Leben zu dreien nahm seinen Anfang, noch ungestört durch gesellige Ansprüche. Doch trotz der Stille dieses Lebens war es für das Ehepaar nervenaufreibend.

Sie saßen einander bei den Mahlzeiten fast stumm gegenüber; keines sprach von dem, was ihn innerlich beschäftigte, aber Fried ließ es sich nicht nehmen, zu allen Tageszeiten, wann es ihm paßte im Kinderzimmer zu erscheinen, mit dem Kleinen herumzutändeln und seine Vaterrechte geltend zu machen; und Inge war ebenso bemüht, ihn aus diesem Heiligtum fern zu halten. Es war ein schweigender Kampf um das Recht auf das Kind. Beide beteten es an, wie junge Eltern dies mit dem Erstgeborenen zu thun pflegen. Es bekümmerte sie, daß das Bübchen trotz sorgfältigster Pflege nicht gedeihen wollte, doch sie sprachen sich über diese gemeinsame Sorge nicht aus, und jedes machte dem anderen heimlich den Vorwurf, daß es blind gegen die beunruhigende Thatsache sei.

Auch Inge konnte sich nicht recht erholen, blieb blaß und elend, und ihre strahlenden süßen Mädchenaugen waren die Augen eines sorgenvollen Weibes geworden.

Ihr Verhältnis zu Fried drückte sie nieder. Oft brütete sie über dem Gedanken, ob es ihr nicht möglich sei, ihn frei zu geben, und mit ihrem Kinde fortzugehen, ganz weit fort, ihn die Scheidungsklage anhängig machen zu lassen. Aber sie hatte eine unklare Vorstellung, daß das Gesetz ihr dann den Sohn nehmen und dem Vater zusprechen werde. Nein! Ehe sie diese Gefahr lief, wollte sie doch lieber das häusliche Elend weiter tragen. Wenn sie sich nur mit dem Kleinen hätte irgendwo verbergen können, irgendwo in einem versteckten Winkel, wo sie niemand fand! Ihr fehlten jedoch auf alle Fälle die Mittel. Wie hätte sie ihn und sich ernähren sollen? Sie verstand ja nichts, hatte gar nichts gründlich gelernt, war ganz und gar von Fried abhängig. Man hatte ihr früher gesagt, daß ihr stimmliches Material und musikalisches Talent der Ausbildung wert wären, aber sie erinnerte sich auch, daß dazu einige tausend Mark und ein langes Studium erforderlich seien.

Digitized by Google

Guter Gott! Wo sollte sie all das Geld hernehmen!

Nachts lag sie wach, starrte zur Zimmerdecke empor, nach dem immer beweglichen Schattenspiel, das vom grünbeschirmten Lämpchen dorthin geworfen wurde, und überlegte.

Es ging ihr dann allerlei durch den Sinn. Sie dachte, wieviel verschiedene Existenzen doch solch ein großes Mieihaus beherberge, und wie vielleicht schon vor ihr so und so viel Menschen in diesen nämlichen Räumen ratlos vor den mannigfaltigen Vorkommnissen des Lebens gestanden haben mochten. Geburt und Tod, Lieben und Hassen, Sorge und Hoffnungsseligkeit, all das hatten diese Wände wohl gelegentlich mit angesehen. Indessen schlimmer als Tod und Sorge und Haß schien ihr die eisige Gleichgültigkeit, die stumme Friedlosigkeit, die ihr Los geworden war.

Der Verkehr mit ihrem Vater geriet fast ganz ins Stocken. Das bekümmerte Gesicht seiner Tochter störte dem alten Herrn die Lebensfreude, und für kleine Kinder besaß er kein Interesse, wenn es ihm auch eine kurze Zeit ganz amüsant schien, Großvater geworden zu sein.

Ihr war es lieb, daß er fortblieb. Er wollte doch immer nur Geld, und wenn sie sich ein kleines Sümmchen von ihrem Toilettengelde beiseite gelegt hatte, mit dem heimlichen Hintergedanken, es allmählich für den einen großen, noch in der Luft schwebenden Plan anwachsen zu lassen, so schmeichelte er es ihr ab, und sie hatte nicht das Herz, ihm die jeweilige Bitte abzuschlagen.

Zuweilen lief sie stundenlang ohne Zweck und Ziel in der Stadt umher, sah nichts von dem, was in den Straßen vor sich ging, immer nur von der einen Idee verfolgt: ‚wie fange ich es an, frei zu werden!'

Man war im Dezember. Das Wetter ließ sich jedoch noch immer flau an, brachte graue Nebel und heftige Regenschauer. In den ausgefahrenen Stellen des Holzpflasters sammelten sich schlammige Pfützen, und der Glanz, der durch die beschlagenen Scheiben der weihnachtlich hergerichteten Schaufenster brach, spiegelte sich trüb und verzerrt darin. Vor den Auslagen der Modebazare in der Theatinerstraße drängte sich die elegante Welt, wohlverwahrt in Regenmänteln, die tropfenden Schirme aufgespannt. Jetzt vor dem Fest, bei dem so viele zu bedenken waren, setzte sich jeder der Unbill der Witterung aus, der sich sonst nicht aus dem Hause gerührt hätte. Sehnsüchtige Kinder drückten die Nasen an die Fenster der Zuckerbäcker, und arme Schlucker lungerten um die Delikatessenhandlungen.

Dazwischen schlich Inge müde und teilnahmlos hin. Sie hatte Hampelmännchen und Gummipüppchen gekauft, auch einiges für die Dienstboten, aber wie gewöhnlich den Regenschirm vergessen und war fast bis auf die Haut durchnäßt. Am Max-Josephplatz hoffte sie eine Droschke zu finden, sah sich jedoch darin getäuscht und suchte unter den Kolonnaden des Postgebäudes Schutz vor dem im Augenblick wieder heftiger strömenden Regen.

Es hatte sich hier schon eine ganze Anzahl Menschen angesammelt, die gleichfalls einen günstigeren Moment abwarteten, um ihren Weg fortzusetzen. Wie sich Inge umschaute, gewahrte sie eine kleine Männergestalt in Schlapphut und Havelock, die ihrer gleichzeitig ansichtig wurde.

„Herr von Perna!" sagte sie unwillkürlich, und ein schwaches Lächeln glitt über ihr Gesicht.

Er trat zu ihr, stand jetzt im Schein des elektrischen Lichtes, und sie sah, wie heruntergekommen und verfallen er war.

„Wir sahen Sie so lange nicht, — ich glaube im März zum letztenmal, trotzdem wir in demselben Hause wohnen. Sie haben uns nicht einmal zur Geburt des Kindes Glück gewünscht."

„Ich wußte nicht, daß Sie Wert darauf legten."

„Freundliche Teilnahme thut immer wohl, und Sie waren doch früher mit Fried so befreundet."

„Glückliche Menschen pflegen die Teilnahme anderer entbehren zu können!" kam es hohnvoll über seine Lippen.

„Glückliche Menschen!" wiederholte sie langsam und schloß die Augen. — „Gibt es die?"

Seine Blicke bohrten sich förmlich in ihr Gesicht. Er hatte es rosig und unbekümmert in lachendem Übermut gesehen und sah nun den gramvollen Zug darin, der es um zehn Jahr gealtert erscheinen ließ. Die rosige Frische war daraus verschwunden. Es fiel ihm auf, wie schmal und blaß es geworden war.

Gleich allen im Hause wußte auch er, daß die Hallingersche Ehe schlecht ging. In sämtlichen Stockwerken wurde darüber gesprochen; und er hatte nur hämische Schadenfreude darüber empfunden. Er wußte ebenfalls, daß das Kind ein elendes Würmchen sei, und es war ihm fast eine Genugthuung, daß gerade der stattliche, starke, hübsche Fried solch einen schwächlichen Jungen haben müsse.

Er schaute die Frau, die ihm einst lieb gewesen war wie keine andere, unverwandt an. Der Wind blies in ihre nassen Kleider und blähte sie flatternd auf. Inge klapperte mit den Zähnen. Sie sah sich hilflos nach einem geschützteren Plätzchen um, und wie er dem Blick der müden Augen begegnete, that ihm das Herz weh.

Ein großes warmes Mitleid kam über ihn, ein Gefühl, das nichts mehr von dem enthielt, was er früher für sie empfunden hatte, das rein menschlich und barmherzig war.

„Kommen Sie, gnädige Frau!“ sagte er plötzlich in heiterem Ton. „Das geht so nicht. Sie sehen ja aus wie ein aus dem Wasser gezogenes Kätzchen und könnten sich erkälten. Wir treten einfach in das Café hier nebenan, trinken etwas Heißes und bestellen dann durch den Piccolo eine Droschke. Ich bin so schirmlos wie Sie. Da sieht man, was für leichtsinnige Leute wir sind. Gerade als Sie kamen, überlegte ich, daß mir ein Glühwein gut thun würde.“

Er zog ihren Arm in den seinen und führte sie, die willenlos folgte, in das nahe Lokal.

Inge sagte zunächst gar nichts, empfand nur wohlig die Wärme und Helle des geschlossenen Raumes, der stark besetzt und von Tabaksqualm erfüllt war.

Egbert fand einen Tisch in der Nähe des eisernen Ofens, bestellte Glühwein und fuhr fort, unbefangen zu plaudern, als hätten sie sich gestern erst gesehen. Der Ton seiner weichen sympathischen Stimme that ihr gut, und allmählich löste sich die körperliche und seelische Erstarrung, in der sie vorhin durch die Straßen geschlichen war.

Sie öffnete einige ihrer Pakete und ließ ihn die Gummipüppchen bewundern, strich mit zärtlichen Fingern leicht darüber hin, als mache allein schon der Gedanke, daß sie für ihr Bübchen bestimmt seien, ihr die kleinen Scheusäler lieb.

Die zarte Bewegung entging ihm nicht. Er sah den flüchtigen Schein in ihrem ernsten Gesicht, der dann wieder erlosch, und so elend er selbst war, trieb ihn das Verlangen, der elenden Frau den freundlichen Moment zu verlängern und jenen Schein in ihre Augen zurück zu rufen.

„Wissen Sie, daß mich nur eine lächerliche falsche Scham von Ihnen fern gehalten hat?“ begann er aufs neue. „Sie kennen ja meine schlimmen Launen, und nachdem die Martini und die Paulsen vergeblich ihre freundlichen Bemühungen an mich verschwendet hatten, mochte ich mich im Hause nicht mehr sehen lassen. Obendrein erhielt ich von Fried keine Anzeige der Geburt Ihres Sohnes und meinte nun, Sie wollten nichts mehr von mir wissen. Aber im Grunde brenne ich darauf das Kindchen zu sehen. Sie hätten mich recht wohl zur Taufe einladen können! Wollen Sie es mir nicht einmal zeigen?“

„Aber gewiß!“ lächelte Inge ganz glücklich. „Morgen, wenn Sie wollen. Wenn das Maxl gebadet ist und sein Fläschchen hat, präsentiert es sich am niedlichsten.“

„Gut also. Morgen um Zehn trete ich an. Ich meine, daß dies die Stunde ist, in der kleine Kinder Toilette gemacht haben.“

„Und eine besonders gewählte Toilette soll es machen, um das große Ereignis zu feiern, daß Sie wieder 'mal unsere Häuslichkeit beehren.“

Sie wurde ordentlich lebendig. Ein Rest ihrer alten übermütigen Heiterkeit kam zum Vorschein. Sie sah sich um. Hier hatte sie als Mädchen zuweilen mit ihrem Vater gespeist. Es heimelte sie alles an, und ihr Blick traf jetzt auch eine bekannte Gestalt, die unweit von ihnen mit einigen Studenten an einem Tisch saß. Das kleine unansehnliche unbekümmerte Mädchen war's, mit dem strohblonden kurzgeschorenen Bubenkopf, und wie es in seiner gelassenen Weise mit den jungen Männern kollegialisch trätschte, ohne daß einer derselben es wie ein weibliches Wesen behandelt oder sich andererseits eine wirkliche Freiheit herausgenommen hätte, merkte man, daß es unbeirrt all die Zeit hindurch stetig seinen neutralen Weg gegangen sei. Auch körperlich hatte es sich nicht herausgemacht, war noch ebenso kümmerlich wie früher.

Inge und Egbert hörten mit an, wie ‚Herr Benoit‘ von ihrer journalistischen

Digitized by Google

Aus unserer Bildermappe:

Graf Eberhard von Altena.
Skizze von Klaus Meyer zum gegenüberſtehenden Glasfenſter.

Reporterthätigkeit ſprach, ganz ruhig ſachlich und zufrieden, wie jemand, der ſein Auskommen hat. Sie hielt den Studenten gutmütig deren bummligen Lebenswandel vor und ſtellte dem die eigene Selbſtändigkeit und Genügſamkeit gegenüber. Dann brach die grünbemützte Schar auf, erklärte noch weitere ‚Bierreiſen' machen zu müſſen; doch niemand forderte die kleine Reporterin auf, mitzukommen.

Sie nickte herablaſſend zum Abſchied, kratzte ſich nachdenklich den Kopf und ſagte ſo vor ſich hin: „Ja, ja, dieſe Männer! Alles wollen ſie für ſich haben!" Worauf ſie ſich in Zeitungslektüre verſenkte.

Die junge Frau ſah ſtarr nach dem ſonderbaren Geſchöpfchen hin, ſo anhaltend, daß Egbert fragte: „Was iſt eigentlich ſo Merkwürdiges an Bénoit zu ſehen?"

„Ich beneide das kleine Ding."

„Dazu haben Sie doch wahrhaftig keine Veranlaſſung. Iſt das beneidenswert, ſich Tag und Nacht herumſtoßen zu müſſen, in den Cafés zu arbeiten und von niemand berückſichtigt zu werden?"

„Sie iſt ſelbſtändig, kann etwas; ernährt ſich ſelbſt, braucht nicht abhängig zu ſein. — Ja, wer es ſo gut hätte!"

„Das Mädel beſitzt nicht eine einzige wirkliche Begabung, nutzt nur ganz einfach und praktiſch ſeinen Durchſchnittsverſtand aus. Sollte es nicht denjenigen, die ein Talent empfangen haben, leicht werden, ihr Pfund zu vervielfältigen, wenn ihnen ernſtlich daran gelegen iſt?"

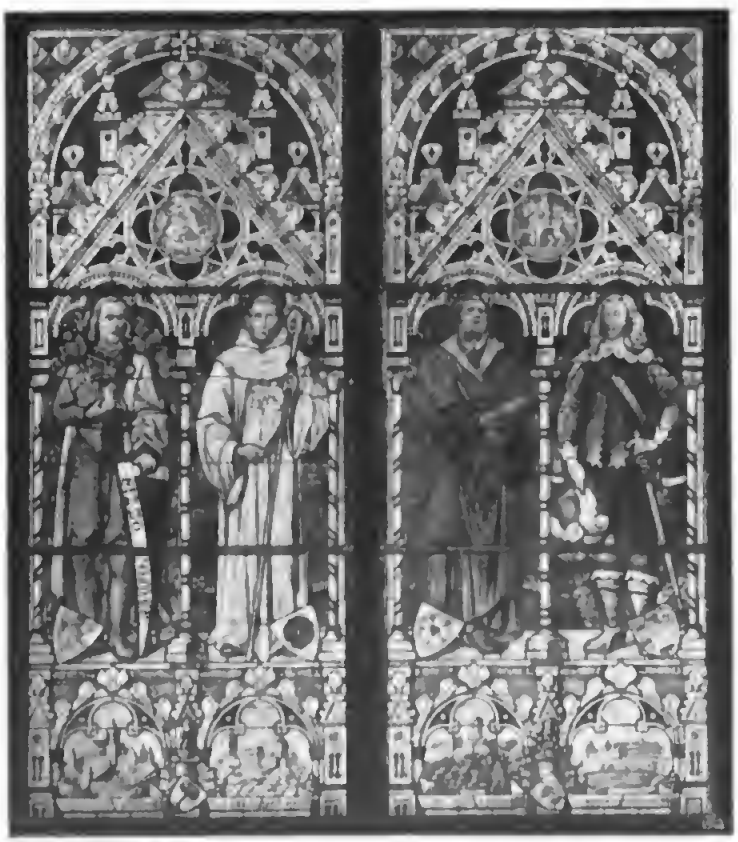
Er ſprach ganz obenhin, aber Inge ging gleich auf den Kernpunkt, der ſie ſelbſt betraf, los und rief mit einer Heftigkeit, welche zeigte, wie nahe ſie die Sache anging: „Dazu gehört Geld und Zeit. Wollte ich mich zum Beiſpiel ſelbſtändig machen — und es käme für mich doch nur meine muſikaliſche Begabung in Betracht —, wo fände ich einen Lehrmeiſter, der mich umſonſt unterrichtete? Und wo die Zeit, um außer dem Hauſe Studien zu machen?“

„Gnädige Frau, für Sie als Hausfrau und Mutter kann es ſich doch nicht darum handeln, ſelbſtändig zu werden,“ meinte er betroffen. „Doch nur darum, die Leere einiger Stunden auszufüllen.“

„Nein, nein!“ beharrte ſie, und ein angſtvoller Ausdruck trat in ihr Geſicht. „Ich möchte Geld verdienen können, ſoviel Geld, wie man braucht, um zu leben und ein Kind zu ernähren; ſoviel, daß das Kind keine Zigeunerexiſtenz zu führen braucht, wie ich es mit Papa gethan habe.“

‚Oho! Weht der Wind daher?‘ dachte Egbert. ‚Denkt ſie an Trennung?‘ — Und wieder kam das warme Barmherzigkeitsgefühl über ihn. Er ſtellte ſich vor, wie einſam ſie mit ihren armen Gedanken in die Irre gelaufen ſein mußte, um nach ſechzehnmonatlicher Ehe auf ſolche Ideen zu geraten. Er war ja auch ſolch eine irrende Seele, die in Dunkel und Elend umherſuchte, ohne zur Ruhe kommen zu können, und das brachte ſie ihm rein menſchlich nahe. Er empfand den Wunſch, ihr zu helfen, zu ſagen, daß es noch Schlimmeres gebe, als was ſie durchzumachen habe, und die lichten Punkte in ihrem Leben herauszuheben.

Aus unſerer Bildermappe:



Glasfenſter in der Kirche von Georgenthal.

„Ein Bübchen, das wohlbehütet im Elternhause heranwächst, braucht keine Zigeunerexistenz zu befürchten," meinte er. „Eine solche steht nur den Kindern bevor, die leichtsinnig aus ihren normalen Verhältnissen herausgerissen werden, dafern diese Verhältnisse für ihre materielle und seelische Entwickelung günstig sind. Diejenigen allein werden unglücklich, die sich ihrer individuellen Beanlagung nach nicht entwickeln durften und in ein falsches Fahrwasser hineingezwungen wurden. Mir scheint, Sie haben eine große Aufgabe vor sich, Frau Hallinger, und Sie thäten gewiß sehr recht daran, Ihre Ausbildung nach jeder Richtung hin zu vervollständigen, doch nicht, um Geld damit zu verdienen, sondern um Ihren Sohn später Nutzen daraus ziehen zu lassen; und zu diesem Zwecke dürfte keine Ausgabe und keine Mühe zu groß sein. Mein Himmel! Wer einen solchen Schatz besitzt wie Sie — wie gut hat der es! Der muß sich ja stark und froh fühlen! — Da schauen Sie mich an. Ich habe nichts, woran mein Herz ausschließlich hängt, bin solch ein abgerissenes, verloren umhergewirbeltes Blatt vom Lebensbaum — niemand etwas nütze — mir selbst am wenigsten. Glauben Sie nicht, daß Sie im Vergleich zu mir ein Krösus sind?"

Inge sah ihn ernsthaft an. Er war für sie nicht ein Mann wie andere, nur ein unglücklicher Mensch, das hatte sie schon immer durchgefühlt, selbst früher in seinen tollsten Momenten, und gerade dann am deutlichsten. Sie dachte, daß sie in der That vor ihm vom Schicksal bevorzugt sei, und war ihm dankbar, daß sie dies denken konnte. Ein herzliches Mitleid regte sich in ihr für ihn, eine große Teilnahme.

„Mir sind Sie eben nütze gewesen!" sagte sie sanft. „Und jetzt möchte ich heimgehen. Nein, nicht fahren. Ich bin nun warm geworden und meine, daß es besser ist, rasch zu marschieren, als im eisigen Wagen wieder kalt zu werden. Kommen Sie mit mir?"

Er stand bereitwillig auf.

Sie traten miteinander wieder auf die Straße hinaus. Der Regen hatte sich inzwischen in Schnee gewandelt, der in losen Flocken herabwirbelte und den nassen, schwarzglänzenden Schlamm des Fahrdamms weiß überdeckte. Auf den Vorsprüngen und Dächern der Häuser lagerte er sich weich, überschüttete die Trams und alles, was sich sonst daherbewegte mit stillem Gerieſel, jedes Geräusch abdämpfend, daß es aus der Ferne nur wie ein dumpfer Hauch herübertönte.

Inge sprach freundlich und munter, um ihren Begleiter aus seinem stumpfen Hinbrüten aufzurütteln.

„Wie das hübsch ist, wenn alles im Schnee steckt! Ich wollte, er bliebe bis zum Feste liegen. Schwarze Weihnachten rechne ich gar nicht für voll. Bei uns im Norden, wo ich doch den größten Teil meiner Kindheit verbrachte, schien mir der lange, weiße Winter immer so wundervoll. Damals lebte Mama noch, Papa war beim Regiment, der große Krach bei uns noch nicht eingetreten. Schlittschuhlauf gab's da auf spiegelblanken Eisflächen und bei der Heimkehr gebratene Äpfel, und in den großen Kachelöfen knisterte das Feuer, und alles war so geheimnisvoll und wunderbar vor dem Fest. Man meinte immer, es müsse jeden Augenblick etwas märchenhaft Herrliches aus dem dunkeln Nebenzimmer treten. Ja, ja, der liebe Norden! Ich habe immer noch zuweilen Anwandlungen von Heimweh."

„Wem sagen Sie das! Ich bin doch auch dort oben, wo sich die Füchse Gutenacht sagen, zu Hause. Aber den langen, starren Winter mag ich nicht. Wenn ich nach etwas Sehnsucht empfinde, so sind es die Sommernächte. Da liegt ein unendlicher Zauber drin, in dieser dämmerigen, weichen Helle der Juninächte, in diesem traumhaften, rätselvoll lichten Schweigen. Und wie man sich losgelöst von der Welt fühlt, nur die Sonnennähe glückselig ahnt, regt sich in uns der Drang nach Vollbringen, nach Schaffen! Und man trinkt in tiefen Zügen den Odem der sommerlichen Erde; wundervolle Hoffnungen steigen in uns auf — und fern — ganz fern singt eine Nachtigall."

Er brach ab. Inge schwieg. Sie war vielleicht damals zu jung gewesen, um Ähnliches zu empfinden.

„Wissen Sie, Frau Hallinger, daß ich immer jener nordischen Sommernächte gedacht habe, wenn ich Sie sah — früher, als Sie noch Mädchen waren?" fuhr er nach einer Weile fort. „Sie hatten auch

so etwas Weiches, Lichtes, hindämmernd Hoffnungsseliges, bei einer gewissen Herbheit des Charakters. — Sie sind mir doch nicht etwa böse, daß ich dies sage?"

„Nein. Ich weiß schon, wie Sie das meinen."

Nun standen sie in der Theresienstraße vor dem gemeinschaftlichen Hause.

„Kommen Sie doch mit zu uns hinauf!" schlug Inge vor. „Fried wird es eine Freude sein, und mir auch. Sie essen dann bei uns zu Abend. Damit ist die alte gute Hausgenossenschaft wieder hergestellt."

Er dauerte sie so. Der Gedanke, daß er wieder in Kälte und Nässe davon und in die Kneipe laufen werde, oder andernfalls oben in seiner trübseligen Wohnung allein sitzen müsse, verursachte ihr Unbehagen.

Egbert nahm die Aufforderung sofort an.

Fried war daheim, kam aus dem Kinderzimmer, hatte Mäxlein, der schon im Nachtkostüm steckte, lose in wollene Decken gehüllt auf dem Arm und lachte behaglich wie er den Gast erkannte.

„Na läßt du dich auch 'mal sehen? Das ist nett! Ich kann dir gleich meinen Erbprinzen vorstellen. Daß du mir den jungen Herrn nur gehörig bewunderst! Sieht er mir nicht ähnlich? Was? Trotz der dunkeln Haare. — Nicht schreien, du kleiner Lump, elendiger du!" — Und er hob das Kerlchen liebkosend zu seinem Gesicht empor.

Inge hatte ihn überraschen, hatte rufen wollen: ‚Sieh, wen ich hier bringe!' es dann aber doch nicht gethan, um ihn nicht merken zu lassen, daß sie daran gedacht habe, ihm eine Freude zu bereiten. Nun nahm er ihr die Freude vorweg, ihren Jungen Egbert selbst vorzuführen, und das wurmte sie. Geschwind wollte sie ihm das Kind abnehmen, um den Gast auf alle Merkwürdigkeiten desselben aufmerksam zu machen, doch Fried rief unwirsch: „Komm dem Jungen um Himmelswillen nicht zu nahe, so naß wie du bist! Er soll sich wohl in den Tod erkälten! Zieh dich erst um!"

Kein Wort der Sorge für sie.

Inge war tief verletzt, ging hinaus und kam erst nach einer Weile im Hauskleid mit rotgeweinten Augen wieder zum Vorschein. Die beiden Herren waren in lebhaftem Gespräch, und das Würmchen quarrte auf Frieds Knieen. Es war gewohnt, um diese Zeit in den Schlaf gewiegt zu werden, und das helle Licht, die lauten Stimmen erregten es über die Maßen.

Fried warf einen Blick auf die roten Augenlider seiner Frau und zuckte ungeduldig mit den Achseln. Statt ihr das Kind zu übergeben, schellte er und rief nach der Wärterin.

„Warum schläft Bubi noch nicht?" wandte sich Inge mit indirektem Vorwurf an diese.

„Ich kann nichts dafür. Der Herr hat ihn sich geholt. Bubi sollte seine Ruhe haben, aber ich kann nicht dafür einstehen, wenn er aus dem Schlaf gerissen wird."

Fried lachte, denn Egberts Besuch war ihm eine angenehme Abwechselung, und rief: „Halt' den Mund, alte Schwätzerin!"

Während des Abendessens wechselte das Ehepaar kein Wort miteinander. Es war, als sei jedes Lust für das andere.

‚Himmel!' dachte Egbert. ‚Wie das qualvoll sein muß, dieses Zusammenleben! Ihm scheint es nichts anzuhaben, er ist der Robustere von den Zweien, und er steckt auch tagüber im Atelier und hat seine Kunst; aber sie geht allmählich daran zu Grunde. Ein herzhafter Zank mit darauf folgender Versöhnung wäre besser als dieses eisige Schweigen, diese kränkende Nichtachtung, die alles als Beleidigung empfindet, was in einer guten Ehe ruhig und unbemerkt hingenommen würde.'

„Ich hätte Lust ein wenig zu musizieren," sagte er nach Tisch. „Was meinen Sie dazu, Frau Hallinger?"

Inge nickte mit freundlicher Gleichgültigkeit, ging müde in das reizende Musikzimmer, das so selten benutzt worden war, und zündete die Lichter am Klavier an. Sie war ihm dankbar, daß er sich so liebenswürdig und heiter gab, ohne alle Schärfen und Launen, und damit ihr sowohl wie Fried über die drückende Schwüle des abendlichen Beisammenseins zu zweien hinweghalf, aber sein wundervolles Spiel that ihren überreizten Nerven fast weh. Und als er sich mit der Frage zu ihr wandte, ob sie nicht etwas singen wolle, schüttelte sie nur den Kopf, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Ich möchte so gern wieder das Lied von Ihnen hören," sagte er. „Das eine Lied, Sie wissen schon: ‚Bist gewandert durch Wahn und Weh'."

„Nein, nicht das!“ rief sie heftig. „Das nicht!“

„Nun so versuchen wir etwas anderes!“ gab er munter zurück, und seiner heitern Überredung gelang es endlich, sie zu lebhafterer Teilnahme anzuregen. Sie probierten ein Lied miteinander, und dann noch eines. Inges Wangen röteten sich. Es fing an, ihr Freude zu machen, die eigene Stimme wieder zu hören und gelobt zu werden.

Als man sich ziemlich spät trennte, hatten alle drei das Gefühl, einen angenehmen Abend verlebt zu haben.

„Komm doch öfters!“ sagte Fried herzlich beim Abschied und klopfte Egbert auf die Schulter. „Jeden Tag wenn du willst, wo du es doch so bequem hast, nur eine Treppe herunter zu steigen brauchst. Es war riesig nett von dir, daß du heute auf den Einfall kamst, uns zu besuchen.“

„Eigentlich bin nicht ich auf diesen Einfall gekommen, sondern deine Frau. Ich muß mich bei ihr bedanken.“

„So? — Hm! Na, dann hat sie 'mal was Gescheites gethan.“

11. Kapitel.

Von da an kam Egbert fast täglich.

Es war ihm etwas so Unbegreifliches, daß er imstande sei, Freude zu bringen, statt nur Mitleid zu erregen, und sein Verkehr mit der seelisch ganz in sich zusammengekauerten jungen Frau hatte eine Zartheit und Behutsamkeit, die kein Mensch gerade ihm zugetraut hätte.

Sie lebte in seiner Gegenwart förmlich auf, die Musik war das Bindeglied zwischen ihnen; und so ungern sie zuerst ihren lang eingesargten Gesang wieder aufgenommen hatte, so bereitwillig sang sie jetzt, wenn er es verlangte, weil sie meinte, ihm ein Vergnügen damit zu machen und dadurch mit dazu beizutragen, ihn Gefallen an einer geordneten Häuslichkeit finden zu lassen.

Das war in der That der Fall. Er begann das Kneipenleben nachgerade zu hassen, hatte es im Grunde immer gehaßt und nur ein Betäubungsmittel darin gesehen. Allerlei Erinnerungen tauchten in ihm auf, an das Elternhaus, an behagliche Zeiten, die er daheim bei Musik und angeregter Unterhaltung verlebt hatte. Es that ihm wohl, die Füße unter einen zierlich gedeckten Tisch zu strecken, nicht von den Launen der Kellnerinnen abhängig zu sein, und reine Luft zu atmen, statt des stickigen Gemisches von Tabaksdunst und Alkohol, an das er gewöhnt war. Trotzdem wäre er nicht so oft gekommen, wenn Inges Gesicht nicht stets bei seinem Eintritt froh ausgesehen hätte.

Und die beiden Menschen, die sich innerlich elend fühlten, klammerten sich aneinander und an das Erbarmen, das eines mit dem anderen empfand.

Er hatte zuerst nur immer gelobt, wenn sie zusammen musizierten, um sie nicht scheu zu machen, aber Inge merkte selbst an seiner meisterlichen Begleitung, wie fehlerhaft sie sang, und bat ihn, sie auf die Fehler aufmerksam zu machen. Es lag ihr so viel daran, zu lernen, immer mit dem heimlichen Gedanken an eine spätere mögliche Selbständigkeit. Und er wiederum war eifrig, sie zu fördern, mit der heimlichen Idee, daß die Kunst ihr einen Ersatz für das geben solle, was ihr die Ehe versagte.

Da zeigte es sich denn, daß er weit mehr von der Theorie der Musik verstand, als er jemals zugegeben hatte.

Inge machte ihn darauf aufmerksam, und er lachte.

„Es war immer meine Schwäche, den Leuten Sand in die Augen streuen zu wollen. Ich bin sehr sorgfältig unterrichtet worden, sogar im Contrapunkt und in der Harmonielehre, begann auch einmal an einem Oratorienwerk mit Chören und Soli zu schreiben. Als ich mich indessen von den heimatlichen Einflüssen frei machte, ließ ich die Musik — wie eben alles andere auch — liegen, und meine arme unvollendete Partitur ruht irgendwo vergessen unter meinen alten Sachen.“

Mit der Zeit merkte er, daß er viel verlernt hatte und selbst Fehler beging, wo er sie ihr doch abgewöhnen wollte. Da kam der Ehrgeiz über ihn. Rasch entschlossen meldete er sich zum Unterricht bei einem bedeutenden Musiker und übte oben bei sich stundenlang, um die junge Frau dann davon profitieren zu lassen. Das gereichte beiden zum Vorteil.

Inge sang mit einer Art Enthusiasmus Solfeggien und spielte Tonleitern, um ihn zufrieden zu stellen. Ihr Lerneifer spornte Egberts Lehreifer an. Sie stellten beide

unmerklich immer höhere Anforderungen aneinander. Er brachte hie und da kleine Kompositionen von sich und war erfreut, wenn sie diese hübsch vortrug. Es schien ihm, als habe er jetzt das eigentliche Feld seiner Thätigkeit gefunden, und vor Inge erschloß sich durch ihn ein Reich der Schönheit, von dessen Existenz sie bis daher keine Ahnung gehabt hatte.

Sie fing an, das eigentliche Wesen der Kunst zu begreifen, deren Schätze über sich hinströmen zu lassen. Wie ein verdursteter Mensch in der Wüste, stürzte sie sich über diesen unversieglichen Quell reinsten Genusses. Empfindungen von einer Feinheit, die sie nie zuvor gehabt, regten sich in ihr. Sie dachte auch nicht mehr daran, mit der Kunst Geld zu verdienen, hielt sie als ein Heiligtum, das die Macht besaß, sie über sich selbst hinaus zu heben, in ihrem Herzen hoch; nur der Gedanke, daß ihr Kindchen einmal den Nutzen davon haben solle, war ihr immer gegenwärtig.

Auch Fried war mit der neuen Wendung der Dinge zufrieden. Es setzte ihn oft in Erstaunen, daß Egbert so zahm und geduldig geworden war und stetig bei einer Sache blieb; aber er sah es gern, wenn der Kleine abends erschien. Das brachte ihm eine angenehme Zerstreuung. Während die beiden miteinander musizierten, hörte er aus dem Nebenzimmer zu, rauchte und las; oder er ging, in Gedanken verloren, auf und nieder und ließ sich von den Tönen zu neuen Ideen anregen. Das that ihm not. Seit er sich ganz auf das Gebiet der Historienmalerei geworfen hatte, war seine Phantasie merkwürdig steril, und er quälte sich oft um Form und Gestaltung, während er früher frisch aus sich selbst und seiner individuellen Begabung geschöpft und sich oft vor der Fülle der Ideen und Probleme nicht zu lassen gewußt hatte.

Jetzt war ihm in erster Linie darum zu thun, Aufsehen zu erregen, endlich einmal eine günstige Kritik zu erlangen und zu zeigen, daß mehr in ihm stecke, als die Welt gedacht habe. Wie ein kleiner Anfänger jagte er hinter der Gunst der Kritik und des Publikums her; und er hatte es ja auch schon erreicht, daß sein letztes im Kunstverein ausgestelltes Bild freundlicher besprochen worden war, als die früheren dieser Art. Das genügte ihm jedoch nicht. Auf den Knieen sollten sie moralisch vor ihm liegen, ihn als Historienmaler ersten Ranges gelten lassen. Und so quälte er sich eigensinnig in eine Richtung hinein, die ihm selbst wenig sympathisch war.

Wäre er weniger vermögend gewesen, so hätte er sich diese Laune nicht gestatten können, denn er hatte im Laufe dieses Jahres so gut wie nichts verkauft, doch da er ganz sorgenfrei dastand, verrannte er sich mit entschlossener Verbissenheit in seine fixe Idee.

Es gewährte ihm nun eine wirkliche Genugthuung, daß Egbert wieder mit ihm verkehrte. Er hatte es doch bitter empfunden, daß die Freunde ihn — wenn auch aus verschiedenen Gründen — mieden, konnte es indessen nicht über sich gewinnen, Schelde zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten. Einen großen, vollen Erfolg wollte er zunächst haben, und dann sollte Schelde zu ihm kommen und zu Kreuze kriechen. Übrigens schrieb er Egberts Besuche lediglich auf Rechnung der alten Freundschaft und war froh, daß abends jemand da war, der das peinliche Schweigen verscheuchte, das sonst zwischen ihm und seiner Frau geherrscht hatte.

Die Umwandlung, die mit dieser vor sich ging, trat so nach und nach ein, daß er sie gar nicht gewahr wurde. Er achtete ja auch gar nicht auf Inge, hatte sich so daran gewöhnt, in ihr nur ein ganz gleichgültiges Wesen zu sehen, welches notgedrungen neben ihm herging und das einzige Verdienst besaß, ihm den Sohn geboren zu haben, daß es ihm nicht eingefallen wäre, sie in Betracht zu ziehen. Sie besaß eine gewisse musikalische Begabung, dies wollte er ihr nicht abstreiten, und eine nette Stimme, das war im Interesse der abendlichen Unterhaltung ganz angenehm. Was aber Egbert im Verlauf des Winters und Frühlings aus dieser Stimme gemacht, wie die junge Frau förmlich im Sonnenschein aufblühte, und daß da im Nebenzimmer, während er selbst seinen Träumen und Plänen nachhing, zwei Menschen sich in gegenseitigem Mitleid emporhalfen und trugen, um nicht in der Tragik des Alltags unterzugehen, das entging ihm.

Der Sommer kam. Die Ausstellung war eröffnet worden, und Fried hatte nichts dafür angemeldet. Nach den Erfahrungen

des Vorjahres hielt er sich trotzig zurück, wollte lieber privatim ausstellen, und auch nur ein Kunstwerk, das er selbst für tadellos erklären konnte. Dies war nun noch nicht der Fall; er arbeitete, feilte, änderte, rang in heißem Bemühen um das Gelingen, das ihm früher so leicht vor allen anderen zufiel, ohne den Mut zu finden, gerade jetzt ein Bild herauszubringen, während sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Glaspalast konzentrierte. Daneben trieb es ihn, zu sehen, was die Kollegen ausgestellt hatten, ihre Leistungen mit den seinen zu vergleichen, und er brachte viel Zeit in den Ausstellungsräumen zu.

Einmal begegnete ihm Schelde dort, der Miene machte zu ihm heranzutreten, gutmütig und freundlich, als sei nichts vorgefallen; aber ehe noch der Riese sich durch die Menschenwoge hindurcharbeiten konnte, wandte sich Fried hastig ab, und es war ihm sehr willkommen, daß ihm in diesem Augenblick Roma Paulsen über den Weg lief. Rasch schob er seinen Arm in den der alten Hausgenossin, sagte, er habe sie gerade gesucht, und zog sie unter eingehendem Gespräch in ein Seitenzimmer.

Der Zufall wollte es, daß hier Scheldes großes Triptychon hing, an welchem Fried bisher stets absichtlich vorübergegangen war. Eine Schar begeisterter Verehrer umdrängte dasselbe.

„Wie das gemacht ist!“ rief die Malerin, davor stehen bleibend. „Einfach prachtvoll!“

Fried schwieg. Es war ihm wie ein Schlag ins Gesicht, des anderen meisterliches Können anerkennen zu müssen, die flotte Technik, die Innigkeit des Empfindens. Das war alles wie aus einem Guß, fest und bestimmt entworfen.

„Na?“ bemerkte die Paulsen. „Seien Sie kein Neidhammel und geben Sie ruhig zu, daß das lange Geschöpf ein Künstler allererster Klasse ist. Da steckt kolossal viel drin. Was ich immer am meisten bei ihm bewundere, ist die großartige Einfachheit der Auffassung. Das soll ihm 'mal einer nachmachen! Ich für meine Person versuche das auch gar nicht, bleibe zufrieden in meinem kleinen Genre und bin froh, ein Vogelbildchen in der Ausstellung zu haben.“

Sie sagte das nicht ganz ohne Absicht; es that ihr jedoch gleich hinterher leid, als sie sah, daß sie ihm wehgethan hatte, daß er wirklich unter dem Vergleich mit seinen eigenen neuerlichen Arbeiten litt.

„Kommen Sie nur weiter!“ fuhr sie fort. „Ich muß Ihr Urteil über meine Frevelthat hören, die hier im nächsten Saal hängt. Sie wissen, daß ich auf Ihre Kritik den größten Wert lege.“

Aber er fühlte sich unfähig, etwas anderes als ein paar oberflächliche Worte des Lobes zu sagen, war wie vernichtet. Der Gedanke an Scheldes Leistung ließ ihn nicht los. Er sah nichts mehr, hätte die Ausstellung am liebsten sofort verlassen. Doch die Kollegin hielt ihn noch fest und plauderte, während sie ihn von Saal zu Saal zog, in der besten Absicht von allerlei Dingen, die nicht mehr allein auf die Kunst Bezug hatten.

„Ganz nett und fesch gemacht, das Porträt der jungen Frau da mit dem Baby auf dem Arm! Das muß Sie doch anheimeln, Hallinger. Ihr Kleiner scheint sich jetzt in der warmen Sommerluft etwas zu erholen. Es war nicht glücklich, daß er bei seiner Geburt gleich in den Winter hineinging. Ihre Familie reist vermutlich demnächst aufs Land.“

„Im Juli. Ich schlug Inge vor, schon jetzt im Juni in die Berge zu gehen, aber sie meinte, es sei für den Jungen draußen doch noch zu kühl.“

„Ja, da mag sie recht haben. Unsereins kann das nicht beurteilen, was für ein Kleines gut ist und was nicht. Apropos! Warum haben Sie Frau Inge eigentlich nie gemalt? Ich meine, sie müßte ein entzückender Vorwurf für jeden Künstler sein, und Sie wären doch der Nächste dazu, sich das zu Nutze zu machen. Gerade jetzt wäre der günstigste Zeitpunkt. Ich sah sie nie schöner als im Augenblick. Ordentlich aufgeblüht ist sie während der letzten Monate.“

„So? Es ist mir nicht aufgefallen.“

„Das wundert mich. Jedem springt es in die Augen. Sie sind mir der rechte Künstler, der das Nächstliegende übersieht. Ich meine, unser Caliban hat mit seiner Musik das Wunder zuwege gebracht, denn als sie in den Winter hineinging, sah Ihre Frau recht kümmerlich und elend aus. Wir hätten uns gern ihrer angenommen, die Martini und ich, aber Frau Inge hatte so

etwas Abweisendes, und aufdrängen mochten wir uns nicht."

„Ich hoffe, daß sie es nicht an Höflichkeit fehlen ließ."

„Bewahre! Aber die alte mädchenhafte Zutraulichkeit ist verschwunden. Ich bin übrigens erstaunt, daß sie so gut mit Perna fertig wird. Der ist auch wie umgewandelt. Frau von Martini und ich haben uns wirklich die redlichste Mühe mit ihm gegeben, ihn auf den Trab zu bringen, doch uns beiden nacheinander hat er den Stuhl vor die Thür gesetzt. Nun scheint er sich jedoch bei Ihnen ganz eingebürgert zu haben und auf dem besten Wege zu sein, ernsthaft in die Musik einzulenken. Wenn noch einmal etwas aus ihm wird, hat er es dem Einfluß Ihrer Frau zu danken. Ich dachte schon immer, daß viel in ihr stecke."

„Ich meine, daß ich auch etwas in Betracht zu ziehen wäre. Oder glauben Sie etwa, daß Perna nur meiner Frau wegen zu uns kommt? Wenn er Behagen an unserer Häuslichkeit findet, so darf ich mir wohl einiges Verdienst daran zuschreiben."

Sie lachte.

„Gehen Sie mir doch! Haben Sie denn früher Einfluß auf ihn gehabt? Er hat ja lange genug bei Ihnen gewohnt und blieb nach wie vor ein Lieberjahn. Nein, die bestimmenden Wendepunkte im Leben von euch Männern werden immer nur von guten, liebenswürdigen Frauen zuwege gebracht."

„Sie haben die meinige immer überschätzt und thun dies auch jetzt."

Fried warf das leicht hin, aber er war innerlich sehr gereizt und verabschiedete sich gleich danach von der Malerin. Ohnehin wurde die Ausstellung um sechs Uhr geschlossen, und es fehlten nur noch wenige Minuten daran.

Der Erfolg, den Scheldes Bild hatte, erbitterte ihn. Er fühlte sich gedemütigt, empfand die Unzulänglichkeit seiner eigenen Leistungen, und nicht gewohnt sich zu beherrschen, suchte er nach einem Gegenstand, an dem er seinen Groll auslassen könne.

Daheim angelangt, sah er Egberts Hut im Flur hängen. Das war ihm schon nicht recht. Er mochte jetzt nicht den liebenswürdigen Wirt spielen. Dann fiel ihm auf, daß drinnen nicht musiziert wurde. Was in aller Welt trieben denn die beiden? Daß Inge zu Hause war, sah er an dem Sonnenschirm, der in der Ecke lehnte.

Mit einer leisen Behutsamkeit, die ihm sonst fremd war, betrat er das Wohnzimmer und ging unhörbar auf dem Teppich so weit vor, daß er in das nebenanliegende Gemach hineinblicken konnte.

Inge stand am Flügel, die eine Hand auf das Instrument gestützt, und unterhielt sich lächelnd mit Egbert, der davor saß.

Eine ruhige Heiterkeit lag über ihr; und Fried starrte sie an, als sähe er sie heute zum erstenmal. Wie hatte es ihm nur entgehen können, daß in der That eine Wandlung mit ihr vorgegangen war! Wo hatte er denn seine Augen gehabt? Wie die Verkörperung wundervoller, sommerlicher Reife erschien sie ihm. Ihre Gestalt war kraftvoll gerundet, atmete förmlich Jugend und Frische aus, und ein sanftes gesundes Rot lag über dem liebreizenden Gesicht, das den gedrückten gleichgültigen Ausdruck verloren hatte, der ihn immer so sehr verdroß. Eine Lust zu leben sprach sich darin aus, als habe das eingekerkerte Herz seine Bande gesprengt und suche nach einem Ausfluß für den warm emporquellenden Strom der Freude.

Fried konnte den Blick nicht von ihr wenden. Es wunderte ihn, daß die Paulsen ihn erst auf den neuen Reiz dieses prachtvollen Geschöpfes hatte aufmerksam machen müssen. Eine jähe Verliebtheit bemächtigte sich seiner, und zugleich eine qualvolle Eifersucht. Das Weib da gehörte ihm. Er konnte hingehen, es in die Arme nehmen und Küsse so viel er nur wollte auf diese süßen Lippen pressen; aber er wußte genau, daß dann die liebliche Heiterkeit in den grauen Augen erlöschen, und Inge sich seiner Umarmung kühl und bestimmt entziehen würde. Die harmlosen Worte der Malerin klangen mit plötzlichem Mißtrauen in ihm nach.

Warum gab sie sich im Verkehr mit Egbert so ganz anders als ihm selbst gegenüber? Ging etwas zwischen jenen beiden vor, was sich seiner Wahrnehmung bisher entzogen hatte? Seit dem Vorfall mit Bruckner hielt er Inge zu allem fähig.

Er war tief verstimmt und grollend heimgekommen, und ihre sanfte Heiterkeit und Lebensfreude, an der er keinen Anteil

hatte, schien ihm ein Hohn auf seinen augenblicklichen Gemütszustand. Sie sollte sich nicht freuen, wenn er sich unglücklich fühlte. Es verlangte ihn danach, sie zu knechten, sie niederzudrücken, ihr den Sonnenschein zu entziehen, den ihr der Verkehr mit dem anderen gebracht hatte. Das Blut fing an, ihm in den Ohren zu singen. Er war geradezu toll vor Verliebtheit, Wut und Eifersucht.

Gern würde er weiter bis ganz in die Nähe der Thür geschlichen sein, um zu hören, was die beiden miteinander sprachen; doch widerstrebte es ihm, den Lauscher zu spielen. Er scheute sich auch einzutreten, malte sich die Komödie aus, die man dann mit ihm aufführen werde.

Übrigens hätte es ihn beruhigt, wenn er imstande gewesen wäre, mehr als einzelne Worte zu verstehen. Egbert erzählte lediglich der jungen Frau, daß er sein vergrabenes halbvollendetes Oratorienmanuskript hervorgeholt und unglaubliche Mißgriffe darin entdeckt habe, daß er im Begriff stehe nach Leipzig zu gehen, um das Werk Nikisch vorzulegen und es unter seiner Leitung zu beenden, hierzu jedoch voraussichtlich noch einiger Monate angestrengter Arbeit bedürfe.

„Daß ich überhaupt so weit gekommen bin, die Energie zu einem Berufsstudium gefunden habe, dies danke ich Ihnen, Frau Hallinger," schloß er lächelnd.

„Mir? Aber nein! Nur ich habe Ihnen zu danken. Wie gut sind Sie zu mir gewesen! An allen Ihren Studien haben Sie mich teilnehmen lassen. Ich war ein ganz rohes ungebildetes Ding, und Sie erst erschlossen mir das Verständnis für die Kunst. Jetzt schwimme ich wie ein Fisch im frischen Wasser und weiß wahrhaftig nicht, was Sie zuerst auf die Idee gebracht hat, sich so unendliche Mühe mit mir zu geben."

„Das will ich Ihnen sagen. Ich war wie ein verkommener verlaufener Hund, sah keinen Zweck im Leben, wußte nicht, weshalb ich in der Welt sei, weshalb die Welt überhaupt existiere; und da fand ich ein anderes elendes, sozusagen verlaufenes Wesen, und das Wesen war ein Weib und hatte Mitleid mit mir, nicht das geringschätzige Mitleid, das immer bessern und belehren will, sondern wirkliches Erbarmen, weil es sich selbst so erbarmungswürdig fühlte und wußte, wie das thut. Von dem Augenblick an schien es mir, als sei ich doch kein ganz zwecklos umhergewirbeltes Atom des großen Organismus. Die Vorsehung gab mir ein kleines erreichbares Ziel, und ich klammerte mich daran. Es war da jemand, der mich brauchte, und das kam mir zuerst unfaßbar vor, ja, ich war geradezu dankbar dafür. Und während ich mich bemühte, Ihnen zu helfen, erwachten in mir Fähigkeiten, die seit Jahren geschlummert hatten, so daß ich ihr Dasein fast vergessen hätte. Helfend half ich mir selbst und tappte blindlings weiter, bis ich mich allmählich zu Klarheit und Sicherheit durcharbeitete. — Sehen Sie, so ist es gekommen."

Er faßte ihre herabhängende Hand, und sie ließ ihm dieselbe unbefangen.

„Wie mich das freut! Ist es nicht eigentlich merkwürdig, daß man solange aneinander vorübergeht, ohne zu ahnen, daß man sich notwendig ist?"

„Gar nicht! Wirklich freundschaftlich nahe tritt man sich wohl immer erst, wenn man Fehler aneinander kennen gelernt hat. Daß wir beide, wenn wir unsere Fehler zusammenlegen wollten, etwas Erkleckliches darin leisten könnten, werden Sie mir nicht abstreiten."

Er lachte freundlich und sah sie an wie der Schöpfer sein erstes Geschöpf mit Wohlgefallen betrachtet und dabei konstatiert haben mochte, daß es nicht tadellos sei und der Nachsicht bedürfe.

Inges Rührung ging gleichfalls in Heiterkeit über, und wie sie so recht aus frohem Herzen heraus mitlachte, machte sie eine zufällige Bewegung und wurde ihres Mannes im Nebenzimmer ansichtig.

„Fried!" rief sie. „Was stehst du denn da? Komm doch zu uns!"

Er rührte sich nicht, aber Egbert erhob sich und erklärte harmlos, daß er fort müsse, um die Abendstunden der Arbeit zu widmen; für nervöse Leute fange die gute Zeit erst an, wenn die Sonne untergegangen sei, und die Lampe zu ihrem Recht komme.

Fried sagte noch immer nichts, bis der andere sich entfernt hatte, da ging er auf seine Frau zu und packte sie am Arm.

„Warum geht er gerade, wenn ich komme?"

„Du hörtest ja; weil er arbeiten will."

Ein Abglanz der inneren Fröhlichkeit

Studienkopf von W. Spatz.

lag noch in ihrem Gesicht und erlosch erst, als sie in seine funkelnden Augen sah. Er schüttelte sie. Ihre Ruhe machte ihn rasend.

„Glaubst du, ich wüßte nicht, daß ihn das schlechte Gewissen aus meiner Gegenwart vertrieb? Ich habe euch ja beobachtet, lange ehe du mich bemerktest. Ich sah, wie ihr vertraulich miteinander verkehrtet, lachtet, euch in die Augen schautet, so recht wie verliebte Leute."

„Wir sind nicht verliebt ineinander, nicht im mindesten. Das ist eine abscheuliche Beschuldigung!"

„So recht! Spiele dich nur auf die beleidigte Unschuld auf! Du hältst mich wohl für blind, daß ich nicht hätte bemerken sollen, wie du im letzten halben Jahr eine ganz andere geworden bist."

„Das ist allerdings wahr."

„Und da ich keinen Teil an dieser Wandlung haben kann, weil du mir gegenüber immer die nämliche Gleichgültigkeit zur Schau trägst, so liegt es auf der Hand, daß du aufblühst, weil du einen neuen Liebhaber hast. Ich kenne dich jetzt! An der Erfahrung mit Bruckner hattest du nicht genug, oder vielmehr, das war dir damals ein Probeexperiment, vor dem du selbst noch erschrakst. Seitdem hast du mehr Übung im Einfangen von Männern erlangt."

„Pfui! — Fried, besinne dich!"

„Pfui über dich selbst! Du bist und bleibst eine ganz gewöhnliche kokette Person, die nur leben kann, wenn sie jemand am Narrenseil führt. Perna wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, dir den Hof zu machen, wenn du ihn nicht künstlich eingefangen hättest. Und du willst eine ehrbare Frau und Mutter sein? Du eignest dich so wenig dazu, ein Kind zu erziehen, daß ich ernstlich darauf bedacht sein muß, das meinige beizeiten deinem Einfluß zu entziehen, so lange es noch kein wirkliches Bewußtsein von seiner Umgebung hat."

Inge ließ den Strom sinnloser Vorwürfe ganz betäubt über sich ergehen. Jetzt hob sie den Kopf und sah ihn fest an.

„Bist du verrückt, Fried?"

„Nein, ich weiß sehr gut, was ich sage. Daß ich dir gleichgültig bin, darein habe ich mich gefunden. Ziehst du aber andere Männer ins Haus, um mich in den Augen der Welt lächerlich zu machen und obendrein mit meinen besten Freunden auseinander zu bringen, so sollst du mich kennen lernen. Da gibt's nur eins: Trennung! Dann magst du sehen, wie du ohne deinen Sohn fertig wirst, den du so sehr zu lieben behauptest."

Er hielt inne und forschte gierig in ihrem Gesicht nach einer Wirkung seiner Drohung. Sie war sehr blaß geworden. Ihre Augen verdunkelten sich in trotziger Empörung. Es schien unter ihrer Würde, auf diese Beschuldigung ein Wort zu erwidern, sie strebte nur kräftig, mit zusammengebissenen Zähnen, sich von dem eisernen Griff seiner Hand zu befreien.

„Laß mich los!" keuchte sie. „Ich mag auch nichts mehr mit dir zu thun haben. Wenn das Kind nicht da wäre, ich hätte mich schon längst von dir getrennt!"

Ihr heftiges Widerstreben und der Anblick ihrer ringenden wundervollen Gestalt, im Verein mit den zornigen ihm entgegengeschleuderten Worten, steigerten das Gemisch von wütender Verliebtheit und Eifersucht. Alles stachelte ihn an, ihr noch weher zu thun.

„Warum nicht?" stieß er hervor und zwang sie auf einen Sessel nieder, um ihr seine überlegene physische Kraft zu beweisen. „Du würdest mir eine Wohlthat damit erweisen; denn was habe ich wohl von dir? Meinst du, es sei mir noch etwas an einem so kalten, interesselosen Geschöpf gelegen? Du verabscheust mich ja im Grunde des Herzens, und Perna würde dich gewiß vom Fleck weg heiraten. Wohlhabend ist er ja auch, kann sich den Luxus einer armen Frau gestatten. Geh doch! Ich werde meinen Jungen auch ohne dich erziehn, denn du glaubst doch wohl nicht, daß ich so gutmütig sein würde, dir das Kind zu lassen?"

Inge saß regungslos da. Sie hielt ihn in der That für unzurechnungsfähig, verfolgte seine Bewegungen mit mißtrauischen Blicken, als er ihren Arm von sich schleuderte, und anfing wie ein gefangenes Tier im Zimmer auf und nieder zu laufen.

Wie die Dinge sich jetzt zuspitzten, nach dem, was eben von beiden Seiten gesagt worden war, schien es unmöglich, noch einmal einzulenken und eine oberflächliche Versöhnung herbeizuführen. Was sollte nun werden?

Mit einemmal stand sie auf und ging hochaufgerichtet, ohne ihn anzusehen, in ihr Toilettenzimmer hinüber, dessen Thür sie

verriegelte. Sein bloßer Anblick beleidigte sie. Und Fried warf sich auf den Sessel, auf den er vorhin seine Frau niedergezwungen hatte, und drückte sein glühendes Gesicht in die Polster. Er zitterte am ganzen Leib.

Inge saß derweil vor ihrem Toilettentisch und stützte den Kopf in beide Hände. Das Vorgefallene schien ihr noch so unglaublich wie ein wüster Traum. Vor einem halben Jahr hatte sie ja den Gedanken an Trennung oft erwogen, ihn jedoch während der letzten Monate ganz fallen gelassen. Der neue Freudenquell, an dem sie ausgelebt war, hatte sie auch ihrem Mann gegenüber friedlich und milde gestimmt; aber in diesem Augenblick sagte sie sich, daß ein ferneres Zusammenbleiben fast ausgeschlossen sei. Ihr Stolz empörte sich dagegen nach der schimpflichen Behandlung, der sie ausgesetzt gewesen war, nach all den brutalen Beschuldigungen. Solche Scenen konnten sich jeden Moment wiederholen. Ein Groll, wie der war, den sie nun beiderseitig gegeneinander empfanden, wurde nicht so leicht begraben; und das Kind würde zwischen Hader und Zwietracht aufwachsen, von den Eltern hin und her gezerrt werden, nahm vielleicht unwillkürlich später für eines derselben Partei.

Eine scharfe Falte furchte sich auf ihrer Stirn. Nein, sie mußte ein Ende machen. Er hatte ihr hohnvoll die Erlaubnis gegeben zu gehen. Gut! Sie wollte davon Gebrauch machen; aber das Kind ging mit ihr, und sollte sie sich mit ihm am Ende der Welt verbergen. Oh, sie war nicht ganz so hilflos mehr, wie er meinte, als er ihr nichtachtend ihre Armut entgegenhielt. Sie besaß jetzt durchaus die Fähigkeit, Anfängern Unterricht in Klavierspiel und Gesang zu geben, hatte im letzten halben Jahr eine gute Schule durchgemacht und konnte sich schon eine Einnahme schaffen.

Inge hörte Fried nebenan im Kinderzimmer sprechen, und ein haßerfülltes Lächeln verzog ihre Lippen. Das Hausmädchen klopfte an die Thür mit der Meldung, daß das Abendessen auf dem Tisch stehe. Sie rief hinaus, man möge ihr eine Tasse starken Thee bringen, sie sei nicht ganz wohl; ging dann an die Kommode, in der sie die Schatulle mit ihrem Schmuck und Toilettengeld aufbewahrte, und begutachtete deren Inhalt.

Das alles stammte ja von Fried. Er hatte ihr den Schmuck geschenkt und das Geld gegeben. Wenn sie jetzt unter anderen Voraussetzungen und Verhältnissen Gebrauch davon machte, so lag ihr die Verpflichtung ob, ihm das später zurückzuerstatten. Darüber war sie sich ganz klar.

Der Schmuck mochte, selbst aus zweiter Hand verkauft, einen Wert von siebentausend Mark repräsentieren, und sechshundert besaß sie noch in bar. Es war ein Glück, daß ihr in diesem Jahr nichts an neuen Sommertoiletten gelegen gewesen war. Damit hielt sie sich gut fast zwei Jahre hindurch über Wasser; Zeit genug, um ihre Studien zu vollenden und irgendwo festen Fuß zu fassen. Die Haushaltungskasse durfte natürlich nicht angerührt werden, die blieb in ihrem Schreibtisch, und Fried sollte den Schlüssel dazu in Papier eingesiegelt obenauf liegend finden.

Das alles überlegte sie mit einer Kaltblütigkeit, wie man sie zuweilen in Momenten heftigster Nervenüberreizung findet.

Am folgenden Morgen beurlaubte Inge die Kinderwärterin, die schon längst gewünscht hatte, ihre Verwandten zu besuchen, bis zum Nachmittag, packte dann, als sie mit dem Kleinen allein war, einiges von seiner Wäsche, Milchfläschchen und Kochapparat in ein Handtäschchen, ebenso verschiedene Kleinigkeiten, die sie selbst brauchte, in ein zweites, ließ sich eine Droschke holen und sagte dem Hausmädchen, sie werde mit Mäxlein die Frau Professor Hertler aufsuchen und den Tag bei ihr zubringen. Das Mädchen hörte noch, wie sie dem Kutscher die Adresse gab.

Erst auf halbem Weg gab sie Gegenbefehl, hieß den Mann in der Dachauer Straße halten, zahlte, stieg aus, und that, als ginge sie in ein Haus, um, nachdem der Wagen langsam davon gefahren war, die paar Schritte bis zum Bahnhof zu Fuß zurück zu legen. Die Leute, die ihr begegneten, sahen erstaunt die elegante Frau an, die nicht allein das Kind trug, sondern auch noch zwei allem Anschein nach schwere Handtaschen.

Um 11½ Uhr ging ein Personenzug nach Stuttgart. Dort wollte sie übernachten, um mit dem Morgenschnellzug nach Paris weiter zu fahren, wo eine französische Bonne, die während ihrer Kinderzeit mehrere Jahre bei ihr gewesen war und mit der sie

noch immer in Korrespondenz stand, die Stellung der bonne supérieure in einem vornehmen Hause inne hatte. Die sollte ihr zuerst raten und helfen.

Seit der heftigen Scene am vorhergehenden Abend war sie Fried nicht mehr begegnet, hatte die Nacht auf der Chaiselongue des Toilettenzimmers zugebracht; er begab sich schon frühzeitig ins Atelier hinüber und kehrte wohl erst um die Mittagszeit in die Wohnung zurück oder speiste im Restaurant, um nicht mit ihr zusammen zu treffen. Dann war sie schon weit fort.

Inge trat zaghaft mit zitternden Knieen an das Billetschalter und löste eine Fahrkarte zweiter Klasse nach Stuttgart zunächst.

12. Kapitel.

Fried konnte an diesem heißen Junimorgen zu keiner Ruhe kommen.

Er sagte sich, daß er brutal und roh gewesen sei, sich wie gewöhnlich von unkontrollierbarer Heftigkeit habe fortreißen lassen, und die Großmut und Gutmütigkeit, die doch eigentlich neben dem Eigensinn einen Grundzug seines Charakters bildeten, gewannen allmählich die Oberhand. Er dachte daran, sich bei Inge zu entschuldigen; aber das Mißtrauen nörgelte in ihm fort. Das Bild seiner Frau stand ihm vor Augen, wie sie sich kraftvoll mit dem stolzen Ausdruck der Empörung gegen ihn gewehrt hatte, und weil er dieses Bild nicht los wurde, suchte er sich zu überreden, daß alles nur Komödie gewesen sei. Die Frauen schauspielerten ja immer im gegebenen Moment.

Er hätte diesen trotzigen verlogenen Mund mit wahnsinnigen Küssen bedecken und sie zugleich schlagen mögen, bis er ihr einen Schmerzensschrei zu erpressen vermochte. Aber sie würde nicht schreien; eher ließ sie sich totschlagen; er kannte sie ja. Mit einem krankhaften Nervenkitzel kam ihm das Verlangen, den Versuch zu machen. Ob sie sich wohl zu einer Bitte herbeiließ?

Nie zuvor war sie ihm so reizend erschienen wie in dem Moment, in dem ihm qualvolle Eifersucht die Augen geöffnet hatte.

Fried stützte die Stirn in die Hand. Es war ihm unmöglich, heute auch nur einen Pinselstrich zu versuchen. Er wußte nicht, was er thun sollte, um Gewißheit zu haben, daß sie ihn hinterging. Und was dann, wenn er diese Gewißheit wirklich erlangte. Mit einemmal kam ihm der Gedanke, daß Egbert die Stunden, die er selbst gewohnheitsmäßig im Atelier zubrachte, benutzen könne, um mit Inge zusammen zu sein. Vielleicht hatten sie dies schon alle diese Monate hindurch gethan und sich das Schweigen des Hauspersonals erkauft. Welch ein Esel war er gewesen, sich einzubilden, die abendlichen Zusammenkünfte unter seinen Augen würden den beiden genügt haben! Er sprang auf und lief in die Wohnung hinüber.

Totenstille. — Alle Räume waren leer, auch das Kinderzimmer. Das letztere wunderte ihn nicht, denn die Wärterin hielt sich jedenfalls mit Mäxlein zu dieser Zeit im Garten der alten Pinakothek auf. In der Küche hörte er das Hausmädchen mit der Köchin schwatzen. Er öffnete die Thür und fragte mit erkünstelter Ruhe, ob seine Frau ausgegangen sei.

„Gnädige Frau sind mit Bubi vor einer halben Stunde fortgefahren," berichtete das Mädchen.

„Wohin?"

„Zu Frau Professor Hertler in die Paulstraße. Gnädige Frau nahmen auch zwei Handtaschen mit."

Die Dienstboten hatten untereinander schon ihre Glossen über das unnütze Gepäck gemacht, wo es sich doch nur um einen Tagesbesuch handelte, und waren nun neugierig, was der Herr dazu sagen werde.

Fried fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Gedachte Inge vielleicht ihr Zerwürfnis mit ihm schon in alle Welt hinauszurufen, suchte sie bei der guten, aber geschwätzigen Professorin Schutz und Beistand gegen ihn? Oder war sie gar nicht dorthin gefahren, hatte ihn nur auf falsche Fährte bringen wollen, und inzwischen ein Rendezvous, das ihr unter dem ehelichen Dach doch nicht mehr sicher schien?

„Es ist gut. Ich vergaß, daß meine Frau heute diesen Besuch vorhatte."

Rasch zum Hut greifend, stürmte er zunächst die Treppe empor nach Egberts Wohnung, um sich zu vergewissern, daß dieser gleichfalls nicht daheim sei, und dann ohne anzuschellen wieder hinab, als ihm schon auf dem äußeren Flur lautes Klavierspiel dessen zweifellose Anwesenheit verriet. Er wollte sich jetzt überzeugen, ob Inge mit dem Kinde wirklich zu Hertlers gefahren

war, sprang auf den ersten daher kommenden Wagen der Trambahn, den er am Ende der Dachauer Straße verließ, um der Kürze halber den Weg durch die lange Halle des Centralbahnhofs zu nehmen.

Als er den Mittelbau erreichte und zufällig seitwärts in das Gewühl der Reisenden blickte, durchfuhr es ihn plötzlich wie ein elektrischer Schlag.

An einem der Billetschalter, mit der Aufschrift ‚Ulm-Stuttgart-Karlsruhe' stand eine schlanke Frauengestalt im grauen Beigekleid und schwarzen Federhütchen und hatte ein Kind auf dem Arm. Unter Tausenden hätte er die beiden erkannt. Einen Augenblick stockte ihm der Herzschlag, dann stürzte er vorwärts, alles beiseite schiebend, was ihm in den Weg kam, und stand hinter der Frau, gerade als der Beamte sagte: „Stuttgart! 15 Mark 70!" — als sie zahlte, die Fahrkarte einsteckte und sich anschickte, nach dem Bahnsteig zu gehen.

Als Inge ihres Mannes ansichtig wurde, blieb sie wie angewurzelt stehen, wußte, daß nun alles aus sei. Beide waren kreidebleich, unfähig, ein Wort hervorzubringen. Er wollte ihr den Kleinen vom Arm nehmen, aber sie drückte ihn nur um so fester an sich, und Fried sagte sich, daß er hier kein öffentliches Ärgernis geben dürfe. Ihre Schulter fest mit der Hand umklammernd, schob er sie langsam vor sich her dem mittleren Portal zu, vor dem die Droschken standen, rief eine derselben herbei und zwang seine Frau hinein zu steigen, neben ihr Platz nehmend und dem Kutscher seine Wohnung nennend.

Noch immer sprachen sie nicht miteinander, waren noch atemlos von dem Ungeheuerlichen, was sich begeben hatte, und dachten darüber nach, wie es gewesen wäre, wenn Fried nur um eine Viertelstunde später seinen Weg hier vorübergenommen hätte.

Es lag etwas Vernichtendes in diesem Schweigen, etwas das beklemmender wirkte als die stürmischsten Vorwürfe. Sie überlegten beide, was nun geschehen müsse, und rings um sie her flimmerte derweil sommerlicher Sonnenglanz in den blendend weißen Gassen, rauschend plätscherte der Brunnen an der Ecke der Elisenstraße, und im botanischen Garten pfiffen die Amseln. Die heiße Luft war erfüllt von leisem Weihrauchsduft und dem Geruch brennender Wachskerzen und welkender Blumen. Vor kurzem mochte eine Prozession hier vorübergezogen sein. Das alles empfanden sie und wunderten sich, daß ihnen der Sinn dafür geblieben sei.

Dem Kleinen perlten vor Hitze klare Tröpfchen auf der Stirn. Er war sehr unruhig und brach endlich in regelrechtes Schreien aus.

Gerade sah die Hallingersche Köchin zum Fenster hinaus, als der offene Wagen vorfuhr.

„Maria, Joseph! Die Herrschaft!" rief sie und kam die Treppen mehr neugierig als diensteifrig herabgelaufen.

„Meine Frau ist nicht wohl!" sagte Fried kurz. „Rufen Sie die Kinderwärterin!"

„Gnädige Frau haben die Marie beurlaubt."

„So tragen Sie das Bettchen des Kleinen sofort in mein Zimmer hinüber. Meine Frau ist nicht imstande, die Wartung zu übernehmen. Schicken Sie auch gleich das Hausmädchen mit warmer Milch herein. Märlein scheint hungrig."

Inge wollte widerstreben, die Befehle rückgängig machen, aber Fried nahm das Bübchen auf den Arm, das sie ihm jetzt nicht mehr zu verweigern wagte, und sagte eisig: „Du wirst begreifen, daß ich dir meinen Jungen nicht mehr anvertrauen kann. Wir sprechen uns später; oder wenn dir nichts daran gelegen sein sollte, so kann ich dir meine Wünsche auch schriftlich kund thun."

Damit verschwand er in seinem Zimmer, schlug die Thür zu, und es blieb ihr nichts übrig, als sich in das Schlafzimmer zurückzuziehen, wo sie sich aufs Bett warf und in Thränen ausbrach.

Nun war die letzte Gelegenheit vorbei, sich hinauszuretten! Das war der endgültige Bruch! Wie ein Alp lag die Überzeugung auf ihr, daß Fried jetzt auf der Trennung bestehen und ihr das Kind nehmen werde. Er konnte ja auch kein Vertrauen mehr zu ihr haben, mußte jeden Augenblick gewärtig sein, daß sie den Fluchtversuch wiederholte.

Die Köchin klopfte an, um zu fragen, ob sie mit irgend etwas behilflich sein könne, und Inge mußte die aufgedrungene Krankenrolle spielen, wollte sie das unheilbare Zerwürfnis nicht vorzeitig den Dienstboten

offenbaren, mußte Thee annehmen und ihre verweinten Augen verbergen, indem sie das Zimmer verdunkelte.

Fried fand sich inzwischen ziemlich ratlos mit dem schreienden Kinde. Er hatte ja sonst mit ihm zu allen Tageszeiten getändelt und gespielt, verstand sich jedoch auf die eigentliche Pflege so wenig, wie die Zofe, die zu derartigen Diensten nie herangezogen worden war. Beide atmeten auf, als der Kleine, nachdem sein Hunger gestillt wurde, einschlief; und sie legten ihn so, wie er da war, in Kleidern auf das Bettchen. Fried ging auf und nieder, fand es drückend heiß im Gemach, und weil ihm auch das Gesicht seines Jungen lebhaft gerötet erschien, meinte er, daß ihnen beiden Kühlung gut thun werde. Er öffnete die Fenster kreuzweise, sodaß der Luftzug erfrischend durch den Raum strich und die Vorhänge blähte.

Das war ihm angenehm. In der ersten Aufregung hatte er gemeint ersticken zu müssen und doch nicht gewagt, das Zimmer zu verlassen, weil er Inge zu jedem neuen abenteuerlichen Unternehmen fähig hielt.

Er fand seine Lage unerträglich. So sehr er den Kleinen vergötterte, konnte er ihn doch nicht fortwährend um sich haben und nicht Tag und Nacht über ihm wachen, hatte auch seine Arbeit. Es lag also auf der Hand, daß Inge fort, und er die Scheidung beantragen müsse. Er war sich nur nicht klar darüber, ob ein Grund dafür vorliege, der vor dem Gesetz stichhaltig sei; denn die Absicht der böswilligen Verlassung wurde jedenfalls nicht der vollbrachten That gleichgerechnet. Und war sie gerichtlich von ihm geschieden, so heiratete Egbert sie, und er hatte nur einem glücklichen Paar Gelegenheit gegeben, sich zusammenzufinden.

Heftiger lief er hin und her. Nein! Das sollte nicht sein! Lieber wollte er die Qual des Nebeneinanderherlebens weiter ertragen, als dies mit ansehen. Freilich blieb noch der Ausweg einer Trennung ohne gerichtliche Einmischung, die ihr die Wiederverheiratung unmöglich machen würde. Aber in dem Fall mußte er ihr das Kind bis zum siebenten Jahr lassen, und darein konnte er niemals willigen. Sie hatte dann Gelegenheit, dem Bübchen Abneigung gegen den Vater einzuflößen, und würde sicher davon Gebrauch machen.

Fried war es eine förmliche Erleichterung, als die Wärterin um vier Uhr heimkehrte, und er jemand hatte, an dem er seinen Groll auslassen konnte. Barsch fuhr er sie an und fragte, was das heißen solle, so lange auszubleiben?

„Gnädige Frau hat mich beurlaubt!“ verteidigte sich die gekränkte Person.

„Ich bin derjenige, an den Sie sich zu halten haben!“ rief er dagegen. „Niemand

Aus unserer Studienmappe:

Putzmädchen. Ölstudie von E. Rosenstand.

verläßt das Haus, ohne mich um Erlaubnis zu bitten."

„Frau Hallinger hat mich engagiert. Ich brauche mich nur nach ihr zu richten!" trotzte sie und lief zugleich nach einem der Fenster, um es zu schließen. „Was denkt der Herr sich denn dabei, Bubi aus dem Kinderzimmer hier herein zu schaffen, und dann einen Zugwind zu machen, daß einem die Haare fliegen, wenn man eintritt? Das Kind kann ja den Tod davon haben. Sehen Sie doch nur! Ganz blaß ist es geworden und hat eiskalte Händchen! Nicht mal ein Deckchen ist übergelegt! Himmlischer Herrgott!"

„Es war so heiß!" stammelte Fried und erschrak über seine Unachtsamkeit.

„Um so weniger durfte es dem Zuge ausgesetzt werden."

Er wurde immer kleinlauter.

„Glauben Sie, daß es ihm geschadet haben kann?"

„Natürlich! Solch einem schwächlichen Würmchen, das bisher wie ein rohes Ei behandelt worden ist, fliegt im Umsehn etwas an. Ich begreife nicht, wie gnädige Frau das zugeben konnte."

„Meine Frau ist nicht wohl," erklärte er betreten.

„Na drum auch. Sie würde es sonst nicht gelitten haben, daß mit dem Prinzchen so verfahren wurde. Ich nehme es gleich wieder zu mir hinüber. Wenn ich doch nur nicht ausgegangen wäre! Ich trage doch für unsere Puppe die Verantwortung."

Sie machte Miene, mit kräftigen Armen das Bettchen mitsamt dem Kleinen aufzuheben und davon zu tragen, fand die Last für sich allein aber zu schwer und forderte Fried auf ihr zu helfen.

Er dachte daran, daß er die Wärterin um jeden Preis günstig für sich stimmen müsse.

„Hören Sie, Marie," begann er in überredendem Ton. „Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß meine Frau vorhin vorhatte, mit Märlein eine Reise zu ihren Verwandten zu unternehmen, woran ich sie nur mit Mühe hinderte. Es hat da einen kleinen Wortwechsel zwischen uns gegeben, und ich bin nicht sicher, daß sie nicht hinter meinem Rücken doch ihren Willen durchzusetzen versucht. Wollen Sie dafür einstehen, daß dies nicht geschieht, so soll es Ihr Schade nicht sein. Ich sichere Ihnen eine monatliche Gehaltsaufbesserung zu."

„Frau Hallinger bezahlt mich ganz genügend."

„Ich erhöhe Ihren Lohn bis auf dreißig Mark monatlich."

Jetzt machte die Person große Augen.

„Ja, Herr Hallinger — das kann ich doch gar nicht beanspruchen."

„Beanspruchen nicht, aber ich gebe es freiwillig, wenn Sie meine Interessen wahrnehmen. Das Kind kommt mir nicht aus dem Hause, außer um in Ihrer Begleitung spazieren gefahren zu werden, und zwar auch nicht weiter als in den Garten der Pinakothek."

„Sehr wohl, Herr Hallinger. Wie Sie befehlen."

Sie knixte und quartierte dann unter seiner Beihilfe das Kind um.

Inge ließ sich nicht sehen. Die Dienstboten nahmen wirklich an, daß sie krank sei, und fragten besorgt, ob nach dem Arzt geschickt werden sollte.

Nein, sie wollte keinen Arzt.

Abends trat sie in das Kinderzimmer und sah so jammervoll elend aus, daß die Wärterin erschrak. Ihr war ohnehin nicht gut zu Mute, denn der Kleine wurde heiser und hustete kurz und hart, obgleich sie sofort alles gethan hatte, um einer Erkältung vorzubeugen. Sie bereute schon, das Anerbieten der Gehaltserhöhung nicht zurückgewiesen zu haben, denn im Grunde ihres Herzens nahm sie im Verein mit der Köchin für die Herrin Partei, während das junge Hausmädchen lebhaft für den hübschen Herrn eintrat. Nun vertraute sie Inge an, in welcher Verfassung sie den Kleinen bei ihrer Heimkehr gefunden habe, und wenn ihm etwas zustoße, so trage der Herr die Schuld daran.

Inge überlief es kalt, als sie diesen harten rauhen Husten hörte. Sie wußte, wie wenig Widerstandskraft ihr schwächliches Kindchen besaß. Sein heiseres Weinen schnitt ihr ins Herz, und während sie mit bebenden Händen seinen Körper in warme Umschläge hüllte, sandte sie zugleich zum Doktor, der bald zur Stelle war.

Während der Untersuchung kam Fried herein, durch die Zofe von der Anwesenheit des Arztes unterrichtet, mit besorgtem Ge-

ſicht, das ſich verfinſterte, als er Inge hier fand.

„Akute Lungenentzündung!“ entſchied der Arzt endlich. „Seit wann iſt der Kleine krank?“

„Er war heute früh noch ganz wohl,“ berichtete Inge. „Wurde erſt vor anderthalb Stunden heiſer und begann zu huſten.“

„Hat er ſich erkälten können?“

Nun hielt es die Wärterin, ſchon um ſich ſelbſt und ihre Frau zu rechtfertigen, für angezeigt zu erzählen, wie ſie das Kind bei ihrer Heimkehr vorgefunden habe, wie es ſehr erhitzt geweſen ſei, und der Herr es in ſeinem Zimmer gehabt, nur im Kleidchen aufs Bett gelegt und die Fenſter kreuzweiſe geöffnet habe, worauf es dann eiskalt geworden ſei.

Inge warf ihrem Mann einen vernichtenden Blick zu. Er wurde ſehr bleich, faßte die Hände des Doktors und ſagte flehend: „Nicht wahr, es iſt keine Lebensgefahr vorhanden? Bitte, beruhigen Sie mich darüber.“

„Im Augenblick wohl noch nicht. Wir müſſen nur trachten zu verhindern, daß die Entzündung um ſich greift. Hat der Kleine ſehr geſchrieen, das heißt die Lungen angeſtrengt vor der gewaltſamen Abkühlung?“

„Allerdings.“

„Da haben wir's! Aber Frau Hallinger, wie konnten Sie ihn auch ſchreien laſſen, was doch immer eine Erhitzung bedingt, und dann zugeben, daß er dem Zugwind ausgeſetzt wurde?“

Die Ehrlichkeit trieb Fried zu rufen: „Meine Frau iſt unſchuldig daran. Ich hatte ihn zu mir genommen.“

„Das iſt ſo recht Herrenart. Wenn Sie nichts von Kinderpflege verſtehen, warum ließen Sie ihn nicht in der Obhut Ihrer Frau Gemahlin?“

Fried ſchwieg; er war ganz niedergeſchmettert.

Der Arzt traf dann noch ſeine Anordnungen und verſprach, am folgenden Tag gleich in der Frühe wiederzukommen.

Inge blieb die ganze Nacht am Bettchen des Kleinen ſitzen. Sie litt nicht, daß eine andere Hand als die ihre das Kind berühre, redete mit ihm, wenn es unruhig wurde, in den ſüßen, koſenden Lauten, die allein Mütter zu finden vermögen, erneuerte die Umſchläge, flößte ihm Medikamente ein.

Fried fand gleichfalls keine Ruhe. Er litt Folterqualen, weil er ſich die Schuld an dem Krankheitsfall beimeſſen mußte. Ab und zu ſtammelte er ein paar heftige Worte, die ein Gebet bedeuten ſollten, aber einem Befehl ähnlicher waren, ihm auch keine Beruhigung gaben; und dann ſchlich er von Stunde zu Stunde in das Krankenzimmer hinüber, ſtand zu Füßen des Bettchens, horchte auf den Huſten und wagte doch nicht zu fragen, wie es ſtehe, da Inge ihm freiwillig keine Mitteilung machte, ſondern mit zuſammengepreßten Lippen in niedergebeugter Haltung daſaß.

Einmal konnte er das beklemmende Schweigen, das ihn tiefer traf als jeder Vorwurf, nicht länger ertragen. Er rüttelte die Wärterin, die im Halbſchlaf in Kleidern auf dem Bett lag, wach und verlangte in leidenſchaftlichem Flüſterton Auskunft.

„Ach, laſſen S' mich aus!“ ſagte ſie ärgerlich. „Helfen können S' doch nichts. Wie wird's ſtehn? Schlecht ſteht's natürlich.“

Und er ſchlich wieder davon, unglücklicher als er gekommen war.

Der Arzt, der ſich frühzeitig wieder einſtellte, machte ein ernſtes Geſicht. Seine Anordnungen waren pünktlich befolgt worden, aber die Entzündung hatte trotzdem weiter um ſich gegriffen, und er ſagte es gerade heraus, um die Pflegerinnen zur größten Wachſamkeit anzuhalten.

Fried fühlte bei dieſer Eröffnung, daß ſeine Füße ihn nicht mehr tragen wollten. Er mußte nach dem erſten beſten Stützpunkt greifen.

„Um Gotteswillen!“ ſtotterte er. „Der Zuſtand iſt doch nicht hoffnungslos?“

„Jedenfalls ſehr beſorgniserregend. Ich wollte, der Kleine wäre etwas widerſtandsfähiger; leider iſt er von Hauſe aus abnorm ſchwächlich. Aber ich will Sie nicht vorzeitig beunruhigen. Bei der ſorgfältigen Pflege der Mutter hoffe ich ihn durchzubringen. Entzündliche Krankheiten treten ja auch bei ſchwachen Naturen milder auf als bei robuſten.“

Inge ſagte gar nichts, ſaß nur mit ihrem überwachten ſorgenvollen Geſicht wie verſteinert da. Für ſie ſtand es vom erſten Moment an feſt, daß ſie das Kind verlieren werde. Aber ſie war entſchloſſen, bis aufs äußerſte mit dem unſichtbaren Feind zu ringen, den ſie näher und näher kommen

sah. Oh nein! So leichten Kaufs gab sie das kleine Leben nicht her, das sich von dem ihren gelöst, das sie mit so heißem Bemühen gehegt und gepflegt hatte.

Und sie kämpfte zwei Tage und zwei Nächte hindurch den verzweifelten Kampf und sah die Kräfte abnehmen, sah das Gesichtchen scharf und spitz werden. Es war, als hindere der leidenschaftliche Wille der Mutter, die kein Mittel unversucht ließ, dieses schwache Flämmchen am Erlöschen. Ihre starke Jugendkraft hätte sie auf das Würmchen übertragen mögen, hielt es an sich gedrückt und meinte die eigene gesunde Lebensfülle müsse, von ihr ausströmend, sich ihm mitteilen.

In der dritten Nacht starb das Kind.

Inge kniete am Boden, hielt die schlaffen Händchen in den ihren und wartete auf den letzten der schwachen, stoßweise kommenden Atemzüge. Fried stand daneben mit einem unendlich gequälten Gesichtsausdruck.

Das eisige Schweigen zwischen dem Ehepaar währte fort. In allen diesen Tagen hatten sie kein Wort miteinander gewechselt. Was Fried über den Stand der Dinge erfuhr, kam ihm durch die Wärterin oder den Arzt. Inge konnte ihm den Aufenthalt im Krankenzimmer nicht verwehren, aber er existierte nicht für sie, und Fried kam sich vor wie ein Ausgestoßener. Der stumme Jammer dieser jungen Mutter, die im Begriff stand, ihr Liebstes zu verlieren, schnitt ihm ins Herz. Das Schuldbewußtsein drückte ihn nieder. An seiner Unachtsamkeit ging das kleine Wesen zu Grunde, das er doch selbst so zärtlich liebte. Wie gern wäre er jetzt neben seiner Frau niedergekniet und hätte gebeten: ‚Laß alles vergeben und vergessen sein! Laß mich nur teilnehmen an diesen letzten Augenblicken der Sorge!‘ Doch er fürchtete sich, die regungslose Gestalt zu berühren, die so vollständig in ihren Kummer versunken schien.

Da sah er sie langsam vom Boden aufstehen und die widerstandslosen winzigen Fingerchen sanft mit den Lippen berühren.

Er wußte, es war alles vorüber, und wollte sich mit einer leidenschaftlichen Bewegung auf das Bettchen niederbeugen, aber Inges gebieterisch ausgestreckter Arm hielt ihn zurück. Fried sah seiner Frau in die Augen und las etwas Furchtbares darin, das ihn unwillkürlich zurückweichen ließ.

Noch brannte in der Ecke die grünbeschirmte Lampe, alle die nun überflüssig gewordenen Gegenstände beleuchtend, welche zur Pflege notwendig gewesen waren. Oben an der Zimmerdecke bildet sich ein zitternder Lichtfleck, und durch die halb zurückgezogenen Fenstervorhänge drang der fahle Schein des heraufdämmernden Sommertages herein, ein gleichmäßig graues Zwielicht schaffend, vor dem die Schatten davonglitten.

Gerade in diese Sommerdämmerung hinein sah das wächserne Gesicht des kleinen stillen Wesens, dessen Seelchen die große dunkle Reise angetreten hatte, mit seinen halbgeöffneten Augen. Und ihm zur Seite standen die Eltern, von denen jedes sein Herzblut hingegeben haben würde, um es zurück zu halten, und blickten sich an wie Todfeinde.

„Geh hinaus!“ sagte Inge tonlos, aber jedes Wort deutlich accentuierend. „Was willst du jetzt noch hier?“

Und er ging. —

Der in München herrschenden Sitte gemäß, mußte der kleine Tote binnen zwölf Stunden nach der Leichenhalle des in Frage stehenden Friedhofs überführt werden, und es gab so viel zu bedenken und anzuordnen, daß Fried kaum zur Besinnung kam. Das war ein Glück für ihn. Wie hätte er sonst auch über das Schreckliche hinwegkommen sollen, daß ihm das letzte Recht des Vaters, sein Kind zu betrauern, verwehrt wurde. Er mußte rastlos umherfahren, fremde Menschen sprechen, geschäftliche Bestimmungen treffen.

Am Nachmittag stand der winzige Sarg im Wohnzimmer unter Blumen aufgebahrt, rings umher in Kandelabern brennende Kerzen, die das armselige weiße Körperchen mit den halboffenen Augen warm überstrahlten.

Die nächsten Freunde des Hauses waren alle gekommen, um der kurzen Trauerfeier beizuwohnen. Rainer, dem sanfte tröstliche Verse von Schmetterlingsdasein und Unsterblichkeit durch den Sinn gingen, van der Schelde und Egbert. Auch der Großvater hatte sich eingestellt und dachte, während er, wie es ihm zukam, das Taschentuch an die Augen drückte: ‚Welch ein Glück, daß das elende Kerlchen sich davon gemacht hat! Es werden noch andere gesunde Kinder nachfolgen. Und Inge scheint den Verlust ja auch mit Fassung zu tragen.‘

Anna Martini und Roma Paulsen dachten ungefähr das nämliche, während sie sich mit freundlichen Tröstungen um die junge Frau bemühten, deren thränenlose Ruhe den Eindruck der Gleichgültigkeit machen konnte. Sie, die keine Kinder gehabt hatten, vermochten nicht, sich in jenen Fanatismus hineinzudenken, mit dem jede Mutter gerade an ihrem Erstgeborenen hängt und dessen Verlust als das Unersetzlichste von der Welt betrauert.

Nach dem Gebet, das der Geistliche gesprochen hatte, zerstreute sich die kleine Versammlung still, und Papa Garto schlich gleichfalls davon. Seine Tochter kam ihm so fremd vor; er hätte ihr nichts zu sagen gewußt.

Man wartete auf den Wagen. Inge ging in ihr Toilettenzimmer, um sich den Hut aufzusetzen, da sie bis zur Friedhofshalle mit hinaus zu fahren gedachte.

Das kleine stille Wesen lag allein unter den Blumen und Kerzen.

Als Inge nach wenigen Minuten wieder eintrat, sah sie ihren Mann auf den Knieen neben der Bahre liegen. Er hatte die Stirn gegen den Sarg gelehnt, seine große lebenswarme Hand auf die kalten gefalteten Fingerchen gelegt und schluchzte.

Einen Moment war es ihr, als müsse sie dazwischen treten und ihn von jenem Platz vertreiben. Aber dieses rauhe, tiefe Schluchzen berührte sie seltsam. Sie hatte noch nie einen Mann weinen sehen, und es ergriff sie wie etwas Furchtbares, Erschütterndes. Ihr kam eine Ahnung von dem, was er während der letzten Tage durchgemacht haben mochte. Der Anblick seines elementaren Schmerzensausbruchs löste die Starrheit, die sich um ihr Herz gelegt hatte. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und einer unwiderstehlichen Regung folgend, ging sie zu ihm hin, und strich ihm leise mit der Hand übers Haar.

„Weine nicht so, Fried! — Ich bitte dich, hör auf!“

Er konnte nicht aufhören. Alles, was sich von Erregung und Qual während der letzten Tage in ihm angesammelt hatte, mußte sich jetzt Luft schaffen. Und dies unerwartete Zeichen der Teilnahme von seiten seiner Frau machte ihn nur noch fassungsloser.

Ihre Hand streichelte noch immer ganz unbewußt mechanisch seinen Kopf. Sie sah nicht den kleinen Toten an, starrte nur noch mit einer Art hilflosem, ängstlichem Staunen auf den vollständig niedergebrochenen Mann. Erst die Ankunft der Träger, welche kamen, um den Sarg zu schließen und hinabzutragen, rüttelte ihn aus seinem Jammer, sie aus ihrem dumpfen, ratlosen Staunen und brachte es ihnen zum Bewußtsein, daß das kleine Wesen, welches neun Monate hindurch in ihrer freudlosen Ehe der Sonnenschein gewesen war, im Begriff stand das Haus zu verlassen.

13. Kapitel.

Die Sommermonate vergingen in drückender Eintönigkeit.

Es war jetzt nicht von einer Trennung die Rede. Wie hätten sie auch die Herzlosigkeit haben können, im Augenblick darauf zurückzukommen, da doch jeder von ihnen sah, daß der andere schwer an seinem Kummer trug!

Sie sprachen nicht miteinander darüber. Die Gewohnheit der Aussprache war ihnen ja schon so lange abhanden gekommen. Aber wenn sie, was jetzt während der ersten Trauerzeit geschah, abends allein im Wohnzimmer beisammen saßen, der eine lesend, die andere zum Schein mit einer Handarbeit beschäftigt, empfanden sie die zwischen ihnen herrschende Stille nicht wie in früherer Zeit mit verdrossener, mühsam verhehlter Ungeduld. Es schien ihnen, als sei das Schweigen ein geselligeres geworden, weil die gemeinsame Erinnerung immer bei ihnen war.

Daß sie später auseinander gehen würden, stand ja fest, konnte nur eine Frage der Zeit sein.

Mitunter, wenn Inge sich unbeobachtet glaubte, ließ sie die Handarbeit in den Schoß sinken und sah ihren Mann an, der in sein Buch vertieft schien. Sie hatte so oft in letzter Zeit die langen Nächte hindurch wach gelegen und über ihn und sich nachgedacht, ganz ruhig und leidenschaftslos. Alles, was von bitteren und heftigen Gefühlen in ihr war, erreichte seinen Höhepunkt in dem Augenblick, in dem sie ihn von der Leiche des Kleinen weggewiesen hatte. Es war still in ihr geworden. Der große Schmerz hatte alles Kleinliche ausgelöscht. Er dauerte sie oft so sehr. Sie hätte nicht an seiner Stelle sein, nicht unter dem Bewußtsein leiden

mögen, durch Fahrläſſigkeit den Tod des Kindes herbeigeführt zu haben, denn er hatte es ja auch auf ſeine Weiſe geliebt.

Sie verſuchte, ihm gerecht zu werden. Alle die guten, tüchtigen, ja großen Eigenſchaften, die in ihm ſteckten, hätten ſich vielleicht ganz anders entwickelt, wenn eine verſtändnisvollere Frau an ſeiner Seite geweſen wäre, die mit Güte und Klugheit die eigenſinnigen Härten und Ecken ſeines Weſens geglättet hätte. Aber da hatte ſie ſich in ſein Leben gedrängt, ganz unüberlegt, ohne mehr als ein flüchtiges Wohlgefallen an ihm zu finden, war ohne Intereſſe für ſein eigentliches Lebenselement und ſeine geiſtigen Bedürfniſſe neben ihm her gegangen, hatte nichts von ihrer Eigenart, die doch noch ſo unendlich kindiſch war, hergeben wollen. Sie begriff, wie es ſo nach und nach gekommen war, daß ſie ſich voneinander entfernt hatten. Er fand keinen Zuſpruch in kritiſchen Momenten, keinen Halt, als er ſich künſtleriſch in ſchiefer Richtung verrannte. Das mußte ihn innerlich gereizt machen, und dieſe Gereiztheit ſeiner Beanlagung nach ſchließlich in Brutalität ausarten.

Solche Erwägungen kamen nun freilich zu ſpät, denn eine innerliche Wiedervereinigung ließ ſich nicht gut denken, nachdem ſie ſo weit auseinander gegangen waren. Inge ſah in der Scheidung die einzige Löſung der Frage, dachte daran, daß er von ſeiner Freiheit glücklicheren Gebrauch machen werde als vordem, und ſich eine Lebensgefährtin wählen könne, die zu ihm paſſe. Aber aus dem großen Mitleid heraus, das ſie für ihn empfand, kam ihr der Wunſch, ihm dieſe letzte Zeit des Beiſammenſeins, die ſie nur noch als einen Aufſchub betrachtete, freundlich zu geſtalten. Er ſollte ihrer wenigſtens ohne Zorn gedenken. Und ſie fand kleine ſtille Aufmerkſamkeiten und Rückſichten für ſein Behagen, die er dankbar anerkannte, ohne daß von beiden Seiten ein Wort darüber gefallen wäre.

Ging ſie durch das Zimmer, ſo ließ Fried zuweilen das Buch ſinken und folgte ihr mit den Augen. Er hätte blind ſein müſſen, um nicht zu ſehen, wie verändert ſie war. In ihrer Stille lag nichts mehr von Trotz und Gleichgültigkeit, nur noch etwas ſehr Sanftes, die rührende Trauer der Beraubten, die niemand beſaß, dem gegenüber ſie ſich das Herz erleichtern konnte; und dabei bewahrte ſie die ruhige Haltung einer vornehmen Natur, welche ſich nicht gehen läßt.

Er war nicht blind und wurde ihr zum erſtenmal im Leben gerecht. Daß ſein Ausbruch der Wut und Eiferſucht, der zur letzten Kataſtrophe geführt hatte, unbegründet geweſen ſei, war ihm ſchon lange klar geworden. Egberts unbefangenes Auftreten, ſeine Teilnahme ihm ſelbſt, ſowie Inge gegenüber, redeten deutlicher, als jede Ausſprache es vermocht hätte, von der abſoluten Freundſchaftlichkeit der Beziehungen beider zu einander.

Aber Fried konnte ſo wenig thun, um ihr zu zeigen, daß er anderen Sinnes geworden ſei. Er zitterte davor, der Angelegenheit mit einem Wort Erwähnung zu thun, weil er meinte, ſie werde dann mit dem Vorſchlag der Trennung hervor treten, und er werde nicht den Mut haben, ſie zu halten. Womit hätte er ſie jetzt auch noch an ſich feſſeln ſollen, da das einzige Band, das zwiſchen ihnen beſtand, zerriſſen war? Er empfand es täglich dankbar, daß ſie ihm noch einen Aufſchub gewährte, aus Anſtandsrückſichten der Welt gegenüber, wie er meinte. Immerhin, mochten ihre Gründe ſein, welche ſie wollten, noch war ſie da. Und er ſehnte ſich danach, daß ſie ihm wieder über das Haar ſtreicheln ſolle, wie in jenem Moment der Faſſungsloſigkeit, malte ſich aus, wie er ihre Hände dann feſt halten und ſich die Seele endlich einmal frei ſprechen wolle. Aber ſie that nichts dergleichen.

In ſtillſchweigendem Übereinkommen waren ſie in der Stadt geblieben, trotzdem faſt alle Welt München während der Hundstagshitze verlaſſen hatte. Beide gingen täglich zum Friedhof hinaus, Inge in den Morgenſtunden, Fried gegen Abend, niemals zuſammen.

Auf Inges Schreibtiſch ſtand jetzt eine farbig getönte Kreidezeichnung, die Fried einmal im Frühling von dem Söhnchen gemacht, aber bis dahin im Atelier für ſich behalten hatte. Eines Morgens ſtand ſie eingerahmt da, und Inge war unendlich glücklich darüber.

„Ich danke dir herzlich, Fried!“ ſagte ſie, und die Thränen ſtanden ihr in den Augen. „Etwas Schöneres und Lieberes hätteſt du mir nicht zur Erinnerung geben können.“

Ihm stockte der Atem. Meinte sie damit zur Erinnerung an das Kind, oder an ihn selbst? Würde das lang Erwartete jetzt kommen?

Es kam indessen nicht. Sie dachte, es sei im Herbst erst an der Zeit, von dem zu sprechen, was über ihre beiderseitige Zukunft entscheiden mußte.

Er war ganz unglücklich, daß sie ihm nicht die Hand gereicht hatte, obwohl man es ihr ansah, wie sehr sie sich über die Gabe freute.

‚Sie wird nie vergeben!‘ sagte er sich.

Tags darauf fand sie ein Glas mit frischen Blumen vor dem Bilde, die immer erneut wurden, sobald sie zu welken begannen. Inge wußte, wer sie dahingestellt hatte, und es rührte sie.

Das Ehepaar lebte in dieser Hochsommerzeit so abgeschlossen für sich, als sei es allein auf einer Insel im Ozean. Über ihnen dunkelblauer Himmel und flimmernde Sonnenglut; rings um sie her menschenleere blendend weiße stauberfüllte Straßen, graue vertrocknende Bäume, versiegende Brunnen. Die Natur schien reglos, von heißem Sommertraum umfangen, und dazwischen nur er und sie. So kam es ihnen vor. Es war ihnen, als träumten auch sie einen schwermütigen Traum, aus dem sie endlich erwachen mußten, um das Unabwendbare an sich herantreten zu lassen, Entschlüsse zu assen. S ie hätten das Erwachen gern noch so lange als möglich hinausgeschoben. Beide hatten das Gefühl, sie müßten diese Zeit noch ausnutzen, um gut miteinander zu sein, unsäglich gut, in einer heimlichen, unauffälligen Weise, damit jedes von ihnen eine versöhnliche Erinnerung mit hinwegnehmen könne; und sie beobachteten sich gegenseitig, um kleine Wünsche zu erspähen, die erfüllt werden konnten.

Inge fand, daß Fried abgespannt aussähe und zu viel vor sich hin grüble. Er ging schon lange nicht mehr ins Atelier, vielleicht weil er ihr pflichtschuldig Gesellschaft leisten wollte. Das mochte sie nicht annehmen. ‚Er soll mir kein Opfer bringen!‘ dachte sie und meinte auch, eine anregende Beschäftigung werde ihm gut thun.

„Du solltest doch die stille Zeit jetzt benutzen, um dein großes Bild zu vollenden!“ schlug sie vor. „Wer weiß, wann du wieder so ungestört arbeiten kannst.“

„Ich mag nicht. Das bombastige Ding ist mir zu fad geworden.“

„So fang ein anderes an. Warum machst du nicht eine kleine Studienreise, um mit frischen Eindrücken und neuen Skizzen heim zu kommen?“

„Ich mag nicht!“ — Er brachte es nicht über die Lippen hinzuzufügen: ‚Und ich will dich nicht allein lassen.‘

„Aber die Arbeit wird dir gut thun, wenn du dich nur erst wieder hineingezwungen hast. Du lebst so still, hast gar nichts. Vielleicht fehlen dir die Freunde, mit denen du früher neue Ideen zu besprechen pflegtest.“

„Nein. — Es ist mir lieb, daß sie fort sind. Ich habe keine Ideen; und wenn ich sie hätte, keine Lust, mich nach Modellen umzuthun.“

Das ungewohnt ausführliche Gespräch stockte wieder und war für diesen Tag abgethan. Am nächsten Morgen jedoch fing Inge abermals davon an; sie sah ja, daß er selbst unter diesem völligen Darniederliegen seiner Thatkraft litt, und drang darauf, daß er wenigstens einmal ins Atelier gehe, lüfte und Ordnung schaffe.

Schließlich that er ihr den Willen, und wie er erst wieder in dem seit Wochen gemiedenen liebgewohnten Arbeitsraum stand und sich umsah und umherzukramen begann, atmete er auf, wie bei der Heimkehr von einer langen, unfrohen Reise.

Er nahm bald dies, bald jenes zur Hand und freute sich daran, ging dann mit einemmal auf das große historische Gemälde zu, das ihn aufdringlich und fremd von der Staffelei her ansah. Die Farben waren eingeschlagen, eine dicke Staubschicht lag darüber. Er hob es herab, lehnte es umgekehrt gegen die Wand und sagte vor sich hin: „Abgethan!“

Es kam ihm wie eine Befreiung vor, daß er dies sagen konnte. Der verbissene Ehrgeiz, mit dem er sich in eine Richtung verrannt hatte, die außerhalb seines Könnens lag, erschien ihm jetzt nach der langen Arbeitspause so unglaublich kindisch. Wie hatte er sich nur da hineinzwingen können, während ihm doch sonst auf seinem eigensten Gebiet die Ideen nur so zugeströmt waren, und das Gefühl, in kleinem Genre Großes zu schaffen, ihm unendliche Befriedigung gewährt hatte!

Die Sehnsucht nach neuer Arbeit regte sich in ihm. Er war Inge dankbar, daß sie ihm den Anstoß dazu gegeben hatte. Wenn nur nicht überall soviel Staub gewesen wäre! Die Stunde, in der die Putzerin das Atelierhaus aufzuräumen pflegte, war vorüber. Fast alle Bewohner desselben, mit Ausnahme der Paulsen, befanden sich auf Reisen. Er dachte schon daran, die letztere zu bitten, ihm mit Tüchern und Wedel beizuspringen, als Inge eintrat.

„Du wirst etwas Ordnung schaffen wollen," sagte sie ruhig. „Wenn es dir recht ist, übernehme ich das, denn ich weiß, daß du die Dienstboten nicht gern hier einläßt."

„Bemüh' dich nicht!" rief er hastig. „Ich kann ja selbst —"

Aber sie machte sich bereits daran, Sauberkeit herzustellen, ohne die geniale Unordnung, in der er sich am besten zurecht fand, zu stören.

Fried sah ihr staunend zu und machte sich derweil mit einem neuen Karton zu schaffen, den er auf dem Zeichenbrett befestigte. Sie war so selten hier gewesen, hatte sonst nie Interesse an seinen Angelegenheiten genommen. Freilich hatte er sie auch seit Jahr und Tag nicht aufgefordert zu kommen. Daß sie nun jetzt bedacht gewesen war, ihm über ein Unbehagen hinweg zu helfen, rührte ihn, und er fand es auch hübsch, ihr bei dieser geräuschlosen Thätigkeit heimlich zuzuschauen.

„Ich danke!" sagte er verlegen, als sie ihre Utensilien dann zusammen raffte und sich anschickte zu gehen. „Morgen kann die Putzerin wieder ihr Amt antreten."

„Gewiß. Ich werde sie benachrichtigen."

„Willst du dich nicht setzen?" fragte er befangen.

„Nein. Ich störe dich doch wohl nur."

„O, durchaus nicht. — Im Gegenteil. — Es ist nämlich recht einsam hier im Haus, alles ausgeflogen; und ich bin so daran gewöhnt, das Gebäude von oben bis unten voller Menschen zu wissen, von denen jeder sich auf irgend eine ihm eigentümliche Weise hörbar macht, daß mir dies Zusammenklingen von allerlei Geräuschen wie ein liebgewordener Begleitakkord zur eigenen Arbeit war, der mir jetzt fehlt."

Er sprach überstürzt, als wolle er ihr nicht Zeit zu einer ablehnenden Erwiderung lassen, und fügte dann noch hinzu: „Dir wird es auch einsam drüben in der Wohnung sein."

„Das macht nichts."

„Nun, wie du willst!"

Inge zögerte. Er schien zu wünschen, daß sie blieb. Vermutlich wäre ihm jedes andere Lebewesen ebenso angenehm gewesen, dafern es ihm das Gefühl der Einsamkeit nahm, das ihn aus der Stimmung brachte. Warum sollte sie ihm nicht den Gefallen thun, da sie wohl nicht mehr lange Gelegenheit haben würde, ihm einen Wunsch zu erfüllen.

Sie nahm einiges Zinngerät, das umher stand, setzte sich damit auf den Divan und fing an daran herumzuputzen.

Fried stellte sich vor das Zeichenbrett, ihr den Rücken zuwendend, und begann eine kleine Skizze in Kohle. Es freute ihn, daß sie dablieb, und zerstreute ihn zugleich. Er dachte darüber nach, wie sonderbar es sei, daß er früher nie Verlangen nach ihrer Gegenwart gehabt habe. Er war immer durch die Anwesenheit eines Zweiten zum Schaffen angeregt worden. Die Modelle hatten ihn daran gewöhnt, und er erinnerte sich, nie besser gearbeitet zu haben, als zu der Zeit, in der Egbert das Atelier mit ihm teilte. Warum war es ihm nie eingefallen, Inge zu bitten, ihm Gesellschaft zu leisten? Da hatte er immer ganz von oben herab gedacht, sie sei kindisch und oberflächlich und werde ihn stören, hatte es ihr auch stark verübelt, daß sie nicht bewundernd zu ihm aufsah; und jetzt, wo er etwas von seiner künstlerischen Höhe heruntergestiegen war und erst einen neuen Anlauf nehmen mußte, wo er sich kummervoll und unglücklich nach der Anwesenheit eines sympathischen Menschen sehnte, saß diese Frau, die sich doch ohne Zweifel mit dem Gedanken trug, ihn binnen kurzem zu verlassen, geduldig bei ihm, war gerade in dem Augenblick gekommen, in dem er ihrer bedurfte.

Er fand, daß etwas Friedsames, Wohlthuendes von ihrer stillen Gegenwart ausgehe. Allmählich arbeitete er sich in eine künstlerisch produktive Stimmung hinein, wischte aus, was er zuerst zerstreut hingeworfen hatte und begann in klaren, großen Strichen einen Entwurf, der ihm in anderer Ausführung schon früher einmal vorgeschwebt und zu dem er bereits verschiedene

Lichtſtudien gemacht hatte, die irgendwo verkramt waren.

„Ich bitte dich!“ ſagte er lebhaft und vergaß im Moment, hingenommen von der Idee, vollſtändig, daß er zu ſeiner Frau redete. „Sieh 'mal in der großen braunen Mappe da am Fenſter nach, ob da nicht ein paar Zimmerſtudien ſind, Sonnenlichter auf grünlichen Wänden.“

Sie erhob ſich bereitwillig und ſah nach.

„Du wirſt ſie wohl nicht finden,“ meinte er, als ihm einfiel, daß ſie in ſeinen Sachen nicht Beſcheid wiſſe. Aber Inge brachte die verlangten Blätter bereits und ſtellte ſie ruhig vor ihm auf, ſo daß ſie die rechte Beleuchtung hatten, dabei einen Blick auf ſeine flüchtige Skizze werfend.

„Verzeih'!“ bemerkte ſie. „Mir ſcheint, du haſt das Thema zu ſtark betont.“

Er ſtutzte. Sie hatte in der That recht.

„Wie weißt du das?“

„Ich meine, das muß in der Malerei genau ſo wie in der Muſik ſein. Vielleicht habe ich mich falſch ausgedrückt; mir ſtehen eben nur, was die Kunſt betrifft, muſikaliſche Ausdrücke zu Gebot. Ein kleines Thema, das durch ſeine Einfachheit groß wirken ſoll, darf nach meiner Anſicht nicht zu kräftig unterſtrichen werden, weil es dadurch an Stimmung verliert.“

Fried war ganz betroffen und ſchwieg. Er hörte, wie ſie das Ziergerät wieder an Ort und Stelle ſetzte und dann leiſe hinausging, in der Meinung, er ſei nun mitten in der Arbeit und bedürfe nicht mehr ihrer Anweſenheit. Aber er arbeitete nicht, ſann nur darüber nach, wie es möglich ſei, daß ſie ſo fein und richtig empfinden könne.

In der Sache ſelbſt urteilte ſie ja falſch, weil es ihm in erſter Linie darauf ankam, den Vorwurf klar zur Erſcheinung zu bringen. Das ſanfte Abtönen der Licht- und Farbenwirkung, das er meiſterhaft wie kein anderer verſtand, gehörte zur Ausführung des eigentlichen Bildes, zu dem dieſes Blatt

Aus unſerer Studienmappe:

Am Strande. Studie von R. Balcke.

nur die erste vorbereitende Skizze sein sollte. Doch ihr Prinzip war das rechte.

Am nächsten Morgen glaubte er, sie werde wiederkommen. Doch Inge meinte, ihre Anwesenheit sei nicht mehr notwendig, weil die Putzerin schon in der Frühe den Schlüssel zum Atelier geholt und dort alles gesäubert hatte. Sie mochte sich ihm nicht aufdrängen, dachte, er werde sie auffordern, wenn er sie brauche, und das wagte nun Fried wiederum nicht.

Zu Tisch kam er erhitzt und angeregt herüber, wartete darauf, daß sie ihn fragen werde, wie ihm die Arbeit von der Hand gegangen sei. Inge fürchtete indessen, ihn tags zuvor mit ihrer kleinen Kritik gekränkt zu haben, erinnerte sich auch, wie oft er früher in der ersten Zeit ihrer Ehe ungeduldig aufgefahren war, wenn sie ganz harmlos seiner künstlerischen Angelegenheiten Erwähnung gethan hatte.

So sprachen sie nur vom Wetter, von der Möglichkeit, daß die Freunde schon Ende September wiederkehren könnten, und ähnlichen gleichgültigen Dingen, wie es zwischen ihnen zur Gewohnheit geworden war, einsilbig, allein aus einer gewissen Höflichkeit, die sie gegeneinander beobachteten. Das ging so Tag für Tag fort.

Fried fand diesen Zustand auf die Dauer unmöglich. War er im Atelier, so ging er in seiner Kunst auf, fühlte eine unsägliche Befriedigung, zu sehen, daß er wieder mitten drin stand und ein kleines Meisterwerk schuf. Aber daheim hätte er auch gern davon gesprochen, seit er entdeckt hatte, daß seine Frau Verständnis dafür besaß. Doch sie legte es ihm niemals nahe, davon anzufangen. Er fragte sich oft, was in dieser verschlossenen Natur vor sich gehe, ob sie sich noch mit dem Gedanken trage, ihn zu verlassen? Bisweilen schien es ihm eine Erleichterung, sich vorzustellen, daß dieses Nebeneinanderherleben ein Ende haben müsse; und zu anderen Zeiten wieder empörte er sich dagegen und schwur sich selbst, daß er nie darein willigen werde.

Da war es ihm denn eine förmliche Erlösung, wie Schelde eines Tags als erster der nach und nach heimkehrenden Freunde zu ihm ins Atelier trat. Er wäre ihm beinah um den Hals gefallen. Ein paar hastige Fragen und bedächtige Antworten unterrichteten Fried über Ziel und Ausbeute der sommerlichen Studienreise, die der andere hinter sich hatte. Darauf zündete sich Schelde den ausgegangenen Cigarrenstummel an, den er aus der Westentasche zog, und setzte sich, um nun seinerseits zu fragen: „Wie steht's mit dir? Hast du was vor dich gebracht?"

„Du siehst ja."

Schelde wandte sich jetzt erst der Staffelei zu, was er bis jetzt diskret vermied.

„Alle Achtung! — Das ist wieder 'mal ein echter Hallinger. Ich gratuliere, daß du den historischen Krempel über Bord geworfen hast."

„Es war Zeit."

„Das meine ich auch. Da liegt eine wundervolle Feinheit drin. Gibst du es in den Kunstverein?"

„Nein. Ich werde es in einem Salon ausstellen, trenne mich jedoch nicht davon, denn ich habe es mit rechter Liebe gemalt. Es entsprach so durchaus meiner Stimmung."

„Das sieht man."

Kurze Pause.

„Gesprächiger bist du nicht geworden, mein Alter."

„Wozu soll ich sprechen? Ich warte, daß du mir sagst, wie du die Zeit verbracht hast, — ich meine nach dem großen Verlust."

Fried zuckte die Achseln und sah düster vor sich hin.

„Was macht deine Frau?"

„Ich weiß nicht, — weiß überhaupt nicht, woran ich mit ihr bin."

„Was heißt das?"

„Du wirst wissen, daß unser Verhältnis nicht das beste war. Wir hätten uns schon lange getrennt, wenn das Kind nicht gewesen wäre. Jetzt nach seinem Tode sind wir noch so bei einander geblieben, der gemeinsamen Erinnerung wegen. Meine Frau geht verschlossen ihren Weg. Ich ahne nicht, was sie denkt und wünscht, ob sie mich haßt oder bemitleidet, — denn du weißt, Schelde, daß ich an dem Tode des Kleinen indirekt schuld war."

Fried warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in die Hand.

„Herrgott! Darüber hinwegkommen! Sich nicht diese schrecklichen Gewissensbisse zu machen brauchen!"

„Lieber Junge, es war wohl so vom Schicksal bestimmt."

„Nein, sag' das nicht. Ich bin kein Fatalist wie du. Schuld war ich nun 'mal dran, und das verzeiht keine Mutter. Wie gesagt, zuweilen glaube ich, daß sie mich bemitleidet, mir helfen möchte, mit einer stillen Güte, die mir mehr zu Herzen geht als alles andere. Aber im Grunde muß sie mich ja hassen; es ist nicht anders möglich, und ich erwarte jeden Tag, jetzt nach Ablauf der ersten Trauermonate, daß sie den Gedanken der Scheidung wieder aufnimmt und mit dem endgültigen Vorschlag an mich herantritt."

„Und du?"

„Ich willige in alles. Dieser Zustand ewiger Ungewißheit und Erwartung ist unerträglich. Will sie fort, — gut! Ich habe kein Recht, sie zu halten."

„Warum sprichst du nicht mit ihr?"

„Ich kann nicht! — Nein, komme mir nicht mit Vernunftgründen! Ich kann es nun einmal nicht. Sie könnte denken, ich wünschte sie aus dem Haus."

„Und das ist nicht der Fall? Du möchtest, daß sie bliebe?"

„Ich will das, was sie will."

„Ja, was ist da zu machen, wenn ihr euch nicht aussprecht?"

„Wenn du vielleicht mit ihr reden wolltest? — Sie gibt etwas auf dich. — Aber versuche nicht, sie nach irgend einer Richtung zu bestimmen. Ich mag keine Frau, die nur durch Überredung zu bewegen ist, bei mir zu bleiben. Sie soll frei entscheiden können."

„Lieber Fried, ich eigne mich gar nicht für solche Vermittlerrollen."

„Doch, doch! Du bist zuverlässig und ehrlich. Ich weiß, daß ich von dir die volle Wahrheit erfahre. Sage ihr auch, daß ich ihre Zukunft sicherstelle, wie auch ihre Entscheidung ausfallen möge. Die Versorgungsfrage soll keine Rolle in ihren Entschlüssen spielen. — Ich will alles freiwillig haben, oder nichts."

„Was verstehst du unter ‚allem'?" fragte der Riese langsam.

„Ach, geh doch! Wenn du das nicht begreifst, kann ich es dir nicht verständlich machen."

Fried sprang auf und lief wie ein Unsinniger hin und her.

„Warte doch lieber bis Egbert heimkehrt. Der hat die Gabe der Rede und kennt deine Frau auch besser als ich."

„Wer weiß, wann der kommt!"

„Ich hatte letzthin einen Brief von ihm. Er hat die Sommermonate über still in Leipzig gesessen, um sein Oratorienwerk zu beenden und Teile daraus unter der Leitung berühmter Musiker zu probieren, schreibt beglückt, daß seine Komposition Beifall gefunden hat. Wer hätte gedacht, daß so viel in ihm steckt. Vor allem hätte ihm niemand die Fähigkeit einer angestrengten ernsthaften Arbeit zugetraut. In vierzehn Tagen will er hier sein, um die Proben für die hiesige Aufführung persönlich zu leiten."

„Ich kann nicht so lange warten. Die Ungewißheit bringt mich um. Und dann, — du weißt vielleicht nicht, daß ich damals in meiner tiefen Verstimmung und Aufregung so wahnsinnig war, meine Frau und Perna in Verdacht zu haben, — — na kurz und gut, ich war eben ein Narr, und es gab seinetwegen eine schreckliche Scene zwischen mir und meiner Frau, welche die letzte Ursache meines häuslichen Elends wurde. Selbstverständlich trage ich an allem die Schuld; aber du begreifst, daß ich mich nicht gerade Pernas Vermittelung bedienen möchte. Thu mir die Liebe, geh in meine Wohnung hinüber. Du findest Inge jetzt daheim. Sie wird es natürlich finden, daß du sie begrüßest. Forsche sie über ihre Pläne und Absichten aus. Ich will wissen, woran ich bin."

„Ja, lieber Junge, heimliches Ausforschen ist nicht mein Fall. Ich kann nur geradeheraus fragen."

„Thu, was du willst, bringe mir nur eine bestimmte Antwort."

Schelde stand auf und warf den ausgerauchten Stummel fort.

„Na, also in einer halben Stunde bin ich wieder hier."

Er fand Inge im Wohnzimmer, im Begriff Frieds Wäsche nachzusehen. Sie wollte nicht, daß irgend etwas unordentlich zurückblieb, wenn sie das Haus verließ.

Schelde fühlte, daß er eine Aufgabe übernommen hatte, der er eigentlich nicht gewachsen war, kam sich entsetzlich unbeholfen vor und holperte über die ersten einleitenden Worte hinweg.

Inge merkte, daß er etwas sagen wolle, was ihm schwer fiel.

„Kommen Sie von Fried?“ fragte ſie.

„Ja.“ — Jetzt ſtürzte er ſich kopfüber in die heikle Sache hinein. — „Sie müſſen es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen von einer Angelegenheit ſpreche, welche Sie und ihn betrifft.“

„In ſeinem Auftrag?“

„Allerdings.“

„Bitte reden Sie.“

„Rund heraus geſagt, Frau Hallinger: Denken Sie daran, ſich von Fried zu trennen?“

Sie wurde über und über rot. Aus der Art, wie Schelde die Frage ſtellte, glaubte ſie entnehmen zu müſſen, daß Fried jetzt die Scheidung wünſche, bisher nur aus Großmut geſchwiegen habe, weil er ſie mittellos wußte und nicht ohne weiteres fortſchicken mochte.

„Es ſcheint mir die einzige Löſung. Ich trug mich ſchon lange mit dem Gedanken, wartete nur darauf, daß die Initiative von meinem Mann ausgehen ſolle, wie das ja nun auch der Fall iſt.“

„Mißverſtehen Sie mich nicht. Fried möchte Ihnen nur kein Hindernis in den Weg legen, wenn Ihre Wünſche dieſe Richtung nehmen ſollten, möchte Sie durchaus nicht beeinfluſſen und beauftragt mich ausdrücklich, zu ſagen, daß die Verſorgungsfrage keine Rolle in Ihren Entſchlüſſen ſpielen ſolle. Er fühlt ſich Ihnen gegenüber ſo ſchuldig, daß er, — na ja, und ſelbſt wenn dies nicht der Fall wäre, ſo würde er Ihnen die ausreichendſten Exiſtenzmittel zur Verfügung ſtellen. Er iſt ja ſo wohlhabend, daß Sie ſich kein Gewiſſen zu machen brauchen, etwas von ihm anzunehmen.“

‚Wie er mir die Wege ebnet, damit ich nur je eher je lieber aus ſeinem Leben verſchwinde!‘ dachte Inge bitter, und ſagte dann haſtig: „Ich begreife, daß Fried dies nicht perſönlich mit mir beſprechen mochte, und verſtehe vollkommen den Sinn ſeiner Anfrage. Bitte teilen Sie ihm mit, daß ich mich mit dem Gedanken der Scheidung vertraut gemacht habe, aber ſein Anerbieten, mir eine Unterſtützung zu geben, dankend ablehne. Ich glaube in der Lage zu ſein, mir eine ſelbſtändige Exiſtenz zu ſchaffen.“

Schelde ſtand der Schweiß auf der Stirn. Er eignete ſich gar nicht für diplomatiſche Miſſionen und merkte, daß die ſeine kläglich ſcheiterte.

„Ich glaube, meinem Mann einen Gefallen zu erweiſen, wenn ich ihm ein weiteres Zuſammentreffen mit mir, das jetzt nur peinlich ſein dürfte, erſpare!“ fuhr die junge Frau temperamentvoll fort. „Es iſt gut, daß dieſe Frage, die unausgeſprochen auf uns beiden laſtete, nun zur Sprache gekommen iſt. Mein Vater wird mich zunächſt bei ſich aufnehmen, bis ich mir irgendwo einen Wirkungskreis geſchaffen habe, und ich überlaſſe es Fried, mir ſo viel oder ſo wenig von meinem perſönlichen kleinen Eigentum nachzuſenden, wie er für gut findet.“

„Aber Frau Hallinger!“ ſtammelte Schelde. „Eine ſo raſche Trennung liegt gar nicht in Frieds Wünſchen. Ich bin ſicher, daß er gern in Frieden und Güte von Ihnen Abſchied nehmen möchte. Sie thun ihm weh, und der arme Kerl iſt ohnehin recht herunter.“

„Ich gehe in Frieden von ihm, trage ihm nichts nach. Sagen Sie ihm das. Er ſoll ſich keine ſchweren Gedanken machen. Ich weiß ja, daß er gelitten hat, durch mich und auch durch ſich ſelbſt, und ich wünſche von Herzen, daß er Gelegenheit hätte, das Lebensglück, das er mit mir nicht gefunden hat, in anderer Richtung zu finden.“

Ihre Faſſung war zu Ende. Sie geleitete den unglücklichen Vermittler, der nicht wußte, ob er ihr gütlich zureden ſollte, oder damit ſeine Befugnis überſchritt, zur Thür und brach dann in heiße Thränen aus.

Das war alſo der klägliche Schluß! Fried bot ihr Geld, damit ſie doch nur ums Himmelswillen gehen ſolle. Nun ja, er ſollte ſeinen Willen haben. Keine Stunde länger wollte ſie unter dieſem Dach bleiben. Nur kein Wiederſehen jetzt noch! Nur keine Komödie der Rührung! Und ſie nahm das Bild des Kindes von ſeinem Platz, raffte in Eile zuſammen, was ſie für die nächſte Zeit zu bedürfen glaubte, und lief damit blindlings in den klaren Oktobertag hinaus.

Schelde war inzwiſchen in das Atelier zurückgekehrt, in dem Fried in fieberhafter Aufregung wartete.

„Was haſt du ausgerichtet? Sprich doch! Spanne mich nicht mit deiner Langſamkeit auf die Folter!“

„Deine Frau will die Scheidung. Sie möchte gleich fort, da die Sache nun einmal zur Sprache gebracht iſt, weil ihr ein

Bildnis des Malers G. Buchner. Nach dem Gemälde von Leo Samberger.

weiteres Zusammensein mit dir danach peinlich wäre. Ich weiß nicht, ob dir das erwünscht oder unlieb ist. Du warst vorhin ein wenig unklar."

Fried wandte sich still zum Fenster, stützte die gekreuzten Hände an das Holz und lehnte die Stirn dagegen.

14. Kapitel.

Papa Garto war sehr unangenehm überrascht, als seine Tochter bei ihm erschien, und geradezu aufgebracht, als sie ihm den Grund mitteilte. Zwar besaß er außer den zwei Zimmerchen, die er bewohnte, noch eine Kammer, in der allerlei Hauskram aufgespeichert war, der noch aus den Zeiten stammte, in denen er mit Inge zusammenlebte, so daß sich ein Schlafräumchen für sie mit Leichtigkeit herstellen ließ, aber sie genierte ihn in seiner ungebundenen Junggesellenexistenz, und der Gedanke, den reichen Schwiegersohn zu verlieren und damit einen ergiebigen Zuschuß zu seinen dunkeln Einnahmequellen, ließ ihn zum erstenmal gegen Inge Partei nehmen.

Umsonst versuchte er sie umzustimmen. Seine Überredungskünste glitten an der traurigen Entschlossenheit der jungen Frau ab und trugen auch zu sehr den Stempel des Eigennutzes, um Erfolg zu haben.

Sie hörte ihm still zu und sagte nur bestimmt, als er sich erbot zu Fried zu gehen und zu vermitteln: „Davon kann keine Rede sein. Die Sache ist abgethan. Wir müssen abwarten, welche Schritte er seinerseits thut."

„Hat man je so etwas erlebt!" eiferte er. „Eine junge, gutsituierte Frau verläßt ihres Mannes Haus, nur weil ihr die Laune gerade so steht!"

„Du hörst ja, daß Fried die Scheidung wünscht."

„Liegt aber gar kein Grund dazu vor. Gegenseitige Abneigung? Lächerlich! Wenn alle Eheleute, die sich gegenseitig verabscheuen, auseinander laufen wollten, würde die Welt von Geschiedenen wimmeln. Will er seine Freiheit zurückhaben, gut! Dann muß er ins Unrecht gesetzt werden und blechen, daß ihm die Augen übergehen. Ich hätte das schon gedeichselt, wenn du mich damit betraut hättest. Statt dessen läufst du davon und gibst ihm Gelegenheit gegen dich wegen böswilliger Verlassung klagbar zu werden. Du sollst sehen, daß wir keinen Pfennig aus ihm herausschlagen."

Inge starrte ihn an. Der häßliche, schmutzige Eigennutz, der aus jedem Wort sprach, erfüllte sie mit Widerwillen. Nie zuvor war er ihr so heruntergekommen und glücksritterhaft erschienen.

„Wir tragen einen alten Namen und wollen uns also auch wie vornehme Leute benehmen," sagte sie mit einem hochmütigen Aufblick.

„Ach, geh mir mit der Vornehmheit! Damit lockt man keinen Hund hinterm Ofen vor. Du hast die Gewohnheiten einer reichen Person angenommen. Meinst du vielleicht, ich könne dir all das schaffen, woran du gewöhnt bist? In der Welt gilt nur die Schlauheit. Der Dümmere zieht den Kürzeren und wird mit Füßen getreten. Was nutzt mir denn der alte Name? Was? He? Nicht 'mal 'ne Agentur habe ich daraufhin bekommen, die ein Herr Müller oder Schulze mit Leichtigkeit erlangt hätte."

„Wir verstehen uns wohl nicht mehr, lieber Papa. Ist es dir aber so entsetzlich, mir Obdach zu gewähren, so nehme ich mir irgendwo ein Zimmer und thue mich sofort nach Musikschülern um. Mit den paar hundert Mark, die ich bei mir habe, komme ich wohl einige Monate aus. Inzwischen hoffe ich Beschäftigung zu finden und denke, daß mir mein alter Name, den ich mit deiner Erlaubnis wieder annehmen will, kein Hindernis sein wird."

„So viel hast du bei dir? Ich hätte dich nicht für so praktisch gehalten."

Inge erhob sich.

„Also leb wohl, Papa. Ich werde dich nicht belästigen."

„Allmächtiger! Sei doch nicht gleich so empfindlich. Natürlich bleibst du zunächst bei mir, wenn du dir das Loch da nebenan herrichten willst. Wir müssen vor allen Dingen abwarten, was Hallinger für Schritte thut."

Sein erfinderischer Kopf baute sofort Pläne auf die Summe, die seine Tochter ihrer Angabe nach bei sich trug. Daneben gedachte er hinter Inges Rücken sich mit Fried in Verbindung zu setzen und ihr Fortgehen wie einen unüberlegten Streich hinzustellen, der nicht als böswillige Verlassung anzusehen sei. Er wollte nur erst sehen, ob sein Schwiegersohn nicht von selbst

die Hand zur Versöhnung bot, in welchem Fall er sich im Vorteil des Gewährenden befinden werde.

Als nun aber Tag um Tag verrann, und Fried nichts von sich hören ließ, nur Inges Schmuck und Kleider durch einen zuverlässigen Boten sandte, ohne ein Wort hinzuzufügen, wurde der alte Herr ungeduldig, nörgelte mit der jungen Frau herum und machte ihr das Leben sauer. Es war ein Glück, daß ihm eines Morgens Egbert über den Weg lief.

Er hielt den Kleinen, der eilig vorüber schlüpfen wollte, am Rockknopf fest und schüttete ihm sein Herz aus, den ‚Fall Hallinger', wie er cynisch die Ehescheidungsangelegenheit seiner Tochter nannte, mit einer Sauce galligen Witzes übergießend.

Egbert, der auf dem Wege zu einer Probe seines Werkes gewesen war, gab sein Vorhaben auf und begleitete den Alten bis zu dessen Haus.

„Gehen Sie einmal zu der verdrehten Frau hinauf!" schlug dieser vor. „Ich rede nicht mehr mit ihr über den bewußten Punkt, aber vielleicht gelingt es Ihnen, sie umzustimmen. Gegen die Scheidung an sich hätte ich ja nichts, nur soll meine Tochter nicht als der schuldige Teil gelten. Sie begreifen, was das für Folgen haben würde."

Egbert nickte und stieg dann allein die drei Treppen zu der kleinen Wohnung empor, während Garto, der sich nicht einmischen wollte, seiner Wege ging.

Inge öffnete selbst, war wieder wie in ihrer Mädchenzeit ohne Bedienung. Als sie des Kleinen ansichtig wurde, schlug ihr helle Röte ins Gesicht. Sie freute sich aufrichtig, fühlte sich aber befangen.

„Kommen Sie zu mir oder zu Papa?"

„Nur zu Ihnen."

„Dann bitte ich Sie, alle Ausgleichsversuche zu unterlassen, falls Sie etwa in dieser Absicht gekommen sein sollten. Was geschehen ist, bleibt geschehen."

Er nahm ihre Hände freundschaftlich in die seinen. Ihr blasses, jammervolles Gesicht erinnerte ihn so lebhaft an den Tag, an dem er sie unter den Kolonnaden des Max Joseph-Platzes gefunden hatte. Für ihn war das Jahr, das dazwischen lag, eine Zeit der Wiedergeburt gewesen, und er hätte so gern die Fülle seiner neuen hellen Lebensauffassung über sie ausströmen lassen.

„Ich komme, um Sie zu bitten, übermorgen der Aufführung meines Oratoriums beizuwohnen."

„Nein, nein! Wie könnte ich denn? Ich bin ja noch in Trauer."

„Es ist ernste Musik, die Ihr Gefühl nicht verletzen wird, — im Gegenteil —"

„Bitte nehmen Sie mir's nicht übel. Ich kann wirklich nicht."

„Nun, das überlegen Sie sich noch. Ich frage noch einmal an. Aber jetzt könnten Sie wohl etwas mit mir ausgehen. Das Wetter ist herrlich, gar nicht novembermäßig."

„Ich gehe nie über tags aus, könnte Fried zufällig begegnen."

„Wir wählen Wege, wo wir vor einer Begegnung sicher sind. Kommen Sie, seinen Sie ein gutes Kind. Da liegt Ihr Hut. Unterwegs erzähle ich Ihnen von allem, was mir Gutes begegnet ist. Ich setze nämlich voraus, daß Sie noch freundlichen Anteil an mir nehmen."

Das that nun Inge freilich, und weil es ihr wirklich verlockend erschien, in den Sonnenschein hinaus zu gehen, begleitete sie ihn.

Sie strichen miteinander in den Isaranlagen umher, am rauschenden Strom hin; aus der Ferne blauten die Berge herüber, hoben sich scharf vom blassen Himmel ab. Die frische Gebirgsluft regte ihnen die Nerven an und färbte das Gesicht der jungen Frau rosig.

Egbert sprach sehr lebhaft von seinen Erfolgen und Aussichten und lenkte allmählich während der Unterhaltung die Schritte über die Regentenbrücke zur Stadt zurück, ohne daß seine Begleiterin im Eifer des Zuhörens es merkte.

„Sehen Sie, liebe Frau Hallinger, so ist es gekommen, daß ich, der ewig Negierende, der überall nur das Tadelnswerte, Unzulängliche sah, ein zufriedener Mensch geworden bin!" schloß er. „Ich ging von einer ganz falschen Voraussetzung aus; meinte immer, ich müsse mich irgendwo in die Sonne legen und wärmen lassen können, und haßte die Menschen, von denen mir jeder zuzurufen schien: ‚Geh fort! das ist unsere Sonne! Was hast du in der zu thun?' Da habe ich mir denn meine eigne Sonne geschaffen und merke nun, daß sie unerschöpflich an Strahlen ist. Das hat

ſich ſo allmählich gemacht. Wir helfen uns ſelbſt in dem Maß, in dem wir uns bemühen, anderen zu helfen, und das, was wir zuerſt nur als eine Aufgabe betrachteten, entſchleiert ſich uns nach und nach als Lebensinhalt von unendlicher Schönheit. — Und Sie, Frau Hallinger, was haben Sie mit Ihrer Aufgabe gemacht?"

Die unvermittelte Frage kam Inge unerwartet. Sie hatte gemeint, es ſei ſtillſchweigend abgemacht, daß ihrer Angelegenheiten nicht Erwähnung geſchehen ſollte, ſtutzte und blieb betroffen ſtehen.

„Wie meinen Sie das?"

Er ging ruhig weiter und zwang ſie damit, wenn ſie überhaupt mit ihm reden wollte, gleichfalls ihren Weg fortzuſetzen.

„Sprechen wir einmal ganz offen und ohne Erregung. Ich meine, daß jede Frau, die eine Ehe eingeht, damit auch eine Aufgabe übernimmt. Iſt ſie ſehr jung und unerfahren, ſo wird ſie ſich der Tragweite derſelben nicht bewußt ſein, aber allmählich im Zuſammenleben müſſen ihr doch die Augen aufgehen über den Charakter ihres Mannes und über die Art, wie er zu behandeln iſt. Ein Künſtler muß ſubtiler behandelt und großartiger aufgefaßt werden als grobſchlägige Naturen. Es genügt nicht, daß da jemand neben ihm hergeht und ſchlechtweg ſagt: ‚Ich bin ich, und du biſt du'. Eine Künſtlerfrau muß ſchon begreifen, daß ſie das große Opfer der eigenen Hingabe zu bringen hat, will ſie ihrem Gatten das Beſte erhalten, was er beſitzt, was der ganzen Welt zu gute kommt. Hand aufs Herz, Frau Hallinger: haben Sie das gethan?"

„Ich war nicht die Frau, die für Fried paßte, und deshalb, — und weil er es ſelbſt wünſchte, hielt ich es für meine Pflicht, ihn frei zu geben."

„Hinter dem Wort ‚Pflicht' verſchanzen ſich alle Menſchen, die nur an ſich denken. Das gibt ihnen das Recht zu dem großen Pathos, mit dem ſie behaupten, Mitleidige zu ſein, während ſie in Wahrheit nur Selbſtſüchtige ſind."

„Dieſen Vorwurf habe ich nicht verdient."

„So? Warfen Sie nicht die Flinte ins Korn, weil Sie ſich nicht zu einer offenen, ehrlichen Ausſprache entſchließen konnten? Es genügte Ihnen, zu denken: ‚Fried wünſcht die Trennung'; aber Sie haben ſich ſelbſt nicht gefragt: ‚Genügt meine eigne Urteilskraft zu einer ſo wichtigen Entſcheidung? Bin ich berechtigt, davon zu gehen, ohne ihm Gelegenheit zu einer Auseinanderſetzung zu geben, die vielleicht ein ganz anderes Reſultat über ſeine Wünſche erbracht hätte?' Sie erſehnten Ihre Freiheit zurück, und deshalb —"

„Nein, bei Gott, das that ich nicht. Ich mochte nicht länger von ihm als ſtillſchweigend geduldete Laſt betrachtet werden."

„Weil Sie ſelbſt das mißmutige, ſchweigſame Nebeneinanderherleben als eine Laſt empfanden. Und es hätte doch in Ihrer Macht gelegen, Ihr Haus in Sonnenſchein und Frohſinn zu wandeln."

„Nach dem ſchweren Verluſt, den ich erlitt, konnte das wohl niemand von mir erwarten."

„Es war der Verluſt einer Stunde —"

„Herr von Perna!"

„Einer Stunde, ſage ich, gegenüber dem ganzen langen Leben, das vor Ihnen lag. Andere Kinder hätten nach und nach die Lücke ausgefüllt, die der kleine Verſtorbene hinterließ. Ein mißmutiger Menſch macht das ganze Haus dunkel und unfreundlich. Glauben Sie etwa, daß Fried in dieſer ungedeihlichen Atmoſphäre die rechte Arbeitsſtimmung finden konnte? Hätten Sie das Herz auf dem rechten Fleck gehabt und ſich in ſeine Intereſſen eingelebt, um im gegebenen Moment mit verſtändigem Rat zur Stelle zu ſein, ſo wären Fried Niederlagen in künſtleriſcher Beziehung erſpart geblieben, die geradezu verhängnisvoll für ihn wurden."

„Ich verſtehe nichts von Malerei, das wußte Hallinger von vornherein."

„Keine leeren Ausflüchte! Sie verzeihen mir ſchon, daß ich ein bißchen hart mit Ihnen bin. Wer im Zuſammenleben mit einem ſo talentierten Maler ſich nicht das Verſtändnis für ſeine ſeine Eigenart aneignet, dem fehlt eben der gute Wille. Ich will nicht von der erſten Zeit Ihrer Verheiratung ſprechen; aber ſpäter, als ſich Ihnen mit der Muſik das eigentliche Weſen der Kunſt erſchloß, denn der Sinn für Muſik iſt das Grundelement zur allgemeinen Kunſterkenntnis, da wären Sie recht wohl in der Lage geweſen, ſich an Frieds Schöpfungen mit anregendem Intereſſe zu beteiligen. Aber da wollten Sie nicht mehr.

Ich will Ihnen sagen, wo der Haken saß: die Liebe zu Ihrem Mann hat Ihnen gefehlt, — immer, von Anfang an bis zuletzt."

„Sie thun mir unrecht. Im Anfang, ja, das gebe ich zu, — aber jetzt —"

Egbert sah sie förmlich verdutzt an.

„Man lernt doch nie aus, wo es die Frauen betrifft! Sie deuten an, daß Fried Ihrem Herzen näher steht als früher, und doch liefen Sie davon?"

„Er wünschte seine Freiheit, — ich gab sie ihm."

„Das war das Falscheste, was Sie überhaupt thun konnten."

„Was geschehen ist, bleibt geschehen!" wiederholte sie noch einmal wie vorhin, nur etwas unsicherer.

„Man soll sich nicht scheuen, einen Schritt, den man als falsch erkannt hat, zurück zu thun."

„Sie sehen ja, er vermißt mich nicht, hat nichts gethan, das mich erkennen ließe, er wünsche meine Rückkehr."

„Soll er Sie etwa bitten, nachdem Sie ihm kurzer Hand den Stuhl vor die Thür gesetzt haben?"

„Ja. Ein versöhnliches Wort von ihm hätte ich erwarten können, falls ihm wirklich noch etwas an mir lag."

„Wo es doch an Ihnen gewesen wäre, ehe sie den verhängnisvollen Schritt thaten, mit einem herzlichen Wort den Ausgleich zu versuchen? Können Sie es Fried verdenken, daß er sich des landläufigen Sprichworts erinnerte: ‚Reisende Leute soll niemand aufhalten'?"

„Sie verlangen, ich solle mein ganzes Selbstgefühl mit Füßen treten?"

„Ja, allerdings, das verlange ich von einer Frau, die geistig hoch genug steht."

„Ich kann nicht."

„Erlauben Sie mir, Ihnen eine Stelle aus dem weisheitsvollsten aller Werke zu citieren: — ‚Wir sind uns einmal im Leben so nahe gewesen, daß nur noch ein kleiner Steg zwischen uns war. Indem du ihn eben betreten wolltest, frage ich dich: willst du zu mir über den Steg? — Aber da wolltest du nicht mehr; und als ich nochmals bat, schwiegst du. Seitdem sind Berge und reißende Ströme und was nur trennt und fremd macht, zwischen uns geworfen, und wenn wir auch zu einander wollten, wir könnten es nicht mehr. Gedenkst du aber jetzt jenes kleinen Steges, so hast du nicht Worte mehr, nur noch Schluchzen und Verwunderung.' — Was sagen Sie dazu?"

Inge sah vor sich hin und wiederholte leise: „Nur noch Schluchzen und Verwunderung."

„Glauben Sie nicht, daß es der Mühe wert wäre, sich zu überwinden, um sich dieses Schluchzen, diese Verwunderung zu ersparen?"

Sie war so vollständig von dem Gegenstand des Gesprächs hingenommen gewesen, daß es ihr völlig entging, wie Egbert sie auf kleinen Seitenwegen bis zum Mittelpunkt der Stadt geführt hatte. Mit einemmal bemerkte sie, daß sie sich im lebhaftesten Teil derselben in unmittelbarer Nähe der Residenz befanden, erschrak und fragte: „Wohin bringen Sie mich eigentlich? Und was verlangen Sie von mir?"

„Im Augenblick nichts weiter, als daß Sie sich Frieds neuestes Bild ansehen, das in dem Kunstsalon, vor dem wir gerade stehen, ausgestellt ist. Ich meine, es soll auch ein Wörtchen zu Ihnen reden."

Er ließ sie vor sich her eintreten und ging mit ihr durch den Laden in die hinteren Ausstellungsräume, die zu dieser Stunde noch völlig leer waren.

Es befanden sich gegenwärtig nicht allzu viel Gemälde hier, und Inge erkannte sofort ihres Mannes eigenartige Pinselführung in dem mittelgroßen Bilde, das dort im besten Lichte stand.

Ein helles Zimmer war's, mit grünlichen Wänden und weißen Gardinen, nach modernem Geschmack ein wenig kahl, nur mit einzelnen Empiremöbeln, wundervollen Stücken aus Frieds Sammlung, ausgestattet. Die Morgensonne fiel schräg durch die beiden Fenster herein, reflektierte auf der grünen Tapete, auf dem blanken Fußboden, auf dem Sessel mit bunt geblümtem Zitzüberzug und ließ das rote Fußkissen vor dem Nähtisch, das die, welche hier vordem gearbeitet haben mochte, wohl verschoben hatte, als sie den Platz verließ, wie einen glühenden Farbenfleck aufleuchten. Am Boden lagen ein vergessenes Kinderspielzeug, daneben ein winziges Schühlein und gaben gleich der hingeworfenen Handarbeit auf dem Nähtisch Kunde, daß dieses stille, verlassene Gemach vordem bewohnt und der Schauplatz friedlichen Glücks gewesen sei.

Etwas Schwermütiges lag in diesem lichten Schweigen, eine feine, weiche Stimmung, die sich jedem Beschauer unwillkürlich mitteilen und ihn zu der Frage anregen mußte: ‚Wo ist die Frau geblieben, welche die beredten Spuren ihrer Gegenwart hier zurückließ, wo das Kind, das hier gespielt hat?‘

Inge konnte den Blick nicht davon wenden, die Thränen traten ihr in die Augen. Sie begriff zum erstenmal ganz aus sich selbst heraus, daß Hallinger ein bedeutender Künstler sei, fühlte, was er gefühlt haben mochte, als er dieses Bild schuf; und in die tiefe Ergriffenheit, mit der sie empfand, was ihn dazu getrieben hatte, mischte sich eine Regung des Stolzes, daß gerade ihr Mann es sei, der einer solchen Schöpfung fähig war, und sie vergaß, daß sie eigentlich kein Recht mehr habe, ihn den ihrigen zu nennen.

Es entging ihr auch, daß vorn im Geschäft Stimmen laut wurden, die Egberts feines Ohr, trotz der dazwischen liegenden Räume, sofort unterschied, und daß der Kleine sich davon gemacht hatte.

Sie konnte sich nicht von dem Bilde trennen, wandte sich nur, als sie Schritte hinter sich hörte, die sie für die ihres bisherigen Begleiters hielt, mit einer Bemerkung auf den Lippen, die indessen beim Anblick des Eintretenden erstarb.

Ihre Augen begegneten denen ihres Mannes. Inge sah den Ausdruck überraschter Freude in seinem Gesicht, und ohne Überlegung, nur dem Impuls der Minute folgend, streckte sie ihm die Arme entgegen.

„Mein Fried!“

„Einzige, geliebte Frau!“

Sie hielten sich fest umschlungen. Was bedurfte es noch weiterer Worte! — — — — — — — — — — —

Das wiedervereinigte Ehepaar wäre gern während der ersten Zeit des neuen Glückes allein miteinander geblieben. Es war ihnen, als hätten sie sich eigentlich erst jetzt gefunden; aber wie konnten sie es Egbert abschlagen, der Aufführung seines Oratoriums beizuwohnen, da die Freunde und Hausgenossen alle dazu kamen.

Zahllose Menschen, die Perna Jahr und Tag hier hatten herumlumpen sehen und ihm nichts Gutes zutrauten, strömten neugierig herbei und füllten neben ernsthaften Musikkennern den Saal.

Hallingers nahmen ziemlich im Hintergrunde Platz. Unweit davon saß Anna Martini mit Roma und Frau Stern. In einem der Seitengänge sah man van der Scheldes Riesengestalt und Rainers liebenswürdiges Kindergesicht.

Das Publikum plauderte und lachte. Oben auf dem Podium ordneten sich derweil die Chöre, vorn die Solisten, dann nahm das Orchester seine Plätze ein. Niemand erwartete allzu viel von der Komposition. Da und dort standen bekannte Kritiker noch umher; einige hielten die gedruckte Partitur in Händen, andere nur ihre Notizbücher, lässig und ohne Interesse. Wenn sie gefragt wurden, was man zu erwarten habe, zuckten sie die Achseln. Was ließ sich denn von einem Anfänger erwarten!

Jetzt trat der Dirigent rasch und schlenkrig, wie es seine Art war, vor sein Pult, klopfte kurz mit dem Taktstock. Das rauschende Stimmendurcheinander im Saal verstummte, und das Orchester setzte zum wuchtigen Vorspiel ein.

Die Leute sahen sich an. Etwas Fremdartiges lag in diesen gedankenreichen Tonsätzen, dazwischen klang es wie der verzweifelte Aufschrei eines zertretenen Volkes, das aus der Tiefe zu seinem Befreier ruft; und mit einemmal der mächtige Posaunenton einer einzelnen gewaltigen Stimme. Wieder setzte das Orchester ein, und es hörte sich an wie hilfloses zustimmendes Murmeln. Dann verkündete das Baßsolo die zehn Gebote. Die gemischten Chöre antworteten. Hierauf behielten die Instrumente die Führung und brachten in geistvoller Weise, mit einzelnen Baritonsoli unter kicherndem Höllengelächter und sinnlich berauschender Melodik die Versündigungen und Leiden des auserwählten Volkes in der Wüste zur Empfindung, bis der Einzug im Lande Kanaan sich in lieblicher Klangschönheit heraushob. Kriegsfanfaren und eherne Strenge kennzeichneten die Zeit der Richter und Könige, dann klagende wunderliche Trauerklänge, aus denen heraus sich ein einfaches Weihnachtsliedchen entwickelte.

Das Publikum lauschte in atemloser Versunkenheit. Da war nichts Konventionelles, alles original gedacht und klar in den Grundzügen trotz der großlinigen Anlage. Stark und rein setzte endlich das Sopransolo ein: ‚Wenn ich mit Menschen-

und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle.'

Und Chor und Orchester fielen mit jubelndem Schlußhymnus ein.

Fried und Inge gaben sich still die Hand.

Während des Beifallssturmes, der sich nun entfesselte und nicht enden wollte, that Anna Martini einen tiefen Atemzug und beugte sich zu Roma hin.

„Da haben wir nun unsere kleinen Erziehungsversuche an einem Genie gemacht und es in unsere Bahn zwingen wollen! Lächerlich! Nicht wahr? Er brauchte nur die Flügel zu entfalten, um sich aus dem Sumpf hinaus zu retten, in den er geraten war, und wir dachten ihm mit den hölzernen Leitern der Vernunft zu helfen."

„Wir haben uns schön blamiert!" gab die Paulsen humoristisch zurück. „Die Frau da" — sie deutete mit dem Kopf auf Inge hin, — „die hat ihm in aller Unschuld, ohne es zu wollen, mit ihrer Hilfsbedürftigkeit den Anstoß gegeben."

„Es muß gut thun, ein warmes impulsives Herz zu haben. Mit der reinen kühlen Vernunft kann man doch nicht alles erreichen."

„Stimmt!" nickte die Malerin. „Auch nicht mit der praktischen Thatkraft."

„Was will man da machen!" seufzte die blonde Frau resigniert.

„Ich meine, daß ich mir auch einiges Verdienst daran zuschreiben darf, daß unser Komponist diese Richtung genommen hat," bemerkte Frau Stern mit Ueberzeugung.

Doch niemand achtete darauf. Die Leute klatschten noch immer wie toll, ohne sich zu sagen, daß sie mit diesem modernen Ausdruck ihrer Bewunderung die feierliche Stimmung verscheuchten, die das Werk hinterließ. Der Komponist sollte sich zeigen.

Er wollte nicht. Der Dirigent zog ihn endlich mit Gewalt auf das Podium, um den Lorbeerkranz in Empfang zu nehmen, den Rainer im Namen der Freunde emporhielt. Neuer lang anhaltender Applaus!

Egbert war blaß und verwirrt. Er hatte sich selbst nicht auf diesen Erfolg gefaßt gemacht, kam jetzt erst zum Bewußtsein, etwas Großes geschaffen zu haben. Mit verklärtem Gesicht stand er da, und es fiel ihm erst nach und nach ein, daß er sich wiederholt verbeugen und für den Beifall danken müsse.

Alle, die ihm persönlich nahe standen, gedachten sich mit ihm hinterher zu einer kleinen Festlichkeit zu vereinigen, aber er machte sich heimlich davon, wie damals vor Jahren nach seinem ersten Kanzelerfolg. Wie er zu jener Zeit mit seinem Jammer allein sein mußte, wollte er jetzt mit dem Glück allein bleiben. Sie sahen ihn noch im Schlapphut und wehenden Havelock hinausstürmen.

Ziellos lief er stundenlang durch die nächtlichen Straßen, um vor allen Dingen die überreizten Nerven zur Ruhe kommen zu lassen. Es schien ihm noch so unbegreiflich, daß er etwas Einheitliches, künstlerisch Wertvolles geleistet hatte. Morgen würde sein Name in allen Lokalblättern genannt werden und von da seinen Weg in die Welt hinaus nehmen. Die Seinen daheim würden es erfahren, daß er ein Schaffender, das Leben freudig Bejahender geworden sei, der auf seine Weise an der großen Kulturaufgabe mitarbeite. Es war ja nicht nötig, daß jeder zu diesem Zweck welterschütternde Thaten vollbrachte; es genügte, daß der einzelne sein Bestes gab und seine Kraft an der Stelle voll einsetzte, die seiner Begabung entsprach.

Ja, daran lag es wohl, daß so viel Verkehrtes allerorten auf Erden geschah, daß zahllose Menschen, deren Leben für die Allgemeinheit hätte wertvoll sein können, sich, aus was für Gründen auch immer, ohne Rücksicht auf ihre Individualität in Verhältnisse hineinzwangen, in denen sie sich auf falschem Platz befanden.

Egbert fand sich endlich vor seinem Hause, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen, und stieg die drei Treppen zu seiner Wohnung empor.

Wie es ihm lieb geworden war, dieses Haus, das so viele Existenzen umschloß, welche alle zu ihm in Beziehung getreten waren.

Er konnte nicht schlafen, mochte sich nicht einmal niederlegen. Die Erschütterung, die er vorhin durchgemacht hatte, vibrierte noch in ihm nach. Träumend saß er im dunkeln Zimmer am Fenster, blickte in die stille Gasse hinab, die wie ausgestorben im weißen kalten Licht der elektrischen Lampen dalag. Selten daß ein verspäteter Nachtschwärmer

noch jetzt gegen Morgen das Trottoir entlang klapperte; denn in der großen Stille war jeder Fußtritt klar bis hier hinauf hörbar. Allmählich aber öffnete sich da eine Hausthür, und dort eine. Verschlafene Bäckerjungen schlichen müde mit ihren Körben daher, dann einzelne Trupps schweigsamer Arbeiter. Das elektrische Licht erlosch. Der winterliche Tag dämmerte fern herauf.

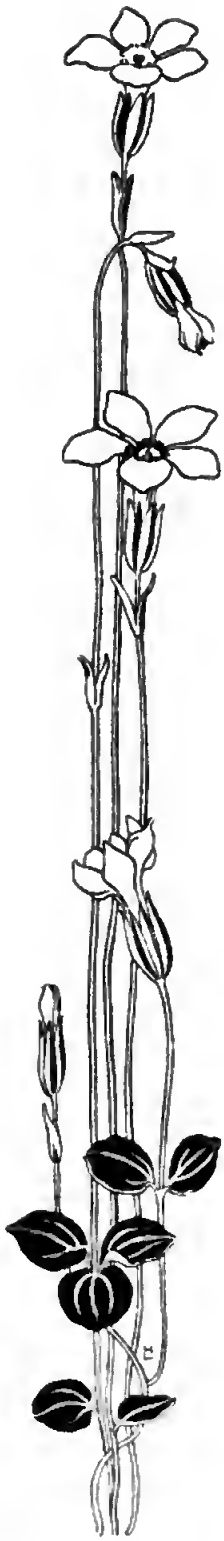
Egbert empfand plötzlich das Verlangen, dem Morgen entgegen zu gehen, im Osten der Stadt am Ufer der Isar zu stehen und erwartungsvoll über die freie Ebene hin zu sehen. Ohne Besinnen eilte er wieder hinab, empfand keine Erschöpfung, durchquerte leichtfüßig die langen geradlinigen Straßen, bis ihm das Rauschen der Isar im Ohr klang, und die Maximiliansbrücke wie ein Schemen aus rauchigem Nebeldunst aufstieg.

Er lehnte sich an das Geländer, die Augen sehnsüchtig nach Osten gerichtet, als erwarte er ein nie zuvor gesehenes Schauspiel, und doch hatte er schon oft hier nach durchtollten Nächten mit der gleichen Sehnsucht im Herzen gestanden. Und aus dem wallenden Dunst lösten sich allmählich die Einzelformen heraus; vom Ufer des Stroms winterlich kahle Bäume, zuerst nur wie ein etwas grauerer Nebelfleck, dann mit dem ganzen zartgefiederten Gezweig in Erscheinung tretend; am gelblichen Horizont noch ganz verschwommen die blaue Bergkette. Rechts von dem einsamen Spaziergänger lag als dunkler Riesenfleck die leise murmelnde große Stadt. Doch zur Linken, am östlichen Himmel, begann ein Glühen und Leuchten, vor dem der nächtliche Nebelspuk entwich.

Die Sonne ging auf; und Egbert sah ihr mit einem Entzücken entgegen, als sähe er sie heute zum erstenmal.

Aus unserer Studienmappe:

Obsternte.
Nach einer Photographie von Albert Schmidt in Berlin.



Die Windsbraut.

Von

H. Reimund.

Ans Ufer peitſchte der Wellen Schlag;
Mir zur Seite ging ihre junge Geſtalt.
Es war ein windiger heißer Tag;
Weiße Wolken waren am Himmel geballt.
Sie ſang ein Lied in das wilde Gebraus,
Sie jauchzte auf wie ein ſeliges Kind,
Sie breitete weit ihre Arme aus,
Sie ſprach: „Ich liebe, ich liebe den Wind!“
Sie rief es voll Leidenſchaft, hell und klar,
Ihre Augen ſprühten von innerem Glanz,
Sie gab dem Winde ihr offenes Haar,
Sie lief dahin wie in ſeligem Tanz,
Sie lief ſo leicht in dem brauſenden Wehn,
Als trüg' ſie der Sturmwind im ſtarken Arm.

Ich hatte ſie ſtets nur ſo ſtill geſehn,
Verſunken, verſtummt in der anderen Schwarm,
Meiſt ſaß ſie ſinnend, in ſich gekehrt,
Wie lauſchend auf fernes, fremdes Geläut,
Müd, wie von heimlichem Sehnen verzehrt,
Ging ſie durchs Leben, — kühl — zerſtreut. —
An den Freuden der Jugend ging ſie vorbei
Mit Blicken wie ein verſtoßenes Kind.

Nun klang's wie der flatternden Möve Schrei,
Das ſchrille Jauchzen: Ich liebe den Wind!
Immer wilder tollten und tanzten ſie ſo,
Der Sturm und ſie, am brandenden Meer.
Windsbraut! rief ich. — Sie lachte froh. — —

Ich ſah ſie noch einmal, Jahre nachher.
Sie ſchien erwacht, wie vom Bann befreit;
In ihren lachenden Augen lag
Dieſelbe ſturmfrohe Seligkeit
Wie damals an dem windigen Tag.
Wie damals die Lüfte voll Glut und Glaſt; —
Schwere Wolken am ſchwülen Himmel geballt.

Es hatte ſie ſturmesmächtig erfaßt
Einer trotzigen Liebe Rieſengewalt.
Kein Flehn, kein Rufen hielt ſie zurück.
Sie gab ſich dem Sturme, wild und blind.
Sie ſprach: Was ſoll mir das zahme Glück?
Sie jauchzte: „Ich liebe, ich liebe den Wind!“
Sie ſtürzte fort aus dem bangen Schwarm,
In Kampf, in Not, in Glückſeligkeit.
Es nahm ſie der Sturm in den ſtarken Arm
Und trug ſie von dannen, — wer weiß, wie weit!
Ich ſah ſie wieder. Nicht einer weiß,
Wo ſie blieb, wo ſie kämpft, wie es um ſie ſteht.
Sie liebte den Sturmwind ſo tief, ſo heiß. —
Sie war die Windsbraut. — Sie iſt verweht! —

Am Hafen von Nieuport. Nach dem Gemälde von Eugen Kampf.

Ansicht von Sebastopol.

Im Schwarzen Meer.

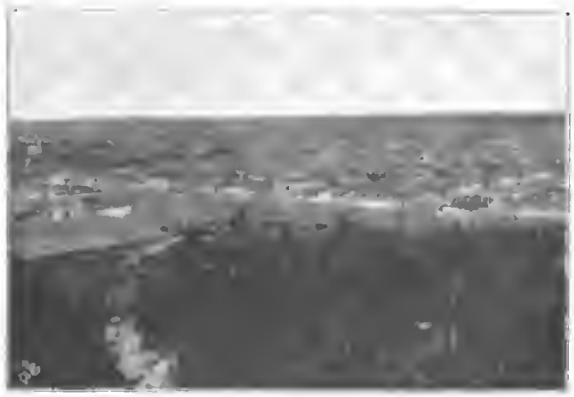
Von

Ferdinand Pfohl.

Mit achtzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen von Strumper & Co. in Hamburg.

(Abdruck verboten.)

Das Schwarze Meer und die Kulturen an seinen Küsten haben die Reiselust moderner Argonauten bisher nur in geringem Maße gereizt: der fernste Osten und der fernste Westen liegen dem Weltbummler näher als die kaukasische Welt, näher als die prachtvollen Küstenlandschaften der Krim. Und es ist doch gerade diese Welt, die in dem Bildungsgang jedes einzelnen eine hervorragende Rolle spielt: um die Arche Noahs kreist schon die Phantasie des Kindes; die dunklen Sagen von Jason und Medea umspinnen mit ihren Zauberkünsten die Sinne der heranwachsenden Generation, die Schmerzen des großen Menschenwohlthäters Prometheus und die leuchtende Gestalt einer Iphigenie haben der germanischen Seele Meisterwerke der Kunst vertraut gemacht. Und dann die ungeheueren Ereignisse der historischen Zeit: die Völkerwanderung, die Drangsale einer ungestümen Geschichte, reich an gewaltigen Katastrophen und tragischen Aktschlüssen: sie alle leiten das Vorstellungsvermögen eines nachdenklichen Menschen immer wieder auf das Schwarze Meer und auf die Länder hin, deren Ufer seine Wogen bespülen. Aber merkwürdig: alles Wissen von dem Kulturreichtum, von der Geschichte und der Naturschönheit dieses ungeheuren Gebietes vermochte es nicht, die platonische Anschauung, den unfruchtbaren Respekt der europäischen Reisevirtuosen und der modernen Seefahrer in ein aktives und werkthätiges Interesse zu verwandeln. Das Schwarze Meer und seine Hinterländer gelten ihnen allen heute noch ebenso als Aia, wie einst dem Vater Homer: als weltverlorenes Land am Rande der Erde. Aber Vater Homer fühlte und dachte doch wenigstens als echter Poet, indem er jenes ferne Land, „unnahbar Euren Schritten", der rosenfingerigen Eos, der Morgenröte

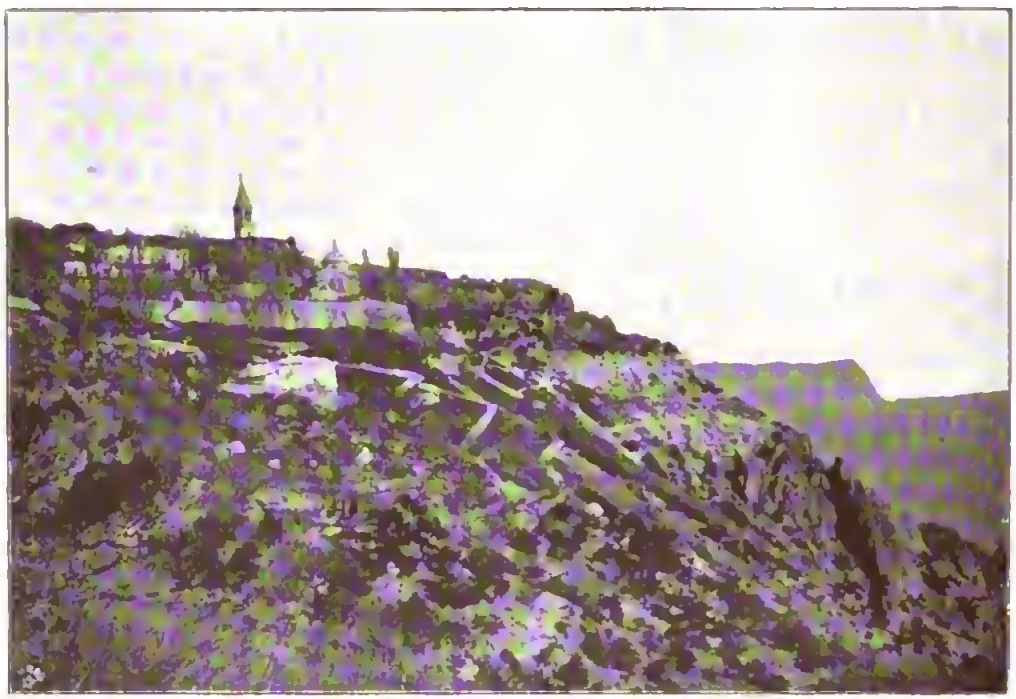


Sebastopol vom Malakow aus gesehen.

zur Heimat gab; wir denken, im Gegensatz zu ihm, höchst prosaisch an Petroleum und halten uns vielleicht die Nase zu, wenn wir einen Phantasieausflug in jene östlichen Fernen wagen. Auf dem Wege nach dem Orient, den die Gesellschaftsreisen, wie sie heute Mode sind, einzuschlagen pflegen, bildet Konstantinopel die letzte Station. Über den Bosporus hinaus wagt sich nicht einmal gerne die naschhafte Neugier dieser Schmetterlinge, die von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flattern, geschweige denn ein Touristenschiff, ein Vergnügungsdampfer. Das Schwarze Meer hat einen schlechten Ruf. Von altersher. Es kennt furchtbare Stürme, Nebel und beißenden Frost. Aber wo ist das Meer, dessen Wasser nicht von Stürmen aufgewühlt werden? Einen stichhaltigen Grund für die kränkende Geringschätzung dieses herrlichen Meeres könnte aus seinen gelegentlichen temperamentvollen Wallungen nur ein wasserscheues Gemüt, ein jämmerliches Hasenherz, eine undramatische Seele konstruieren.

Einem deutschen Schiff war es vorbehalten, das Vorurteil, das in den Kreisen der oberen Zehntausend gegen das Schwarze Meer bestand, zu brechen; eine deutsche Reederei war es, die den alten Pontus euxinus von dem Bann löste, von der Fehme frei sprach, die die Gesellschaft, jene ungreifbare, körperlose und doch höchst reale Macht auf seine grüne, leuchtende Schönheit gelegt hatte.

Es war die Hamburg-Amerika-Linie, jene große und mächtige Schiffahrtsallianz, die neuerdings den ganzen Erdball mit dem Netz ihrer vielseitigen Interessen umspannt hat. Das Schiff, das sie an die Ufer des fernen Kolcherlandes sandte, trägt den Namen einer preußischen Prinzessin: es heißt



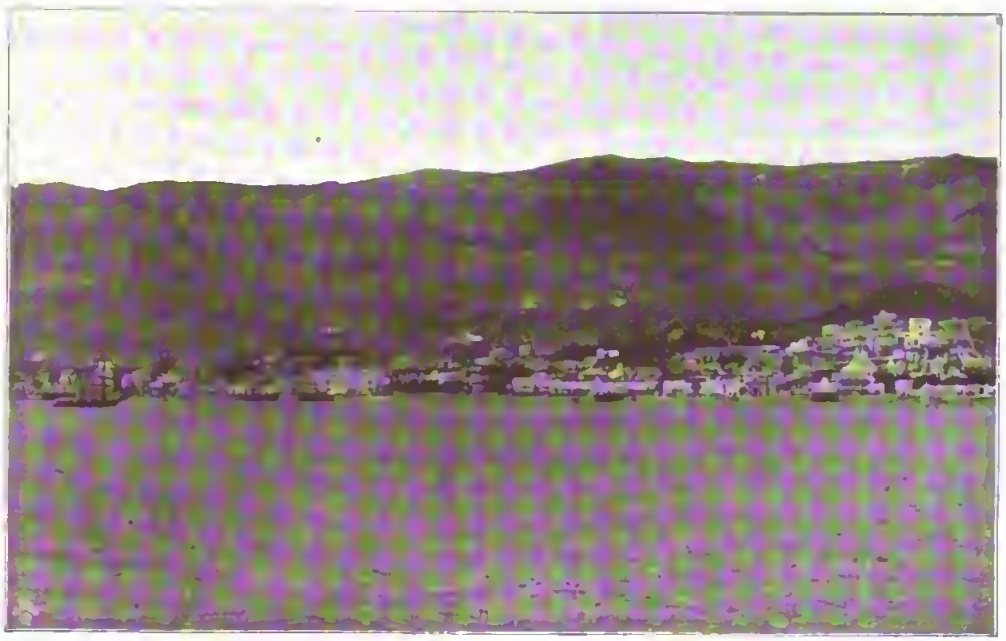
Das Georgskloster.

„Prinzessin Victoria Luise". Eine Luxus-Yacht, eine Schönheit unter ihresgleichen; ein starkes Seeschiff, scharf geschnitten, schlank und flink, ein gar munterer Renner. Die Hamburg-Amerika-Linie ließ diesen mit dem feinsten Geschmack und mit der genauesten Sachkenntnis eingerichteten Dampfer einzig zu dem Zweck großer Gesellschaftsreisen vornehmsten Stils bauen. Das Schiff dient also ganz ausschließlich dem Vergnügen, der Bequemlichkeit und dem Luxus. Seine Maschinen sind Meisterstücke deutscher Maschinenbaukunst: sie arbeiten leicht, ruhig und geräuschlos, wie Spielzeug. Und da dieses

prächtige Schiff in seinem Kapitän Sauermann einen ausgezeichneten Führer besitzt, so fühlten sich die 180 Passagiere der „Prinzessin“ wohl geborgen und so sicher wie in Abrahams Schoß, als die „Prinzessin,“ ein ungeheurer weißer Schwan, auf den Fluten des Schwarzen Meeres dahinzog, östlichen Küsten, fremden Ländern und Menschen, neuen Kulturkreisen entgegen.

Balaclava.

Das nächste Ziel unserer Fahrt war die alte berühmte Stadt Sebastopol, von den Erinnerungen des blutigen Krimkrieges umwittert. Es mag eine besondere Absicht gewesen sein, die Sebastopol in den Kreis unserer Reise hineinbezog: ich vermute, daß die Hamburg-Amerika-Linie ein starkes historisches Interesse für Schlachtfelder und Kriegsreliquien bei uns voraussetzen zu können glaubte und daß sie aus diesem ehrenwerten Grunde von dem blutgetränkten Boden Sebastopols und seiner Umgebung eine erhebliche Rückwirkung auf unseren inneren Menschen sich versprach. Indessen, Schlachtfelder unterscheiden sich in nichts von anderem Gefild. Wer nicht mit einem geschulten Verständnis für Kriegführung, für Angriff und Verteidigung, wer nicht mit dem Auge des Soldaten ein Schlachtfeld überschaut, wer nicht historisches Wissen mitbringt und mit Ideen-Associationen spielt,



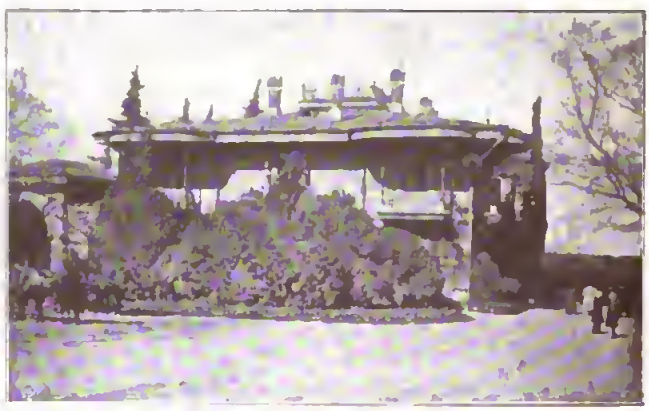
Yalta.

Strandpromenade in Yalta.

matten, ſtarke Befeſtigungen, zahlloſe Kanonen, auf die See hinaus gerichtet. Und dann das Meer ſelbſt, wundervoll in ſeinem rinnenden Glanz, in ſeiner flimmernden Unendlichkeit, in den Duftlinien der äußerſten Ferne, dort, wo die Himmelsglocke eine geſchliffene Kryſtallfläche zu berühren ſcheint, wo Waſſer, Luft und Himmel in ſchwebendem ſilberigem Dunſt ineinander fließen. Das herrliche Naturbild ſetzt ſich in melancholiſchen Klängen in der Steppe fort, die hier das Hinterland der tauriſchen Küſte bildet: Hügel an Hügel wellt ſie dahin, ausgeſtorben, überall klaffende Riſſe, eine Saat von Steinen ...

dem ſagt ein Schlachtfeld gar wenig. Die Neugierigen, die das Schlachtfeld von Inkjerman beſuchten, ſahen zu ihrem Verdruß nur Feld, aber keine Schlacht. Sie hatten ſich mindeſtens ein wenig Grauen verſprochen: Raben, die auf Gebeinen hocken, da und dort die Spitze eines Stiefels, der aus der Erde hervorſchaut; ein Pferdeſkelett, eine zerfetzte Uniform. In dieſem naiven Glauben wurden ſie natürlich ſchwer getäuſcht ... Oben, auf der ragenden Höhe des Malakowhügels, mit deſſen Erſtürmung im Krimkrieg der Fall Sebaſtopols entſchieden war, iſt von der grauenhaften Dekoration des Krieges auch nicht mehr viel zu ſehen. Aber dieſes alte maſſive Mauerwerk, geborſten, grün bewachſen, von Kanonenkugeln zerfurcht, gibt der Phantaſie doch ſchon einen kräftigeren Anſtoß. Dazu das wirklich ſchöne, ſchlichte und ergreifende Denkmal des heldenmütigen Generals Kornilow, der hier oben den Soldatentod gefunden hat. Es lohnt wirklich der Mühe, die geſchleifte Citadelle zu erklimmen: denn der Blick von dem Hügel aus auf Land, Stadt und See iſt geradezu bezaubernd; zu unſeren Füßen Sebaſtopol, auf ſanfte Erdwellen hingeſchmiegt, direkt unter uns der impoſante Kriegshafen mit ſeinen Panzerſchiffen, ſeinen Werften und Arſenalen; weiter hinaus Erdwerke und Kaſe-

Sebaſtopol ſelbſt iſt eine ſaubere, reinliche Stadt; elektriſche Bahnen, elektriſches Licht. Seinen Charakter empfängt das Straßenleben von der Garniſon: man merkt es auf Schritt und Tritt, daß man ſich in einer Feſtung, in einer Militärſtadt befindet. Menſchen mit hiſtoriſchen Neigungen, Geſchichtsfreunden überhaupt, bietet ſich in den Muſeen und ihren Sammlungen ein reicher Schatz von intereſſanten Dingen: es mögen vor allem die Ausgrabungen ſein, die, auf die klaſſiſche Vergangenheit der Krim zurückweiſend, einer lebhaften Wirkung auf den modernen Menſchen ſicher ſind. Man findet hier entzückende Goldſachen aus jenen Zeiten, in denen der tauriſche Cherſones im Glanz der griechiſchen Kunſt ſich ſonnte, in



Kleines Palais in Livadia.

der mit den griechischen Kolonisten auch die Künstler kamen, die aus Goldblech Ringe und Spangen formten. Die Lust am Golde ist für die Barbarenfürsten, die an der Küste saßen, sehr charakteristisch; es spricht für ihren Schönheitssinn, daß sie ihr Gold nicht in Klumpen und Barren aufstapelten; sie wußten die schöne Form sehr wohl zu schätzen. Der Zufall ließ jene reizenden Schmuckgegenstände, die Kleinodien und die zierlichen Kabinettstücke der antiken Kleinkunst wieder an das Licht des Tages emporsteigen, zum Staunen der späteren Finder.

Ruinen des abgebrannten Palastes Orianda.

In ihren geschmeidigen Linien, in ihren Ornamenten und Motiven wirken diese Goldschmiedearbeiten ganz modern, weil eben auch die moderne Goldschmiedekunst im Spiel der Phantasie und in den Urelementen ihres Stils auf der antiken Kunst ruht. Der größte Teil dieser spät gefundenen Goldschätze wanderte freilich nach St. Petersburg, wohl auch in die Paläste russischer Fürsten, aber in Sebastopol blieb doch genug zurück, an dem der Besucher seine Augen weiden darf.

Wer von Sebastopol aus in die weitere Umgebung Ausflüge machen will, der muß gute Nerven haben und gegen Strapazen abgehärtet sein. Der russische Kutscher, der Iswoschtschik, wird zu einem Teufel in Menschengestalt, wenn er beweisen will, daß Geschwindigkeit keine Hexerei ist. Diese Kerle rasen mit ihren Fuhrwerken dahin, durch dick und dünn, bergauf und bergab, durch Rinnsale und Löcher, an Schluchten und Abgründen vorbei, daß einem armen Westeuropäer, der ein verruchtes prestissimo dieser Art nicht gewöhnt ist, Hören und Sehen vergeht. Ich glaube darum auch, daß der unglaublich dick wattierte Kaftan, der diesen Kutschern das Aussehen von Kolossen und die hypertrophischen Formen riesiger Marktweiber gibt, eine Art dauernde Unfallsversicherung symbolisiert. Eine stundenlange Fahrt über die Steppe, häufig auf schlechten Wegen, dazu das bohrende Gefühl, im nächsten Augenblick aus dem Wagen herauszufliegen und Hals und Beine zu brechen, gehört trotz des erleichternden Angstschweißes, der sich nach der ersten halben Stunde einzustellen pflegt, nicht zu den vergnüglichen Dingen. Aber was soll man thun? Man unternimmt trotzdem das Wagstück, wenn

man seine Unabhängigkeit nicht dem Fahrplan und der Eisenbahn opfern will, vorausgesetzt, daß Fahrplan und Eisenbahn überhaupt in Betracht kommen.

Alle diese Ausflüge bringen aber doch irgend etwas Merkwürdiges, irgend etwas Besonderes: in Inkjerman setzt eine Höhlenstadt, die sich tief in das Innere des Berges erstreckt, einer riesigen Bienenwabe gleich, die Phantasie in Schwingungen. In der Tatarenstadt Baktschisarai bezaubert der Palast der alten Tatarenkhane Herz und Sinn mit seinem Farbenschmelz, seiner orientalischen Phantastik und seinem Märchenduft. Wer einen Rabiner und 700 verfallene Häuser sehen will, der fährt nach Tschufut-Kaleh, der alten Judenstadt, in der die Sekte der Karaeer zu Hause ist. Oder wer den heiligen Boden zu betreten Sehnsucht empfindet, auf dem einst, in grauen Vorzeiten Iphigenie, die erhabene Griechenjungfrau, der Artemis Tauropolos in sanftem Priestertum gedient hat, der besucht das Kloster St. Georg, hoch oben auf dem Kap Parthenion: ein reizendes Fleckchen Erde, wo kühle Klostergärten winken und eine prächtige Vegetation in üppiger Kraft wuchert, wo das Meer an steilen Klippen donnert, und die Natur ihre romantischen Künste vom Pittoresken, vom Lieblichen und Anmutigen zum Gewaltigen hinüberspielen läßt.

Man hat die taurische Küste — etwa die Gegend zwischen St. Georg und Yalta — mit der Riviera verglichen und damit ungefähr den Charakter dieses wundervollen Meersaumes getroffen, dessen Panorama großartige dramatische Momente kennt, mehr noch aber liebenswürdige, idyllische und lyrische Scenerien aneinander reiht. Unsere „Prinzessin" dampfte in nächster Nähe der Küste entlang, die in ungemein reizvoller Wandeldekoration vorbeizog: die volle Höhe des Bildes füllt der mächtige Höhenzug des Jailagebirges aus, das sich in nackten, mausgrauen Gipfeln, in einer ganzen Symphonie malerischer Formen, über 1000 Meter hoch emportürmt. In den tieferen Strichen seiner Abhänge, seiner Lehnen und Thäler, seiner weich gerundeten Buchten, stets gegen die mörderischen Nordwinde der russischen Ebene geschützt, blüht und sproßt ein Paradies von Blumen, recken sich Hochwälder von Eichen und Nadelholz, dunkeln Nußbaumgehölze und Cypressen, drängen sich Oleander und Granatbüsche, Cedern und Summachbäume, rankt sich der Epheu, geschwungene Thore bildend, in Festguirlanden von Stamm zu Stamm. Feigen und Magnolien, Päonien und Rosen schwellen und glühen in diesem einzigen Naturpark, die Aloe strotzt in steifer Pracht, Palmen haben sich da und dort als Gäste angesiedelt, und in den Weinbergen kocht die Sonne einen schweren Traubensaft. Es liegt eine Ursprünglichkeit auf dieser Natur, die der Rivieralandschaft zum Teil schon abhanden gekommen ist. In der Flora der Riviera drängt sich in den Palmen ein fremdes exotisches Element allzu pompös hervor; in der Küstenflora der Krim herrschen die Pflanzen der Heimat. Dort spielt eine verfeinerte und raffinierte internationale Kultur ihre Trümpfe aus. Hier spricht die Natur ihren einheimischen Dialekt.

Obstermarkt in Tiflis.

An dieser in Schönheit gebadeten Küste liegt an einer fjordartigen Einbuchtung Balaclava, ein liebliches Idyll von sanfter Schönheit. Weiter gegen Yalta hin folgt das Tatarendorf Aloupka. In fort-

Schuhmacher- und Schlosserwerkstatt in Tiflis.

währendem Wechsel reiht sich ein feingestimmtes Landschaftsbild dem anderen an, bis endlich Yalta selbst in diesem Reigen, in dem Anmut und Schönheit in sanften Rhythmen sich umschlingen, als Königin des Festes auftaucht.

Yalta ist das Seebad der reichen Russen, der fashionable klimatische Kurort der russischen Aristokraten. Hochmodern, luxuriös, mit eleganten Villen, einer schönen Strandpromenade, die unmittelbar an die Brandung des Meeres und ihren salzigen Gischt sich herandrängt. Eine Stadt, in deren Straßen ein lebhaftes Getriebe pulsiert, mit prächtigen Läden, in denen der Orient und der Occident, der Perser und der Grieche, der Russe und der Türke ihre kostbarsten Waren aufstapeln. Das Geld hat in Yalta keinen Wert. Ich fühlte so etwas wie eine Gänsehaut, als man mir erzählte, daß für ein gutes Hotelzimmer während der Saison ein Tagespreis von 25 Rubel gefordert und bezahlt wird. In Yalta lernte ich übrigens die ganze Liebenswürdigkeit des Russen, vor allem seine geradezu rührende Gastfreundschaft kennen: eine russische Familie überschüttete mich und meine näheren Freunde mit Aufmerksamkeiten; bei ihr zu Tische geladen, schwelgten wir in leckeren Gerichten, sogar in tatarischen Speisen: Schaschlik, am Spieß gebratene Hammelfleischstückchen, — Tschebureki, eine Omelette mit würziger Fleischmasse gefüllt; Leckerbissen, die die höhere europäische Gourmandise nur aus Unkenntnis nicht in ihren Partituren führt. Wir tranken dazu die herrlichen südrussischen Weine, Aluschta und vortrefflichen russischen Sekt. Der Hausvater versah uns schließlich mit einer solchen Fülle von Cigaretten, daß ich heute noch von diesem Schatz rauche, und lieh uns — völlig unbekannten Europäern — sogar zuguterletzt ein erkleckliches Sümmchen in Goldrubeln: auf unseren Gesichtern muß wirklich die Ehrlichkeit selbst sich eingeschrieben haben.

Die stärksten Reize Yaltas liegen in seiner Umgebung. Da ist — wenige Minuten von der Stadt entfernt — ein interessantes Tatarendorf Derekoj: ein zusammengeschobenes Nest von kleinen, häufig in die Erdwülste der Berglehne hineingewühlten Häusern. In ihrer Mitte die Moschee. Ringsherum Gärten und frisches Grün. Die Handwerker treiben ihr Geschäft auf den Straßen, wie es in den türkisch-muhammedanischen Siedelungen allgemein üblich ist, seien diese nun groß oder klein. Ich habe in Derekoj auch Musik gehört: ein kleines monotones asiatisches Liedchen, eine Barbarenmelodie von eigener Stimmung und von einer träumerischen Melancholie, die freilich mehr dem Zusammenklang der klagenden Melodie mit einem fremdartigen Milieu, als der Musikseele des spielenden Tataren selbst entsprungen sein mochte.

Eine besondere Resonanz, einen sonoren Ton, der durch das ganze europäische Konzert hindurch klingt, empfängt Yalta von Livadia, den beiden Schlössern seines kaiserlichen Nachbars, wenn man Livadia, die schlichten, auch in ihrer Landschaftswirkung bescheiden sich zurückhaltenden Villen des Kaisers von Rußland mit einem so pompösen Titel belegen darf. Das russische Kaiserpaar liebt Livadia und pflegt dort in jedem Jahr auf längere Zeit einzukehren. Der Zar ist in Livadia zu Hause, bei sich selbst. Er fühlt sich wohl auf diesem Landsitz, fern dem Getriebe des Hoflebens, fern der Politik, in der Stille eines herrlichen

Die Eisenbahn Batum—Tiflis.

Parkes und gegrüßt von der lichtschimmernden See, deren Ewigkeitsklang zu ihm heraufrauscht, deren Reflexe durch die Wipfel der Bäume blitzen. Der Zar wohnt in dem größeren der beiden Landhäuser, dessen Einrichtung den Zuschnitt eines wohlhabenden bürgerlichen Hauswesens zeigt. Ein Musiksaal ist der bei weitem größte und eleganteste Raum des Hauses. Wirklich reich und prunkvoll ist nur die Hauskapelle mit ihrem Goldschmuck, mit ihren kostbaren Bibeln, ihren Mosaiken und Schmelzarbeiten. Alle anderen Gemächer des Hauses sind von mittlerer Größe; behaglich, gemütlich im guten deutschen Sinn. Überall bequeme, solide Gebrauchsmöbel; keine luxuriösen Prunkstücke. Nirgendwo schreiende Farben, Renommieren mit Macht und Reichtum. Und selbst auf den kostbaren Kunstgegenständen haftet noch ein Duft von Bescheidenheit, eine Zurückhaltung, die eine vollkommene Harmonie mit ihrer Umgebung herstellt. Man glaubt in dem Wohnhaus eines Patriciers, nicht aber in dem Schloß des allmächtigen Herrschers über ein ungeheures Reich zu sein. Noch um einige Grade einfacher gibt sich das ältere, das sogenannte „kleine Palais", in dem Kaiser Alexander III. starb. Das Bürgerliche erscheint hier noch kräftiger unterstrichen, Möbel, Tapeten und Zimmerschmuck sind von patriarchalischer Einfachheit. Gediegen altväterisch. Luxus und Zierat wurden fast ängstlich vermieden; sie sind dort entbehrliche Nebensache, wo die Natur in seliger Schönheit durch alle Fenster hereinbricht, wie hier. Von einem Holzbalkon, dessen Fußboden zum Schutz gegen Regen und Feuchtigkeit mit gewöhnlichem Walzblech belegt ist, genießt man einen erquickenden Blick auf Park und See, auf Thal und Berg. Ein Panorama, bethörend schön. In einem Zimmer des ersten Stockwerkes steht der ledergepolsterte Armsessel, in dem Alexander III. verschieden ist; ein in den Fußboden eingelegtes Holzkreuz fixiert die historische Stelle. Und noch eine andere Reliquie besitzt dieses kleine Palais: im Erdgeschoß befindet sich ein Hufeisen, vom Kaiser am Estrich festgenagelt. Das alte Symbol vom Glück, ein populäres Amulett im Wohnhaus eines Fürsten! Auch er ein Mensch, sehnsüchtig nach Glück verlangend, gleich dem letzten seiner Unterthanen.

An die herrlichen Gärten und die musterhaft gepflegten Weinberge von Livadia schließt sich wieder der freie Naturpark dieses gesegneten Küstenstriches an, der prachtvolle Accord von Seebild und Landschaft, der tausendfältige Reiz einer Scenerie, in der sonniges Hügelgelände, Urwaldformation, steile Felsen-

burgen, tiefe Einschnitte und romantische Accente die stetige Grundmelodie der tauriſchen Natur variieren.

Einige zwanzig Minuten Wagenfahrt auf großſtädtiſcher Straße, und das Gartenthor von Orianda öffnet ſich vor uns. Hier, in dieſem Park herrſcht eine Naturwüchſigkeit, ein unbeſchnittenes Wachstum, ein fröhliches Sproſſen und Treiben, daß einem Naturfreund das Herz im Leibe lacht. Baum und Wieſe ſind hier ſich ſelbſt überlaſſen. Freie Kinder der Natur. Sehr eigen wirkt inmitten dieſer fruchtbaren Kräfte, die alle das Leben bejahen, eine Verneinung: die maleriſchen Ruinen eines durch Feuer zerſtörten Schloſſes, das ehemals der Großfürſt Konſtantin bewohnte. Alle Diſſonanzen der Zerſtörung klingen aus dieſen Schutthalden, aus dieſen Marmortrümmern und zerbröckelnden Faſſaden. Aber, Vergängliches iſt nur ein Gleichnis: das Goetheſche Wort gibt auch den Ruinen ihren Burgfrieden zurück; die Diſſonanz löſt ſich zur ruhevollen Harmonie. Im Park von Orianda findet man eine hübſche Kleinigkeit: ein cementiertes Waſſerbecken, das in ſeinen Linien genau dem Umriß des Schwarzen Meeres folgt; wenige Meter von ihm entfernt ein zweites, das das Kaſpiſche Meer darſtellt und zwiſchen beiden, aus Gebüſch und dichtem Heckengrün zuſammengeballt, ein Gebirge: der Kaukaſus. Das Ganze iſt freilich nicht mehr als ein Spiel; aber in dieſem Spiel regt ſich der metaphyſiſche Trieb, große Maße anſchaulich zu machen, den Kosmos im kleinen Abbild feſtzuhalten und den erkennenden Menſchen über den Kosmos ſelbſt zu ſtellen.

Auf der anderen, der öſtlichen Bergflanke Yaltas, Livadia gegenüber, dehnt ſich ein zweiter kaiſerlicher Garten: die Maſſandra, mit herrlichen Baumgruppen, prächtigen Waldwinkeln; Paradies und Wildnis, Garten und ungefeſſelte Natur zu gleicher Zeit. In das üppige Grün der Maſſandra eingebettet, glüht und leuchtet mit Tauſenden der edelſten Roſen, mit den koſtbarſten Spielarten der königlichen Blume, ein Blütenkleinod, ein farbenprunkendes Roſenheiligtum, ein ganzer Roſenhain. Die Kaiſerin pflegt dort nachmittags ihren Thee zu trinken, und Roſen ſind es, die ihr Geſellſchaft leiſten die Königinnen der Kaiſerin.

* * *

Die „Prinzeſſin“ dampft kaukaſiſchen Landen zu. Die See iſt ſanft und ſchmeichleriſch, und Scharen von luſtigen Delphinen ſpringen aus der Dünung; groteske Akrobaten. Indeſſen, die drolligen Humoresken dieſer Meer-Clowns wurden gar bald vergeſſen, als am fernen Horizont, am öſtlichen Himmel eine ungeheure Erſcheinung ſichtbar wurde: zuerſt nur ein Lichtſchemen, etwas, das man für eine Luftſpiegelung, für eine in die äußerſten Höhen verirrte Wolke halten konnte. Aber, was erſt körperlos, was phantaſtiſche Viſion ſchien, begann allmählich den Geſichtskreis zu beherrſchen, wuchs in die Tiefe, nahm gigantiſche Formen an. Endlich erkannten wir ungeheure, weißleuchtende Schneegipfel. Und nun tauchte es auch rechts und links lichtverklärt und ſchimmernd auf. Gipfel an Gipfel. Das war der Kaukaſus; und der Rieſe inmitten dieſer Höhenzüge der alte Elbrus, in ſeiner himmelragenden Größe ein erhabener Schöpfungszeuge. In den tieferen Luftſchichten lag ein feiner Dunſt, ein bläulicher

Kloſter Gelati (Kolchis).

Duft von Wolken und grauen Paſtellſchleiern, die bis auf die See ſich ſenkten und den Vordergrund des gewaltigen Bildes verdunkelten. So ſtand er allein vor uns. Einer ſoll Herrſcher ſein! ...

Die erſte Stadt auf kaukaſiſchem Boden, die wir betraten, war Batum. Ich habe dieſe vortreffliche Stadt, lange bevor ich ſie ſah, ſchon gerochen. Sie ſandte uns einen feinen, durchdringenden Petroleumduft entgegen, der, zuerſt unerträglich, ſchon nach wenigen Stunden etwas ganz Selbſtverſtändliches geworden war. In Batum riecht eben alles nach Petroleum und Naphta: die Veilchen, die Eier, der Sekt und die Menſchen. Infolgedeſſen riecht nichts mehr nach Petroleum.

Batum ſelbſt iſt eine mächtig aufſtrebende Hafenſtadt: das Petroleum, das aus Baku in unglaublichen Maſſen hierher transportiert wird — in langen Eiſenbahnzügen und in einer gewaltigen Rohrleitung neben dem Bahndamm — ſichert der Stadt ihre Bedeutung und ſchließt ſie an die Sphäre der europäiſchen Handelsintereſſen als wichtigſte Station im Schwarzen Meer an. Im Hafen von Batum wehen die Flaggen aller Schiffahrt treibenden Nationen. Als Stadt, in Architekturen, in intereſſanten Lokalfarben, in ihrer Phyſiognomie bietet Batum herzlich wenig. Um ſo mehr vermag es als Vorpoſten, als Präludium der kaukaſiſchen Kultur zu reizen und zu feſſeln. Man ſieht ſich hier mit einem Schlag einer neuen Welt, neuen und amüſanten Variationen des unerſchöpflich entwickelungsfähigen Urtypus „Menſch“ gegenüber. Die Bergvölker des Kaukaſus ſchicken ihre Sendboten nach Batum herab: Geſtalten von wunderlichſtem Kolorit, phantaſtiſch, abenteuerlich in Ausſehen und Kleidung. Man möchte ſich fürchten vor dieſen unheimlichen Erſcheinungen in ihren düſteren, ſteifen Fledermausmänteln, aus denen der Griff eines Dolches und unterſchiedliche Piſtolenſchäfte hervordrohen. Man denkt an ſchleichende Meuchelmörder, mindeſtens an ausgewachſene Opernböſewichte. Allerlei düſtere und ſpukhafte Erinnerungen aus dem deutſchen Schauerroman laſſen uns ein nahes Begegnen mit dieſen übrigens ungefährlichen Mingreliern anfangs ängſtlich vermeiden. Andere, in ſchmutzig bunten Lappen feierlich einherſchreitend, ſind nur ein wanderndes Lumpenbündel. Ihnen folgen elegante Tſcherkeſſen, hohe ritterliche Männer, geſchmeidig und ſchlank; Türken in bauſchigen Pumphoſen; Perſer und Armenier; und zwiſchen dieſen aparten, fremdartigen Geſtalten ſteht der Ruſſe als Normalmenſch. Die kaukaſiſche

Batum.

Arbeitsbüffel in Tiflis.

Kultur gewährt trotz der bunten und vielgestaltigen Dekoration, trotz ihrer überraschenden Kulissenwirkungen doch ein wesentlich einheitliches Bild. Sie unterscheidet sich in diesem Punkt sehr deutlich von der Kultur der Krim: dort liegen verschiedene Kulturen, die nationalen Organismen nebeneinander in Kreisen, die sich kaum in ihren Peripherien streifen. Mitten im christlichen Kulturland gedeihen muhammedanische Kulturkreise: in unmittelbarster Nachbarschaft der Slaven haben die mongolischen Tataren ihre nationale und religiöse Eigenart völlig unberührt sich erhalten. Anders die kaukasische Welt: im einzelnen individuell scharf unterschieden, schließen sich doch ihre Kulturträger einheitlich zusammen. In ihrem Wesen Sammelkultur, gleicht sie Honig aus tausend verschiedenen Blüten. Kaum irgendwo in der Welt dürfte es ein Gebiet geben, in dem die Menschen in Sitten, Sprachen und Gebräuchen so hundertfältig, in zahllosen Schattierungen sich differenziert haben und dennoch so leicht und willig unter dem Gesamtbegriff des „Kaukasiers“ sich zu einem resultierenden Charakter, zu einem markanten Typ verdichten. Es ist der Genius loci, der diesen Prozeß der gemeinsamen Amalgamierung ermöglicht, es ist das Gebirge, der Kaukasus, der um das Gesamtbild aller dieser Völker und Stämme den gemeinsamen Rahmen spannt. Man könnte diese kaukasischen Völker mit einem Blumenstrauß vergleichen, in dem die Flora eines ganzen Landes in eine einheitliche Formel zusammengefaßt ist.

So gering die Ausbeute ist, die Batum als Stadt demjenigen gewährt, der den Wert der Welt und der Menschen nicht nach den Zahlen seines Hauptbuches mißt, so sehr überrascht die weitere Umgebung der Stadt: eine prachtvolle Natur und eine reiche Landschaft geben der unansehnlichen Petroleumstadt einen wirkungsvollen Hintergrund. An einen Ausflug in das hochromantische Thal des Tschorok denke ich mit einer fast andächtigen Dankbarkeit zurück. Die pontischen Hochgebirge mit ihren Schneegipfeln leuchten mir noch aus der Erinnerung zurück. Das wundervolle Waldgebirge erschließt eine vortrefflich angelegte Straße, die den brausenden Fluten des Tschorok folgt, durch feuchte Felsenthore, durch Engpässe zwischen Strom und Fels sich windet und über schmale Steinsattel an jähen Abstürzen sich vorbei krümmt. Am Wegrand reiften — Mitte April! — Erdbeeren, und auf jedem Anger, auf jedem sonnigen Plätzchen der Berglehnen leuchteten die zarten modernen Faben der Rhododendronblüten, schimmerten in ungeheuren goldgelben Garben ganze Dickichte der pontischen Azalee. Über dem Waldthal des Tschorok schwebt ein poetischer Duft, ein weicher, linder Stimmungszauber ohnegleichen, den selbst die Thatsache nicht zu brechen vermag, daß neben den Erdbeeren und den Azaleen auch Wegelagerer und Räuber in den sonnigen Waldgründen wachsen, die weniger poetisch sind, aber dafür um so besser mit der Büchse umzugehen wissen. Praktische Beispiele ihres Umgangs mit Menschen kennen zu lernen, haben sie uns in Gnaden erlassen.

In die wenigen Tage, die unserer Reisegesellschaft für den Kaukasus zugemessen waren, fiel das russische Osterfest, das die Russen mit einer getragenen Feierlichkeit begehen. Osterkuchen sonder Zahl, Türme aus Teig mit einer Zuckerkuppel gekrönt, Ostereier in verwirrender Menge beherrschen schon Tage vorher den ganzen Kleinhandel. Überall, wohin man schaut, vollziehen sich die Festpräludien. Da sieht man die

Die Davidskirche bei Tiflis.

Familienväter, die auf dem Arm das blökende Osterlamm, oder lässig pendelnd in der Hand ein bleiches Spanferkel, einen gerupften Hahn tragen, schön auch noch im Tode. Da sieht man junge Burschen und alte Männer, die sich die Last eines Hammelfells, eines Ziegenbalges, gefüllt mit edlem Kachetiner oder irgend einem kaukasischen Landwein, aufgeladen haben. Und ist das Fest erst einmal im Gange, dann treten auch die Wirkungen dieses Landweins in überraschender Deutlichkeit zu Tage: wohl dem Trinker, wenn es Wein ist, mit dem er seine Feiertage befeuchtet! Die wahrhaft epidemische Trunkenheit, deren Opfer während des russischen Osterfestes in meinem Gesichtsfeld auftauchten, schien übrigens einer ganz gewöhnlichen Alkoholnarkose, einem Schnaps ohne alle poetischen Nebentitel, entsprungen zu sein. Die Russen sind in der Trinkseligkeit den Kaukasiern unbedingt überlegen. Wir haben kaum einen trunkenen Kaukasier, aber ganze russische Dörfer gesehen, die sich einen gottesfürchtigen Gemeinderausch zu Ehren der Tradition verordnet hatten. Oder sollten die Kaukasier *noch mehr* vertragen können als ihre russischen Mitchristen?

So dankbar jeder aufmerksame Beobachter des Volkslebens seine Teilnahme dem russischen Osterfeste zugewendet haben mag, den prachtvollen Mitternachtszeremonien in den Kirchen, den schönen Chorgesängen und dem Sternenglanz aufflammender Lichter, die den erstandenen Heiland grüßen: mit einer für uns durchaus nicht angenehmen Folge des Festes, mit dem Stillstand des Geschäftgetriebes, mit der Feiertagsruhe, die Handel und Wandel einsargte, haben wir uns notgedrungen abfinden müssen. Besonders hart war dieser Schlag für die Tapferen, die die zwölfstündige Eisenbahnfahrt nach Tiflis nicht abgeschreckt hatte, um das flutende Leben in dieser unglaublich betriebsamen, lebensvollen Stadt, dem Brennpunkt der kaukasischen Welt, dem Sammelbecken für die gesamte kaukasische Kultur, kennen zu lernen. Sie haben trotzdem die dramatische Lebhaftigkeit des Straßenbildes, das Gewirr der riesigen Bazare, das Ameisengewimmel der orientalischen Typen und das ungeheure Geschiebe eines mit Massenessekten arbeitenden Schauspiels noch zur Genüge studieren können. Tiflis, die Stadt der 70 Sprachen, die lebensfrohe Heimat Mirza-Schaffys, schön gelegen an den Ufern der gelben Kura, deren reißende Strömung zahlreiche Schiffsmühlen treibt, ist ein Musterlager aller kaukasischen Völkerschaften, ein kolossaler Völkerbazar; der bevorzugte Stapelplatz für alles, was Kunstgewerbe und Handwerk in kaukasischen Landen hervorbringen. In den Bazaren von Tiflis rauscht der Strom der kaukasischen Kultur mit mächtigstem Wellengang. Ein Warenhimmel, der voll der kostbarsten Teppiche und Seidenstoffe hängt, an dem alte Waffen mit kunstvoller Einlegearbeit, Goldsachen und tausend andere Dinge glänzen. Bis nach Persien hin erstrecken sich die Quellen-

leitungen dieſer Bazare. Auch hier, wie in allen orientaliſchen Städten, wohnt jedes Gewerbe in ſeiner eigenen Straße, und der Handwerker ſitzt in offener Werkſtätte bei der Arbeit. Wer den großen orientaliſchen Bazar in Konſtantinopel geſehen hat, der hat alle Bazare des Orientes geſehen. Denn die Grundzüge des Bazarlebens kehren überall unveränderlich wieder. Hier in Tiflis ſind es Dekoration und Staffage, die in das gewohnte Jahrmarktsbild neue Reize hineintragen: das Gewühl ganz ſpezifiſcher Volkstypen, ein Kaleidoſkop von fremden Phyſiognomien und phantaſievollen Trachten. Georgier und Tſcherkeſſen, Kurden und Mingrelier, Perſer und Tſchetſchenzen, ſchmutzige Turkmenen, dunkle Laſen, Immerethier und Tataren, Armenier und weſtliche Giaurn: man glaubt in einem Muſeum zu ſein, in dem anthropologiſcher Anſchauungsunterricht in größtem Maßſtab betrieben wird. Oder auch in einer Feerie, in einer verſchwenderiſch inſzenierten Ausſtattungsoper, mit deren Pomp die Kamelkarawanen, beladen mit den Schätzen Perſiens, karrenziehende Büffel, ſchleppfüßige, häßliche Tiere mit ſchäbigem Fell und plumpen Körperformen, und vielleicht auch die gezähmten Jungbären, Nachkommen Atta Trolls aus den Wäldern Mingreliens, ſich ganz gut vertragen würden. Tiflis hat ſeinen Eier-, ſeinen Geflügel-, Lämmer- und Ziegenmarkt. In ſeinen Weinſtuben wird ein edler Tropfen — im Charakter eines ſchweren Burgunders — aus Ziegen- und Büffelfellen geſchänkt. Die Stadt beſitzt mehrere moderne Hotels, zahlreiche intereſſante Kirchen und ein naturhiſtoriſches Muſeum, das als Sehenswürdigkeit erſten Ranges bezeichnet werden muß.

Und noch eine andere Sehenswürdigkeit iſt es, die das Intereſſe eines Tiflispilgers in hohem Maß erregt: das iſt die kaukaſiſche Eiſenbahn, die, von Batum ausgehend, die Paßhöhe des Gebirges erklimmt und über Tiflis hinab an das Kaſpiſche Meer führt, nach Baku, wo die phänomenalen Naphtaquellen ſprudeln. Dieſe Bahn kann ſich mit der Gotthardbahn in der Kühnheit der Anlage vielleicht nicht meſſen, ſie gehört aber trotzdem zu den gewaltigſten Gebirgsbahnen der Welt. Die Landſchaft, die ſie durchſchneidet, wechſelt in ihrem Charakter: bei Batum weite Felder, endloſe Tabakpflanzungen, anmutige Hügel, pittoreske Felſen und Sumpfland mit Tauſenden ſchnüffelnder Schweine. Ein Urwald von Bäumen und Schlinggewächſen; breite, ausgewaſchene Flußläufe; bis der Schienenſtrang in ein Hochgebirgsthal eintritt mit Firnen und Schneegipfeln, mit Steinhörnern und der grandioſen Phan-

Trapezunt

Fischer am Hafen in Trapezunt.

taſtik wilder, drohender und ſtarrer Formen. Dazu Viadukte, Brücken, Tunnels und ein großartiges Alpenpanorama, in dem ſich eine heroiſche Landſchaft aus der anderen löſt.

Ein ſehr lohnender Ausflug — lohnend namentlich für den Naturfreund — führte mich in das alte Kolchis, die geheimnisvolle Heimat des goldenen Vließes, des ſagenhaften Symbols für den Goldreichtum dieſes Landes, in deſſen Bezirke lange vor Jaſon und den Argonauten ſchon der Ägypterkönig Seſoſtris eingedrungen war. Das Kolcherland führt heute den Namen Immerethien; ſeine Hauptſtadt iſt Kutais, das alte Cytaea: an ſanft gewölbten Hügeln, im Grün ſeiner Granatbüſche und Feigenbäume, ſeiner Edelkaſtanien und traubenblütigen Glycinien wunderhübſch gelegen. Der goldführende Rion durchſtrömt die Landſchaft und windet ſich durch eine fruchtbare Tiefebene dem Meere zu. Kutais iſt kein Tiflis, weder eine Stadt vielſeitiger Intereſſen, noch markanten Charakters. Ihre Bazare — in dem Mingrelierviertel — prunken einſeitig mit Damaſcenerklingen, mit Dolchen und inkruſtierten Säbeln, von denen man in den zahlreichen Waffenläden wahre Prachtſtücke zu Geſicht bekommt. Indeſſen, es gibt Menſchen, die an den ſchönſten Säbeln achtlos vorbeigehen, und ſtammten ſie ſelbſt von Alexander dem Großen her. Die Thatſache, daß Kutais die bevorzugte Winterreſidenz der kaukaſiſchen Fürſten iſt, die hier ſo zahlreich ſind, wie die Meier und Schulze in Deutſchland, gereicht zwar der alten kolchiſchen Stadt zu hoher Ehre, genügt aber doch auch nicht, einem Europäer Bewunderung einzuflößen. Der kaukaſiſche Fürſt iſt ein ſehr vornehmer Mann; er ſieht in ſeiner Tſcherkeska äußerſt elegant aus. Und doch putzt er ſich gelegentlich im Hotel mit den Fenſtergardinen ſeine erlauchte Naſe: Operette!

Wenn Tiflis ausſchließlich als Stadt wirkt, als Gegenwart und als anthropologiſcher Blumenſtrauß, ſo iſt es in Kutais die Natur und die Vergangenheit, die mit unwiderſtehlicher Gewalt von einer unverdorbenen Seele Beſitz nimmt. Und den Zauber dieſer Natur ſaugen alle Sinne ein, ſobald man die weißbeſtaubten Straßen Kutais' im Rücken hat. Man braucht nur die Rionbrücke zu überſchreiten und zu der alten, verfallenen Citadelle hinaufzuſteigen, die einſt die Genueſen auf einer das Rionthal vollſtändig beherrſchenden Bergplatte, wie ein Zwinguri, angelegt haben. Ein ſchwermütiger Reiz träumt auf dieſen Trümmern, ein Parfüm von Vergangenheit ſteigt von ihnen empor, und traurige Geſchichten erzählen dieſe mächtigen Turmanſätze, dieſe wie für die Ewigkeit gemachten Bollwerke, die Reſte des ehemals ſo gewaltigen Baues. Aber hier oben ſchwelgt man in ſeligem Schauen; die Luft iſt wunderbar rein, balſamiſch und lichtſtark; in ihr treten die weiteſten Fernen täuſchend nahe vor das Auge. Über grüne Thäler, über ſcharf geſchnittene Bergrücken fliegt der Blick zur Höhe des koloſſalen Tetnuld hinan, deſſen Eispyramide 5000 Meter hoch in den Himmel ſich bohrt. Eine dämoniſche Gewalt geht von den Hochgipfeln der kaukaſiſchen Alpen aus. Die Erhabenheit des Ewigen, das feierliche Schweigen einer über alles Menſchliche hinausgerückten Natur trifft mit zwingender Gewalt auch das hochmütigſte Herz. Adler ziehen ihre Spiralen im hohen Aether, und aus der Tiefe rauſcht der ſchäumende Strom zu uns herauf. In den Thalgründen blinken Dörfer und Ortſchaften, von den Waldbergen ſchauen Klöſter nieder. Einem dieſer Klöſter, Gelati, über dem köſtlichen Thal der Kwirila paradieſiſch gelegen, inmitten einer jungfräulichen Natur von hinreißender Anmut, galt unſer Beſuch. Ein uraltes und trotzdem auch ein ſchönes Kloſter, deſſen Gründung in das XI. Jahrhundert zurückdatiert wird. Das Bauwerk,

aus gigantischen Quaderblöcken aufgeführt, stellt sich als polygoner Rundbau dar, den eine Kuppel krönt: eine häufig wiederkehrende Form, die z. B. auch das Davidkloster in Tiflis kennzeichnet. Das Besondere und das historisch Wertvollste des Klosters Gelati sind die reichen byzantinischen Fresken, mit denen genuesische Maler den Innenraum geschmückt haben: Mitteilungen aus der Kindheit der Kunst, völlig naiv in Linienführung, Perspektive und Farbe, aber dennoch von einer rührenden Gläubigkeit. Es sind Episoden aus der Lebensgeschichte des Heilandes, die sie behandeln; z. B. die Taufe im Jordan; das Wasser deuten schwebende Fische an. Die Wandfresken dienten dann wieder als Modell für Arbeiten in getriebenem Silber, die als Triptychen zugleich mit anderen Gaben der Frömmigkeit den Ikonostas, die Bilderwand vor dem Allerheiligsten, schmücken. Das Kloster besitzt neben alten Mosaiken und fußdicken Bibelabschriften in grusinischer Sprache, Bücher, die ihren halben Centner wiegen, überdies einen kostbaren Goldschatz, der mancherlei Reliquien von unschätzbarem historischen und realem Wert enthält. Man sieht da die Königskrone von Immerethien, die keine ungeweihte Hand berühren darf; sie ist aus massivem Gold, mit Diamanten und haselnußgroßen Edelsteinen besetzt; Bischofstiaren, prachtstrotzende Ornate, Krummstäbe und Monstranzen vervollständigen den Schatz, der in diesem weltfremden, abgelegenen Gelati gehütet wird. In einem Seitengebäude schläft in einem Steinsarkophag David IV., ein König aus dem Reiche der kaukasischen Davide, die von dem harfenfrohen König der Bibel abzustammen behaupten. Auch eine uralte eiserne Festungsthüre ist in dieser Gruft zu sehen, die der König aus einer eroberten Stadt als Wahrzeichen seiner Gewalt über sie mitgenommen hatte.

* * *

Die letzte Stadt am Schwarzen Meer, in deren Hafen unsere „Prinzessin“ ihre Anker fallen ließ, war Trapezunt, — leider die letzte an dem von drei verschiedenen Kulturen umgürteten Meer. Hatten uns die Russen und die Kaukasier wohlwollend, zum mindesten tolerant in ihren Landen aufgenommen, so gaben uns die Türken ein Fest. Ganz Trapezunt war auf den Beinen, als die deutschen Gäste den Boden der asiatischen Türkei betraten. Der Gouverneur der Stadt hatte sogar sämtliche Bettler, Lungerer und Straßenlumpen Trapezunts, alle Gauner, so weit sie nicht durch ein Amt privilegiert und gedeckt waren, in das Gefängnis setzen lassen, die Stadt war von oben bis unten geputzt und gefegt worden, um sie dem Wohlgefallen der seltenen Gäste zu empfehlen. Ein schweres Stück Arbeit! So sehr wir diese Akte der Liebenswürdigkeit zu schätzen wußten: unbedingt notwendig waren sie nicht. Denn Trapezunt ist auch ungewaschen eine Stadt von sieghafter Schönheit der Lage: amphitheatralisch steigt sie an farbensatten, schön geschwungenen Küstenbergen empor, auf ihren feinen Linien spielt das helle Licht der südlichen Sonne, und von der spiegelnden See her fallen blitzende Reflexe auf die weißen Häuser, zwischen denen in geschlungenen Adern und Streifen der dunkle Ton der Cypressen, das reiche Grün einer saftigen Vegetation und die helleren Tinten fröhlicher Blütenpracht sich hinziehen.

Trapezunt ist in seiner Physiognomie, in seinen Bauten, in seinem Straßenleben eine echt türkische Stadt; auch ihre Lebensader pulst selbstverständlich in den Bazaren, in denen man neben den obligaten Waffen und den unterschiedlichsten Teppichen geschmackvolle Filigranarbeiten in Gold und Silber findet, feine, delikat geformte Dinger

Tanzvorstellung beim Gouverneur in Trapezunt.

und mancherlei zarte und duftige Gebilde der Kleinkunst. Im übrigen wiederholt sich hier das bekannte Schauspiel: in den Garküchen dreht sich das Hammelfleisch am Spieß — der Hammel ist der gemeinsame Nationalheilige aller südslavischen und der türkischen Magen —; wir sehen, wie der eine Fadennudeln, und der andere Kinderwiegen fabriziert, wie eine dritter an seinen Kupferkesseln hämmert und zehn und zwanzig andere gar nichts thun, als im Gottvertrauen auf Allah sich zu stärken, der sich schon wird entschließen müssen, sie satt zu machen.

Seinen stärksten Innenreiz besitzt Trapezunt in seiner „Schlucht": einer tiefen breiten Erdkluft, in der die Fruchtbarkeit der südlichen Natur wahre Orgien feiert: eine Fülle der herrlichsten Bäume und Blüten drängt sich auf den Terrassen dieses Erdbeetes, aus dem, von wildem Epheu und grünem Geranke umsponnen, die imposanten Ruinen der alten Komnenenburg emporsteigen; mit ihnen die historische Erinnerung an die Zeiten eines blendenden Glanzes, eines prunkenden Cäsarentums und schrecklicher weltgeschichlicher Katastrophen. Über die Schlucht führt eine Brücke, die einen Stadtteil mit dem anderen verbindet: von ihr aus genießt man einen herrlichen Blick auf die Schlucht selbst, auf Stadt und Meer, auf die in Duftfernen verdämmernden Küstenlinien.

Das Fest, das der liebenswürdige Gouverneur Trapezunts, Cadry Bey, den deutschen Gästen gab, machte uns zu Zeugen eines interessanten, wenn auch ein wenig wilden und fanatischen Schauspiels: türkische Soldaten, jeder ein lebendiges Arsenal, führten uns einen nationalen Waffentanz vor unter dem durchdringend grellen Geschrei einer Schalmei und dem Stöhnen und Poltern einer mißhandelten Trommel. Die Tänzer schließen sich zu einem Kreis zusammen, trippeln hin und her, drehen sich rechts, drehen sich links, führen so etwas wie einen verrückten Ringelreigen auf: in diesem schwankenden, beweglichen Menschenreifen, der sich wie eine atmende Qualle verengt und ausweitet, rasen zwei Solotänzer mit gezücktem Yatagan aufeinander los, unter schrecklichem Augenrollen und aberwitzigen Gebärden. Sie werfen ihre haarscharfen Klingen in die Luft, fangen sie sehr gewandt wieder mit der Rechten auf und hauen dann mit den unheimlichen krummen Mordinstrumenten aufeinander ein, daß man meint, jeder Augenblick müsse das Dichterwort erfüllen: Zur Rechten sieht man wie zur Linken, einen halben Türken heruntersinken. Aber, sie bleiben ganz, sie bleiben heil und wohl, und wir mit ihnen.

Unkraut.

Von

Frida Schanz.

Auf dem Schuttland, das vor langen Tagen
Bunte Gartenherrlichkeit getragen,
Wohnen jetzt bescheidene Familien. —
Nur noch ein paar adelsstolze Lilien;
Sonst nur tiefverachtetes Gekräute,
Quecken, Nesseln, kleine arme Leute,
Neugierfröhlich an den Zaun sich schmiegend,
Sich im morgenfrischen Windhauch wiegend
Nach dem Takte eines Lerchenliedes,
Unbewußt des Standesunterschiedes,
Selig in der satten Sommerwonne,
Ihre Kindlein rufend an die Sonne,
Von den Beeten in die Wege schreitend,
Übermütig wuchernd sich verbreitend,
Frohgesellige, bescheidne Massen, —
Die der Lilien stolzen Schmerz nicht fassen.

Studienzeichnung von Katharina Schäffner

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Einiges von Wilhelm Raabe.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Von

Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Als ich vor Jahren einmal Gottfried Keller in seinem bescheidenen Züricher Heim aufsuchte, ist es mir ergangen wie manchem andern, vielleicht jedem ihm von Angesicht noch unbekannten Besucher: ein steifer, zugeknöpfter, in tiefe Stirnrunzeln gehüllter alter Herr saß mir frostig und unberedt gegenüber und ließ sich mit Mühe hie und da eine interessante, treffende, auch wohl schneidende Bemerkung über litterarische und menschliche Dinge durch den Zaun der Zähne winden. Und doch hatte ich warme, freundliche Briefe von ihm empfangen, glaubte also nach den gemilderten oder doch angenehm übertünchten Sitten unseres alten Kulturweltteils auf einen etwas ins Modern-Europäische abgetönten Empfang rechnen zu können. Ich wußte damals noch nicht, was mir später von sehr vielen Seiten bestätigt wurde, daß Meister Gottfried allemal erst nach dem gemeinsamen Genusse eines Glases Wein oder einiger darüber sich der bürgerlichen Umgänglichkeit anzunähern pflegte und auch dann meist erst, nachdem sich der Gast durch irgend eine gediegene Grobheit als ehrlicher Mensch und als ethisch ebenbürtig erwiesen hatte. So aber schied ich von ihm nach einigem hingequältem Verweilen in etwas verprügeltem Seelenzustande, in dumpfes Grübeln versenkt, durch welches schwere Versehen ich mir wohl sein so entschiedenes Mißfallen möge zugezogen haben.

Etwa zehn Jahre später, als ich, von guten Göttern beraten, meine Behausung in den Harz verlegte, fühlte ich schleunigst das Bedürfnis, mich bei Wilhelm Raabe in Braunschweig als Landnachbar zu melden. Nur stieg mir eine leise, unbehagliche Befürchtung auf, es möchte mir von ihm etwa ein ähnliches Leid geschehen wie vordem von dem großen Züricher Kollegen. Hatte ich doch in Berlin aus Raabes Leben und Treiben von ferne so allerlei läuten hören, das ihn wohl ungefähr als Temperaments-, Gesinnungs- und Sittengenossen Kellers erscheinen lassen konnte. Gemeinsames war bei diesen beiden litterarischen Originalgestalten äußerlich und innerlich leicht genug herauszufinden. Beide hatten entscheidende Bildungsjahre in Berlin verbracht, hatten ihre Erstlingserzählungen dort ersonnen und in die Welt gesandt. Beide aber hielten sich seitdem mit gleicher Dauerhaftigkeit, ja mit einer gewissen abergläubischen Scheu der neuen Reichshauptstadt fern und haben ihr nie wieder den flüchtigsten Besuch gegönnt. Jeder von beiden hatte sich vielmehr fest eingesponnen in dem mittelgroßen Vorort seines engeren Heimatlandes und hockte dort abgeschlossen und weltfern, das will in erster Linie sagen, fern der Welt des großstädtischen Journalismus und der ihm eng verknüpften litterarischen Ruhmesversicherungsanstalten auf Gegenseitigkeit. Geistig gemein war beiden — unbeschadet aller sonstigen Verschiedenheit — der nicht selten stark ins Barocke fallende Humor und die Vorliebe für poetische Gestalten von oft sehr absonderlicher Struktur, die dann offenbar in das innerste Wesen ihrer Schöpfer ihre Wurzel senkten. So mochten denn von ähnlichen Bäumen auch ähnliche Früchte der Umgangsformen zu erwarten sein.

Wilhelm Raabe.

In der That wollte mir in Braunschweig ein Kommerzienrat oder so was, bei dem ich einen Besuch zu machen eine äußere Veranlassung hatte, solche stille Sorge bestätigen. Auch er schilderte Raabe als schwer zugänglich, in sich verbohrt und dem Verkehr mit wohlerzogeneren Menschenkindern abhold. So sah ich mich denn in Gedanken abermals kühl übergossen und ohne eigentliche Gewaltthätigkeit gelassen hinausgeödet.

Zum Glück, ehe Feigheit mich übermochte, gelang es dem guten Freunde, der

mich bei ihm einzuführen gewillt war, mich ein wenig zu ermutigen: abgeschlossen und spröde verhalte sich Raabe wohl gelegentlich gegen diesen und jenen Kammerzienrat aber so was, gegen andre sei er ganz anders, zumal wenn er sich von einem leidlich ehrlichen Gesichtsausdruck überzeugt habe, daß ein Besucher ohne den Hintergedanken, ihn zu interviewen und feuilletonistisch auszuschlachten, zu ihm gekommen sei.

Mein Gesicht muß denn wohl solche Reinheit des Wollens zur Genüge ausgestrahlt haben, denn der gefürchtete Bärenhäuter gebärdete sich von Anfang an so durchaus menschlich, ja mehr und mehr vertraulich und herzlich, daß ich, nachdem wir von der Kaffeetasse unmerklich, aber thatkräftig zum Weinglase hinübergeschritten waren, nach vielen schönen Stunden mit der ruhigen Hoffnung schied, den Besuch bald wiederholen zu dürfen. Was denn auch oft genug geschehen ist im Laufe der Jahre, um mir Braunschweig zu einer vertrauten Stätte zu machen.

Sic me servavit Apollo. So anders ist mancher, als schwirrende Gerüchte ihn erscheinen lassen. Zum Dank für einen so erfreulichen Ausgang des Abenteuers und um die damals vorgesteckte Ehrlichkeit meines Angesichts nicht nachträglich Lügen zu strafen, will ich mich denn auch jetzt jeder sonstigen Beschreibung von Raabes Person und Umgegend enthalten; weder von seinem Schlapphut will ich reden noch von der Länglichkeit seiner Gestalt und Gesichtsbildung, nicht von seinem Schlafrock noch von dem unmilitärischen Schnitt seines Bartes, nicht einmal von seinem Sofa, obgleich dieses auch ohne mich längst in der Leute Mäulern ist: aber gewißlich sind viele der Geschichten, die in Braunschweig davon umlaufen, unwahr oder übertrieben. Zum Erweise sei nur deren eine geprüft: Es wird berichtet, als selbiges Möbel einmal nach jahrzehntelangem getreuen Dienst wider Wissen und Willen seines Herrn durch den Einfluß weiblicher Hausdämanen neu aufgepolstert worden sei, habe er jeden Besucher der nächsten Zeit mit ungeheuerer Wucht wie einen Rammblock handhabend darauf nieder lamplimentiert, bis es, klüglich nachgebend, den früher liebgewohnten anregenden Wechsel von Hügeln und Thälern wieder erhalten habe. Dazu kann ich aber nur sagen: mich hat er niemals zu solcher passiven Arbeitsleistung herangezogen, und doch fand ich Berg und Thal noch bei weitem nicht durch so mächtige Ausmessungen geschieden, wie dies nach der Aussage älterer Freunde hätte der Fall sein müssen, um seinen Geschmack aber rückwärtigen Tastsinn voll zu befriedigen. Die sagenbildende Volksphantasie ist offenbar in niedersächsischen Landen durchaus noch nicht erloschen.

Also es wird hier nichts ausgeplaudert. Raabe liebt es gar nicht, seine Person und seine privaten Lebensschicksale in die Debatte gezogen zu sehen. Er hat sich sogar beständig geweigert, trotz mancher Aufforderung und Anregung, eine Autobiographie oder Lebenserinnerungen oder Bekenntnisse und dergleichen zu schreiben. „Ich habe nichts erlebt," sagt er — mit ebensoviel buchstäblicher Wahrheit als tiefer Ironie. Es kann nicht leicht etwas Alltäglicheres geben als Raabes äußeren Lebenslauf; der bescheidenste Spießbürger sieht, hört, erlebt heutzutage reichlich so viel von der Welt als dieser glänzende Dichter. Ja, fast unheimlich einförmig mag dem oberflächlichen Betrachter dies stille Leben, scheinbar ohne Höhen und Tiefen, vorkommen; nur der Eingeweihte mag es nachfühlen, welches Schicksal es schon äußerlich bedeutet, in jungen Jahren als Schriftsteller mit einem glänzenden Erfolge einzusetzen, diesen in überreicher Thätigkeit ein Jahrzehnt lang festzuhalten, und dann plötzlich auf der Höhe des Mannesalters, und, was mehr sagen will, auf der Höhe wundervoll vertiefter und gesteigerter Kunst, diesen Erfolg seinen Händen mehr und mehr entgleiten zu sehen und auf Jahrzehnte hinaus in der öffentlichen Schätzung in den Hintergrund zu treten. Das sind Höhen und Tiefen, wie sie mancher vielumgetriebene Lebenskämpfer und Lebensgenießer nicht durchmißt.

Und nun der ungeheure Reichtum der innern Ereignisse. Diese Selbstbiographie hat Raabe geschrieben — und darauf beruft er sich — und zwar in unvergleichlicher Fülle: hoffentlich wird aber das neugierige Publikum den armen Dichter nicht, wie es uns allen allzu häufig widerfährt, philologisch genau beim Worte nehmen und ihm jede seiner Geschichten oder doch die eine und die andre als höchst persönliches Erlebnis ausdeuten. Wer etwas mehr Verstand anzuwenden entschlossen ist, kann hingegen, um sich ein recht deutliches Bild von Wilhelm Raabe, dem Menschen, zu machen, die Kosten einer Reise nach Braunschweig und frischgewaschener Handschuhe getrost ersparen: statt dessen sei ihm höchst ernsthaft geraten, die solcherart gerettete Summe zum Ankauf einige seiner Bücher mehr zu benutzen, und der Autor wird so lebendig zu ihm reden, wahrscheinlich sogar nach ein gut Teil lebendiger, als wenn er, leibhaftig ihm gegenübersitzend, die Höhen und Tiefen seines Sofas festzustellen beflissen wären. Aber bitte, wirklich zum Ankauf! Es ist naturwissenschaftlich festgestellt, daß für Leihbibliothekleser seine Werke stumm bleiben.

Wer aber Raabes Bücher besitzt und also auch liest — nicht blaß schmökert — also auch liebt, wer von dem darinnen webenden seltsamen tiefen und reichen und reifen Geiste des Autors genug in sich aufgenommen hat, um diesen als eine fest geschlossene Persönlichkeit mit scharf ausgeprägten Zügen vor sich zu sehen, und wer dann ein Verlangen spürt, den stillverehrten Genossen und Führer durch geistig erquickende, wahrhaft erbauende Stunden immerhin auch einmal in derb behäbiger Leiblichkeit mit Augen zu erblicken, der mag sich die Fahrt nach Braunschweig dann getrost extra spendieren, beispielsweise zur Feier des siebzigsten Geburtstages am 8. September 1890; Braunschweig ist eine Stadt, die sich sehen lassen kann unter den schönsten im Reiche; er braucht Wilhelmus, den Raaben, nur als eine kleine Extraverzierung zu betrachten.

Ich habe recht oft von guten Leuten, besonders von weiblichen und solchen, die es werden wollen, die Klage gehört, daß ihre Lieblingsdichter bei persönlicher Bekanntschaft ihnen eine empfindliche Enttäuschung bereitet haben, indem sie in die Umrisse des mitgebrachten Idealbildes sich durch-

aus nicht hineinfügen wollten. Ich selbst habe die umgekehrte Erfahrung gemacht: ich habe so ziemlich immer in solchen Fällen meine Erwartungen bestätigt gefunden. Auch der Fall Gottfried Keller macht keine wirkliche Ausnahme: ein Stück des „Grünen Heinrich“, „Pankraz des Schmollers“ und deren Genossen konnte ich ganz gut wiedererkennen; für das Ganze langte nur Zeit und Gelegenheit nicht. Bei echten Dichtern deckt sich Autor und Mensch; bei unechten weiß man's vorher, daß sie sich nicht decken, und hat kein Recht, von Enttäuschung zu reden. Daß Wilhelm Raabe zu den ganz waschechten gehört, wird auch der nicht bezweifeln, der sich in seine absonderliche Art und Manier nicht ganz zu finden vermag.

Eins freilich darf man von Raabe — und manchem andern — nicht verlangen: daß er in mündlicher Rede seine Gedanken- und Ausdrucksperlen so verschwenderisch um sich sprühe, wie wir das aus seinen Büchern gewohnt sind. Wer von Raabes immer redereichen und gedankenvollen Gestalten herkommt, die doch Fleisch von seinem Fleisch sind, und von den reichlichen Kommentaren, die er selbst als Dichter ihnen beigibt, dem wird es nicht fern liegen, in ihm einen ausgiebigen Plauderer mit leichtbeschwingter Rede zu vermuten, wie dergleichen etwa Theodor Fontane war. Diese Vermutung bestätigt sich aber diesmal nicht. Er ist zwar kein Schweiger von Profession, wie ich deren unter schriftlich sehr wortreichen Erzählern sonst auch kenne, aber er gibt seine Beisteuer zum Gespräch, ganz entgegen seiner litterarischen Art, doch mehr nur ruckweise, in eingestreuten, hingeworfenen, mitgehenden, oft kräftig opponierenden oder ironischen Bemerkungen. Es ist gar nicht seine Weise, eine Unterhaltung zu leiten, zu beherrschen oder gar zu tyrannisieren; wohl aber ist er ein guter Zuhörer und pflegt ihr mit angeregter Teilnahme zu folgen; und wenn er dann seine eigenen Gedanken hineingibt, braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß sie zumeist ihre ganz aparte Blume haben, immer eigenes Gewächs sind, auch bis ins Barocke und Paradoxe hinein.

Wenn aber einmal, wie es auch in einem geistig belebten Kreise wohl geschieht, das Gespräch etwas matter hinhinkt, hat er seinen besonderen Kunstgriff, es wieder auf die Beine zu bringen: er wirft unversehens irgend ein fröhlich schroffes Paradoxon unter die Genossen. Selten braucht er sich nun mit dessen ernsthaftem Verfechten selbst länger zu bemühen: gemeinhin beißen ihm unverzüglich von zwei Seiten die Parteien auf den ausgelegten Köder, und der schlauere Mensch kann danach den erlesenen Genuß haben, heimlich von der Seite her fromm zu beobachten, wie Meister Wilhelmus sich in stiller Mephistophelie seines Anschlags freut und die kleinen, klugen, scharf erfassenden, und doch so seelenguten Augen von der pikanten Vergnüglichkeit eines gelungenen bösen Streiches durchzuckt werden.

Man braucht nun nicht zu denken, wie doch viele thun, daß Raabe in seinem Braunschweig, das er allerdings seit dreißig Jahren selbst zu kürzeren Reisen nur selten verlassen hat, in geistiger Vereinsamung trostlos dahinsieche. Es wird zwar wohl wahr sein, daß die landesübliche deutsche Salongeselligkeit mit Absülterung, lieblichen Gebärden, schön geknüpften Kravatten und allgemeiner Geistreichigkeit keine Sehnsuchtsschmerzen in ihm auslöst und er in diesem Betracht zu den ungesellig lebenden Geschöpfen zu rechnen ist; nicht minder wahr aber ist es, daß sich in nicht zu eng bemessenen Zeiträumen ein Stammkreis von Männern um ihn als um ihren still und laut verehrten Mittelpunkt versammelt, die sich allerorten als Genossen jeglicher Geistesgröße sehen lassen könnten; Männer in ernsthaften Dingen beschäftigt und bewährt, aber darum keineswegs abgeneigt, in guten Stunden zu Zwecken geistigen Austobens weitreichende Ausflüge auch in jene Seitenbezirke des Humors zu unternehmen, die man als Ulk oder höheren Blödsinn mit etwas erkünstelter Mißächtlichkeit bezeichnet, die man aber nur desto lieber aufsucht.

Es ist freilich eine merkwürdige Erscheinung, daß gesellige Vereine, Genossenschaften, Zusammenkünfte allemal ihre beste Zeit schon hinter sich haben; kein Wunder also, daß diese Klage auch unter denen um Raabe, die sich mit dem geheimnisvollen Gattungsnamen der „Kleiderseller“ schmücken, mit stillem Bedauern umgeht: doch kann ich für mein Teil nur sagen, daß ich auch so mit herzlichem Vergnügen an manchen fröhlichen und belehrsamen Abend zurückdenke, den ich in diesem Kreise verbringen durfte. Man hat's da auch Raaben niemals angemerkt, daß er immer tiefer in die Sechziger hineinstieg.

Anderweitigen Vergnügungen, wie sie die nahrhafte Stadt der Mumme, der Honigkuchen, Leberwürste und Spargel bietet und deren noch mehr ihr Vorort Berlin böte, wenn er diesen eines Besuches wert hielte, ist Raabe nachzujagen wenig beflissen; am wenigsten, was manchen überraschen mag, den Geistesfreuden des Theaters. Er hat darüber wie über vieles so seine eigenen Ansichten. Vergnügen macht es ihm längst nicht mehr. Seit zwanzig Jahren etwa, berühmt er sich, hat er das Theater nicht mehr besucht. Daß seine eigene dichterische Natur eine dramatische Bethätigung ausschloß, liegt klar auf der Hand; er hat auch niemals verfehlte Versuche in dieser Richtung gemacht wie so mancher andre treffliche Erzähler. Er ist auch der Meinung, das moderne Theater sei längst nicht mehr zu einer führenden Rolle im Geistesleben der Völker berufen; es ist dem schlechtesten Publikum, den großstädtischen Massen, rettungslos überantwortet und dadurch unfähig zur Vermittelung echter Dichterwerke geworden. Wer als Dichter sein Feinstes und Tiefstes geben will, kann sich unmöglich von vornherein den groben Bedingungen der Bühne und dem Urteil der Urteilslosen unterwerfen. Nur das Buch hat die Freiheit, sich die Leser zu suchen, die es braucht, der Pöbel kann ihm nichts weiter anhaben, als daß er stumpfsinnig oder schimpfend daran vorübergeht, aber er muß es „lassen stahn“; das Theaterstück dagegen wird einfach von der Majorität totgedrückt, wenn es dieser nicht gefällt; ihr gefällt aber am besten das Mittelmäßige und Triviale.

Wie Raabe über Massenerfolge, auf dem

Theater wie im Buchhandel, denkt, liegt danach so auf der Hand, daß man kein Geheimnis ausplaudert, wenn man darüber spricht. „Man erwirbt nicht ungestraft eine Million mit der Feder," sagte er einmal im Hinblick auf einen derzeitigen Liebling des Publikums, dem dies kleine Unglück passiert war.

Die dramatische Produktion der letzten Jahrzehnte hat er trotzdem seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen lassen. Einmal machte er sich lustig über die hohe Weisheit der vornehmen Kritik, die ein so fideles Ding wie das vielbeschrieene „Weiße Rößl" mit Keulen totzuschlagen sich ebenso emsig als vergeblich bemühe, während sie vor gar manchem andern Erfolgstücke, das geistig und litterarisch noch ein gut Teil darunter stehe, sich höchst ernsthaft verbeuge, weil der Dichter sich selber ernsthaft nehme oder doch so gebe.

Doch ich sehe mich auf dem besten Wege, allen guten Vorsätzen zum Trotz dennoch den Interviewer zu spielen und unbedacht aus der Schule zu plaudern.

Zur Buße solcher fast begangenen Sünde will ich hier ein für mich beschämendes Bekenntnis ablegen, wie ich mich in meiner Eigenschaft als Publikum Wilhelm Raabe gegenüber verhalten habe; es ist auch ein kleiner Beitrag zur Naturgeschichte seiner Bücher und typisch bezeichnend.

Als sein Erstling, die „Chronik der Sperlingsgasse" erschien, 1856, war ich acht Jahre alt und mußte also bei gänzlich mangelnder Frühreife noch eine gute Weile warten, bis sich die Pforten dieses anmutig belebten Gäßchens auch meiner jungen Seele öffneten. Dagegen fand mich der „Hungerpastor" 1864 als würdevollen Primaner schon leidlich lesereif; ich entsinne mich noch deutlich, wie ich im lauernden Wettstreit mit meinem Vater das Buch verschlungen, es vielleicht meinerseits noch nicht ganz verdaut, mich aber doch in Lachen und Weinen herzlich daran erbaut habe. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, ich würde noch einmal mit dem Dichter dieser wundervollen Geschichte freundschaftlich Seite an Seite sitzen und mit Wohlbehagen plaudern, so würde ich mit einiger Sicherheit einem frühzeitigen Größenwahn zum Opfer gefallen sein.

Diesem Schicksal entging ich vorläufig. Dahingegen vermochte ich, als ich später auf deutschen Hochschulen unklaren Zielen nachjagte, dem philologischen Größenwahn mich nicht völlig zu entwinden, der wesentlich nur Geister vom Ruhme eines Homer, Aeschylos, Sophokles, des Nibelungendichters, eines Dante, Shakespeare, Goethe und allenfalls Schiller seines intimeren Umgangs für würdig erachtet, dagegen auf neueste und gar mitlebende Poeten, zumal wenn sie nur Prosa schreiben, nicht gerade verächtlich, aber doch mit einer mildlächelnden Überlegenheit hinabsieht.

Immerhin las man ja auch so etwas manchmal, um in bildungsfroher Damengesellschaft doch mitreden zu können. Da kam das Gespräch denn sehr häufig auf Reuter, Freytag, Jordan, Ebers, Wolff, Spielhagen, Auerbach, Scheffel, Heyse, viel seltener und eigentlich nur in Kreisen, die schon im Geruche gemeingefährlicher Geistreichigkeit standen, auf Keller, Meyer, Storm — nur dessen jugendlicher „Immensee" war allgemein bekannt — Ebner-Eschenbach, Fontane; von Wilhelm Raabe war kaum je etwas zu hören oder zu verständnisvollen Ohren zu reden. Die „Chronik", na ja, und der „Hungerpastor", die hatte es mal gegeben, und sie waren sehr hübsch gewesen, aber seitdem — daß inzwischen „Abu Telfan", der „Schüdderump" und eine stattliche Reihe anderer großer und kleiner Erzählungen erschienen waren, kam nicht zur Geltung, es waren keine „litterarischen Ereignisse" gewesen. Es war ein neuer Pharao gekommen, der nichts mehr von diesem Joseph wußte. Die Abdrucke in den Zeitschriften, wochen- und monatsweise in Fetzen verzapft, verfehlten des vollen Eindrucks auch bei ernsthafteren Lesern, das feine Gewebe der Komposition wurde so verzettelt und um seine Wirkung betrogen; die Bücherausgaben wurden von der öffentlichen Kritik fast ganz mit Schweigen übergangen; eine sehr gangbare Litteraturgeschichte konnte Wilhelm Raabe zu den „humoristischen Kleingeistern" rechnen.

So wurde es möglich, daß mir dieser unmodische Dichter, auch nachdem ich sein Konkurrent geworden und mich selbstthätig in die Niederungen der deutschen Prosa gestürzt hatte, halbwegs aus den Augen kam für eine lange Reihe von Jahren, zumal ich das Pech hatte, daß mir gerade die Stücke, die mir jetzt als die allerhöchsten Gipfel Raabescher Poesie erscheinen wollen, vollständig entgingen, ich glaube, zuerst durch Examensnöte, dann durch längere Reisen. Aber auch mit solchen Entschuldigungszetteln ist es bös, so etwas zu seiner Schande aussaaen zu müssen.

Aber eine zwar kleine und ziemlich im verborgenen blühende Gemeinde ist Raabe immer geblieben, die für sein Fortleben in getreuen Herzen und Geistern sorgte. Und solche zarte Gemeinde ist auf die Dauer mehr, viel mehr wert als der laute Chorus derer, die mit wenig Urteil und weniger Herzensanteil den Trompetenstößen des Tagesruhmes nachlaufen — für den nämlich, der nicht so sehr dem Gelde und den Austern nachstrebt, obgleich ihm die auch sehr gut schmecken, sondern irgend etwas anderem, das auch noch über den Ehrensitz im Konversationslexikon hinausgeht, so was Goethe und Schiller und einige nach ihnen wollten — und auch erreicht haben. Milchende Kuh oder himmlische Göttin, das bleibt ewig dasselbe, in Deutschland jedenfalls: und das hat auch sein Gutes; es wird etwas in denen aufgestärkt, denen die Butter dünn aufgestrichen wird; und wäre es nichts weiter als ein gesunder Trotz, der Seine Majestät dem Publikum zuruft: Nun komm' ich dir grade nicht! — Zu ihm aber, dem stillen, tapferen Dichter, ist auch in jenen Jahren manches schöne Zeichen unwandelbarer Liebe und Verehrung gedrungen, davon die große litterarische Welt nie ein Sterbenswörtchen erfuhr.

Dem zähen, seinen Wirken solcher Gemeinde, die sich sogar in Berlin nicht völlig überklingeln ließ, verdankte ich es denn, daß auch ich eines Tages wieder ganz an meinem Raabe erwarmte.

Durch einen schönen Zufall kamen mir gleichzeitig der „Abu Telfan“ und der „Schüddderump“ in die Hände, die beiden großen Romane, die mit dem „Hungerpastor“ zusammen dem Autor selbst nach ihrer Vollendung als eine geistige Einheit erschienen, nicht der Handlung nach noch auch in den Personen, wohl aber nach ihrem seelischen Gehalt. Ich las, und mir ging es wie dem Knappen, dem Kostewein, in Montefiascone: Est! Est! Est! schrieb auch ich, zunächst mir hinter die Ohren.

In diesen beiden Büchern, denen ich noch einige spätere beigesellte, vor allen die tiefsinnigen „Akten des Vogelsangs“, finde ich noch heute gleichsam den reinsten Auszug aus der überschwenglichen Fülle Raabescher Geistes- und Gemütsoffenbarungen. Die tiefinnerliche Überwindung des endlosen Weltleides durch die Kraft eines Idealismus, der sich als leise lächelnder, oft nur für schärfere Ohren recht vernehmbarer Humor kundgibt, ist ihr Thema und ist der edelste Kern der Raabeschen Dichtung. Alles Schönste, Zarteste, Edelste wird von der brutalen Welt unter die Füße getreten, zerrieben, vernichtet — und bleibt doch Sieger mitten in seinem Untergange, sein innerstes Leben ist unverwüstlich.

Nicht alle Bücher Raabes stehen mir auf gleicher Höhe wie diese, aber von ihnen her fällt mir ein neues deutendes Licht auf seine ganze weitschichtige Produktion, wie ein Feuer, auf dem höchsten Berge entzündet, auch die weniger hoch aufragenden Kuppen und Kämme mit einem verklärenden Glanze bestrahlt.

Eins ist sicher: wen Raabe einmal so hat, den hat er so ganz, wie das wenigen Poeten gegeben ist, dem wird er lieb und anmutend auch in dem, was andere wohl Schrullen, Manier, querköpfische Auswüchse oder wie immer zu nennen geneigt sind. Es hat wohl jeder von uns einen guten Freund oder Onkel oder wen sonst, der so prachtvoll verrückt ist, daß wir's ihm nie vergeben würden, wenn er sich besserte und zur Vernunft bekehrte.

Es hat sich gefügt, daß ich jene beiden mich so erobernden Bücher erst ungefähr in dem Lebensalter lennen lernte, in dem der Dichter sie geschrieben hat: und wenn ich das eine Schande nennen muß, so doch keinen Schaden. Vielleicht hätten sie auch mich, früher gelesen, weit weniger ergriffen; sie sind wohl für jüngere Jahre zu schwergehaltig, von zu herber Würze, daher der anfängliche für einen schon beliebten Autor so auffallend geringe Erfolg. Bücher machen am schnellsten ihren Weg durch die Jugend und die Frauen; die größte Dauer aber gewährleistet ihnen die Liebe der reifen Männer. Wenn einer die hat, so ist es Wilhelm Raabe. Womit nicht gesagt sein soll, daß es nicht Frauen genug gäbe, die reifere Männer sind als die meisten Männer. Darum wird man seiner nicht vergessen, auch wenn immer noch neue Pharaonen aufstehen. Die Besten seiner Zeit halten ihn in ihren Seelen und geben ihn als sichern Besitz den Besten kommender Zeiten weiter. Daß die Litteraturgeschichte ihn anständig einregistrieren wird, kann nun auch wohl als gesichert gelten, ist Meister Raabe aber eine höchst gleichgültige Sache.

„Dem Kerl lönnen wir ja nicht beikommen,“ hat ein hochstehender Herr gesagt, als es galt, ihn mit äußern Ehren zu bedenken, „der lacht ja bloß über unsere Titel oder Orden.“ O nein, so unhöflich ist Wilhelm Raabe nicht; er lächelt höchstens ganz leise.

Sommer.

Von

Julius Havemann.

Im alten Parke stehn
Mit tiefgesenkten Zweigen
Düstere Ulmenalleen
Im Sommermittagsschweigen.

Draußen in Glut und Glast
Durch blühende Wiesenbreiten
Seh' ich des Südens Gast,
Die Fee des Sommers, schreiten.

Die Blumen, die ihre Hand
Verstreut in alle Räume,
Taumeln wie Falter ins Land
Als heiße Sommerträume.

Und einer kam herein
Zu mir auf blauen Schwingen,
Ins Düster einen Schein
Des Himmels mir zu bringen.

Vom Hofbräu.

Eine geschichtliche Plauderei

von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit vierzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Wenn der gebildete und kunstverständige Fremdling im warmen Monat Juli oder August die Glypto-, Pinako- und Schackotheken sowie die Glas- und sonstigen Kunstpaläste Münchens bei einer ästhetischen Aufnahmefähigkeit von 40 Quadratmeter Leinwand in der Sekunde durchquert hat, dann pflegt er mit einer gewissen Erleichterung und in der Regel auch mit Gattin und Töchtern, so er diese hat, seine Schritte oder den Kurs seines Droschenkutschers mit Volldampf nach dem königlich bayerischen Hofbräu zu lenken. Und ohne Heuchelei darf man sagen, daß es ihm hier nicht viel weniger wohl zu sein scheint, als in den Tempelhallen der Sezession und der sonstigen Kunst, ja daß er vielleicht weniger viele Urteile abgibt als dort, dafür aber auf seinem Antlitz und in all seinen Bewegungen eine tiefinnere Freudigkeit sichtbar macht, eine stille Bitte an den Augenblick: verweile doch, du bist so schön! Und das freut denn auch die ernsten, wenig redenden, vieles trinkenden autochthonen Stammgäste, welche wie die Totenrichter die Wände entlang sitzen, starken Leibes und sinnenden Geistes, und mit gemischten Empfindungen auf die „reisenden Leut" horchen, jeden Augenblick gewärtig, daß von dort eine vorlaute Bemerkung herübertönen wird oder auch ein Lob, dessen Tonfall ihnen nicht holder lauten würde, etwa: „Na, der Troppen is ja nich übel" oder dergleichen. Aber sie argwöhnen und lauschen umsonst, die sitzgewaltigen Barbarossas des königlichen Bräuhauses, denn noch niemals hat ein Fremdling das Hofbräu kritisiert. Und so trägt denn die bereitwillig huldigende Anerkennung, die das übrige Vaterland dem alten Ruhmestitel der bayerischen Königsstadt, „Kunst und Gerstensaft", darzubringen sich beeifert, nicht unwesentlich dazu bei, einen Teil der Vorurteile und Verstimmungen zu zerstören, die das intimere Bayerntum noch immer gegen die nördlichen Mitdeutschen hegt und welche durch Parteihetze von mancherlei bayerischer Seite und durch Unbedachtheit oder Ungeschicklichkeit von der anderen Seite von Zeit zu Zeit allerdings leidige Nahrung und Aufstachelung erfahren.

Herzog Albrecht V. von Bayern.

Gerade in Anbetracht der letzteren Sachlage könnte daher der Historiker hochpolitische Bedenken tragen, ehe er sich dennoch entschließt, den Satz niederzuschreiben: daß die Bayern so gutes Bier brauen, haben sie vor alters erst aus Norddeutschland gelernt!

Es soll eine Zeit gegeben haben, da auch Altbayern einheimischen Wein trank. Schaudernd wird es jeglicher zunächst bezweifeln wollen, der die klimatischen Verhältnisse dieser Hochlande des Inn und der Donau kennt. Aber man hat

Herzog Wilhelm V., der Fromme.

ja auch zu Kriwitz in Mecklenburg Wein gebaut und es an der unteren Weichsel erst aufgegeben, als der Winter von 1837 die dortigen Rebstöcke von Grund aus vernichtete. Wie man hier diesen Schaden als eine Art Erlösung hinnahm, so scheinen sich auch im alten Bayernlande verständige Lebenskünstler schon früh eines minder grausamen Thuns besonnen und sich ans Bier gehalten zu haben. Seit dem XIII. Jahrhundert fließen häufigere archivalische Nachrichten von Braustätten in München und in den Märkten seiner Umgebung. Wir erfahren ferner auch das, daß dieses „finstere", aber in manchem sehr verständige Mittelalter in Fällen von Mißwachs und Getreidemangel das Brauen zeitweilig ganz verbot, damit das Brotbacken (man buk in solchen Fällen auch wieder Gerstenbrot) nicht beeinträchtigt werde, was dann nebenbei die Folge hatte, daß man nicht wie heute im Wirtshaus sitzen und dort über die schlechten Zeiten schimpfen konnte. Die Nachrichten über die oben schon angedeutete Einfuhr von besserem norddeutschen Bier nach Bayern geleiten uns sodann in das XVI. Jahrhundert hinüber, in das der Reformation und ihrer grimmigen Widersacher vom Hause Wittelsbach. Herzog Albrecht V. von Bayern (1550 bis 1579) hielt mit harter Hand jede protestantische Regung nieder und war ein eifriger Hebel des gleichen Vorgehens auch in anderen Reichsterritorien. Aber besseres Bier ließ er aus Sachsen kommen, und aus Eimbeck im braunschweig-grubenhagenschen Welfenlande bezog er für besondere Aufwartung an seiner Hoftafel jenes berühmteste aller damaligen Biere, welches auch dem D. Martin Luther so wohl that, als er vor dem Reichstag zu Worms stand und der Herzog Erich von Braunschweig dem tapferen Mönchlein eine Kanne davon hineintragen ließ.

Dann war es der Nachfolger Albrechts, Herzog Wilhelm V., der Fromme (1579 bis 1597), der in dem bayerischen Bierbezuge einen Wandel schuf. Er war ein großer Freund der Jesuiten oder vielmehr ihr Zögling und folgsamer Schüler sein Leben lang, bis er schließlich ganz ins Kloster ging; hat ihnen auch die herrliche Michaeliskirche in der Neuhäuserstraße zu München und das große schöne Kollegium daneben erbaut, welches später — tempora mutantur! — der Sitz einer bayerischen Akademie der Wissenschaften und Herberge reicher Sammlungen geworden ist. Wenn dieser Herzog nun das Hofbräuhaus zu München ins Leben gerufen und sich zum Begründer des bayerischen Bierruhmes gemacht hat, so scheint hierbei allerdings die Absicht, von dem protestantischen Bier aus Zschopau und Eimbeck loszukommen, kaum oder doch nicht in erster Linie bestimmend gewesen zu sein. Wenigstens läßt das treffliche und fröhliche

Das alte Hofbräuhaus zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Büchlein, welches im Jahre 1883 ein quellen- und bräukundiger Hiſtoriker, Dr. Joſ. Mayerhofer, über das Münchener Hofbräuhaus, „das braune ſowohl als das weiße“, herausgegeben hat, auf Grund der benützten Aktenſtücke, worin ja freilich nicht immer alles zu ſtehen braucht, eine derartige Tendenz nicht erkennen. Vielmehr nur die löbliche Abſicht, das viele Geld für gutes Bier im Lande zu halten und den herzoglichen Haushalt billiger zu führen.

Am Hofbräu.
Zeichnung aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts.

In München brauten damals die Franziskaner und die Auguſtiner, ſowie verſchiedene Privatbrauereien Bier. Indeſſen, wie z. B. ein herzoglicher Erlaß von 1540 zeigt, unterlag die „Täuglichkeit“ dieſer Stoffe zuweilen ſehr gerechtfertigten Bedenken, und jedenfalls vertrugen ſie den Wettbewerb mit den beſſeren Arten fremden Bieres nicht, am allerwenigſten den mit dem „Ainpöckiſchen“ oder „Ainpockiſchen“, wie man das Eimbecker Bier in der Mundart der Iſarſtadt benannte. (Aus jenen Sprachformen hat ſich bekanntlich zuletzt der Ausdruck „Bock“ für ein ſchweres, nach Eimbecker Art auf opulentere Methode gebrautes Bier zurechtdeſtilliert.) Jene fremden Biere kamen, wie geſagt, insbeſondere auf die herzogliche Tafel und auf die beſſeren Tiſche des übrigen fürſtlichen Hofhalts. Bis

Im Hofe des Hofbräu. Lithographie aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts.

Der alte Gerstmeier und die Zeitungspept.

in das XVII. Jahrhundert beköstigte nämlich der Hof die ganze Schar seiner Hofbeamten und des Hofgesindes selbst; erst Herzog Wilhelms Sohn, der aus dem 30jährigen Kriege bekannte Herzog und Kurfürst Maximilian I., hat dieses alte Herkommen durch ein zur Besoldung zugelegtes Kostgeld abgelöst. Da nun jeglicher Person an den geringeren Tischen zur Mahlzeit eine Maß gereicht wurde, an den fürnehmeren Tischen aber nach Belieben getrunken wurde und diese Bierversorgung à discrétion gelegentlich schwere Verbote „übermäßiger unziemblicher Trunkenheit und Zutrinkens“ nötig machte, so brachten es allerdings die Ehrsamen, Lieben und Getreuen der herzoglichen Umgebung, bei etlicher Mitwirkung auch der gnädigsten Herrschaft selbst, jahraus jahrein zu einem sehr ansehnlichen Bieraufwand.

In Erwägung dessen und nach Beratung mit seiner Hofkammer befahl Herzog Wilhelm im Jahre 1583, ein eignes herzogliches Bräuhaus in München zu erbauen. Entfernter von der damaligen herzoglichen Residenz sollte es nicht gelegen sein, sondern „gleich bei der Hand, der besorglichen Veruntreuung im Gesicht“, eine Bestimmung, die ein besseres Licht auf die Vorsicht der herzoglichen Räte, als auf die mit den unteren Hoforganen gemachten Erfahrungen wirft. — So ward nunmehr ein Teil des „Alten Hofes“ hierfür zweckdienlich umgebaut. Dies älteste Hofbräuhaus existiert noch, es ist das heutige Zerwirkgewölbe, wo die Hofbehörde an die Einwohnerschaft Wildpret verkauft. Im Jahre 1591 konnte daselbst mit dem Brauen begonnen werden. Zuerst hatte man über „schlechten und geringen Trunk“ zu klagen, aber bei geeigneten Vorschriften und etwas reichlicherer Materialverwendung besserte sich das Erzeugnis, und 1614 braute man endlich auch so gutes „Ainpockisches“, daß man das echte aus Eimbeck fortan

Erker des neuen Hofbräu. Front nach dem Platzl.

nicht mehr für die fürstliche Tafel bestellte. — Nur ein kleiner Teil des erzielten Bierquantums wurde in die Stadt an Beamte verkauft. Ja, auf Beschwerde der bürgerlichen Brauer wurde diese Bierabgabe über die Straße ganz eingestellt. Erst im Anfang des XVIII. Jahrhunderts nahm man den Gedanken entschlossen wieder auf, die inzwischen in Generationen vertiefte und erprobte Güte des kurfürstlichen Bräus zur ergiebigen Einnahmequelle der Hofverwaltung zu machen. Der Erfolg war ein gewaltiger. Etwa 2000 Eimer im Jahre hatte der Hof vertilgt; der neue Vertrieb nach außen erforderte schon in den beiden ersten Jahren 11 800 Eimer. Die Höhezeit altmünchnerischen Lebens aber bildete es, wenn durch bestimmte Zeit im Frühjahr auch von dem Ainpock des Hofbräuhauses abgegeben wurde, wenn der „Bockkeller aufging"! Freilich nur für vier, drei, bald durchschnittlich nur für zwei Wochen; dann war das große Werk gethan, und München, das sich von vormittags bis zur abendlichen Dämmerung gewissenhaft dazu hielt, war mit dem zur Weggabe ausgesetzten Quantum fertig geworden. Tröstlich und elegisch zugleich klang dann die Bockzeit aus, die dem Münchener die Verkörperung des Frühlings bildet: der Bock kehrt wohl jed's Jahr wieder, aber für den Menschen da gibt's nur einen einzigen Mai!

Die neuen Aufgaben, welche der kurfürstlichen Brauerei als gewerblichem Betriebe gestellt waren, machten, wie sie selber anwuchsen, auch allerhand Erweiterungen und schließlich ganz neue Verhältnisse notwendig. Im Jahre 1808 wurde die Hofbrauerei vom Alten Hof hinweg auf das (ziemlich nahe benachbarte) Platzl verlegt, wo sie seitdem verblieben ist.

Hier am Platzl befand sich ursprünglich die herzogliche und kurfürstliche Weißbiersiederei. Die Herstellung dieses aus Weizen gemachten erfrischenden Bieres war im Jahre 1602 in herzoglichen Betrieb genommen worden und wurde als eine Art thatsächliches Monopol gehandhabt, das im XVII Jahrhundert bei der großen Beliebtheit des für vornehmer gehaltenen Weißbieres große Summen einbrachte. Aber im XVIII. Jahrhundert wandte sich der Geschmack des bier-

Das neue Königl. Hofbräuhaus mit der Front nach dem Platzl.

vertilgenden Publikums, wie faſt überall, auch in München mit ſolchem Übergewicht dem Braunbier zu, daß man nach vergeblichem Nachdenken, wie dem Weißbiervertrieb noch wieder aufzuhelfen ſei, endlich den Schritt that, ihn ganz aufzugeben; 1798 ward auf das Weißbiermonopol des Hofes verzichtet, zehn Jahre ſpäter das „braune“ Hofbräu in die weitläufigen, verödeten Räume des weißen verlegt. Übrigens iſt den Fremden, welche München und Oberbayern bereiſen, wohl nur ſelten bekannt, daß ſowohl in der Reſidenz wie auf dem Lande immer auch noch Weißbier getrunken wird, und daß dieſes ein zwar nicht großes, aber deſto pietätvolleres, auf peinliche Handhabung dieſes etwas diffieilen Stoffes bedachtes Publikum hat.

Aus dem Hofe des neuen Hofbräu.

Alter Münchener Brauch war es, daß ſich die Familien ihr Bier offen in Krügen „über die Straße“ holen ließen, wie denn noch heute jedes Bräu- und Wirtshaus ſeine beſondere Gaſſenſchenke hat und erſt ganz neuerdings das Münchener Flaſchenbier, nachdem es außerhalb ſeiner Heimat eine ſo große Wichtigkeit gewonnen, auch an Ort und Stelle in die Häuſer zu bringen begonnen hat. Auf jene Weiſe, indem ſie es ſich holen ließen, erlangten die Münchener auch das Hofbräu. Der unmittelbare Ausſchank an dürſtende Seelen im Hofbräuhauſe ſelbſt rührt erſt von 1830 her. Damals wurden Bänke und Tiſche von haltbarſter Bauart in den zum „Minutoverſchleiß“ beſtimmten Räumen aufgeſtellt; in dem ſich lang zwiſchen die Gebäude hineinziehenden Hofe verſahen leere Fäſſer denſelben Dienſt. Alsbald verſorgten auch holde hauſierende Verkäuferinnen vorgerückten Alters die Gäſte mit den nötigen Radi und ſonſtigen Zuthaten eines beſchaulichen und unentwegten Trunkes und fügten im Fortſchritt der Zeiten noch das Siglſche Vaterland und ſonſtige geiſtige Anregungen hinzu. Als aber damals vor 70 Jahren zum erſtenmal die Thore des nunmehr zur „Gaſtung“ hergerichteten Hofbräu aufgingen, da erſchien daſelbſt König Ludwig I. unter ſeinen Münchnern, und an die Wand über die Thür der großen Trinkerkarawanſerei ſchrieb er eigenhändig ſeinen Namen. Der bürgerfreundliche, unmittelbaren Eingebungen folgende König hatte wieder einmal die rechte Wirkung faſt ungewollt hervorgebracht: das Hofbräu als Gaſtwirtſchaft war fortan über alle landläufigen ſozialen und geſellſchaftlichen Unterſchiede hinweg gewiſſermaßen in eine höhere Ordnung emporgerückt. Und wenn der Münchner ſeitdem ſehen konnte, wie ſeine Miniſter und die Geiſtesgrößen der Reſidenz gerade ſo gut im Hofe des königlichen Bräuhauſes um die als Tiſche dienenden Fäſſer ſtanden und ihren Radi tranchierten, als wie der königliche Hartſchier auch, der eigentliche Hofbräuariſtokrat, oder

der Fiaker, der seine Rosse auf einen „Moment“ im Stich gelassen, und wenn heute die ängstlichste norddeutsche Dame oder die reisende Miß das Münchener Hofbräu von allem, was sonst „O Gidd“ oder shocking ist, ausnimmt, so rührt die dieser Bierwirtschaft von aller Welt zuerkannte Ausnahmestellung nicht zum wenigsten von jener klugen Art her, womit König Ludwig sich ohne jede Ziererei, vielmehr ausdrücklich zu seinem waltigen Trinksaal hinzugefügt und das Ganze allerorten einigermaßen verfeinert und civilisiert. Man fürchtete in echten Münchener Kreisen damals sehr für die alte Gemütlichkeit. Indessen im Hofe drunten und in den Trinkgewölben des unteren Stocks ist im Grundsatze alles so wiederhergestellt, wie es früher auch war. So ist denn in der That die Stimmung und Luft, die durch diese Räume schwebt, die alte, mit Worten

Der große Saal im oberen Stock. Erbaut von Heilmann & Littmann.

Hofbräuhause als königlicher Bräuherr bekannte.

Jenes ältere Gebäude am Platzl, das im XIX. Jahrhundert seinem Bier und seinem Ruhm einen universalen Kultus erobert hat, ist nun nicht mehr. Vor etlichen Jahren hat man es durch einen zweckdurchdachten Gebäudekomplex im neuesten Münchener Stil, der ja vor allem geräumig und massiv, im übrigen eine Mischung von „Altdeutsch“ und bayerischem Barock ist, ersetzt, hat im oberen Stockwerk hübsche und behagliche Bierstuben und einen einräumigen, ganz geschwer wiederzugebende von ehemals geblieben. Und am ersten Abend nach der neuen Eröffnung sah es auf dem Fußboden, aber auch auf den Gesichtern drunten im neuen Hofbräuhaus genau so aus wie im alten.

Wohl hat sich gegen die älteren Münchener Bierverhältnisse, wie wir sie vorhin in flüchtiger Skizze geschildert, seitdem vieles geändert. Paulanerbräu (früher Zacherl), Eberl, Augustiner, Franziskaner, St. Thomas, der „heilige Pschorr“ und viele andere brauen ein Bier, das sich auch vor dem

Speisekarten des Hofbräus.

Hofbräu nicht zu verstecken braucht, und alle Welt nennt ihre Namen mit stiller Genugthuung. Nichtsdestoweniger ist das Platzl mehr denn je der Biermittelpunkt von München geblieben und wieder geworden. Besonders, seit nun auch die älteren studentischen Korporationen begonnen haben, eine nach der anderen ihre Häuser um das Hofbräu herum zu erbauen. Wohnen möchte ich daher am Platzl allerdings nicht.

Mit einer kleinen persönlichen Reminiscenz, die sich auch auf Münchener Bier bezieht, möchte ich hier schließen. Es war zur Zeit, da Boulangers Stern im Zenith und ganz Paris im Zeichen der Deutschenfresserei stand. Damals hatte sich Paul

Gemälde im großen oberen Saal.

Déroulède insbesondere auch auf das Thema geworfen, Brandreden gegen die deutschen Biere, die bières salicylées, die Paris mit Wonne trank, zu halten. Eine solche hatte ich mir angehört und war gegen Schluß der Versammlung gegangen, um in einer der Münchener Wirtschaften, der „brasserie Muller“, am Boulevard Bonne-Nouvelle noch einen Abendtrunk zu thun und Zeitungen zu lesen. Es war zu dieser Stunde ziemlich leer, aber mit einem Male kam eine Schar von Gästen in die Wirtschaft herein gestapft, animiert, geräuschvoll und ungeduldig. Und wer war's? Déroulède und der engere Stab seiner Getreuen. Der Gute hatte sich mit seinem Eifer gegen das angeblich salicylierte Bier in einen solchen Durst hineingeredet, daß er es selber am schwersten empfunden hätte, ihn anders als in Münchener löschen zu müssen! Ich saß in meiner Ecke und sah über die unvermeidliche Kölnische Zeitung hinweg den aus großen verzückten Augen gewaltig um sich blickenden Tyrtäus der Revanche mit ungeheurem Vergnügen an. Derlei sind heute freilich auch, und zum Glück, tempi passati!

Gruss der Frühe.

Von

Julius Havemann.

Was war das heut zur Abendzeit?
Es kam heran aus Fernen weit,
Aus Tagen, die schon lang dahin.
Wie lebend trat mir's vor den Sinn.
Da liegt die Heimat waldumkränzt,
Am Horizont ein Wasser glänzt.

Ich wandre durch das dunkle Moor,
Das Glück schleicht nebenher im Rohr.
Gelblodernd bricht der Tag hinab,
Schon hügelt sich im West sein Grab.
Die Wasser all' im Buschwerk brennen,
Und Haiden flachen sich wie Tennen.

Doch überm Walde märchenfern
Kommt sacht und sanft der Abendstern.
In milder Hand das Szepter blinkt,
Vor dem der Wind zu beten sinkt.
Wo sich das Dorf versteckt im Tann,
Schlägt eine Abendglocke an.

Und wie vor Heil'gem neig' auch ich
In dieser tiefen Stille mich.
Mein Schatten wird so kinderklein.
Der Mond schlich leise aus dem Hain.
Die ferne Mühle seh ich kaum. —
Hier träumt' ich meinen Jugendtraum.

Hier war die ganze Erde mein
Und Glanz um mich wie Sonnenschein,
Und Liebe ging an meiner Hand
Wie Sternlicht rein und — unerkannt.
Was blieb von ihrem Glanz zurück?
Der Traum. Erinn'rung an das Glück.

Du thöricht süßer Jugendtraum,
So kamst du über Zeit und Raum
Und streichst vorbei mit stillem Flug
Wie abendlicher Störchezug,
Und rufst die alten Tage wach,
Daß ich noch einmal träumen mag.

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Mancherlei Fragen und Betrachtungen ſind es, zu denen Ida Bay-Eds neueſter Roman „Um Helena“ (Stuttgart, J. G. Cotta) den nachdenklichen Leſer anregt. Eine von ihnen, nicht gerade die wichtigſte, aber die nächſtliegende, könnte lauten: War Helena, die Tochter des Zeus und der Leda, nichts als eine lebendige Statue ohne Seele, ohne Geiſt? Oder, um mich volkstümlicher auszudrücken, nichts als eine hübſche Pute? Oder ſtanden bei ihr Körper und Seele im richtigen harmoniſchen Verhältnis? So viel ich weiß, iſt der Fall Helena noch nicht nach dieſer pſychologiſchen Seite hin kritiſch behandelt worden. Homer hütet ſich, an die Frage überhaupt zu rühren. Für ihn ſteht Frau Helena als Zeusentſproſſene und als ſpartaniſche Majeſtät über der Kritik; als echter Troubadour reſpektiert er eine Königin in jedem Falle und kümmert ſich nicht darum, ob ſie Geiſt hat oder nicht. Die Helena, die Meiſter Offenbachs Phantaſie beſchäftigte, hat ſicherlich eine Seele, freilich eine Seele, die nicht ſchwer ins Gewicht fällt; aber eine Pute aber ein Landgänschen iſt dieſe frankohelleniſche Dame keinenfalls. Die deutſchhelleniſche aber, Goethes Helena, repräſentiert beinahe das Ideal des Weibes in ſeiner Allſeitigkeit, vollendet an Körper und Geiſt, bezaubernd gleichermaßen durch Schönheits- und Empfindungsreize. Schade nur, daß ſie blaß ein Ideal iſt, für kurze Friſt der Unterwelt geraubt. Im Gegenſatz zu Goethe ſieht Ida Bay-Ed in der Tochter des olympiſchen Schwanenritters nichts als einen Blender, eine jener klaſſiſchen Schönheiten, die durch die Ebenmäßigkeit der äußeren Linien, den Pomp der Formen berücken, innerlich aber kalt und leer ſind, wie eine Gliederpuppe. Gerade dies iſt, wie die Erzählerin meint, die ewige Helena, die unſterbliche, die immer wieder aufſteht. „Alle Madernität hilft nicht, ſie umzubringen. Wir haben neue Werte am Weibe entdeckt und taxieren es als Gleichdürftige. Wir ſind ſehr gebildet und zweifelſüchtig. Wir haben ja viel wichtige Geſchäfte, und ernſte und geſchmackvolle Männer ſchlagen ſich eigentlich nicht mehr die Köpfe wund um ein Weib. Eigentlich nicht. Und dennoch — tritt ſie in Erſcheinung, Helena die Ewige“, und immer wieder verführt ſie kluge Männer zu kläglichen Dummheiten.

Natürlich iſt die Heldin des Romans nicht die antike Helena, nicht die Gattin des guten Menelaus; Ida Bay-Ed hat keineswegs den Ehrgeiz, den trojaniſchen Krieg noch einmal zu behandeln und mit Vater Homer zu konkurrieren. Standesamtlich führt ihre Helena den Namen Beate und iſt die Tochter des ehrenwerten Gutsbeſitzers Altheer, der in der Nähe von Marſtadt anſäſſig iſt, einer Roman-Stadt, die irgendwo im norddeutſchen Küſtenland zu finden ſein ſoll. Beates Antlitz und Geſtalt ſind „von vollendetem Ebenmaß. Ihr Profil zeigt eine herrliche Naſe, eine unvergleichliche Linie von den Lippen über das Kinn, hinein zum Anſatz des edelgebildeten Halſes; ihr Haar iſt von einem köſtlichen matten Blond. Trotz all der ſeltenen Schönheit wirkt ihre Perſönlichkeit nicht ſtreng, auch kaum majeſtätiſch; es ſcheint ſie vielmehr ein Dunſt von Üppigkeit zu umzittern“. Im übrigen kaum etwas anderes als eine Gans, bequem, dumpf und ſtumpf, und mit Gedanken, mit tieferem Empfinden ſo wenig belaſtet, wie ein Puppenkopf im Friſeurladen. Ob gerade dieſer Typus heutzutage den Männern der gefährlichſte iſt, ob gerade dieſe Art Schönheit am beſten die ewige Verführungskraft des Weibes, den ſinnlichen Reiz repräſentiert, erſcheint mir ein wenig fraglich. Ida Bay-Ed aber behauptet es, und die Mannheit, die im Roman eine Rolle ſpielt, beſtätigt ihre Anſicht. Eines Tages tauchen in Marſtadt zwei Ingenieure auf, zwei Vettern, Thaſſila und Edlef Stürmer, die berufen ſind, ein techniſches Rieſenwerk auszuführen, ein einheitliches Gefüge von Deich- und Hafenbauten, durch welche die Stadt ihren Handel neuzubeleben hofft. Thaſſila iſt ein techniſches Genie, eine großangelegte, aber etwas ſchwerfällige Natur, Edlef eine Art Windhund, der es jedoch verſteht, ſich in Scene zu ſetzen und aus den Arbeitserfolgen anderer ſich ein Piedeſtal zu errichten. Beide verlieben ſich in Beate Altheer, der eine mit der Inbrunſt eines Mannes, der ſein ganzes Herz der Liebe hingibt, der andere aus blaßen Sinnlichkeits- und Eitelkeitsgelüſten. Ohne viel Mühe aber ſchnappt Edlef dem Vetter die Liebſte buchſtäblich vor der Naſe fort und führt ſie als Braut, ſpäter als Gattin heim. Thaſſila iſt wie aus den Wolken gefallen. Er kann es nicht faſſen, daß die „Hahe, Hehre“, in der er ein Muſterbild edler Weiblichkeit ſieht, ſich an einen ſo windigen Geſellen wegwirft, daß ſie ihn nicht ohne weiteres durchſchaut. Ihr ſelbſt aber vermag er nicht zu zürnen, um ſo brennender iſt der Haß, den er gegen den glücklichen Nebenbuhler empfindet, und in den er ſich tiefer und tiefer einwühlt. Er haßt den Vetter, dieſen Haß jedoch in der That umzuſetzen, das bringt ſeine Menſchlichkeit nicht fertig. Ein ergebener Freund aber, ein Norweger,

vollzieht an seiner Statt die Rache, van der Thassila nur zu träumen wagt. Irne, der Norweger, erschießt den ahnungslasen Edlef sa gleichmütig, wie ein Jäger den Habicht herabhalt, der eben eine Taube in seinen Klauen erwürgt hat. Beate wird dadurch frei, und Thassila kann van neuem um sie werben. Aber zum zweiten mal entgeht sie ihm. Sie bevarzugt einen armseligen Aristakraten, der menschlich nichts bedeutet, seiner Frau aber eine gesellschaftliche Stellung verschaffen kann, wie sie die eitle Dame ersehnt. Erst jetzt erkennt der gute Thassila, was für ein Gänschen die Hohe, Hehre, Angebetete ist, erst jetzt sieht er klar, daß er seine Neigung an eine glänzende Hahlheit verschwendet hat. Schan aber steht die treue, edle, fast allzu edle Hedi bereit, ihn in ihren Armen, an ihrem Herzen für alle Enttäuschung zu trösten.

Wie in den meisten ihrer Romane behandelt Ida Bay-Ed auch in diesem ein Prablem, das an die tiefsten Wurzeln des Menschtichen hinabreicht. Sie behandelt es mit der festen Entschiedenheit, die ihr eigen ist; in der Charakteristik wie in den Schilderungen tritt ihre klare, sichere Schaffensweise, ihre echte, empfindungstiefe, aber auch kraftvalle Weiblichkeit, ihr überlegener Geist aufs fesselndste zu Tage. Mit seinem Humor zeichnet sie das engbegrenzte Leben der kleinen Stadt, mit stimmungsvollem Realismus die Entwickelung des Hasenbaues und die Jagd, bei der Edlef erschossen wird. Nur in einem Punkte scheint mir das Problem künstlerisch nicht ausgeschöpft zu sein. Das Thema von der ewigen Verführungskraft sinnlicher Schönheit, der auch der geistesstarke Mann erliegt, van dem unerschöpflichen Zaubertrank, der ihn berauscht, daß er in jeder wahlgebauten Eva eine Göttin sieht, dies Thema vertrüge doch wohl noch brennendere Farben, nach wildere Scenen nach der Seite des Sinnlichen hin. In dieser Richtung geht die Dichterin zu zaghaft vor. Und im Grunde hängt es mit dieser Zurückhaltung zusammen, daß der Held des Ramans künstterisch nicht ganz den Eindruck macht, den seine Mittelpunktsstellung eigentlich erfardert. In mehr als einer Hinsicht ist seine Charakteristik etwas schwach geraten, und daher entbehrt sein treues Minnen um die Hehre nicht einer leisen Kamik. Um sa lebensfrischer und packender wirken die meisten der anderen Gestalten, der bis zum Verbrechen leichtsinnige Edlef, der narwegische „Übermensch" Irne Hjelmersen, und im wesentlichen auch die holde Beate. Sie alle könnten getrast noch weiter ins Centrum der Erzählung gerückt sein, noch stärker die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Var allem gilt das van dem Narweger, der interessantesten und eigenartigsten Figur des Romans. Es zeugt van ernster Empfindungskühnheit, wie die Dichterin diesen Mörder zeichnet. Nur daß der Mann schließlich die Natwendigkeit fühlt, sich selbst aus der Welt zu schaffen, erscheint denn dach nicht genug begründet. Das müßten wir mehr *sehen*, nicht auf einige Briefwarte hin gläubig hinzunehmen haben. Die Sprache des Romans, die stilistische Ausdrucksweise ist ebensa reich wie reif, abgeklärt und abgerundet, ahne jedoch der mitreißenden Empfindungswärme und der charakterisierenden Schärfe zu ermangeln.

Impressianistischer und lebhafter nimmt sich der Stil *Gertrud Frankes* aus, deren jüngster Raman „*Der Unkenteich*" im Verlage von F. Fantane & Ca., Berlin, erschienen ist. Ein Talent, das Feinempfinden mit markiger Kraft, realistische Frische mit Gemütsidealität verbindet. Ihre Stärke liegt, wie es scheint, in der Durchführung socialethischer Prableme. Auch das Thema, das sie in ihrem neuesten Werk gestaltet, berührt das saciale und ethische Gebiet. Aber sie macht diesmal aus einer Mücke einen Elefanten, sie behandelt die Unannehmlichkeit eines Ptatzregens in einem Stile, den man sich besser für ein landzerstörendes Unwetter aufspart. Es ist für ein modernes Empfinden nicht leicht, sich über die Dinge, die Gertrud Franke varführt, sa ernsthaft aufzuregen, wie es die Erzählerin und die Helden ihrer Erzählung verlangen. Ein Schutmeister hat sieben Jahre warten müssen, bis ihm eine Anstellung zuteil wird. Treu harrt mit ihm die mageren Jahre hindurch seine Braut, die tapsre Lene aus. Die beiden können sich nicht heiraten, salange der Mann nicht in sicherer Stellung den Lebensunterhalt verdient. Schwere Mühe kostet es sie, Tag für Tag ihre junge Sinnlichkeit im Zaume zu halten. Jahretang gelingt es ihnen, eines Abends jedach, als sie gerade eine Hachzeit mitgefeiert haben, ertiegen sie ihrem Gelüst. Kurze Zeit darauf kommt Richard zu dem ersehnten Amt. Er heiratet seine Lene, und alles scheint sich aufs beste zu entwickeln. Lene wird Mutter, und sie ist selig in ihrem Glück. Aber das Kind ist ein wenig früher zur Welt gekammen, als es — nach dem Hachzeitstermin gerechnet — durfte. Die Stadt wittert Unrat, sie erfährt, was dereinst geschehen, und sie thut das Ehepaar in Acht und Bann. Richards Kollegen weichen dem Verfemten nach Mögtichkeit aus, und eine Disziplinaruntersuchung bedroht seine Stellung und seinen geliebten Lebensberuf. Wie das sa geht, muß Lene seine Verstimmungen büßen. Alle Tage wird es ärger damit, sa daß die Ärmste schließlich, um dem Manne nicht weiter eine Last zu sein, mit ihrem Kinde auf und davon geht. Alsbald wendet sich das Blatt der öffentlichen Meinung. Alle Schuld wird auf die Frau, die Verführerin, geschoben, und Richard kammt bei der Gesellschaft neu in Gnaden. Nach all der Pein thut ihm der Friede sa wohl, daß er geneigt ist, sein Weib für immer aufzugeben und sich durch eine neue Ehe die errungene Pasition dauernd zu sichern. Ein schmerzliches Ereignis aber bringt ihn zur Selbsteinkehr; er erkennt, wie wenig die Gunst der Welt, der Beisall Jedermanns bedeuten im Vergleich zu der echten Liebe eines Einzelmenschen, und reuig macht er sich auf, sich seine Lene zurückzuerabern. Die Erzählung ist reich an seinen psychologischen Zügen, die einzelnen Gestalten sind in knappen und festen Linien vartrefflich charakterisiert, und das Leben und Treiben in der Kleinstadt ist anschaulich geschildert. Und dach vermag man mit der Verfasserin nicht recht mitzugehn. Die philiströse Beschränktheit der Pfahlbürger verträgt eine sa pathetische, ernsthafte, breite Würdigung nicht,

Plaquette auf den Grossherzog von Baden. Entworfen von Rudolf Mayer-Karlsruhe.

und noch weniger verträgt sie der Schwächling, der den Romanhelden spielt. Es ist immer schlimm, wenn der Held unterhalb des Niveaus bleibt, das selbst der Durchschnittsleser, der geistig nicht ganz hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist, einnimmt. Wir sollten froh sein, daß wir soweit gekommen sind, derartige Dummheiten und Schwächen, wie sie der Roman vorführt, rein humoristisch nehmen zu können. Und wir sollten einer Sache, die nur noch der Beschränktheit wichtig sein kann, litterarisch nicht von neuem ein Relief geben durch Pathos und Sentimentalität. Ästhetisch störend wirkt es, daß die Erzählerin den Unkenteich nicht bloß als Bild, als Allegorie klatschsüchtiger Philisterei verwendet, sondern auch einen wirklichen Unkenteich realistisch vor Augen führt. Schon die Allegorie hat in dieser Art etwas Altmodisches, sie ist zu sehr verbraucht; der wirkliche Unkenteich aber hebt im gewissen Sinne die noch mögliche Wirkung der Allegorie auf; er bringt es dem Leser doch zu nahe, wie thöricht eigentlich der ganze Vergleich ist, wenn er in so düsteren Farben gehalten wird, wie kindlich es ist, einen Schwarm harmloser Kröten einer Gesellschaft boshafter Klatschschwestern und Klatschbrüder gleichzustellen. Die brave Unke quarrt wohl, aber sie verleumdet nicht.

Ein neues Talent tritt mit Annemarie von Nathusius in die Öffentlichkeit. Ihr Erstlingswerk „Mann und Weib“ (Berlin, Rich. Eckstein Nachf.) hat noch viel Unreifes in künstlerischer wie geistiger Hinsicht, aber es steckt in ihm eine gute Verheißung auf zukünftige Bedeutung. Künstlerisch hat sich die Verfasserin noch nicht zur vollen Eigenart durchgerungen, aber ihr Buch zeugt von Temperament, von starkem Ringen und Wollen, von scharfer Beobachtungsgabe, von feinem Empfinden und innerlichem Geistesleben. Noch steckt die Verfasserin zu sehr mitten in den Dingen und Erscheinungen, sie hat sich noch nicht zur Überlegenheit emporgearbeitet, wenn sie auch ernste Anstrengungen macht, einen höheren, freieren Standpunkt zu gewinnen. Ein echt moderner Mensch ringt sie, sich aller neuen Empfindungen und Anschauungen zu bemächtigen, ohne jedoch Zweifel und Vorurteile schon ganz überwunden zu haben. Sie ahnt überall das Große, Neue, das sich rings entfaltet, sie ahnt es und berührt es, lebt aber noch nicht darin. Der Inhalt des Buches läßt sich nur kurz andeuten. Skizzen aus dem heutigen Gesellschaftsleben bilden den Kern. Skizzen, die satirisch oder pathetisch die kleinen und großen Thorheiten der „guten“ Gesellschaft, moralische Thorheiten und Verwirrungen in einer mehr andeutenden, als fest zugreifenden Weise vor Augen führen. Das poetisch Stimmungsvolle tritt nur hie und da anmutig zu Tage, im allgemeinen überwiegt das Feuilletonistische; stilistisch scheint die Verfasserin von Peter Altenberg und Genossen beeinflußt zu sein, ohne daß sie jedoch in bloße Nachahmerei verfällt.

Im Epischen, besonders in der Prosaerzählung entfalteten bisher die Frauen, soweit sie litterarisch thätig waren, ihre Hauptkraft. Und sie waren darauf angewiesen, so lange sie im großen Ganzen durch die äußeren Zustände behindert waren, ihre Subjektivität ebenso rein und mächtig zu entwickeln, wie der Mann. In der Erzählung handelt es sich vorwiegend um eine ruhige, objektive Weltbetrachtung, die Dinge brauchen nur klar gesehen, beobachtet, treu geschildert zu werden, und eine bedeutende litterarische Schöpfung kann sich daraus ergeben. Ein leidenschaftliches Begehren und Sehnen, ein Drängen nach neuen Entwickelungen des Ichs, nach Aenderung und Umgestaltung, nach Erhöhung und Bereicherung des Lebens fordert die Epik nicht in dem Grade, wie Lyrik und Drama. Die Macht des Persönlichen kann auch im Epischen eine große Rolle spielen, aber sie kommt selten in erster Reihe zur Geltung. Um so entschiedener tritt der Wert der Persönlichkeit und der Subjektivität in der Lyrik zu Tage. Im allgemeinen bedeutet die Epik Hingabe an die Anderwelt, die Lyrik aber Bemeisterung der Anderwelt durch das Ich. Das Centrum des Epischen bildet die Welt, den Mittelpunkt des Lyrischen das Ich. Nur eine starke Subjektivität ist der Fels, aus dem der Quell eigenartiger und ursprünglicher Lyrik entspringt. Dadurch erklärt es sich von selbst, daß die Frauen, die Jahrtausende in festere, unübersteiglichere Schranken eingeschlossen waren, als der Mann, die es um vieles schwerer hatten, persönliche Eigenart zu entfalten, weit eher im Epischen, als im Lyrischen Wertvolles geleistet haben. Einzelne Ausnahmen, wie Sappho und Annette von Droste, bilden keine Widerlegung. Von einer deutschen Frauenlyrik kann man erst seit einem halben Jahrhundert reden. Gedichtet, ihre Gefühle in Reim und Rhythmus ergossen, haben unsere Frauen auch schon in früherer Zeit, in gewissen Epochen geradezu massenhaft, aber formell wie inhaltlich kam ihr Lied über die bloße Nachahmung und Nachempfindung „männlicher Muster“ nicht hinaus. Es ist daher durchaus berechtigt, daß Paul Remer die Sammlung deutscher Frauendichtung, die er vor kurzem herausgegeben, mit Annette von Droste-Hülshoff einleitet und alle vordrostesche Frauenlyrik unbeachtet läßt. „Buch der Sehnsucht“ (Berlin, Schuster & Löffler) betitelt sich die Sammlung, da nach Remers Ansicht das bisherige Sein der Frau nur Sehnsucht nach einer eigenen selbständigen Menschlichkeit war, die Verwirklichung dieses Sehnen aber erst jetzt beginnt. In einer ebenso übersichtlichen wie gedanklich anregenden Einleitung schildert der Herausgeber den Entwickelungsgang, den die deutsche Frauenlyrik innerhalb der angegebenen Zeitgrenzen genommen hat. Und in kurzen Charakteristiken zeichnet er feinsinnig die Eigenart der einzelnen Dichterinnen, die sich litterarisch Geltung verschafft haben. Kann man dem Herausgeber auch nicht in jedem Punkte zustimmen, so erscheint es doch zweifellos, daß er in den Wesenszügen fast immer das Richtige, den Kernpunkt trifft. Unter den Dichterinnen, deren erstes Auftreten in die 70er und 80er Jahre fällt, ragen in erster Reihe Ada Christen, Alberta von Puttkamer, Frida Schanz und Ilolde Kurz hervor. Bei allen vier ringt das Persönliche kräftig nach Entfaltung, noch aber überwiegen die objektive Weltbetrachtung, das epische und beschauliche Element. Leidenschaft-

licher äußert sich der subjektive Drang bei Hermine von Preuschen, Morie Jonitschek, Marie delle Grozie, Thekla Lingen und Kloro Müller. Die Liebeslyrik wird sinnlicher, glühender, in der philosophischen und socialen Dichtung macht sich ein revolutionärerer Geist bemerkbor. Noch entschiedener zu künstlerischer und seelischer Eigenort haben sich die Jüngsten unter den dichtenden Frouen emporgekämpft; mit ihnen bohnt sich, wie es scheint, eine gonz neue Entwickelung an. Das gilt vor allem von der durch Stimmungszouber bestrickenden Margarete Bruns, von Morie Modeleine, deren kecke, zigeunerische Sinnlichkeit freilich mehr kokett, als inbrünstig onmutet, und last not least von Margorete Beutler, die ebenso durch den Reichtum und die Reize ihrer Kunst wie durch tiefe und große Menschlichkeit für sich einnimmt.

Fünfundzwonzig Dichterinnen sind in der Sommlung vertreten, eine ansehnliche Zohl, und doch bilden sie nur eine Auslese unter hunderten. Eine zweite Ausloge wird sicherlich ein halb Dutzend neuer, verheißungsvoller Talente zu berücksichtigen haben. Ein wohrer Bücherhügel, nur ous Frauenlyrik zusommengesetzt, hat sich in diesem Johre bereits bei mir emporgehäuft. Dilettantische Spielereien, unscheinbare Nippessächelchen, tolentlose Nachohmungen beliebter Muster zum größten Teil. Einzelnes ober loutre Poesie, die keinen Vergleich zu scheuen broucht. Eine vielseitige Begobung, krostvolles Empfinden gepoort mit ernstem Geistesstreben spricht aus den Gedichten „Sturm und Stille“ (Berlin, K. Siegismund). Die Dichterin Olgo von Gerstfeldt ist den Lesern dieser Zeitschrift keine Unbekonnte; mehrere ihrer stimmungsreichsten Poesien sind on dieser Stelle zuerst veröffentlicht worden. In mehr ols einer Beziehung, nicht nur durch ihren heißen Drong nach litterorischer Unsterblichkeit, sondern auch durch die lichte Klarheit ihrer Form und durch die virtuose Bemeisterung der verschiedensten Rhythmen und Strophengebilde erinnert Olgo von Gerstfeldt an Platen. Als Gonzes ober würde die vorliegende Sammlung harmonischer wirken, wenn die Dichterin kritischer beanlagt wäre. Allzuost stört eine nüchterne Wendung, ein allzu prosoischer Ausdruck und bei einzelnen Gedichten, die stimmungsprächtig beginnen, nimmt sich die Schlußpointe zu matt und triviol ous. Ihr Bestes gibt die Dichterin in einer Reihe von Notur- und Landschaftsstimmungen sowie in den kontemplotiven Gedonkenhymnen, in denen sich ernstes Sinnen und Ringen und eine hochgerichtete Lebensanschauung offenbaren. Wie feingestimmte Epigramme und Aphorismen wirken die „Ritornelle“ der Dichterin; einige seien hier angeführt.

Die Sonne sonk, und wie in heil'gen Gluten
Loht glonzumflossen, magisch das Gebirge,
An dem dos Licht hinscheidend muß verbluten.

*

Wie fröhlich ist es, Reim um Reim zu schlingen,
Gleich einem Kronz zu flechten das Gedicht,
Und ihn der Liebe zum Geschenk zu bringen.

*

„Ich will!“ spricht laut der Mensch zu seinem Wahne;
„Du mußt!“ erwidert drohend ihm das Schicksol,
Und blutend kämpft er weiter ohne Fahne.

*

Wos froh der Lenz geweckt, die Sonnenküsse
Des Sommers reisten, — wirft der Herbst nun grousom
Dem mörderischen Winter vor die Füße.

*

Die Erde gähnt, von longem Traum erwochend,
Reibt sich den Schlof aus schlummermüden Augen
Und rüstet sich zu neuem Leben, lachend.

*

Dos ist der Prüfstein alles wohrhaft Schönen,
Doß es kein Abschluß ist, — vielmehr ein Anfang,
In andren weiterleben kann und weitertönen.

Eine wohre Meisterschoft, in knoppster Form eine Fülle feinen und tiefen Empfindens zu gestalten, zeigen die „Gedichte“ Doro Stielers (Stuttgort, Ad. Bonz & Co.). Weder formell noch geistig verkündet sich irgendwelcher revolutionäre Drong; die Dichterin singt von den ewigolten Freuden und Schmerzen des Menschenseins, und der Rhythmus blendet durch keinerlei Originalität. Aber die Gedichte üben doch einen lebendigen Reiz aus durch die Zartheit und Frische ihres Gefühlsinhalts und durch den weichen Stimmungsduft. Enige Proben mögen dafür zeugen.

Sonnengold.

Wie selig ist doch das Erwarmen
So oft der Tag die Erde weckt,
Die wie mit tausend Kinderormen
Sich sehnend ihm entgegenstreckt.
Bis von den ewigen Altären
Das goldne Wunder niederquillt,
Und mit den lichten Liebeslehren
Der Welt die tiefste Sehnsucht stillt.

Frühlingsschatten.

Der Garten hängt voll grüner Sprossen,
Voll Knospenaugen, broun und blonk.
Von Sonnengluten überflossen
Dehnt sich dos keimende Geronk.
Und wie sich aus den kleinsten Spolten
So Halm um Holm ins Blone schiebt,
Muß ich die Hände stille folten:
Wie reich die Mutter Erde gibt.

Da pocht dos zuckende Erinnern,
Doß diese Erde — grün verhängt —
In dem geheimnisdunklen Innern
Ein nie verschmerztes Glück umfängt.
Doß sie zu sich hinobgerissen,
Was so fürs Sonnenlicht bestimmt ...
Es ist ein wunderliches Wissen:
Wie hart die Mutter Erde nimmt.

Von einigen onderen Dichterinnen wie Helene Voigt-Diederichs, Agnes Miegel, T. Reso, denk' ich ein ander mal zu ploudern; ihr Wesen ist zu reich, ols daß es mit einem kurzen Wort genügend gekennzeichnet werden könnte.

Rundschau.

Prof. Joseph Joachim. — Prof. Hermann Grimm †. — Prof. Julius Rodenberg. — Prof. Reinhold Begas und seine Geschwister. — Neue deutsche Medaillen. — Der Äbtissinnenstab des Stiftes Heiligengrabe. — Wohnungseinrichtungen auf der Berliner Kunstausstellung. — Die neuen Säle des Louvre. — Vom Automobil-Wettfahren Paris—Berlin.

Prof. J. Joachim.
Zu seinem 70. Geburtstage.
(Photographie von C. Bieber in Berlin und Hamburg.)

Der gefeiertste aller lebenden Violinspieler, Meister Joseph Joachim, feierte kürzlich seinen 70. Geburtstag. In Ungorn, aber von deutschen Eltern, zu Kittsee bei Preßburg, am 28. Juni 1831 geboren, wurde er auf dem Wiener Konservatorium ausgebildet und konzertierte schon 1843 mit glänzendem Erfolg in Leipzig, wo er dann aber noch sechs Jahre eifrig studierte. Als vollendeter Meister des klassischen Geigenspiels begonn er etwa von 1849 ob seine sich immer weiter ausdehnenden Konzertreisen, wirkte dazwischen in Weimor und in Honnover als Konzertmeister, bis mon ihn und seine Gottin, die berühmte Sängerin Amolie Joachim, geborene Schneeweiß — ouch ein Kind Österreichs — 1866 noch Berlin zog, um ihn an die Spitze der neu errichteten Hochschule für Musik zu stellen. Von dieser Stellung aus hot er, wie kaum ein zweiter, das musikalische Leben in gonz Deutschlond befruchtet, als ausübender Künstler, ols Lehrer und getreuer Hüter der klassischen Trodtionen des Geigenspiels.

Am 16. Juni d. J. storb in Berlin der hochgeschätzte, vielverehrte Kunsthistoriker Professor Hermann Grimm. Dem Sohne Wilhelms, dem Neffen Jacob Grimms war gleichsam von Geburt an seine Lousbahn vorgezeichnet, sie mußte ihn auf die Wege der Wissenschoft führen. Aber wenn schon Voter und Oheim, die großen Philologen und Durchforscher des deutschen Altertums, die strenge Wissenschoft mit seinem poetischen Empfinden zu durchtränken wußten, unsere Volkssogen und Lieder und unsere köstlichen Mörchen sommelten, so ist in Hermann Grimms Lebenswerk der künstlerische Zug noch weit stärker betont. Er ist bereits 1851 im Alter von dreiundzwanzig Jahren mit einem Drama „Armin" hervorgetreten, veröffentlichte 1856 einen Novellenband, 1867 einen großen Roman „Unüberwindliche Mächte". Freilich begründeten nicht diese Dichtungen ihm Ruf und Ruhm; das thaten vielmehr seine kunsthistorischen und litteraturgeschichtlichen Vorlesungen und Werke. Ich konn hier nur dos Wesentlichste zusammenfossen: da ist zunächst und vor ollem sein ausgezeichnetes, klossisches „Leben Michelangelos", nicht nur eine wundervolle Vio-

Prof. Dr. Hermann Grimm †.
(Photographie von J. Baruch in Berlin.)

Prof. Julius Rodenberg
Zu seinem 70. Geburtstage.
(Aufnahme von C. Bieber in Berlin und Hamburg.)

Reinhold. Oskar. Hellmuth. Alfred.

Jugendbildnisse von Reinh. Begas und Geschwistern.
(Photographie von R. Krause-Bad Kosen).

endlich seine originellen Homer-Studien. Außerdem müssen seine, vielfach zuerst in der „Deutschen Rundschau", dann gesammelt erschienenen „Essays" erwähnt werden, in denen er über alles mögliche aus Kunst, Litteratur, Geschichte, seine Ansichten niederlegte; bisweilen etwas bizarr, aber immer geistreich und vornehm. Hermann Grimm war mit Gisela von Arnim, der Tochter Bettinas, des „Kindes", vermählt; seine Gattin ging ihm schon 1889 im Tode voran.

Ich erwähnte soeben die „Deutsche Rundschau", zu deren eifrigsten und geschätztesten Mitarbeitern Hermann Grimm zählte. Am 26. Juni d. J. feierte Professor Dr. Julius Rodenberg, ihr Begründer und unermüdlicher Leiter, seinen 70. Geburtstag. Den vielen Glückwün-

graphie des Meisters, sondern ein farbenprächtiges Bild der Zeit, in der er lebte und schuf; da ist weiter, aus Vorlesungen an der Berliner Universität entstanden, sein lebendiger, feinsinniger und großstiliger „Goethe"; da sind

Denkmünze auf die Enthüllung des Bismarckdenkmals.
Geprägt von L. Chr. Lauer in Nürnberg-Berlin.

Die Salzbrunner Plakette.
(Geprägt aus Anlaß der 300jähr. Benutzung der Heilquelle Oberbrunnen in Salzbrunn i. Schl., ausgeführt von Wilh. Mayer & Franz Wilhelm in Stuttgart.)

schen, die dem Jubilar zu teil wurden, möchten wir die unseren an dieser Stelle anreihen: wir bringen sie als Kollegen in herzlicher Verehrung dem liebenswürdigen Manne, dem feinsinnigen Dichter und dem ausgezeichneten Redakteur dar. Das kann für jeden, der die schwierige Aufgabe der Leitung eines großen vornehmen Blattes kennt, gar keiner Frage unter-

Prof. Rud. Mayer-Karlsruhe.
Selbstbildnis.

liegen, daß Julius Rodenberg der gewissenhafteste, taktvollste und geschickteste Redakteur ist, den wir in Deutschland besitzen, ein Meister seiner Kunst. Er hat es verstanden, einen beneidenswerten Stab von Mitarbeitern heranzuziehen, er ist unerreicht in der Pflege der Beziehungen zu diesen, glücklich in der Entdeckung neuer Talente, überaus geschickt in deren Förderung; vorbildlich erscheint seine Art, den einheitlichen Charakter der von ihm geleiteten Revue durch allen Wandel der Zeit festzuhalten. Von seinen Dichtungen schätze ich persönlich seine köstlichen „Berliner Bilder" am höchsten. —

Reinhold Begas feierte am 15. Juli seinen 70. Geburtstag, fast genau einen Monat nach der Enthüllung des viel bewunderten — und noch mehr angefochtenen Bismarckdenkmals vor dem Reichstagsgebäude zu Berlin. Wir bringen nicht das Porträt des reifen Meisters (sein charakteristisches Künstlerantlitz mit dem wehenden Vollbart ist ja allgemein bekannt), sondern ein uns durch die Liebenswürdigkeit seiner Schwägerin, Frau Oberstleutnant Begas in Köslen zur Verfügung gestelltes Kinderbildnis, auf dem der Vater des Künstlers, der berühmte Maler Carl Begas, s. Z. die vier jungen „Begasse" in anmutsvollster Weise verewigte. —

Wiederholt haben wir an dieser Stelle dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die deutsche Medaillenkunst sich lebhafter und künstlerischer bethätigen möge. Es fehlt keineswegs an Liebhabern, Sammlern, es fehlt doch auch wahrlich nicht an den geeigneten Aufgaben. Welche Fülle von Vorwürfen hat allein Bismarcks Leben und Schaffen geboten! Ich bin selbst Sammler von

Königin Luise.
Modelliert von Prof. Rud. Mayer, ausgeführt von B. H. Mayers Prägeanstalt in Pforzheim.

Bismarckmedaillen und kann mit darüber klagen, wie gering die Zahl der wirklich künstlerisch entworfenen Medaillen und Plaketten auf unseren größten Staatsmann ist. Was soll man z. B. zu der Medaille sagen, welche die altberühmte Prägeanstalt von Chr. Lauer in Nürnberg ge-

Denkmünze der Großherzogl. Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe.
Modelliert von Prof. Rudolf Mayer.

Die Mutter des Professors Rudolf Mayer, von letzterem modelliert.

Der vom Kaiser Wilhelm dem Stifte Heiligengrabe verliehene Äbtissinnenstab.

legentlich der Enthüllung des Begasschen Bismarckdenkmals edierte? Es ist eine Freude, solch einem Stück gegenüber die neueren Medaillen und Plaketten aus der Anstalt van Wilhelm Meyer und Franz Wilhelm in Stuttgart zu betrachten, von denen wir die Plakette abbilden, die anläßlich der 300jährigen Benutzung des Oberbrunnens in Bad Salzbrunn geschlagen wurde. Schon die Entstehung ist interessant, weil sie den rechten Weg zeigt für die, so es angeht. Der Entwurf verdankt nämlich einem Preisausschreiben seine Entstehung, das das Breslauer Kunstgewerbemuseum mit Unterstützung des Fürsten Pleß erließ; es gingen nicht weniger als 33 Modelle ein, van denen die van Kraumann-Frankfurt a. M., Weddig-Berlin, Huchler-Cannstadt preisgekrönt wurden; der Kraumannsche Entwurf ist dann zur Ausführung gelangt. Wir schließen eine Reihe ganz ausgezeichneter Arbeiten van Professor Rudalf Mayer in Stuttgart an, feine Stücke van starker künstlerischer Eigenart. —

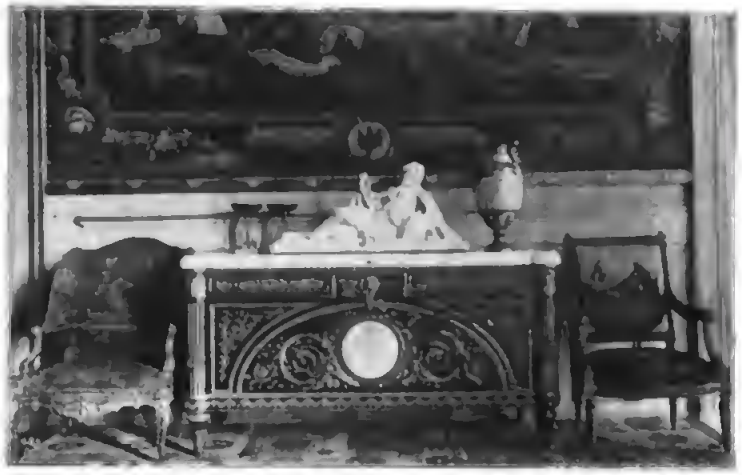
Als Kaiser Wilhelm jüngst, am 8. Juni d. J., das ehrwürdige Stift Heiligengrabe besuchte, verlieh er der Domina einen Äbtissinnenstab von hervarragendem Kunstwert. Er ist 180 cm lang, zeigt die Grundfarm des bischöflichen Krummstabes und ist aus drei Teilen zusammengesetzt, die durch juwelengeschmückte Ringe zusammengehalten werden. Der Stab trägt das Kaiserwappen und, da seine erste Trägerin eine Frau von Rahr ist, das Wappen dieses alten Geschlechts. Das Tuch des Stabes ist reich gestickt. Kaiser Wil-

Kaminecke für ein Domenzimmer. Entworfen von H. Werle, ausgeführt von M. Bodenheim in Berlin.

Wohnzimmer. Von Arthur Bieberfeld.

helm liebt es, die junge Kunſt in den Reichslanden zu unterſtützen. Mehrfach hat er die Straßburger Kunſtgewerbeſchule durch Aufträge erfreut, und ſo iſt auch dieſer Stab von Prof. Seder, dem Leiter dieſer Schule, entworfen worden. —

Eine, wie wir glauben, in mehrfacher Richtung reizvolle Gegenüberſtellung bringen wir auf dieſen Seiten: zwei Interieurs von der diesjährigen Berliner Kunſtausſtellung, ſehr hübſche, geſchmackvolle Zimmereinrichtungen im gemäßigt modernen Stil und zwei Interieurs — aus vergangener Zeit.



Aus den neuen Sälen des Louvre.

Die franzöſiſche Republik verfügt als Erbin früherer Herrlichkeit über wunderbare Möbel, Gobelins u. ſ. w. — über die Garde Meuble, aus der nach Bedürfnis für die Einrichtungen der Schlöſſer geſchöpft wird. Jetzt hat nun der verdienſtvolle Direktor E. Molinier im Louvre eine Reihe von fünf Sälen mit den ſchönſten Stücken aus den Zeiten Ludwig XIV., Ludwig XV. und Ludwig XVI. eingerichtet. — Herrlich, ohne Zweifel! Ob aber dieſe Zimmereinrichtungen, ganz abgeſehen von allem Prunk, je behaglich, wohnlich ſein konnten? Ich muß unwillkürlich an die kleinen Appartements denken, die im Verſailler Schloſſe in die Rieſenſäle künſtlich eingeſchoben ſind, und in die König und Königin ſich wohl flüchteten, um der Öde in jenen zu entgehen. —

Es ſei uns ein Sprung aus dem Bereich der Kunſt in das Gebiet des Sportes geſtattet. Das große Teuf-Teuf-Rennen, die Touren- und Wettfahrt der Automobiliſten von Paris nach Berlin gibt uns dazu die Veranlaſſung. Sie iſt

Aus den neuen Sälen des Louvre.

Ankunft des Siegers Fournier am Ziel in Berlin-Westend.
Photographie des Verlag Sankt Georg in Berlin.

nun darüber, war gewiß sehr interessant, und ist genügend gefeiert worden. Ich will auch gar nicht leugnen, daß eine Anzahl Motorwagen-Fabrikanten aus Erfolgen und Mißerfolgen allerlei gute Lehren haben ziehen können, und ich beuge mich ehrfurchtsvoll vor den guten Nerven der Sieger und Besiegten. An einen Nutzen für die Allgemeinheit vermag ich nicht zu glauben. Die Interessenten können ihre Fahrzeuge auch ausprobieren, ohne Leben und Gesundheit harmloser Wanderer und Zuschauer zu gefährden. Ästhetisch betrachtet, hat diese wahnsinnige Hetzjagd mit der Maschine für mich etwas fast Widerwärtiges — sie scheint mir kein Sport, kein richtiger edler Sport wenigstens. —

* * *

Unser farbiges Titelbild gibt eine Studie von Hans v. Bartels wieder, dem ausgezeichneten Münchener Aquarellisten, der übrigens in unserem Fall auf die Öltechnik zurückgegriffen hat. — Der große Spanier Benlliure gab uns seine „Matinée musicale", eine groteske Phantasie, einen Hexensabbath, der aber humaristisch aufgefaßt sein will (zwischen Seite 616 und 617). — Neben dem Studienkopf von W. Spatz-Düsseldorf (zwischen Seite 648 und 649) — einem jungen Ding mit wirrem Haar und eigenartig leuchtenden Augen — erwähne ich noch das zwischen Seite 664 und 665 eingeschaltete Bildnis von Lea Samberger, scharf und charakteristisch, wie das meiste, was Samberger schafft, im gewissen Sinne rücksichtslos, aber immer den Stempel der Persönlichkeit tragend. — Auf der Seite 640 und 641 finden unsere Leser, die Reproduktion zweier Glasfenster aus der Kirche zu Geargenthal in Thüringen und eine Skizze von Prof. Klaus Meyer für das eine Fenster. Die Gestalten stellen im südlichen Fenster Dr. Martin Luther und Herzog Ernst den Frommen dar; das nördliche Fenster enthält die Gestalten des Grafen Sizzo von Kevernburg, des Stifters, und des Grafen Eberhard von Altena, ersten Abtes von Georgenthal; darunter die Kevernburg und die Burg Altena. Die schönen Fenster sind eine Stiftung des Gutsbesitzers K. A. Schlenk an seinen Heimatsort.

Der Preis Kaiser Wilhelms für den Sieger in der Automobilfernfahrt Paris Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450